Cogitation
4 Pcs. 7 lm-5

Digitized by Google

<36630322690014

<36630322690014

Bayer. Staatsbibliothek

№ 1. 1. Januar 1840.

BIBLIOTHECA REGIA MONACENSIS.

Der Erzähler.

Ein

Unterhaltungsblatt für Jedermann.

Fünfter Jahrgang.

Augsburg. Dieses Blatt erscheint jeden Mittwoch und Samstag, und kostet dahier vierteljährlich 15 kr., halbjährig 30 kr. und jährlich 1 fl.; auswärts ist der Preis: vierteljährlich 18 kr., halbjährig 36 kr. und jährlich 1 fl. 12 kr. Bestellungen nehmen alle Buchhandlungen und königl. Postämter, letztere mit der tarifmäßigen Portovergütung, an.

Nachtbild.

(Dunkle Nacht; einem einsamen Maierhofe nähert sich von der einen Seite ein Dieb, von der andern ein Verliebter. Die Zeit ist 1840.)

Dieb.

Nacht, verehrt von allen Dieben,
Freundin aller Gaunerei,
Schirm' uns du vor Schüssen, Hieben,
Hunden und vor Polizei,
Birg' für uns in Wolken gerne
Deinen Mond, die Stocklaterne.

Verliebter.

Nacht, du Priesterin der Liebe,
Wie die Liebe blind bist Du,
Daß kein Argus wachsam bliebe,
Drückst du jedes Auge zu,
Offen laß mir nur ein Lädchen,
Das mich führt zu meinem Mädchen.

Dieb.

Gütergleichheit herrsch auf Erden,
Freiheit nur im Reich der Nacht,
Kinderleicht ist's, reich zu werden,
Wer in ihr nur wirkt und wacht;
Was sich langer Fleiß erplaget
Wird des Nachts ihm abgejaget.

Verliebter.

Ach, der Tag ist harter Plager,
Nacht, Erquickerin bist du,
Und verhilfst zum schönsten Lager
Wie zum süßen Rendezvous,
Pflegst der Liebe Zauberblume
Nur in deinem Heiligthume.

Dieb.

Gold, wenn du in Sorgenketten
Reiche Herr'n geworfen hast,
Kommen wir sie zu erretten
Von der martervollen Last,
Wir sind bittre Arzeneien,
Sie vom Geld-Alp zu befreien.

Verliebter.

Nacht, sey tausendmal gesegnet
Für den schönen Zeitvertreib,
Wenn es Küss' auf Küsse regnet!
Nacht, dich segnet jedes Weib.
Wer geboren, muß dich preisen,
Lebensmutter sollst du heißen.

Dieb und Verliebter.

Scheut man mich auch wie Gespenster,
Fest verrammelnd Thür und Steg,
Ei, so weiß ich durch das Fenster
Auch recht gut zum Schatz den Weg:
Nacht, erhalt' mich auf den Beinen,
Segne das Gewerb des Deinen!

Dieb (horcht nach der Seite, wo der Verliebte steht.)

Doch was hör' ich drüben schwirren.
Ha, ich fürcht', ich bin erkannt!

Verliebter (horcht nach dem Diebe drüben.)

Hört' ich nicht mein Liebchen girren?
Steht ja dort wie fest gebannt!

(Er geht auf den Dieb los.)

Dieb (stutzt.)

Bin verrathen! Höll' und Teufel!

Verliebter (stutzt.)

Ach, der Alt' ist's ohne Zweifel!

Beide (fliehen nach entgegengesetzten Seiten.)

Göttin Nacht, o gib mir Flügel,
Hermessohlen! — sonst giebt's Prügel!

Digitized by Google

* Geschichte einer französischen adelichen Familie, während der Revolution.

(Novelle von Eduard d'Ambach.)

I.

Zur Schreckenszeit wo die blutlechzenden Hyänen, Robespierre, Marrat, Rifatt und Consorten, über das damals entartete Frankreich herrschten, und fränkischen Boden, mit dem Blute tausend Rechtlicher färbten, wo Ludwig XVI. in Versailles blos von seinen Garden geschützt sich noch hielt, wo Religion und Menschlichkeit entflohen, nun das traurig entsetzensvolle Bild der herabgewürdigten Menschheit zurückließen; damals wurden Antoine Lemair, Rittmeister im Dragoner-Regiment royal deux pontes mit seiner ihn innigliebenden Adelaide zu Colmar im Ober-Elsaß getraut. Lemaire war in der Blüthe seines Lebens, ein allgeachteter Offizier, und hatte wie man zu sagen pflegt, Kopf und Herz auf dem rechten Flecke. Sein alter Adel, seine Tapferkeit, und Ausdauer eröffneten ihm in so sturmbewegter Zeit ein weites Feld; sein edles Herz schlug aber treu für seinen König, und sich abwendend vom Frevelort Paris, hatte er um Urlaub nachgesucht, der ihm auch zugestanden wurde, und lebte nun glücklich, mit seiner edeln Gattin. Mehrere Monde verstrichen den Neuvermählten in ungetrübter Freude, ihr stilles Glück ließ die Sorglosen das entsetzensvolle Außentreiben vergessen, doch auch ihr Friedenshimmel verfinsterte sich, Gewitterwolken zogen sich immer dichter über den Liebenden zusammen, — ohne daß sie es gewahrten. Der grimmige Tiger Elogius Schneider lenkte die ambulierende Guilottine auch in das friedliche Elsaß, und durchstreifte, blutige Spuren und gebrochene Herzen zurücklassend, Städte und Flecken. Viele der ältesten Geschlechter hatten schon verblutet, unter dem Mordeisen dieses Wütherichs, und da der Schreckliche nun den Blutwagen, über entstellte Leichen auch gen Colmar rollte, so traf Lemaire für sich und Adelaide bangend, schleunige Anstalten zur Flucht aus diesem Lande der Laster. Unter diesen Zurüstungen am Vorabende der festgesetzten Abreise, stürzte plötzlich fast athemlos Jean, Lemaire's Bedienter in seines Herrn Zimmer, wo Letzterer mit seiner Adelaide in traulichem Gespräche saß: „Retten Sie sich, gnädiger Herr," rief von Schrecken bleich der treue Diener, „unser Haus ist von dem rasenden Pöbel umzingelt," fuhr er sich fassend weiter, „ein Volksrepräsentant ist unter ihnen, man schreit, Sie sollen verhaftet werden, — hören Sie" — rief er mit steigender Angst, „die Raudrotte kommt schon die Stiege heran — es ist zu spät." Verworrener Lärm polterte die Stiege herauf, Lemaire riß Pistolen und Säbel von der Wand, und trat, die todtbleiche Gattin schützend, mit edler Haltung dem Haufen entgegen. „Zurück," rief er mit Donnerstimme, „wer es wagt hier einzudringen, dem schieß' ich eine Kugel durch den Kopf." Feig prallte bei dem Anblick des Rittmeisters, der einem Kriegsgotte glich, die zerlumpte Rotte zurück. „Wozu diese Hitze," sprach eisig kalt von Bewaffneten umgeben hervortretend, der Volksrepräsentant; „Sie sind verhaftet;" dieß sagend zeigte er dem Rittmeister den Verhaftbefehl, der den Unglücklichen vor das Schreckenstribunal nach Paris lud, mit der Weisung, augenblicklich ihm, in die zur Escorde bereit stehende Chaise zu folgen. Alle Vorstellungen Lemaire's; alle Bitten Adelaiden's verhallten an den für das Unglück tauben Ohren des Repräsentanten. Lemaire sah, daß Wiederstand hier nichts fromme; männlich kämpfte er seinen Schmerz nieder, mit bewunderungswürdiger Fassung warf er verächtlich seine Waffen dem Repräsentanten vor die Füße, dann trat er mit unsichern Schritten, zu seiner Gattin, die eine süße Hoffnung unter dem Herzen trug, und preßte sie in heftigem Schmerz, an seine tobende Brust — er schien dem Schmerz zu erliegen. Schnell faßte er sich, schloß sie wieder in seine Arme, und flüsterte der halb Todten, von seinen Feinden unbemerkt, zu: „In der Schweiz sehen wir uns, will's Gott, wieder, flieh' bald möglichst dahin." — „Halt ein," jammerte Adelaide verzweifelnd, Du gehst, läßt mich allein mit meinem Schmerz; mir bleibt nichts — als mein Jammer." — „Dir bleibt nichts?" sprach sanft verweisend Lemaire, — beschämt sank Adelaidens Blick auf das theure ehrliche Pfand, das sie unter ihrem Herzen trug, und das nun bald das Licht der Welt erblicken sollte, und gefaßter preßte sie noch einmal den Theuern in die Arme. Er drückte einen langen Kuß auf ihre Wangen, und folgte der Ladung auf Leben und Tod.

Selten kehrte man zurück, von solch unwürdigen Richtern, vor der Ladung schon dem Tode geweiht.

II.

Majestätisch stieg die Sonne herauf, über die

Digitized by Google

Schweizer Alpen, und vergoldete in farbigem Wiederschein Fluren und Gletscher. Lustig klang der Reigen von den Höhen, mit dem Glockengeläut der weidenden Heerde gemischt. Vom Schlaf gestärkt, ging der rüstige Jäger wieder an sein gefährlich Geschäft, hinanklimmend an wolkenumflossenen Höhen, um mit herkulischer Kraft der flüchtigen Gemse, oder dem Springbock sich nachzuschwingen. Allgemach öffneten sich die Hütten, und reges Leben erwachte mit dem jungen Tage. Unfern eines Waldbachs, der über Felsen den Tiefen zustürzte, stand ein niedliches Häuschen, Epheu und Rebenlaub umrankten die Wände, und des Wanderers Blick, war gefesselt von der lieblichen Erscheinung. Jetzt öffnete sich auch diese Thüre; eine bleiche jugendliche Frauengestalt trat mit Würde heraus; ihre schönen Formen verhüllte züchtig ein schwarzes Gewand; sie führte ein Knäblein an der Hand, und zeigte dem lokigten Kleinen, das majestätische Schauspiel der aufgehenden Sonne. Thränen feuchteten alsbald ihre Wangen, und ihr großes Auge blickte über die in Nebel gehüllten Höhen, gen Frankreich hin; sie suchte einen theuern Gegenstand, oder beweinte selben; so viel las man aus dem sehnend traurigen Blick. „Liebe Mama, bist schon wieder so traurig," sprach die spielende Louis, sich getreulich an sie schmiegend; „komm geh' mit mir spazieren, der Morgen ist gar zu schön." — „Ja du liebes Kind, das wollen wir, zuvor aber verrichte dein Morgengebet; fange jeden Tag mit Gott an; sonst weichen von dir Glück und Segen; denn den Bösen trifft alsbald der mächtige Arm des Ewigen." — „Ja, liebe Mama war denn der Vater böse; hat er denn nicht jeden Morgen zu Gott gebetet, da es ihm so schlecht erging, und er, wie du sagst, vielleicht schon gar umgebracht, von den wilden Leuten." — „Dein Vater, lieber Louis, war ein rechtlich guter Mann," sprach mit schwer verhaltenem Schmerz, die bleiche Frau, „aber gerade weil er rechtlich dachte, haßten ihn die Bösen, und bereiteten ihm, seinen irdischen Untergang." — „Warum hat ihn Gott denn nicht geholfen?" entgegnete grollend der Kleine. „Gott prüft die Seinen, liebes Kind, aber er läßt sie nicht verderben, denn nach diesen kurzen Erdenleiden harren ewigdauernde, nie mehr getrübte Freuden des gläubigen Christen. Lebt dein Vater noch, so wird ihn Gott zu uns geleiten, wurde er aber die Beute jener bösen Menschen, so hat dein Vater gewiß zu sterben vermocht, und wir werden ihn dereinst Drüben wieder sehen. Ja, Antoine, du rauß groß gestorben sein," rief sie in hoher Begeisterung, „denn du liebtest Gott, warst treu deinem König; treu deiner Liebe; der Tod konnte dir nicht schrecklich sein. Bethe jetzt zu Gott, mein süßer Knabe," fuhr sie sichtlich bewegt fort; „dann wollen wir hinaufsteigen auf jene grünen Matten, wo reinere Lüfte wehen." Kindlich fromm faltete das Knäblein, die kleinen Händchen, und bethete in frommer Unschuld zum Erhalter aller Dinge. Mit inniger Zufriedenheit blickte die Mutter auf das bethende Kind, und sprach leise seine Worte nach. Nach vollendetem Gebeth, küßte sie den heitern Jungen, und schritt mit ihm bergan den Höhen zu. Die Frau war, was schon der Leser errathen haben wird, Adelaide; zurückgezogen, von Jean und der Kammerfrau begleitet, lebte sie hier nur ihrem Kinde und dem Schmerz um den verlorenen Gatten. Seit 5 Jahren ward ihr keine Nachricht von ihrem theuren Manne; ihre Hoffnung ihn hienieden wieder zu sehen, nahm täglich ab, und mit ihr auch ihre Lebenskräfte. — „Ei, die Höhe ist ja schon erstiegen," rief händeklatschend Louis der Mutter zu; „wie herrlich ist hier die Aussicht!" jubelte der muntere Knabe; „hör' Mütterchen, ich ward gar nicht einmal müde, darf ich hier Blumen lesen," bat er schmeichelnd, „ich flechte dir einen schönen Kranz hievon." — „Ja Kind," erlaubte die Mutter, „aber entferne Dich nicht zu weit, damit Du nicht an einem Abhang ausgleitest." Louis hüpfte jubelnd fort; Adelaide nahm, denn sie war eben so fleißig als gut, Strickereiarbeit zur Hand, und ihr Auge weidete sich an der kräftigen Frische des herrlichen Sommermorgens. Bald regte sich weder Nadel noch Finger; die Arbeit war ihrer schönen Hand entfallen; ihr Blick schweifte sehnend in die Ferne; sie dachte des so theuern Gatten, und enger wurde es ihr um's Herz. Jetzt schreckte sie das Angstgeschrei ihres Kindes, aus ihren Träumereien auf; sie blickte nach der Stelle hin, von wo die kläglichen Laute sich vernehmen ließen, und Leichenblässe deckte ihre Züge. Ein ungeheurer Lämmergeier, hatte das Kleid ihres Söhnleins ergriffen; sie rief, nach Fassung ringend, in höchster Seelenangst hin, um das jammernde Kind dem Räuber zu entreißen. Jetzt aber schwang sich der Vogel mit seiner wimmernden Beute in die Höhe; der Mutter fehlten Schwingen um ihr Herzblut aus den Krallen des gefiederten Räubers zu reißen; mit schwerem Fluge schwang er sich über jähe Abgründe hin; weinend streckte Louis die klei-

Digitized by Google

nen Händchen nach der Mutter aus; doch die Mutter stand gefesselt, ihr Geist folgte dem Adlerflug, aber der Körper konnte nicht folgen. Jetzt bog der Geier in luftigen Höhen, um eine Felswand; sie sah ihn nicht mehr, und nur das sich mehr und mehr verlierende Wimmern, des armen Louis, drang zu der betäubten Mutter Ohr. Ein Hirte blies auf der Schallmey, und rings von den Alpen erklang harmonisch das Geläute der weidenden Rinder. Ihr schwindelte vor den Augen, — die Töne der Schallmey, das Glockengeläute, der Vögel Gesang, was sonst sie ergötzte, erfüllte wie Hohngelächter schadenfroher Geister, jetzt ihre Seele. Sie streckte in momentanen Wahnsinn übergehend die Arme nach der Gegend aus, wo ihr Kind in Höhen, mit dem Räuber verschwand. „Seht! seht! wie der garstige Vogel meinem Louis die schönen Augen aushackt!“ rief sie in höchstem Schmerz und Raserei. „Halt ein Barbar! nimm der Mutter Augen du grausames Thier, und gieb der blinden Mutter dann ihr Blut, ihr Kind, zurück. Stille herrschte rings um; er ist todt, jammerte sie, blutig zerfleischt von den Klauen des befiederten Teufels.“ In verzweifeltem Wahnsinn, sank sie von unendlichem Schmerz betäubt zur befeuchteten Erde nieder.

(Schluß folgt.)

Miszellen.

Ein Irrthum.

Ein junger Franzose machte seinen ersten Ausflug in die Welt. Abends ging er zu Fuße von Macon ab, um sich nach Bourg zu begeben, weil die Post schon abgegangen war. Er schritt langsam in der Vorstadt hin, als ein Wagen ihm nachgerasselt kam. Er drehete sich um und rief: „Conducteur! Einen Platz für mich!“ Der Wagen hielt an und der Postillon, der sich stellte, als kenne er den jungen Mann, verwendete sich bei dem Conducteur, der sich endlich bewegen ließ, ihm einen Platz im Wagen bis nach Bourg zu überlassen. Der junge Mann wurde also in einen kleinen Käfig hineingeschoben, der von oben Licht erhielt, und die Thüre schloß sich sogleich hinter ihm wieder zu. Er suchte vergebens nach dem Schiebfenster, um dasselbe herunterzulassen und frische Luft zu athmen; aber er fand nichts. „Es ist wahrscheinlich ein Wagen einer neuen Art,“ meinte er, dann dachte er an die vielfachen Verbesserungen und Entdeckungen in unserer Zeit, schlief ein und fühlte, als er in Bourg ankam, daß ihn ein Gensdarme am Kragen nahm und ihn aufforderte, ihm in das Gefängniß hinein zu folgen, vor welchem der Wagen angehalten wurde. Man denke sich das Erstaunen des jungen Reisenden! Der Arme war in einem der neuen Wagen gefahren, in welchen man die Verurtheilten in die Gefängnisse transportirt, und ein Opfer eines Spasses des Postillons geworden. Er wurde zwar sogleich in Freiheit gesetzt, nahm sich aber fest vor, sich nicht wieder fangen zu lassen.

Ein seltsamer Selbstmörder.

Jeremias Clark, Organist an der St. Paulskirche in London, liebte unglücklich und nahm sich vor, seinem Leben deshalb ein Ende zu machen. Er ritt fort, stieg mitten im Felde ab, wo sich ein Teich und einige Bäume befanden und ging nun mit sich zu Rathe, ob er sich erhänge oder in das Wasser springe. Da es ihm nicht gelingen wollte, über diese kitzelige Frage ins Reine mit sich zu kommen, so wollte er das Schicksal entscheiden lassen; er warf deßhalb einen halben Penny in die Höhe; das Geldstück aber fiel weder auf diese, noch auf jene Seite, sondern blieb auf der schmalen Seite im Schmuze stecken. So war die Frage wieder nicht gelöset, ob er sich erhängen oder ersäufen solle. Er stieg also ruhig wieder zu Pferde, ritt nach London zurück und erschoß sich. —

Der hat sichs gut gemacht!

In Brüssel entließ kürzlich ein Herr seinen Bedienten, und gab ihm ein Zeugniß des Inhalts: „Ich bezeuge, daß N. N. mir vom .... bis zum .... gedient hat.“ Der Bediente wollte aber ein Zeugniß, worin entweder Lob oder Unzufriedenheit über seine Dienste ausgesprochen sei, und verklagte seinen Herrn. Dieser wurde verurtheilt, das verlangte Zeugniß auszufertigen, und stellte es endlich in den Worten aus: „Ich bezeuge, daß N. N. mir vom .... bis zum .... gedient hat; während seiner Dienstzeit bin ich bestohlen worden, behaupte aber nicht, daß er der Dieb sei.“ Der Bediente war hiermit noch nicht zufrieden, und klagte auf's Neue, wurde aber dießmal abgewiesen.

Verlegt und redigirt unter Verantwortlichkeit der G. Geiger j.'schen Buchdruckerei.

Digitized by Google

№ 2. **Der Erzähler.** 4. Januar 1840.

Ein

Unterhaltungsblatt für Jedermann.

Fünfter Jahrgang.

Augsburg. Dieses Blatt erscheint jeden Mittwoch und Samstag, und kostet dahier vierteljährlich 45 kr., halbjährig 30 kr. und jährlich 1 fl.; auswärts ist der Preis: vierteljährlich 18 kr., halbjährig 36 kr. und jährlich 1 fl. 12 kr. Bestellungen nehmen alle Buchhandlungen und königl. Postämter, letztere mit der tarifmäßigen Portovergütung, an.

* Geschichte einer französischen adelichen Familie, während der Revolution.

(Schluß.)

III.

Abermals stieg über die Firnen der Schweiz die Sonne herauf, und beschien mit ihren ersten Strahlen auch die bleiche Adelaide. Ihr langes Ausbleiben hatte den treuen Bedienten geängstigt, von Unruhe getrieben suchte er sie von einigen Landleuten begleitet, auf ihrem ihm wohlbekannten Spaziergange und fand die Sinnberaubte spät am Abend erst im feuchten Grase. Sie wurde zu Bett' gebracht; ein Arzt gerufen, der schnell ihr eine Ader öffnete; seine ernste Miene und sein oftmaliges Kopfschütteln war eben nicht tröstend für die treuen Diener, die weinend der geliebten Herrin Bett umstanden. Jean, von vielen mitleidigen Gebirgsbewohnern begleitet, machte sich abermals auf, und suchte den kleinen Louis. Mit den ersten Strahlen der aufgehenden Sonne trat blaß der bekümmerte Diener in das Zimmer seiner noch schlummernden Gebieterin. „Habt ihr das Kind," frug theilnehmend der Arzt, der die schwer Kranke, die ganze Nacht nicht verlassen hatte, den Eintretenden. „Nein, Herr Doktor, all' unsere Mühe war vergebens, der arme Knabe ist spurlos verschwunden." — „So tretet leise auf," erinnerte der Arzt, „daß ihr die Leidende nicht weckt, denn ihr Erwachen würde sie bei ihrer Abspannung gewiß tödten, wenn sie nach ihrem Louis verlangte, und Niemand der Mutter das ihr so theure Kind, in die Arme legen könnte. Die ganze Nacht sprach die Arme irre, aber so unverständlich, daß ich nichts entnehmen konnte, erst gegen Morgen schlief sie einen erquickenden Schlaf. Still, sie erwacht;" dieß sagend zog sich der Arzt mit Jean und der Kammerfrau zurück. Lächelnd schlug Adelaide die schönen Augen auf, winkte dem Arzt heran, den sie sogleich gewahrte und sprach mit Zuversicht: „mein Kind lebt; ich hab's im Traum gesehen, wie es im Nest des Raubvogels nach mir schrie, der Raubvogel, lag getödtet neben an: ich stehe auf, kleide mich an, dann folgen Sie mir, denn ich sah' so lebhaft den Weg, daß, will's Gott, ich ihn sicher zu finden hoffe." Der Arzt hielt ihre Rede für Wahnsinn, und ermahnte sie, sich ruhig im Bett zu verhalten; sie bat aber so dringend, und sprach so vernünftig, daß der Arzt endlich ihren Bitten nachgab, und ins Vorzimmer trat. Schnell hatte sich Adelaide angekleidet, flüchtigen Schritt's trat sie heraus; ihre Augen leuchteten, und der Doktor, konnte kaum von Jean begleitet der rüstig Voraneilenden folgen. Oft hielt Adelaide, die Gegenstände ringsum musternd, an; dann eilte sie wieder mit zufriedenem Lächeln vorwärts. Eine starke Stunde, mochten sie dieß eilige Laufen fortgesetzt haben, als sie plötzlich freudig rief: „hier wendet sich der Seitenweg." — Der Arzt staunte, denn dieselben Gegenstände, die Adelaide im Traum gesehen, ihm ehevor beschrieben hatte, dieselben empfingen jetzt die rasch vorwärts Eilenden. Adelaide stieg mit bewunderungswürdiger Behendigkeit immer aufwärts, immer ähnlicher wurde die von ihr beschriebene Gegend, und der Doktor selbst stieg jetzt rascher bergan; denn auch ihm schien das so Wunderbare wahr. Sehr hoch waren sie schon gekommen und die Hütten schwanden vor dem schwindelnden Blick: immer schroffer; immer steiler wurde jetzt der Steig, und für Nichtgeübte todtgefährlich. Adelaide stieg jetzt langsam, aber sicher auf-

Digitized by Google

wärts; der Arzt und Jean folgten nicht ohne Grauen der Verwegenen. Nun hatten sie den steinigen Rücken des mehr jähen als hohen Felsen erklettert, als plötzlich Adelaide einen Schrei der Freude ausstieß, und anbetend in die Kniee sank. Der Arzt und Jean, blickten nun nach der Stelle hin, wo jetzt die Worte: „Mutter, Mutter, liebe Mutter!“ sich vernehmen ließen und zu ihrem freudigen Erschrecken sahen sie Louis neben einem ungeheuern Neste sitzen; der Knabe spielte mit dem blutigen Gefieder der neben ihm liegenden Geiermutter; aus dem Neste riefen drei erst mit Flaum bedeckte Geier um Nahrung. Mit ausgebreiteten Armen flog jetzt die sich erhebende Mutter dem auf sie zueilenden Kind entgegen, hob es hoch zum Himmel empor, und rief im höchsten Dankgefühl: „Du gabst mir ihn wieder allbarmherziger Gott; Du entriießest ihn den Klauen eines furchtbaren Geiers, und zeigtest gütig mir im Traumgebilde den Ort wo hilflos er weilte; sieh' meine Thränen und mein Fühlen; mir mangeln Worte Deine Macht zu preisen.“ — „Ja Gott ist groß,“ sprach der Doktor mit Freudenthränen im Auge; Jean kniete nieder und herzte unter Lachen und Weinen mit der Mutter das wiedergefundene Kind. Der Knabe war unverletzt; sein Gewand war blutbefleckt und zerrissen, und nach dem ersten Sturm der Freude frugen sich Alle wie es käme, daß der Adler todt sei. Der Arzt untersuchte den todten Herrscher der Lüfte und fand eine Schußwunde an dessen Folgen er geendet. „Ja denk' dir nur,“ sprach der Knabe, sich an die Mutter schmiegend, „dort, er wies nach der Stelle hin, „trug mich der böse Vogel über jene Höhe, als plötzlich ein Schuß fällt; ich schau hernieder und gewahre einen Jäger, Blut rann über meine Hände, der Adler flog langsamer aber doch noch bis hieher. Plötzlich schlug er wild um sich mit den Schwingen; ich sah' um, denn er hielt mich nicht mehr; da schlug er nicht mehr mit den Schwingen und war todt. — Ich spielte mit den kleinen Vögelchen im Neste; die thaten mir nichts zu Leid; dann weinte ich, denn ich fürchtete mich so sehr; auch quälte mich der Hunger. Oft hörte ich noch schießen, bald näher, bald entfernter und kurz erst schoß man ganz nah!“ — „Den wackern Schützen möchte ich kennen,“ sprach der Arzt; „hast du auf das Schießen nicht geantwortet?“ — „Ach nein, ich fürchtete mich zu sehr.“ — „Du hättest rufen sollen,“ belehrte der Doktor; der brave Jäger schoß um dich zu finden, und deiner lieben Mutter dich wieder zu bringen.“ Sie ließen sich nun vereint zur Erde nieder, um durch Ausruhen sich zur beschwerlichen Heimkehr zu rüsten. Plötzlich fiel ein Schuß nicht unfern; der Doktor zog eine Pistole aus der Brusttasche, und brannte sie ab; gleich darauf hörte man aus der Tiefe einen dumpfen Ruf; der Arzt antwortete; das Rufen kam immer näher, immer antwortete, der Arzt; — Alle waren in gespannter Erwartung. Jetzt sah man einen schönen Mann in Jägerkleidung aufwärts klimmen; er kam heran, und mit dem Ausruf: Antoine stürzte Adelaide in die ausgebreiteten Arme des freudig erstaunten Gatten. Der treue Diener machte in seiner Freude die lächerlichsten Gebärden; er küßte seines Herrn Hände und Füße und drehte sich im Kreise wie ein Toller. Der Doktor blickte tief bewegt auf die Gruppe der treuen Gatten, die sich immer noch sprachlos umfingen. Jetzt zeigte mit Stolz die liebende Mutter den lockigen Knaben dem so theuern Manne, der entzückt des Kindes Wangen zu Purpur küßte. Antoine schauderte, als man ihm erzählte, wie der Geier seinen Louis durch die Lüfte trug, und wie er nach dem Vogel, der sein eigen Kind hielt, den verwegenen Schuß that. Wie der Doktor ihm nun auch das Traumbild und das kühne Unternehmen seiner Gattin schilderte, sank er mit Allen, Gottes Allmacht preisend, auf die Kniee.

Als sie sich erhoben, frug ihn zärtlich Adelaide: „Wie entkamst Du, wie stehts um Frankreich?“ — „Ich entkam durch Flucht und Gottes Hilfe; Frankreich ist das Land des Mordes, und der gute König —“ er hielt inne; Alle horchten sein — „er ist nicht mehr!“ sprach er mit verhülltem Gesichte. „Der König gemordet!“ riefen Alle. „Sein Haupt fiel unter der Guillotine.“ — Alle sahen entsetzt zur Erde. „Ich entging dieser Mordrotte,“ nahm Antoine das Wort, „fast nur durch ein Wunder; fragt mich nicht nach diesen Gräuelscenen, ich umpfange ja Alles was ich liebe, und Frankreichs entsetzensvolles Bild, will ich vergessen im Anschauen theurer Züge.“ Jetzt rüstete man sich zum Niedersteigen; da rief der kleine Louis: „lieber Vater, liebe Mutter, nehmt doch die armen Vögelein mit; sie müssen sterben, da der große Vogel todt ist.“ — „Ja du hast Recht, mein liebes Kind,“ sprach Antoine; „Jean nimm die armen Thiere; denn an diesem Tag der Freude, wollen wir auch gegen Raubvögel nicht grausam sein.“ Nun setzte sich der Zug in Bewegung; An-

Digitized by Google

toine eröffnete ihn mit seiner Adelaide; der Doktor trug den Knaben; ihm folgte Jean, der den todten Geier und die Jungen trug. Allgemeiner Jubel verbreitete sich in der ganzen Gegend; denn Adelaide war die Wohlthäterin der Armen, Alles drängte sich ihrem niedlichen Häuschen zu, um das gerettete Kind, den angekommenen Gatten und den erlegten Adler zu schauen. Antoine kaufte sich bald darauf ein Schlößchen und erlebte, geliebt von den Seinen, glückliche Tage, in der biedern Schweizer Mitte.

Miszellen.

Der Trunkenbold.

Als sich Garrick in Paris befand, hatte er besonders Umgang mit dem Schauspieler Préville, welchen er sehr schätzte. Auf einem Spazierritte, den sie miteinander in die Umgegend von Paris machten, wurden sie ein Mal äußerst lustig, und Préville bekam den Einfall, einen Betrunkenen vorzustellen. „Sie haben etwas vergessen, mein Freund!“ sagte ihm Garrick, nachdem er das einige Zeit getrieben hatte; „Sie haben es an etwas sehr Wesentlichem fehlen lassen.“ — „Und das wäre?“ fragte Préville. — „Sie haben Ihren Beinen nichts zu trinken gegeben. Sehen sie ein Mal her, ich will einen rechten Stock-Engländer machen, der, nachdem er in der Taverne zu Mittag gegessen, ohne sich zu verzählen, 56 Gläser geleert hat, zu Pferde steigt und, von einem Jockei begleitet, welcher eben so voll ist, wie sein Herr, nach seinem Landhause in der Nähe von London reitet. Er geht alle Stufen der Trunkenheit durch. Kaum ist er aus den Thoren, so dreht sich die ganze Welt um ihn. Er ruft seinem Jockei zu: „Williams, ich bin die Sonne, die Erde läuft um mich herum.“ Nun nimmt seine Trunkenheit immer mehr zu. Er verliert seinen Hut, kommt aus den Steigbügeln, galoppirt, schlägt sein Pferd, spornt es, zerbricht seine Peitsche, läßt seine Handschuhe fallen und gelangt endlich an die Mauern seines Parks. Hier findet er das Thor nicht mehr, und will mit aller Gewalt, daß sein Renner, dem er das Gebiß fast zerreißt, durch die Mauer hindurch setzen soll Das Thier raset, bäumt sich und wirft seinen Reiter am Ende ab.“ — Nach dieser Einleitung fing Garrick an. Er legte nach und nach alle die Abstufungen in seine Scene, deren sie nur immer fähig war, und gab sie mit solcher Wahrheit, daß Préville, als jener vom Pferde fiel, einen Schrei des Entsetzens ausstieß. Seine Furcht wurde noch größer, als ihm Garrick auf alle seine Fragen keine Antwort mehr gab. Nachdem er ihm den Staub abgewischt hatte, fragte er ihn, von Freundschaft und Unruhe bewegt, ob er sich nicht weh gethan hatte, Garrick, der seine beiden Augen geschlossen hatte, öffnete nun eins davon und sagte schluchzend: „Bringst Du mir ein Glas Rum?“ — Nun stand er auf, lachte und schloß Prévillen in die Arme. Mit Begeisterung antwortete ihm dieser: „Lassen Sie den Schüler seinen Lehrer umarmen, und ihm für die große Lektion danken.

Die öffentliche Meinung.

Talleyrand sagte im Jahre 1821 in der Pairskammer: „Ich weiß Jemanden, der mehr Geist hat als Napoleon, als Voltaire und als alle jetzigen und künftigen Minister; dieser Jemand ist — die öffentliche Meinung!“ Und Napoleon äußerte einmal: „Wenn man der öffentlichen Meinung eine Schlacht liefern könnte, würde ich sie nicht fürchten. Da man aber keine Artillerie hat, die sie zu erreichen vermöchte, so ist sie nur durch Gerechtigkeit und Billigkeit zu gewinnen. Diesen zwei Mächten widersteht sie nicht, aber anders auf sie einzuwirken, ist Gut und Ehre gefährdend. Man muß sie zufrieden stellen; man wird sie nie einkerkern können, und wer sie unterdrücken will, reizt dieselbe nur noch mehr auf!“

Dünnes baumwollenes Garn.

In dem Museum des India-House in London befindet sich ein Stück Muslin aus Dacca, dessen mit der Hand gesponnenes Garn so fein ist, daß ein Pfund eine Länge von beinahe 116 englischen Meilen hat. Legt man den Muslin von diesem Dacca-Garn auf das Gras und der Thau fällt darauf, so soll das Zeug gar nicht mehr sichtbar sein. Die Eingebornen nennen es in ihrer bilderreichen Sprache gewebte Luft. Man hat in England mit Maschinen Baumwollengarn so fein gesponnen, daß ein Pfund die Länge von 167 Meilen hat, aber zu weben vermochte man dieses so außerordentlich feine Garn nicht.

Neue Idee, eine gute Theater-Benefice zu machen.

Der Komiker S. in R. ist auf den Gedanken verfallen, bei seinem im December v. J. stattgehabten Benefice folgende Worte auf den Anschlagzettel zu

Digitized by Google

setzen: „Heute kostet der Eintritt auf allen Plätzen das Doppelte — doch erhält Jedermann sein Geld nach der Vorstellung zurück, wenn er ein am Schlusse vom Komiker aufgegebenes Räthsel richtig löst, und dem Cassier, auf einen Zettel geschrieben, die wahre Lösung übergibt.“ Das Räthsel war sehr lang und sehr verworren, doch kamen fast alle überein, es sei Chaos, oder Wirrwarr, oder Unding, oder Galimathias. Da das Theater ungemein überfüllt war, so war das Gedränge bei der Cassa, um das Geld retour zu erhalten, enorm. Doch Niemand errieth das wahre Wort. Da erschien endlich ein Transparent mit den Worten: Es ist Nichts! Die Zuschauer lachten zwar und gingen, aber zum Zweitenmale darf Herr S. den Spaß nicht mehr wagen, sonst ist es auch mit seinem Benefice und seiner Beliebtheit — Nichts.

Entdeckung.

Glaubwürdige Personen sollen erzählt haben, daß in den Salzwerken von Wioliczka eine für die Wissenschaften höchst interessante Entdeckung wäre gemacht worden. In einem neu eröffneten Gange soll man einen ungeheuren Salzblock gesprengt haben, in dessen Mitte man den vollständigen Cadaver eines Weibchens von Dinoterium giganteum sammt einem Jungen gefunden hätte. Diese riesige Salisation litt aber bedeutenden Schaden, als man mit den üblichen Werkzeugen den Salzblock zerklüftete, der diesen naturhistorischen Schatz seit vielleicht Jahrtausenden aufbewahrte. Der Körper des Jungen soll unverletzt seyn. Wird dieser Fund nun in ein Museum übertragen, so wird man endlich auf die bündigste Weise den Körperbau dieser sonderbaren Thiere, deren Race mit andern vorweltlichen Geschöpfen durch die Sündflut vertilgt wurde, bestimmen können.

Anekdoten.

Ein Pfiffikus kam zu einem Goldschmied und feilschte um eine goldene Dose. Der Goldschmied zeigte ihm zwei, die eine für Hundert, die andere für zweihundert Gulden. Er nahm jene für hundert Gulden und bezahlte sie baar. — Am andern Tage kam er wieder und sagte, er habe sich eines Bessern besonnen, und wolle lieber jene für zweihundert Gulden nehmen. Als ihm der Goldschmidt diese übergab, leistete er die Zahlung folgender Maßen: „Gestern, sagte er, „habe ich Ihnen hundert Gulden gegeben, und hier gebe ich Ihnen die Dose wieder, die hundert Gulden werth ist, also habe ich Ihnen in Allem zweihundert Gulden gegeben.“ Und der Goldschmied meinte, es wäre somit Alles in seiner Richtigkeit.

Ein witziger Advokat trat in den Rathssaal, und als er bemerkte, daß nur erst die jüngsten Räthe versammelt waren, fing er sichtbar zu zittern an. Man fragte ihn um die Ursache; und er antwortete: „Soll ich nicht beben vor dem jüngsten Gerichte?“

Als Kaiser Joseph II. den Augarten dem Volke öffnen ließ und eine Dame fragte, wie es ihr jetzt dort gefalle, entgegnete diese: „Vorher war es angenehmer; man ist doch gern unter seines Gleichen.“ — „Wenn ich Ihre Lebensansichten hätte,“ entgegnete der Kaiser, „müßte ich mich bei den Capucinern einsperren.“ (In der Capucinerkirche zu Wien befindet sich die kaiserliche Gruft.)

Die Stifts-Candidatin.

Kaiser Joseph, groß an Fürstennamen,
Ward gebeten von dem Hoflakayn:
Dessen Tochter in dem Stift der Damen,
Eine Stelle gnädigst zu verleihn.
„Gut, es möge deine Tochter kommen,
Daß ich nehme sie in Augenschein.“ —
Als der Diener dieß Geheiß vernommen
Stellte sich auch schon das Mädchen ein. —
Und der Kaiser prüft mit scharfen Blicken
Scheinbar nun der Jungfrau Wohlgestalt;
Unternimmt es dann, die Maid zu drücken,
An dem Leibchen, daß ihr Schrei erschallt. —
Darauf spricht der Kaiser: Dein Verlangen,
Treuer Diener, ich gewähren kann. —
Deine Tochter soll die Stell' empfangen,
Meine Gnade bleibt ihr auch fortan!“ —
Warum Joseph so examinirte,
Und ob dieß Examen zart und klug? —
Allerdings, der große Mann probirte,
Ob dieß Mädchen auch ein Schnürleib trug.
Denn er haßte solche Körperpressen,
Die er nannte unheilvollen Tand. —
Da die Jungfrau dieses nicht vergessen,
Sie des weisen Herrschers Gnade fand.

Als ich dies nun reime so zusammen,
Fällt mir noch die simple Frage ein:
Sollten heute alle unsre Damen
Fähig wohl zum Josephsstifte seyn? —

Verlegt und redigirt unter Verantwortlichkeit der S. Geiger j.'schen Buchdruckerei.

Digitized by Google

№ 3. 8. Januar 1840.

Der Erzähler.

Ein

Unterhaltungsblatt für Jedermann.

Fünfter Jahrgang.

Augsburg. Dieses Blatt erscheint jeden Mittwoch und Samstag, und kostet dahier vierteljährlich 15 kr., halbjährig 30 kr. und jährlich 1 fl.; auswärts ist der Preis: vierteljährlich 18 kr., halbjährig 36 kr. und jährlich 1 fl. 12 kr. Bestellungen nehmen alle Buchhandlungen und königl. Postämter, letztere mit der tarifmäßigen Portovergütung, an.

* Das nächtliche Gespenst.

Es war im Jahre 18** am Sylvester-Abende in meiner Geburtsstadt, einer ansehnlichen Provinzialstadt Bayerns, als ich zum Erstenmale diesen Abend in einer heiteren Gesellschaft zubrachte, wiewohl ich schon nahe das zwanzigste Jahr zählte, da ich nach den, von der Schule, wie vom elterlichen Hause mir eingeprägten Ermahnungen, diesen Abend stets auf eine wichtigere, und für das moralische Leben einflußreichere Weise auszufüllen mußte. Auch war ich von Jugend auf von dem Beiwohnen von dergleichen Assembleen, Tanzunterhaltungen, Bällen u. dgl. von meinen Eltern weislich zurückgehalten worden, hatte auch kein sehr großes Verlangen nach dergleichen Gesellschaften, in denen unsere Jugend jetzt größtentheils zu frühe eingeführt wird. —

Da saß ich nun, wie in den Vorjahren, beim Scheine der spärlichen Lampe in meinem Studierzimmer und las eben Jean Paul, — doch auch diese, sonst immer meine Lieblingslektüre, wollte mir heute nicht behagen, es drängten sich so viele Erinnerungen, wahrhaft traurige Erinnerungen in meinem Gehirne zusammen, — dieses Jahr hatte mir ja meine beiden innigst geliebten Eltern geraubt, und heute war es gerade ein Jahr, daß meine liebevolle Großmutter starb! — ich legte das Buch weg, warf mich in den alten Stuhl meiner seligen Großmutter, wo ich meinen trüben Gedanken und schmerzlichen Erinnerungen so recht eigentlich nachhieng. —

Da pochte es plötzlich an der Thüre, ich sprang beherzt auf, — und wiewohl die düstere Abendstunde, und dieses Aufgeschrecktwerden aus meinen düsteren Phantasiebildern ganz dazu geeignet gewesen wären, mich in meiner gegenwärtigen Fassung zu erschrecken, so ging ich ganz muthig und beherzt, (denn Furcht hatte nie in meinem Busen Platz gefaßt, ich war im Gegentheile immer einer der unerschrockensten meiner Genossen,) auf die Thüre los, und öffnete. Wer war's? — Zwei meiner Jugendgenossen, welche kamen, mich zu einem heiteren Familienkränzchen in einem Privathause abzuholen. Der eine, den ich hier Theodor nennen will, hatte mit mir die Klassen besucht, und widmete sich dann dem Forstwesen, wo er zur Zeit schon als subaltern angestellt figurirte. Der andere, den ich Freund Emil nennen will, war, während Theodor etwas älter, als ich, gerade in meinen Jahren und betrieb bei seinem Vater die Handlung. Da sein und mein Vater Geschäftsfreunde waren, so lernten wir uns frühzeitig kennen, und wurden ganz vertraute Freunde. —

Nun gings also in Gesellschaft, die in dem elterlichen Hause gleichfalls eines unserer Jugendfreunde gehalten wurde. Die Vorfälle in dieser Gesellschaft, welche für das Nachfolgende kein Interesse haben fasse ich kurz, und erwähne nur, daß besonders ich, wiewohl ich mich in intellektueller Bildung mit allen Anwesenden meines Alters gut messen konnte, anfangs mich ziemlich linkisch, namentlich in der Konversation mit den anwesenden Damen und Fräuleins, welche nahe Verwandte oder Schwestern meiner anwesenden Freunde waren, benahm. Endlich aber machte der Wein mich, wie alle, heiterer und gesprächiger, so daß wir diesen Abend ganz vergnügt durchlebten. Unter den Anwesenden muß ich noch eines Musikers erwähnen, welcher dem Sohne des Hauses Unterricht im Flötenspiele ertheilte. Dieser, ebenfalls noch ein Mann in den besten Jahren, und Musikmeister bei dem

Digitized by Google

damals zu N. garnisonirenden **ten Infanterie-Regiment stets heiteren und fröhlichen Sinnes verschaffte durch den kleinen musikalischen Cirkel, den er in der Gesellschaft gebildet, viel Unterhaltung und Fröhlichkeit.

So kreiste der dampfende Punschbecher bis gegen 11 Uhr, wo nach unsers freundlichen Bewirthers Wunsch, die Lieder und die Musik verstummten, und der aufgetragene schwarze Kaffee an die Zeit des Scheidens mahnte. — Wie früher der Punsch durch gemüthliche Klänge der Guitarren, Flöten und Violinen, so sollte nun auch das Dessert durch Unterhaltung gewürzt werden.

„Erzählen, erzählen," riefen die Mädchen: „erzählen, Geschichten erzählen, erzählen!" war nun das Losungswort, das alsbald die Runde durchlief. — „Ja was für Geschichten erzählen" fragte ich, und gleich rief Theodors anmuthige Schwester: „Geistergeschichten! Geistergeschichten;" und wie in einem Tempo riefen alle Mädchen, die nun auch fröhlich und guter Laune waren, und die Fesseln der steifen Konversation abgelegt hatten: „Geistergeschichten."

Nun ging es an ein Erzählen von fürchterlichen schauderhaften Geistergeschichten, bei deren meisten ich eher hätte Lachen als Weinen mögen. Die Eltern machten zu dieser, wenig frommenden Unterhaltung ein bedenkliches Gesicht, was mir aber durchaus nicht eher auffiel, als bis ich es nach einigen Tagen erfuhr, die Mädchen hingegen überlief ein eiskalter Schauer, so oft von einer heimlichen Anmeldung, von einer schneeweißen, ellenlangen nächtlichen Erscheinung die Rede war, und wiewohl ich zu dieser Kindermährchen-Spielerei anfangs nicht sehr aufgelegt war, so ergötzte es mich doch, die verschiedenen Eindrücke zu beobachten, welche diese auf die einzelnen Gemüther hervorbrachten, die gewöhnlich desto auffallender waren, als die Erzählungen bizarr, ja unglaublich und unnatürlich waren. —

Endlich kam die Reihe des Erzählens auch an mich; ich sollte den Beschluß des heutigen Abends mit dem Erzählen machen, und dem Ganzen durch eine recht schauerliche Geistergeschichte die Krone aufsetzen. — Wie ich anfangs in Beziehung auf die schickliche Konvention in Verlegenheit war, so war ich es jetzt vom Neuen, da ich durchaus mich an kein je gehörtes oder gelesenes Geistermährchen, oder Geistergeschichte erinnern konnte. Was war zu thun? Den allgemeinen Aufforderungen der Mädchen, und besonders Theodors lieblicher Schwester, Bertha, konnte ich nicht widerstehen, ich fingirte mir daher geschwind im Kopfe so ein recht gräßliches Mährchen, das ich von einer alten Mume, die den Spuck selber mit angesehen, erzählt zu haben vorgab. — Um meiner improvisirten Novelle doch auch etwas Moral und Wahrscheinlichkeit zu geben, erzählte ich von einem alten Weibe, die ihren Mann heimlicher Weise umgebracht zu haben berüchtigt war, die durch mehrerlei Ungerechtigkeiten sich ein bedeutendes Vermögen erworben, die durch einen falschen Eidschwur sich bereichert, und dadurch eine brave und rechtschaffene Familie wahrhaft an den Bettelstab gebracht, u. s. w. — Wie diese reiche Sünderin gelebt, ebenso lasterhaft sei sie auch gestorben; und nun sei ihr zur Strafe die ewige Ruhe von dem Rächer über den Sternen nicht vergönnt, sondern sie erscheine oft auf der Erde in gräßlicher Gestalt, beunruhige alle in ihrem vormaligen Hause Wohnende, jedoch immer ungesehen von den Bewohnern desselben; an heiligen Zeiten jedoch, und besonders in der Silvester-Nacht erscheine sie sogar, jedermann sichtbar, auch vor ihrem Hause, wo sie mit hängenden Haaren und im Hemde auf der Straße knie, die Hände gegen den Mond gerichtet. Ich malte die Fratzengestalt so gräßlich als möglich aus, und ergötzte mich, zwar nicht ganz löblicher Weise, an den Schauder, den diese Erzählung auf Bertha vorzüglich hervorgebracht, denn es schmeichelte meinem Ehrgeitze nicht wenig, daß diese improvisirte Geschichte solchen Effekt mache, und sah mich im Geiste schon als einen einstigen berühmten Novellisten. —

Schon mahnte der alte Daniel, der treue Diener im Hause Theodor's und Bertha's, der mit der großen Hauslaterne bisher bescheiden in einer Ecke des Zimmers gestanden, ans Gehen, da drang Bertha, indem sie sich auch zum Gehen anschickte, mit großer Neugierde in mich, ihr doch auch den Ort der Handlung zu sagen. — Nun war ich in keiner kleinen Verlegenheit!

Eine offenbare Lüge wollte ich nicht sagen; — und durch ausweichende Reden konnte ich die Neugier des Mädchens nicht beschwichtigen. Ich suchte mich demnach bestmöglichst aus der Noth zu ziehen, und sagte: „Wenn ich nicht irre befindet sich jenes Haus in dem *** Gäßchen, doch kann ich dieses nicht mehr für ganz bestimmt behaupten, noch we-

Digitized by Google

niger aber, in welchem Hause dieser nächtliche Sp[illegible]t gewesen sei.“ — „Ach ja!“ fiel mir schnell Bertha ein, „ich erinnere mich ganz gut, daß die Amme meiner jüngern Schwester mir einmal erzählt, in diesem Gäßchen habe sich vor mehreren Jahrhunderten ein heimliches Gericht befunden, und auch sie wußte mir manches Unheimliche von diesem Gäßchen zu erzählen; doch keine von all den Erzählungen,“ schloß sie endlich, „gleicht an Schönheit der so eben von Ihnen erzählten.“ —

So mußte ich nun unlieb diese von mir selbst erdichtete Geschichte als Wahrheit bei den Mädchen, und besonders bei Bertha, die während der ganzen Erzählung ganz an meinem Munde hing, gelten sehen. —

Nun gings ernstlich ans Gehen. Wir nahmen von unserm freundlichen Bewirther Abschied, und hüllten uns in die Mäntel. — Voran schritt der alte Daniel mit der Laterne, dann folgte ich und Bertha, und so schritten wir in dem Dunkel, der wenig durch den Laternenschimmer erhellten Nacht dahin. Hinter uns folgte Theodor, Emil, und der Musikmeister, der sich beim Weggehen sein Pfeifchen angesteckt hatte. Die übrige Gesellschaft ging auf anderem Wege nach Hause. —

Bertha sprach von gar nichts Anderem, als von der von mir erzählten Geistergeschichte, und forschte sorgfältig nach den näheren Details. — Schon reute es mich, die Pantasie des armen Mädchens auf eine so unnütze Weise mit Schreckensbildern entflammt zu haben, doch — ich war ja zur Erzählung einer Geisterhistorie aufgefordert worden! — Ich suchte, soviel als möglich, sie zu trösten, ja sie zu überzeugen, daß dergleichen Geistermährchen, die oft Jahrhunderte durch von Mund zu Mund gingen, auf einer Täuschung oder einer andern durchaus nicht spuckhaften Grundursache beruhten. Doch alles half nichts.

Im frischgefallenen Schnee schritten wir die lange einsame Straße dahin und kamen bei einer links einbiegende Ecke in ein kleines Gäßchen, welches duech das schon erlöschen wollende Licht der Straßenlaterne schwach beleuchtet war. Bertha schmiegte sich furchtsam an mich und lispelte mit bebender Stimme: „Nicht wahr, Herr Albert, das ist das verhängnißvolle Gäßchen, in welchem der Geist jenes sündhaften Weibes..... Ach!“ schrie sie plötzlich auf, deutete mit der Hand in das Gäßchen, um dessen Ecke wie bereits gebeugt hatten, und sank eücklings zusammen. Mit der Rechten sie zu halten suchend, sah ich unwillkürlich in jenes Gäßchen, und erblickte mit meinen eigenen Augen in denselben eine gräßlich aussehende Weibsgestalt, mit zerrauften Haaren, grinzenden Gesichte, kurz ganz, wie man eine Hexe zu malen pflegt.

Ich hatte die fürchterliche Gestalt gesehen, und wiewohl von Jugend auf stets muthig und beherzt, hatte mich dieser unerwartete Anblick sehr frappirt. Bertha war zusammengesunken. — und mehr erschreckte mich die Furcht, sie möchte in Ohnmacht fallen, und wir mitten in der Nacht in die Nothwendigkeit versetzt sein, einen Arzt oder die Portechaise-Träger holen zu müssen. Auf Berthas Angstschrei waren Theodor und Emil, die mit Rosa in der Mitte hart hinter uns gingen, herbeigeeilt, um der Sinkenden zu Hilfe zu kommen. Ich winke beiden Freunden, und gebe ihnen so schnell als möglich zu verstehen, aus der Sache, die ich ihnen gleich nachher erzählen wolle, nichts zu machen, ziehe den Musikmeister auf meine Seite, und stelle mich so gegen das Gäßchen, daß Rosa wenigstens nicht auch die schreckliche Gestalt sehen konnte. Nun hieß es, ein ernstes und schnelles Konsilium halten. Theodor und Emil hatten nicht ohne Entsetzen die schreckliche Gestalt in der Mitte des Gäßchens gesehen, der Musikmeister auch, der bedeutungsvoll an seinen festen Griffsäbel wies, und meinte, mit solchen Formeln könne man gar manchen Geist erlösen. — Der alte Daniel war indessen auch herbeigekommen, und mit diesem hatten wir noch unsere größte Noth. Der fing, gleich als er die Gestalt erblickte, an, sich zu bekreuzen und zu beten, als wenn ee vom leidhaften Gott-sei-bei-uns bedroht wäre. Doch schnell hatte ihn der Musikmeister beiseite gezogen, und mit geballter Faust, — denn da war Energie nothwendig, — die er ihm nur halb im Scherze vor das Gesicht hielt, bedeutet, er müsse jetzt schweigen, um nicht einen allgemeinen Schrecken zu verursachen. — Glücklicher noch ging die ganze Katastrophe, da sie schnell ging, ab, als ich hoffte; ich muß da Unglaubliches gethan haben, denn später wunderte es mich selbst, wie es möglich war, Rosa, die nicht einmal den wahren Grund dieses Vorfalls erfahren, und doch sonst, wie die Mädchen, neugierig war, zu entfernen. Da Bertha ihren Bruder und ihre Freundin um sich merkte, erholte sie sich so weit, daß sie diesen Ort, dessen Anblick sie in solchen Schauder versetzt, verlassen konnte. — Theodor,

Digitized by Google

der Förster, versprach jedenfalls wieder zurückzukehren, sobald er seine Schwester zu Hause und in Ruhe wisse. Der Zug bewegte sich vorwärts; — ich und der Musikmeister blieben.

(Schluß folgt.)

Miszellen.

Chinesisches Gastmahl.

Ein Reisender, der im vorigen Jahre China besuchte, wurde in Canton zu einem chinesischen Diner eingeladen. Es bestand dasselbe aus wenigstens 50 Gerichten. Jeder Gast hatte vor sich einen sehr kleinen silbernen Teller, eine Tasse von demselben Metalle, die als Glas diente, zwei kleine Elfenbeinstäbchen und einen Löffel von Porzellan. Diese beiden Stäbchen vertreten das Messer und die Gabel; es wurde dem Reisenden aber anfangs schwer, sich ihrer zu bedienen. Man nimmt sie beide in die rechte Hand, das eine zwischen den Daumen und Zeigefinger, das andere zwischen den Mittel- und Ringfinger, und die Chinesen wissen so geschickt damit umzugehen, daß sie auch das kleinste Reiskörnchen damit aufhrden können. Die indianischen Vogelnester erschienen unter sechs verschiedenen Formen bei diesem Diner, dann ganze Taubeneier, in Lammbrühe gekocht, Hundekolletten, Haifischflossen — eine große theure Delikatesse in China — Holothurien oder Meerwürmer, die schwarz, dick, sechs Zoll lang sind, und vielerlei ähnliche Dinge, bei denen es dem Europäer schwer wurde, seinen Ekel zu unterdrücken.

Opiumrauchen in China.

Ueber das Rauchen des Opiums wurde neulich in der londoner botanischen Gesellschaft eine Abhandlung von Dr. Sigmond gelesen. Der Mohn scheint in dem größern Theile von Asien frei zu wachsen. Die Chinesen ziehen das Opium aus Hindostan vor, während man in ganz Europa dem türkischen den Vorzug gibt. Mohn ist seit langer Zeit in verschiedenen Gegenden von Kleinasien mit großer Sorgfalt gebaut worden, und Afiuru Kara Hissar ist seit länger als 300 Jahren vorzugsweise deßhalb berühmt. Der Doctor sagte unter Anderm: „Ich bin der Meinung, daß, wenn das Opiumrauchen unter den Chinesen noch eine Generation lang erlaubt bliebe und fortgesetzt würde, ihre Macht als eine Nation erlöschen und sie ein Gegenstand des Mitleides und der Verachtung für andere Völker werden würden.“ Der Graf Stanhope setzte hinzu, die schwächenden Wirkungen des Opiums zeigten sich bereits in dem Grade, daß bei einer neuerlichen Militär-Expedition, die der Kaiser von China abgesandt habe, 4000 Soldaten nach Canton hätten zurückkehren müssen, weil sie in Folge des Gebrauchs von Opium ganz dienstuntauglich geworden wären. — Ein chinesischer Künstler hat in einem Geiste wie Hogarth in einer Reihe von Darstellungen „die Fortschritte des Opiumrauchers“ erläutert, die wahrhaft schaudererregend sind.

Zeitungs-Anecdote.

Am Morgen des Tages der Ermordung des Herzogs von Berry tritt ein Mann in ein Zeitungs-Bureau und überreicht dem Redacteur einen Artikel, in welchem ein historischer Ueberblick, von Harmodius und Aristogiton bis auf Gustav III. von Schweden, auf alle die Gefahren geworfen ward, welchen Fürsten und Regierende bei Bällen, öffentlichen Festen u. s. w. je ausgesetzt gewesen. Der Redacteur, ohne Arg, gibt den Artikel sogleich in die Hände der Setzer, damit er folgenden Tages erscheine. Abends $11^1/_2$ Uhr wird der Herzog ermordet, um Mitternacht verbreitet sich das Gerücht überall hin. Der Redacteur eilt selbst nach der damaligen großen Oper, in der Bestürzung über das Ereigniß gar nicht an seine Zeitung denkend. Als er in das Bureau zurückkommt, haben zwei unterdeß eingetretene Mitarbeiter das Blatt noch einmal durchgelesen und mit Entsetzen den fraglichen Artikel gefunden, der am nächsten Morgen die Verhaftung des ganzen Personals zur Folge gehabt, und den gewünschten Beweis geliefert haben würde, daß die liberale oder damals Cardonari genannte Partei den Mord gewußt und verkündet hatte. Man zerstört in der Eile alle Formen des Artikels, vernichtete das Manuscript, kurz, jede Spur der Arbeit; die Setzer waren ergebene, verschwiegene Leute; aber noch heute ist die Sammlung des Indépendant Beweis von der bestürzten Eile, mit der das Blatt umgedruckt wurde; denn die Form des eingeschalteten Artikels ward aus Versehen verdreht, und das Blatt erschien mit einer Spalte, deren Buchstaben umgekehrt standen. Nie hat sich der Ueberbringer des Artikels wieder blicken lassen, und man erfuhr, er sey von dem damaligen Polizeiminister pensionirt worden (?); wer dieser Minister war, weiß man.“

Verlegt und redigirt unter Verantwortlichkeit der G. Geiger j.'schen Buchdruckerei.

№ 4. 11. Januar 1840.

Der Erzähler.

Ein

Unterhaltungsblatt für Jedermann.

Fünfter Jahrgang.

Augsburg. Dieses Blatt erscheint jeden Mittwoch und Samstag, und kostet dahier vierteljährlich 15 kr., halbjährig 30 kr. und jährlich 1 fl.; auswärts ist der Preis: vierteljährlich 18 kr., halbjährig 36 kr. und jährlich 1 fl. 12 kr. Bestellungen nehmen alle Buchhandlungen und königl. Postämter, letztere mit der tarifmäßigen Portovergütung, an.

* Das nächtliche Gespenst.

(Schluß.)

Die Nacht war schauerlich. Das trübe Lämpchen in der Laterne an der Straßenecke erlöschte; ein plötzlicher Windstoß wehte von den Dächern den Schnee uns ins Gesicht. Am Ufer des nahen Flusses hauste der Wind, und brachte uns das Klappern der entfernten Mühlen deutlich zum Ohr. Der Himmel war mit Schneegewölk überzogen, das nur hie und da den Schimmer des Vollmondes, wenn der Wind die Wolken auseinander jagte, durchdringen ließ. — Mich schauderte. — Meine Erzählung — hier nun die Wirklichkeit! — „hast Du nicht gefrevelt, Albert?“ dachte ich bei mir selbst; heute Abends noch die düstere traurige Stimmung; jetzt die Silvester-Nacht; — in wenig Minuten der Eintritt eines neuen Jahres, dem der Christ mit Dank und Gebet, nicht aber in einer lustigen Abend-Unterhaltung entgegen gehen soll: solche und ähnliche Gefühle und Erinnerungen bewegten mein Herz, durchkreuzten meinen Kopf, und es wäre wirklich kein Wunder gewesen, wenn auch ich das Feld geräumt hätte, doch dazu hätte ich mich wenigstens vor dem Musikmeister geschämt. Ich sah ihn an; er mich; — seine fröhliche Laune hatte sich in tiefen, aber entschlossenen Ernst verwandelt, und statt der brennenden Pfeife hielt er jetzt den entblößten Säbel. Wir verstanden gegenseitig unsere Blicke, und er voran, ich etwas zurück, rechts folgend, näherten wir uns der Erscheinung mit bedächtigem Schritte.

Jetzt traten die Wolken auseinander, und des Mondes heller Schimmer fiel auf die Gestalt. — Wir sehen ein Weib, gehüllt in einen weißen Kittel oder Mantel, der nachlässig über den Rücken und die Schultern herabhing, dort knieen, mitten im tiefen Schnee, die Hände gleichsam betend zum Himmel erhoben. Soviel wir bei des Mondes schwachen Lichte erkennen konnten, war ihr Gesicht dunkelgebräunt und abgemagert, spitziges Kinn, und hervorstehende Nase waren scharf marquirende Züge, und das zerraufte graue Haar, das weder durch Kamm noch Kopfbedeckung festgehalten war, flatterte im Schneewinde und in den Flocken, die der Wind hie und da von den Dächern riß. —

Mir war nun der Muth bedeutend gesunken, mein Herz klopfte, doch wollte ich Gewißheit, und theilte mein Gefühl dem Musikmeister mit. Dieser, versprechend, er wolle sich sogleich Gewißheit verschaffen, ob wir es mit einem Menschen in Fleisch und Blut, oder mit einem Blendwerk der Hölle zu thun hätten, in welchem Falle seine Waffe zu unmächtig wäre, — sprang vor, — wir mochten noch ohngefähr 30 Schritte von dem räthselhaften Wesen entfernt sein, und muthig darauf los. Doch kaum hatte er fünf Schritte gemacht, da sprang mit einem gellenden unverständlichen Schrei die Erscheinung auf, und lief ohngefähr das doppelte tiefer in das Gäßchen zurück. Im nemlichen Augenblicke verfinsterte wieder eine Wolke das Licht des Mondes, und der Wind pfiff durch die alten Gemäuer, worein die Katzen mit einem Ohren-zerreißenden Konzerte einstimmten.

Wir stehen da ganz verblüfft, und sehen der Fliehenden nach, die jedoch unser Auge, wiewohl etwas undeutlich noch immer verfolgen kann. In wenigen Minuten theilte sich wieder der Himmel, und deutlich schien das Licht des Mondes auf die Räthselhafte, die wir jetzt in veränderter, jedoch noch schrecklicherer Gestalt erblickten. Der Mantel nemlich, welcher sie vorher bedeckte, war weg, doch

Digitized by Google

noch das nämliche gräßlich furchtbare Gesicht und die fliegenden Haare. —

Diese Veränderung der Gestalt, wie des Ortes war noch unheimlicher. — Die Gebäude, welche dieses Gäßchen bildeten, waren meist Getraide-Speicher, auf der einen, auf der andern Seite die lange Hintermauer eines Gartens, den am Ecke ein altes thurmartiges, mit eisernen Gittern verschlossenes Häuschen begränzte. Im Hintergrunde durch eine Kreuzstraße getrennt, war das verödete Gebäude eines ehemaligen Klosters, das vorn gleichfalls von einer alten Mauer, welche den ehemaligen Kirchhof umschloß, begränzt war. — Mir wollte dieser Ort und diese Erscheinung durchaus nicht mehr behagen. Ich wollte Lärm machen, und die Nachbarschaft zu Zeugen dieser erschreckenden Erscheinung, wie zum Beistand, die Sache selbst zu untersuchen, anrufen, und theilte dieß dem Musikmeister mit. Doch dieser meinte: Wen sollten wir da wecken? in den Getraide-Speichern, die uns umgeben, wird wohl niemand logiren, ebenso wenig als wie innerhalb der Gartenmauer, und sollten wir das lange, lange Gäßchen, das in der Mitte eine kleine Kurve hatte, zurückgehen, um auf der Hauptstraße Leute zu wecken, so müßten wir die Erscheinung wohl aus dem Auge verlieren; und wenn wir denn mit Leuten zurückkehrten, und nichts mehr fänden, wie würden wir da stehen. Diese Gründe, und der ernst männliche Blick der Musikmeisters, der eben so ein Sohn des Mars, als des Apolls genannt zu werden verdiente, ermuthigten und bestimmten mich, das Ende der Dinge abzuwarten, und möge da kommen, was da wolle.

Die schreckliche Gestalt schien uns mit jedem Schritte, den wir ganz langsam uns ihr näherten, grausenhafter. Ihre grauweißen Haare flatterten im Winde und in den Schneeflocken. Das Hemd mit kurzen Aermeln zeigte ihre abgemagerten Arme, die nur durch die darüber gespannte Haut sich von den Knochen eines Todtengerippes unterscheideten, eben so dürr und abgezehrt war ihr Hals, und im Gesichte traten die Backenknochen so weit hervor, daß sie auf die hervorstehende Nase einen Schatten warfen; schwarzbraun der magere unbedeckte Theil des Rückens, und um die Lenden schlang sich ein gelber Gürtel, der im Scheine des Mondes ganz fahl aussah: — so kniete sie, ihre Hände betend gegen das Gitterthor, welches den ehemaligen Friedhof verschloß, gerichtet. —

Wäre es da ein Wunder gewesen, wenn bei solcher wirklichen Erscheinung, die wir eine halbe Stunde ohngefähr mochten beobachtet, und verfolgt haben, die erhitzte Phantasie uns die schrecklichsten Fratzengestalten innerhalb des Friedhofes vorgemalt hätte?

Nun vernahmen wir in der Ferne hinter uns im Rücken einen Menschen nahen, der alsbald vor uns stand. Es war Theodor, der das Wort gegeben hatte, wiederzukehren. Er war wiedergekehrt, und zwar, wie ein Waidmann, mit einem scharfgeladenen Doppelgewehr, und einen Hühnerhund an der Schnur. Seine Gegenwart stärkte aufs Neue meinen Muth. Wir erzählten ihm kurz alle unsere Beobachtungen an der Räthselhaften, und sein erster Rath war, auf das Gespenst zu schießen, meinend, seine Schrote möchten dem Spuck bald ein Ende machen. — Doch ich protestirte feierlichst dagegen, immer noch mahnend, es könne dieses Gespenst doch ein Mensch sein, dem er dadurch das Leben nehmen könnte, obwohl nicht voraussetzlich war, daß es ein Mensch bei solch leichter Bekleidung und solch rauher Witterung freiwillig so lange im Schnee und im Winde aushalten könnte. Vorzüglich meinte ich, würde ein Schuß, in der Stadt, und noch dazu bei so ungewöhnlicher Nachtstunde, zu viel Lärm machen, und uns leicht in polizeiliche Haft bringen, was doch keinem angenehm gewesen wäre.

Meine Vorstellungen fanden Beachtung, und ich machte dagegen den Vorschlag, Theodors gut dressirten Jagdhund auf das Gespenst zu hetzen. Dieß geschah. Phylax lief, ohne einen Laut zu geben, gemach hinzu, und packte die gespenstige Alte beim Rocke. Da wir nun sahen, wie er an demselben hin und her zerrte, also die Ueberzeugung zu haben schienen, daß die Erscheinung etwas Körperliches sein müßte, erholte ich neuen Muth, und voran vor den andern, die mir auf dem Fuße folgen, schreite ich hastigen Schrittes auf die Erscheinung los.

Doch kaum fünf Schritte mehr davon entfernt, verwickeln sich meine Füße, — ich falle. Ich suche aufzustehen, doch je mehr ich mich anstrenge, desto mehr verwickele ich mich in einem Gegenstande, der, von mir unbemerkt, im Schnee gelegen. Schnell hatten mich meine Begleiter aufgehoben, und kaum merkten sie, daß ich stehe, so gingen sie gerade auf die räthselhafte Gestalt, die noch immer der Hund am Kleide hielt, ohne daß sie deßwegen sich hätte stören lassen, zu. Schon waren sie dort, und ich sah, wie sie anfangs mit ihren Waffen, dann mit

Digitized by Google

der Hand selbst die Räthselhafte befühlten, und zuletzt rüttelten, ohne daß sie sich hätte stören lassen. Theodor gab von dem näheren Anblicke später folgende Schilderung: „Ihr altes verzerrtes Gesicht und ihre scheußliche Gestalt hatte ich schon in der Entfernung gesehen, in der Nähe aber erschien es mir noch gräßlicher. Am allergräßlichsten aber war mir ihr Auge, das in tiefer, roth eingerandeter Höhlung liegend, mich geisterhaft und unbeweglich, wie das einer Bildsäule anstarrte." — Während sie so schüttelten, untersuchte ich den Gegenstand der sich um meine Füße geschlungen, und in dessen Folge ich gefallen war, und erkannte zu meinem Schrecken — ein Leichentuch .....

Dieses — die schreckliche Erscheinung — die Nähe des Kirchhofs — preßten mir im Schrecken dem Ruf aus: „Freunde, nicht weiter, ihr kämpft mit dem Tode!" Mit diesem Schreckensrufe schlug die Thurmuhr zwölf, und plötzlich im Innern des Gebäudes an der Gartenmauer erdröhnte ein Geraſſel, wie mit Ketten, — die große, eiserne Fallthüre öffnete sich knarrend, und heraus tritt in einen Pelzmantel gehüllt, in der einen Hand eine Laterne, in der andern einen Bund Schlüssel und eine Handschelle, ein alter, aber noch kräftig aussehender Mann.

Soll uns diese neue Erscheinung erschrecken, soll sie uns ermuthigen?

Ich für meinen Theil war durch das Leichentuch so ziemlich eingeschüchtert, und nicht geneigt, mehr einen Schritt vorwärts zu thun.

Der Alte ging rasch auf die Gruppe zu, redete meine Begleiter in barschem Tone an, was sie hier zu schaffen hätten, worauf ihm diese erzählten, welchen Schreck sie mit dieser Erscheinung ausgestanden hätten. Der Alte lachte, schien aber andernseits verdrießlich über unsere Gegenwart. Da ich die laute Konversation hörte, machte auch ich mich näher, und nachdem ich dem Alten, den ich als einen Menschen in Fleisch und Blut erkannte, wie ich, nur um das doppelte älter, und sein ernstes Gesicht durch Narben, die er im Felde mochte erhalten haben, entstellt, ein Stück Geld für eine Bouteille Wein in die Hände gedrückt, drang ich in ihn, uns das Räthsel zu lösen. „Dieses Gespenst ist es also, das sie so in Schrecken gesetzt," sagte er lachend, nahm bei diesen Worten aus seinem Mantel einen tüchtigen sogenannten Ochsenschwanz heraus, und gab dem alten Weibe damit einen Hieb über den Rücken, worauf sie schreiend zusammenstürzte; dann legte er ihr die Schelle am Fuße, die sie abgesprengt hatte, an, und fuhr fort: „Dieses alte Weib, Sybilla F. ist — eine Wahnsinnige. — Ich habe sie fünf Jahre bereits unter meiner Obhut hier in diesem Thurme, welcher das Ende des Krankenhausgartens, wozu diese Mauer gehört, begränzt, unter Aufsicht. Hier werden, bis zur Herstellung eines eigentlichen Irrenhaus diese Unglücklichen verwahrt. Ich selbst bin da im Hause als Knecht im Dienst, muß beim Tage das Holz spalten und im Sommer den Garten bearbeiten, und für die Nacht, wo doch sonst Alles Ruhe hat, hat man mir, da ich weder vor dem Tode, dem ich in hundert Feldzügen und Schlachten dreist ins Auge geschaut, noch sonst vor jemand Furcht habe, das Geschäft aufgetragen, täglich um Mitternacht einen Besuch bei den gefährlicheren der Wahnsinnigen abzustatten, um zu sehen, ob sich keiner der an Ketten Liegenden losgerissen, oder ein sonstiges Unheil gestiftet habe. Da ich nun vor einer halben Stunde ohngefähr meine Tour machte, finde ich das Zimmer oder Gefängniß dieser alten Hexe leer. Da ich Alles vergeblich durchsucht, und alle Ausgänge in den Garten gut verschlossen gefunden so konnte ich natürlich auf keinen andern Gedanken kommen, als daß sie durch das einzige nicht vergitterte Fenster am Flötze meiner Wohnung entsprungen sei, deren Ladenflügel ich auch offen fand. Das Entfliehen dieser nemlichen Alten, deren Anblick besonders bei gegenwärtiger Mitternachtsstunde Ihnen wohl einigen Schrecken gemacht, was ich Ihnen gar nicht verargen kann, hat mich eben so in Schrecken gesetzt, denn hätte ich die alte Bestie nicht mehr bekommen, so wäre ich dieses Lasters wegen vielleicht gar um Brod und Dienst gekommen. Mich wundert nur, daß sich die Herrn Doktoren mit der Hexe da soviel Mühe geben mögen mit allerhand Pülverchen, Arzneien, Aderlassen und Bädern, ich wenn ein Doktor wäre, so hätte ich ihr schon lange ein Pülverchen verschrieben, daß sie ihr Lebetag nicht mehr aus Ausspringen und Kettenlosreißen gedacht hätte, was ihr besonders im wachsenden Mond einfällt; denn um ein so unnützes Weibsbild, das uns allen so viele Arbeit macht, und jetzt, (sagte er lächelnd) diese charmanten Herren da so erschreckt hat, dabei aber noch eine bessere Kost hat, als ein anderer ehrlicher Mensch, wärs doch, beim großen Kaiser! nicht Schade. Und diese Herren schreiben lateinisch, das versteht ja kein Mensch." —

Digitized by Google

Obwohl ich, wie vermuthlich auch die andern und der geneigte Leser, diese Philosophie des alten Kranken- oder Irrenwächters nicht theilen konnten, so waren wir doch herzlich froh, daß durch sein Erscheinen das beklemmende Räthsel gelöst war. Emil richtete noch verschiedene Fragen an ihn, ob denn eine solche Verkältung der armen Alten nicht schade, worauf der Krankenwärter erzählte, daß sie schon früher bei noch kälterer Jahreszeit im bloßen Hemde eine Exkursion in den Garten gemacht, wo sie die ganze Nacht ohne Nachtheil zugebracht, seit welchem Ausbruche er sie täglich um Mitternacht besuchen mußte, daß übrigens die ärztlich verordneten Eisüberschläge, besonders über den Kopf wohl noch ein abkühlenderes Mittel hätten sein müssen, was aber ihr die Tollheit doch nicht hätte austreiben können; die fernere Frage Emils, ob der Krankenwärter nichts über die Entstehung ihres Wahnsinns wisse; mußte derselbe unbeantwortet lassen.

Nun zog auch ich das vermeintliche Leichentuch, das meine Füße umstrickt, und mich besonders in der Nähe des alten Kirchhofes in solchen Schrecken versetzt, herbei, um auch hierüber Aufklärung zu erhalten. Beim ersten Anblick im Scheine der Laterne zeigte sich, daß dieß der Krankenmantel der Alten war, den sie im Fliehen abgeworfen, und uns deßwegen in veränderter Gestalt erschienen war. —

Nun machten auch wir uns, während der alte Wächter seine gefängnißartige Thür schloß auf den Weg nach Hause. — Am nächsten Morgen erzählten ich und Emil seiner Schwester Bertha, wie natürlich der ganze Zauber zugegangen sei; ich aber gedenke noch lange dieser Sylvester-Nacht, und habe seitdem kein Geistermährchen mehr erzählt.

Flavius.

Miszellen.

Der Kraken.

Der Glaube an dieses Seeungeheuer ist allgemein unter den Schiffern und Fischern an der norwegischen Küste und von allen scandinavischen Schriftstellern von der ältesten bis auf die neueste Zeit erwähnt worden. Pontoppidon sagt: „Unsere Fischer behaupten meist, wenn sie mehrere Meilen in die See hinausrudern, besonders an heißen Sommertagen, deuteten verschiedene Umstände an, daß der Kraken auf dem Grunde des Meeres liege. Bisweilen fahren zwanzig Böte zu gleicher Zeit über ihn; merken sie, daß er empor kommt, so entfernen sie sich so schnell als möglich. Sind sie außer dem Bereiche der Gefahr, so halten sie an und sehen dann das Ungeheuer an die Oberfläche herauf kommen. Der Rücken, der anderthalb Meile im Umfange zu haben scheint, sieht anfangs wie mehrere kleine Inseln aus, um die herum etwas schwimmt wie Seegras; endlich erscheinen glänzende Punkte oder Hörner, die um so dicker werden, je höher sie emporsteigen und bisweilen so hoch und dick sind wie die Masten mittelgroßer Schiffe. Sie scheinen die Arme des Ungethüms zu sein und man glaubt, sie könnten das größte Kriegsschiff hinunter in die Tiefe ziehen. Nach kurzer Zeit sinkt das Ungeheuer allmählig wieder in die Tiefe hinab.“ Daß dies Uebertreibung ist, versteht sich, vielleicht ist aber dieser Kraken nichts andres als eine Art Sepia (Tintenfisch), den man so groß gefunden hat, daß er zwölf Fuß quer über das Mittelstück maß, während jeder Arm 54 Fuß lang war, so daß das Thier von einem Ende zum andern 120 Fuß maß. Ein Schiff verlor vor einigen Jahren in den afrikanischen Meeren drei Mann durch ein solches Ungeheuer. Der riesenhafte Fisch faßte die drei Männer mit seinen Armen und zog sie unter das Wasser trotz allen Anstrengungen, die man machte, sie zu retten; ein solcher Arm, der bei dem Kampfe abgehauen wurde, war so dick wie ein Fockmast und die Sauger daran waren so groß wie eine Topfstürze.

Auf eine Geschminkte.

Von allen Künstlern in der Malerei,
Wie auch man heutzutag sie rühm' und preise,
Kommt, Phyllis, Dir noch immer Keiner bei;
Die Kunst weicht Deiner unerforchten Weise:
Bist Du doch — was von jenen Keinem gilt —
Selbst: Künstlerin, Original und Bild.

---

* Charaden-Kranz

von

Eduard von Ambach.

Bin ich in Compagnie,
So förder' ich die Genossen,
Ja, Ja, glaub's unverdrossen,
Mach zehnmal größer sie;
Obgleich ich nichts bedeute
Steht keiner mir zur Seite.

Verlegt und redigirt unter Verantwortlichkeit der G. Geiger j.'schen Buchdruckerei.

Digitized by Google

№ 5. 15. Januar 1840.

Der Erzähler.

Ein

Unterhaltungsblatt für Jedermann.

Fünfter Jahrgang.

Augsburg. Dieses Blatt erscheint jeden Mittwoch und Samstag, und kostet dahier vierteljährlich 45 kr., halbjährig 30 kr. und jährlich 1 fl.; auswärts ist der Preis: vierteljährlich 45 kr., halbjährig 36 kr. und jährlich 1 fl. 12 kr. Bestellungen nehmen alle Buchhandlungen und königl. Postämter, letztere mit der tarifmäßigen Portovergütung, an.

Eine Kriegsscene in der Metidja.

Nach der Eroberung von Algier durchzogen die französischen Truppen die Ebenen der Metidja, um das Hochgebirg des alten Atlas zu übersteigen. Eine Abtheilung war zur Eroberung von Belida entsendet worden, und hatte im Angesicht dieser Stadt ein hartnäckiges Gefecht mit den Arabern bestanden. Obwohl ihre Marabouts zuversichtlich ihnen den Sieg prophezeit, waren sie doch tüchtig geschlagen, und nun zu friedlichen Unterhandlungen geneigt. Ein Waffenstillstand wurde zwischen dem französischen General und dem Beduinenhäuptling abgeschlossen; das Feuer der Franzosen schwieg, und sie glaubten, dem Versprechen gänzlicher Einstellung aller Feindseligkeiten von Seite der Eingebornen vertrauen zu dürfen. Dem war nicht also. Die Beduinen brachen ihr Wort, zwar nicht mit offenem Angriff, aber mit hinterlistigen Mordüberfällen. Dieser Bruch einer kaum erst beschworenen Uebereinkunft forderte gebieterisch Bestrafung. Der französische Befehlshaber brach gegen die nächsten Stämme auf; seine Soldaten kämpften mit gewohnter Tapferkeit; die Araber, auseinander gesprengt, schlugen sich wie die alten Parther; man verfolgte sie bis in ihr Lager und drang mit gefälltem Bajonnet in ihre Cabanen. Keinen Pardon den Verräthern! war die Losung.

Etwas entfernt vom Schlachtfeld an der Abdachung eines mäßigen Hügels standen mehrere Gruppen von Häusern. In einem derselben lag auf einem Teppich ein Maure, Abdallah; er war verwundet, sein Blut floß auf den Boden; neben ihm befanden sich Trümmer einer reich mit Silber eingelegten Flinte und sein Yatagan ohne Scheide. Das Gefecht hatte sich seiner Ruhestätte noch nicht genähert; sein maurisches Weib und eine Negerin konnten also seine Wunden noch ungestört pflegen. Sie legten ihnen eine Salbe aus Mastix und Jungfernerde auf, ein Mittel, welchem Mahomed besondere Heilkraft verliehen. Doch schien diese durch die Ankunft der Franzosen gestört zu werden; denn schon näherte sich das Gewehrfeuer und brachte der Wind den Pulverdampf. Flucht war unmöglich; dazu fehlten Zeit und Mittel; Abdallah mußte sich wehrlos in sein Geschick ergeben. Heftige Schmerzen fesselten ihn an sein Lager; er erkannte die ganze Größe der hereinbrechenden Gefahr, aber kaum vermochte er seine erblaßten bebenden Lippen dem Ohre seines jungen Weibes zu nähern, um ihr Tröstungen der Liebe und Befehle des Hasses zuzuflüstern. Zohra, sagte er zu ihr, jetzt sind sie Sieger, diese Christen; du wirst deine Stütze verlieren, du arme Blume, die an dem fallenden Baume sich hinaufrankt. Abdallah wird dich nicht mehr lieben, nicht mehr vertheidigen können; aber fasse Muth und denke daran, mich zu rächen. In wenig Augenblicken werden die Feinde ihre letzte Beute holen; ha, schon sind sie da unten! Fliehe, Zohra, fliehe zu den Fuais, und sage ihnen, der junge Scheik, den sie zu ihrem Anführer sich gewählt, sei in die Hände der Giaurs gefallen; sage ihnen, daß er mit seinem Blute Rechnung legt für seine Gefährten, und daß ihrer noch glückliche Zukunft, noch herrliche Tage des Ruhmes harren, denn unsere Macht kann nur erlöschen mit der Lampe in der heiligen Moschee. — Der arme Scheik stieß unwillkürlich einen heftigen Schrei aus; dann schloß sich sein Mund krampfhaft; er sank in lautloses Schweigen. Plötzlich flammte seine Kraft wieder auf, und mit starker Stimme rief er: Höre, Zohra, vernimm meinen letzten Wil-

Digitized by Google

len, bewahre ihn treu in deinem Herzen, und laß ihn dir heilig sein! Verlaß mich, aber schwöre mir vorher auf den Koran unvertilgbaren Haß und Tod den Feinden, die mich tödten werden. Schwöre mir, daß du überall in meinem Namen um Rache flehen, zur Rache zurufen willst. Rache! Der Gedanke, das Wort ist Honig auf meine todesmatte Zunge, du gibst mir damit die edelste Probe deiner Liebe, und ich werde Mahomed, den großen Propheten, um deine Belohnung dafür bitten. Einen Augenblick noch, und ich kann nicht mehr zu dir sprechen; ich fühle, mein Blut drängt sich wieder in die brennenden Wunden — schwöre mir, schnell, schnell, Geliebte, daß du mich rächen willst; meine dahinschwindende Seele dürstet nach diesem Labsal, und dann laß mich sie an deinen Lippen aushauchen! — Die junge Maurin hob die glühenden Augen zum Himmel, tiefe Seufzer entflohen ihrer Brust, heiße Thränen stürzten über ihre Wangen, und mit bebender Stimme leistete sie in höchster Aufregung den Schwur, den Abdallah von ihr begehrt hatte. Aber zur Trennung von ihrem Geliebten eben jetzt, wo er Trost und Pflege brauchte, wo vielleicht ein schmerzvoller Todeskampf die letzte wild aufgeflammte Kraft des Leidenden alsbald verzehrte, verstand sie sich nicht. Beruhige dich, mein Freund, flüsterte sie unter mühsam verhaltenem Zittern und Weinen ihm zu, in deinen Wunden wohnt der Tod nicht; noch lächelt uns die Zukunft. Dieses Haus hier ist weit ab vom Schlachtfelde; die Christen werden heute noch nicht kommen, und wenn die Sonne ins Meer gesunken ist und die Nacht ihren schützenden Mantel ausgebreitet hat, tragen deine Mohrin und ich in tiefer Stille dich in das Lager der treuen Kinder des Propheten; da wird unser Gebet, unsere Sorge, meine Liebe dir Hülfe bringen, und mein geliebter Abdallah genesen. Der starke Baum wird sich wieder erheben, und die schwache Ranke beschützen, und der tapfere Arm wieder den Säbel ergreifen und die Kampfgefährten in die Schlacht führen. Baue auf deine Hoffnung; noch brennt die Lampe in der Moschee. Du bist tapfer, Abdallah, bist Scheik; du mußt deinen Theil haben an der Ehre der Befreiung des Heimatlandes von den Giaurs; bewahre deinen Muth, und in wenigen Tagen beginnt fern von hier deine Genesung. — Nein, nein, Zohra, murmelte kaum hörbar der Verwundete, dort nahen schon die Feinde mit raschem Schritte; flieh, — vielleicht ist's schon zu spät — von mir werden sie hoffentlich nur den Leichnam finden; — ich fühle es, der Tod ist da, er faßt mich. — Abdallah riß sein Gewand auf und zeigte auf die entblößte Brust.

Plötzlich unterbrach ein starkes Geräusch und frembartiger Laut diese Scene. Die Thür des Hauses wurde gesprengt, und ein Haufe Soldaten, ein Officier an ihrer Spitze, stürzte in das maurische Gemach. Es war finster, kalt, grabähnlich. Große Vorhänge verbargen die Fenster und ließen keinen Strahl des Tageslichts eindringen; tiefe umheimliche Dunkelheit erfüllte den ganzen Raum; kein Wort, kein Seufzer, kein Athemzug war vernehmbar. Aber die Soldaten rissen die Vorhänge herab, und die Sonne verbreitete auf einmal Helle. In einem Winkel des Zimmers erschienen zwei Frauen, auf einen blutbedeckten Teppich hingestreckt, stumm, regungslos, wie todt. Der Officier näherte sich ihnen, er gab ihnen ein Zeichen, sich zu erheben; kein Wort, keine Bewegung erwiderte seinen Befehl. Da bemerkte er unter ihren langen Gewändern fieberhaftes Zucken der Pulse und Glieder, und befahl seinen Leuten, sie aufzuheben. Sie wollten Widerstand leisten, aber ihre Kraft war schnell bezwungen. Man trug sie von ihrem Lager weg und fand, daß sie einen Mann, von Wunden zerrissen, von Schmerz gefoltert, aber sein Leiden gewaltsam niederkämpfend, unter sich verborgen hatten. Fürchterliche Todtenstille herrschte bei dieser Entdeckung. Alle Flinten waren auf den Beduinen gerichtet; sein Leben hing an einem Faden, den der nächste Augenblick zu zerreißen drohte. — Die beiden Frauen warfen ihre Schleier weg, stürzten, die Haare aufgelöst, verzweiflungsvoll schluchzend zu den Füßen der Franzosen und schrieen händeringend um Gnade.

Der Verwundete erhob sich ein wenig und warf einen hochmüthigen, verächtlichen Blick auf seine Feinde; in seinen Mienen spiegelten sich unmächtige Wuth, bitterer Groll, stolze Ergebung. Die Mohrin wälzte heulend ihr Haupt im Staube vor den Kriegern; Zohra flehte um ihr Mitleid, doppelt schön in ihren Thränen, blaß vor Angst und hochgefärbt vom Blute des Geliebten, das sie mit ihren Küssen zu stillen gesucht hatte. Der Officier wendete sich zu seinen Soldaten; die Gewehre wurden geschultert. Dann reichte er dem Beduinen die Hand, zum Zeichen, daß sein Leben ihm geschenkt sei. Alsbald brach ein Sturm der Freude aus. Zohra schien wie von Wahnsinn befallen. Ihre

Digitized by Google

Augen sprühten Flammen, sie warf sich zu Boden und umschlang die Kniee ihres Retters, faßte krampfhaft seine Hände, seine Kleider, und bedeckte sie mit Küssen; dann sprang sie auf und streichelte ihm Stirn und Haare, ergriff seinen Säbel und küßte ihn mit Jubelrufen; sie sprang, sie tanzte, sie weinte und lachte zugleich. Der Officier suchte sie zu besänftigen, sie beschwichtigte sich ein wenig, aber mit ihrer Besinnung kehrte auch sogleich das Gefühl der Schaam zurück, daß sie dem Gesetze Mahomed's zuwider einem Manne unverschleiert sich gezeigt hatte. Augenblicklich verwandelte sich ihre Freude in Betrübniß; noch einmal betrachtete sie ihren Retter, dann ergriff sie tieferröthend ihren Schleier und verhüllte sich damit.

Abdallah schien die Bedeutung dieses Benehmens seiner Feinde Anfangs nicht zu verstehen. Er hatte den Tod zu sicher erwartet, als daß er so schnell irgend einer Hoffnung sich überlassen, sein Mißtrauen gegen die Christen so plötzlich aufgeben, und es nicht sonderbar finden konnte, daß er noch nicht gemordet sei. Doch als er sah, daß die Soldaten das Gemach verließen, begann er ihre Großmuth zu begreifen. Er langte jetzt nach der Hand des Officiers, drückte sie so fest, als er in seiner Schwäche vermochte, brachte sie an seinen Mund und küßte sie unter Worten des Dankes, deren Ton seine innerste Bewegung verrieth.

Der Officier entfernte sich; er war glücklich im Gefühle einer edlen That, und seine Cameraden theilten diese Empfindung; sie sammelten sich freudig um ihn. Meine Freunde, redete er sie an, wir haben eine gute That gethan, der Beduine, den wir schonten, hatte uns nur mit Verachtung und Haß betrachtet, jetzt haben sich diese in Dankbarkeit verwandelt. Er ist Soldat wie wir, und ein braver Soldat, das bezeugen seine Wunden; er hat nun gelernt, daß wir zu siegen wissen, aber unsere besiegten Feinde nicht morden. Er und seine Frauen werden das Andenken dieses Tages lange bewahren, und was uns nur als Pflicht gilt, als Tugend betrachten; sie werden ihren erstaunten Landsleuten erzählen, daß wir menschlich waren, und die Wahrnehmung kann für sie ein Schritt zur Civilisation werden. Ich danke Euch, Cameraden, daß Ihr heute eben so edelmüthig, als tapfer waret! — Es lebe unser braver Lieutenant! riefen die Soldaten wie aus einem Munde, und zogen singend und scherzend zu ihrem Corps in das Bivouak.

Miszellen.

Eine Künstlerlaune.

Herr H. ist angeklagt, die Wache als Nationalgardist in Paris mitten in der Nacht verlassen zu haben, ohne dahin zurückgekehrt zu sein. H. „Ich habe die Wache nicht aus eigenem Antriebe verlassen," sagte er vor dem Disciplinarrathe; „man hat mich fortgeschickt." Präs. „Wer hat sie fortgeschickt." H. „Alle." Der Capitain. „Der Angeklagte sagt freilich nicht; warum seine Kameraden seine Entfernung wünschten." H. „Das ist sehr einfach, ich will es erzählen. Wir waren alle in dem Wachlocale und warteten auf die Stunde der Patrouille, jeder suchte sich die Zeit auf seine Art zu vertreiben; Einige sangen, Andre spielten, noch Andre rauchten, glücklich die, welche singen, spielen und rauchen können! Aber die Andern, jene, die, wie ich z. B., keinen Ton treffen, die außer bei Tische nie Trinken, welchen alles Spiel ein Greuel ist und die der Tabaksrauch incommodirt; was sollen diese anfangen? Sie müssen sich irgend einen Zeitvertreib erdenken, der ihnen zusagt. Ich nahm deßhalb an jenem Abende, da ich mich mehr noch als gewöhnlich langweilte, die Trommel und die Trommelstöcke des Tambour und fing an, zu meiner Zerstreuung Wirbel zu schlagen." Präs. „Das Mittel zur Zerstreuung ist freilich schlecht gewählt." H. „Warum? Jeder nimmt das Vergnügen, wo er es findet. Die Herren Raucher störten meine Verdauung durch ihren Tabak und es that mir nicht leid, ihre Ruhe durch einen Trommelwirbel zu stören." Präs. „Da ersuchte man sie hinauszugehen?" H. „Einmüthig; zuerst reclamirten die, welche schliefen; als ob die Wache da wäre, daß man dort schlafe! Ich achtete also auch nicht auf sie. Dann kamen die Spieler, die sich unter einander nicht mehr verstanden, und so fort. Ich stellte ihnen vor: Meine Herren, ich hindere Sie ja nicht in Ihrem Spiele, gönnen Sie mir doch auch einen Zeitvertreib. Sie gönnten andern nichts, so daß, als ich nicht aufhörte, endlich ein allgemeines Hurrah sich gegen mich erhob: „Hinaus! hinaus! Als ich dieß sah und hörte, ging ich; ich konnte der Uebermacht nicht widerstehen; sie waren zwanzig gegen mich." Präs. „Warum kehrten Sie aber nicht wieder in die Wache zurück?" H. „Ich kenne mich; ich bin sehr hartnäckig; ich würde von neuem zu trommeln angefangen haben." Präs. „Wie ist es möglich, daß ein Mann wie Sie auf ein solches

Digitized by Google

Kinderspiel verfällt? Ist es das erstemal, daß Sie die Trommel handhabten?“ H. „Allerdings, es ist eine neue Liebhaberei, die sich in mir entwickelte.“ Präs. „Wir möchten Sie nicht gern in Arrest bringen, aber verfallen Sie nicht wieder in dieses Verfahren; wenn es eine Liebhaberei ist, so fürchte ich...“ H. „Nun, so nennen Sie es eine Künstlerlaune und sprechen Sie mich frei.“ Dieß geschah.

Die Klage über Uebervölkerung.

Die Erde trägt noch nicht so viel Bewohner, als sie eigentlich ertragen und ernähren könnte. Viele Gegenden derselben hatten sonst weit mehr Bewohner, als jetzt, und diese befanden sich wohl. So klagt man wohl jetzt: Thüringen ist übervölkert; es sind zu viel Menschen; es müssen welche auswandern! Man höre; Erfurt zählte vor Jahrhunderten 80,000 Einwohner ohne Militär, jetzt hat es 25,000, man vertheile den Ueberschuß auf Thüringen, und dessen Bevölkerung möchte kaum um mehr gewachsen seyn. Im 30jährigen Kriege sind Städte und Dörfer eingegangen und keine neue entstanden, und man hat vorher nicht über Uebervölkerung geklagt, und es gab keine Kartoffeln. Uebervölkerung herrscht nicht; aber mehr Industrie müßte herrschen und nicht so Viele vorhanden seyn, die blos zehren, ohne selbst Hand anzulegen. — Spanien hatte früher 50 Millionen Menschen, jetzt nährt dieses herrliche Land nur 11 Millionen und diese kümmerlich, und alle Hoheit und Schönheit ist von Land und Volk gewichen. Sizilien, die Kornkammer der Alten, hatte 18 Millionen Menschen, jetzt nur 2 Millionen. Rußland, wo die Sonne nicht untergeht, was 80 durch Sprache, Religion und Sitte verschiedene Völker beherrscht, was den neunten Theil der bewohnten Erde ausmacht, und zweimal größer ist als Europa, zählt 350,000 Quadratmeilen und auf diesen nur 50 Millionen Menschen. Auf die Meile kommen 150 Köpfe. Polen, der fruchtbarsten Länder eines, liegt jetzt zum dritten Theil unbebaut, und Ungarn ist nur halb bevölkert. Wenn auch hie und da Uebervölkerung seyn sollte; wer wehrt es den jungen unverheiratheten Leuten, die Länder aufzusuchen, die nur halb bevölkert sind, oder sonst mehr Menschen trugen? Wenn ein junger Mensch, der seine Profession gut gelernt hat, sich ein neues Vaterland in Europa suchte, zeigte er nicht gerade, daß er Muth hat? Doch die jetzigen jungen Leute meinen mit dem „Peter“ bei Grübel: und schneit's nicht jetzt, so schneit's doch bald; und in der Welt sind viele Wege, wer will allemal den rechten finden? Sie sitzen auch richtig am Abend wieder hinter dem Ofen.

Hofnarren.

Zu den kostspieligsten Geschöpfen am sächsischen Hofe vor 100 Jahren gehörten die Hofnarren und Goldmacher. Der erstern hatte August II. noch drei: Fröhlich, Schmiedel und Leppert. Der eine davon, Fröhlich, hatte 99 Hanswurstjacken, einen 73 Unzen schweren, silbernen Schlüssel und einen Gehalt, daß er sich einen Kammerdiener hielt, Tafel gab ꝛc. —

* Charaden-Kranz
von
Eduard von Ambach.
XXV.

Leseübung.

Die Rd ist für ihn zu klein;
Die Lb wäscht ihn nicht mehr rein;
Das Hb gilt, und nicht das Ht;
Die Kc fängt auch eine Ratte;
Das Zr schreien findt kein Gehör;
Das Nd wird so Manchen schwer;
Wenn dir das Sn schmeckt ist's recht;
Die Wg sind oft gar zu schlecht.

Anzeige.

Damengeschenk.

Als ein sehr passendes Damengeschenk kann empfohlen werden:

Memorabilien der Zeit.

Denkblätter
der
Freundschaft und Liebe.

Eine Sammlung
schöner Stellen aus neueren deutschen Schriftstellern,
für jeden Tag im Jahr.

Mit einem Dedikationsblatt zum Einschreiben.
12°. elegant gebunden in Umschlag mit Goldschnitt.
Preis 1 fl. 12 kr.

München bei Georg Franz.
Es ist durch alle Buchhandlungen zu beziehen.

Verlegt und redigirt unter Verantwortlichkeit der G. Geiger j.'schen Buchdruckerei.

Digitized by Google

№ 6. 18. Januar 1840.

Der Erzähler.

Ein

Unterhaltungsblatt für Jedermann.

Fünfter Jahrgang.

Augsburg. Dieses Blatt erscheint jeden Mittwoch und Samstag, und kostet dahier vierteljährlich 15 kr., halbjährig 30 kr. und jährlich 1 fl.; auswärts ist der Preis: vierteljährlich 18 kr., halbjährig 36 kr. und jährlich 1 fl. 12 kr. Bestellungen nehmen alle Buchhandlungen und königl. Postämter, letztere mit der tarifmäßigen Portovergütung, an.

Sonderbarer Betrug.

Zu Ende der achtziger Jahre des siebenzehnten Jahrhunderts hielt eines Tages vor dem ersten Hotel der alten Krönungsstadt Rheims ein schwerdepackter Reisewagen. Eine Dame von ungefähr vierzig Jahren, deren Antlitz nicht nur Spuren hoher Schönheit zeigte, sondern auch eine gewisse jugendliche Anmuth bewahrt hatte, stieg von einer einzigen Dienerin begleitet aus demselben. Sie verlangte von dem herbeigeeilten Hotelier einige Zimmer, deren Fenster in den Hofraum gingen, um — wie sie sagte — durch das Geräusch der Stadt in ihren ernsten Betrachtungen nicht gestört zu werden. Doch bald mochte ihr auch das rege Gasthofleben nicht behagen, sie verließ das Hotel, und bezog eine Privatwohnung. Dort lebte sie sehr eingezogen, ihre Kleidung war einfach, sie besuchte nur die Kirche, und außer dem geistlichen Vorsteher des Viertels, in welchem sie wohnte, und dem sie die Leitung ihrer geistlichen und weltlichen Angelegenheiten übertragen hatte, nahm sie keinen Besuch an. Ihre Gespräche drehten sich gewöhnlich um Religions- und Gewissensachen, in denen die Dame sehr scrupulös zu sein schien.

So mochten ungefähr sechs Monate verflossen sein, als die Dame dem Vikar unter dem Siegel der Verschwiegenheit entdeckte, daß sie in einer Verlegenheit sei. „Ich habe hier," sagte sie, „einen Wechsel auf 12,000 Franken; der Bestimmung des Geldes wegen möchte ich nicht gerne gekannt sein; wollten Sie sich wohl die Mühe geben, mein Herr, dieses Geld in Empfang zu nehmen?"

Der Vikar hatte keinen Grund, diese Bitte zu verweigern, und verfügte sich sogleich zu einem der ersten Banquiers der Stadt. Dieser acceptirte nicht nur den Wechsel sogleich auf das bereitwilligste, sondern sagte auch, daß er Ordre habe, auf derlei Anweisungen noch weit beträchtlichere Summen auszuzahlen.

Als der Vikar der Dame die 12,000 Franken einhändigen wollte, sagte sie, sie selbst brauche das Geld nicht, ihr Wille sei nur gewesen, daß diese Summe als Brautschatz unter vier arme tugendhafte Mädchen vertheilt werde, und sie sei versichert, daß er ihre Absicht, jedoch mit Verschweigung ihres Namens, bestmöglichst realisiren werde. Der Vikar, ein edler Mann, ging bei Ausübung dieser angenehmen Pflicht mit vieler Vorsicht und Gerechtigkeit zu Werke. Bald waren vier Mädchen gefunden, deren Seligkeit nur durch den Umstand getrübt wurde, daß sie dem Gründer ihres Glückes, dessen Namen der Vikar hartnäckig verschwieg, nicht danken konnten.

Nach vier Monaten empfing der Geschäftsführer der Unbekannten von ihr abermals eine Anweisung auf 12,000 Franken mit der Bitte, dieses Geld zur bessern Subsistenz von vier alten, würdigen Geistlichen zu verwenden.

Nun konnte der Vikar, hingerissen von dem Wohlthätigkeitssinn der Dame, nicht länger schweigen. Sie war ihm das Ideal der Tugend und Wohlthätigkeit, und als dieses sollten sie wenigstens einige Damen seines Kirchensprengels zur Erbauung kennen lernen, aber unter der Bedingung, die wahre Ursache zu verschweigen, warum sie die Bekanntschaft der Fremden wünschten. Doch der gute Vikar hatte nicht bedacht, daß ein Geheimniß eine zu schwere Last für die zarten Schultern einer Dame ist. Bald wußten es ihre Freundinnen, und alle Damen, die nur einigermaßen im Rufe der Frömmigkeit standen, beeilten sich, die wohl-

Digitized by Google

thätige Unbekannte kennen zu lernen. Auch diese schien nicht abgeneigt, Bekanntschaften mit Personen ihres Geschlechtes, die sie seit ihrem Aufenthalte in Rheims entbehrt hatte, anzuknüpfen. Die Unterhaltung war, wie sich denken läßt, höchst erbaulich, die Unbekannte sprach über Religion und Tugend wie ein Engel, und bestärkte so die gute Meinung, die man von ihr schon mitgebracht hatte, immer mehr und mehr.

Ein Jahr war schon verflossen, seit die vergötterte Wohlthäterin der leidenden Menschheit nach Rheims gekommen war, ohne daß sie mit Jemanden außer den Mauern der Stadt in einiger Verbindung gewesen wäre. Da ließen sich eines Tages, eben als die Dame und ihr Gewissensrath allein waren, zwei Fremde melden, die auch angenommen wurden. Die Dame stellte sie dem Vikar als reiche Gentleman's vor, die sie in Calais kennen gelernt hatte, und deren Wiedersehen sie sehr zu freuen schien. „Sie wissen, mein Herr Vikar," fuhr sie fort, „daß ich hier nie männliche Gesellschaft bei mir sah; ich ersuche Sie daher, auch des Besuches der beiden Lords, die ohnedieß nur auf einer Durchreise begriffen sind, bei den Damen meiner Bekanntschaft nicht zu erwähnen."

Das Gespräch drehte sich um verschiedene Gegenstände; unter andern sagte die Dame den Engländern, daß sie gesonnen sei, in Rheims, wo es ihr sehr gefalle, eine Freischule für junge Mädchen aus anständigen Häusern zu stiften. Die Fremden fanden diesen Gedanken vortrefflich, und baten die Dame, ihre Börsen zu diesem wohlthätigen Zwecke ja recht in Anspruch zu nehmen, was auch in Gegenwart des Vikars geschah.

Kaum hatten sich die Fremden empfohlen, als auch schon Hand an das verdienstliche Werk gelegt wurde. Man miethete zu diesem Zwecke ein geräumiges Haus, und die Unbekannte stellte sich an die Spitze mehrerer Damen, die sich, gleich ihr, der Erziehung der weiblichen Jugend widmen wollten. Alle Aeltern drängten sich herbei, ihre Töchter in diese Pflanzschule des Guten zu bringen, und sowohl die treffliche Lehrmethode, als auch die liebevolle Behandlung der Damen bewirkte allerdings Außerordentliches. Nach einigen Monaten wollte die unbekannte Dame öffentlich den guten Fortgang ihrer Zöglinge zeigen. Die Prüfung entsprach selbst den strengsten Anforderungen, und als zum Schlusse ein kleines Trauerspiel, nach damaliger Sitte der Bibel entlehnt, mit Anstand und Präcision von den Mädchen aufgeführt wurde, priesen die Einwohner Rheims unter Freudenthränen das glückliche Loos, das ihrer Vaterstadt gefallen war.

Indessen war nur wenigen auserlesenen Familien der Stadt vergönnt gewesen, Augenzeugen dieses Schauspieles zu sein; doch selbst diese Wenigen ermangelten nicht, es dergestalt anzurühmen, daß bei Vielen der Wunsch rege wurde, die Dame möchte das Trauerspiel vor einer größern Versammlung wiederholen lassen.

Diese schützte zwar ihre kleine Wohnung, besonders aber die durch die Aufführung in ihrem Hause entstehende Unruhe vor; doch zeigte sie sich bereitwillig, falls man ihr zu diesem Zwecke ein Landhaus in der Nähe der Stadt einräumen könnte, dieses Vergnügen allen Personen von Distinction vom Herzen gerne zu gewähren.

Der Vorschlag wurde mit Freuden angenommen, und ihr zu diesem Behufe ein romantisch gelegeres Landhaus drei Meilen von Rheims eingeräumt, wo die Dame in größter Eile eine prächtige Bühne errichten ließ. Um aber das Fest noch mehr zu verherrlichen, sollte dem Schauspiele ein splendides Diner vorangehen, zu welchem sechzig der vornehmsten Personen von Rheims geladen wurden. Das Schlimmste war, daß die Dame nicht Silber genug hatte, um die Tafel gehörig auszuschmücken. Allein nicht nur diesem Uebelstande halfen die geladenen Familien um die Wette ab, sondern man beeilte sich auch, ihr von allen Seiten den kostbarsten Schmuck anzubieten, um ihre kleinen Schauspieler damit zu zieren; so daß der Werth der zu diesem Zwecke hergeliehenen Edelsteine und des Silbergeschirres die Summe von 50,000 Franken überstieg.

Endlich war der festliche Tag gekommen, der mit Recht ein Festtag für ganz Rheims genannt werden konnte. Das Diner war eben so glänzend, als geschmackvoll, und beurkundete den feinen Ton der freundlichen Wirthin. Doch mit Sehnsucht sah man dem Schauspiele entgegen, die Tafel wurde also, sobald als es schicklich war, aufgehoben, und die Gesellschaft strömte dem Saale zu, wo das Trauerspiel gegeben werden sollte. Das Stück begann. Das Publikum war entzückt und gerührt, nur der Vikar konnte sich einer sonderbaren Bangigkeit nicht erwehren, die ihn auch nach dem ersten Akte aus dem Salon trieb.

Digitized by Google

Als er durch den dunklen Corridor ging, sagte Jemand leise zu ihm: „Sind Sie es, La Ramee?“ Ein geheimer Trieb, von dem er sich selbst keinen Grund angeben konnte, ließ ihn mit „Ja“ antworten. Sogleich übergab ihm der Unbekannte einen Brief, und verschwand in den labyrinthartigen Gängen des weitläufigen Landhauses. Die geheimnißvolle Art, womit ihm dieses Schreiben übergeben wurde, erweckte eine Neugierde in ihm, der er nicht widerstehen konnte. Er erbrach den Brief. Man meldete der unbekannten Dame kurz: daß um eilf Uhr, wenn die Gesellschaft aus einander gegangen sein würde, alles bereitet sein sollte. So räthselhaft das Schreiben auch war, so glaubte der Vikar doch darin den Schlüssel zu einer verbrecherischen That gefunden zu haben. Als er in den Saal zurückgekehrt war, theilte er sein Geheimniß zwei Magistratspersonen mit, die von der Gesellschaft waren. Diese, klüger als der gute Vikar, hatten schon längst Unrath gemerkt. daher eilte der Eine von ihnen, nachdem er sich unter einem schicklichen Vorwande der Gesellschaft empfohlen hatte, in die Stadt, und gerade als die Gesellschaft das Landhaus verließ, kam er mit bewaffneter Mannschaft zurück, welche in aller Stille das Schloß umringte. Die Freunde wurden schnell von der Ursache dieses Ueberfalles unterrichtet, sie begaben sich in ein benachbartes Dorf, um den Ausgang der Begebenheit, bei der die Meisten betheiligt waren, abzuwarten. Die zwei Magistratspersonen, der Vikar und mehrere Soldaten eilten in den Saal, und fanden die Dame, wie sie eben mit den beiden Pseudolords beschäftigt war, das Silbergeschirr und die Prätiosen zu verpacken.

Erschrocken wollten sie fliehen, doch gelang es nur dem einen, der andere wurde nebst der Dame gefangen und dem Gerichte übergeben. In ihren Verhören sagte die Dame aus, daß es ihr und ihrer Helfershelfer wohldurchdachter Plan gewesen sei, die guten Bewohner von Rheims unter der Maske der Frömmigkeit um eine große Summe zu prellen, und daß in der Nacht ihrer Gefangennehmung Fahrzeuge in Bereitschaft waren, die sie und ihre Mitschuldigen sammt den Schätzen nach England bringen sollten. Die Verbrecher wurden gebrandmarkt, geköpft und des Landes verwiesen.

Doch sonderbar genug, die Freischule, welche die Betrügerin errichtet hatte, wurde durch milde Beiträge immer blühender, und bestand bis zu den tumultuarischen Tagen der Revolution, in denen diese Anstalt, wie so manches andere Gute, seinen Untergang fand.

Miszellen.

Eine Liebesgeschichte.

Eine junge Frau, Madame Aubry, bewohnte mit ihrem Manne ein Haus in der kleinen Stadt *. Dieses Haus stand allein in einem großen Garten in einer Vorstadt und hatte keine andern Bewohner als das Ehepaar, dessen einjähriges Kind und eine Magd; die erst vor kurzem in den Dienst getreten war. An einem Abende im vorigen November war Madame Aubry allein und erwartete ihren Mann, der sich früh in einen Flecken in der Nähe begeben hatte, um dort eine ziemlich ansehnliche Geldsumme abzuholen. Es war sechs Uhr und die junge Frau hatte sich mit der Magd in ihr Zimmer begeben, um ihr Kind zur Ruhe zu bringen. Dieses Zimmer befand sich in der ersten Etage, war groß und hoch und ging hinten nach dem Garten hinaus. Daneben befand sich ein Alkoven, in welchem das Ehebett stand. Madame Aubry saß auf einem niedrigen Stuhle und kleidete ihren kleinen Sohn für die Nacht um, während draußen der Wind in den Bäumen rauschte und der mit Schnee gemischte Regen an die Fenster schlug. In diesem Augenblicke warf das Kaminfeuer einen lebhaften Schein in den Alkoven und Madame Aubry fuhr zusammen, denn sie erblickte unter dem Bette zwei Füße in Stiefeln mit Nägeln. Der Versteckte mußte ein Dieb, ein Mörder sein; sie konnte auf keine Hilfe rechnen; ihr Mann wurde vor acht Uhr nicht zurückerwartet. Was sollte sie thun? Sie schrie nicht, sie blieb sitzen. Der Räuber wollte sich wahrscheinlich bis in die Mitte der Nacht versteckt halten, würde aber, sobald er sich entdeckt und nur zwei Frauenzimmer vor sich sah, nicht gezögert haben, hervorzukommen. Konnte die Magd nicht gar im Einverständniß mit ihm sein? Die Frau faßte sich bald und schickte die Magd unter einem Vorwande fort; ja sie hatte den Muth, ihr Kind in die Wiege zu legen, die dicht an den beiden Füßen stand, und dasselbe einzusingen. Endlich schlief das Kind ein; die Frau nahm ihren Platz wieder auf dem Stuhle, denn sie mochte ihr Kind nicht allein lassen. Es schlug sieben Uhr; noch eine Stunde bis zur Ankunft ihres Mannes! Sie konnte die Augen von den beiden Füßen nicht ab-

Digitized by Google

wenden. Himmel, sie bewegen sich! Will der Dieb hervorkommen? Nein, er lag bald wieder ruhig. Welche Angst erlitt die Frau, wie inbrünstig betete sie zu Gott! — Wenn ihr Mann nun gar nicht zurückkommen sollte? Das Wetter war so schlecht und er hatte Verwandte in jenem Flecken. Es schlug acht Uhr und Niemand kam. Endlich vernimmt sie ein Geräusch unter ihrem Fenster; sie lauscht; es ist kein Irrthum; wohlbekannte Tritte kommen die Treppe herauf; die Thüre öffnet sich und ein großer starker Mann tritt herein; Gott sei Dank, er ist es! Er hatte unten die Pistolen und den nassen Mantel abgelegt. Die Frau sank in seine Arme, aber ohne ein Wort zu sagen, legte sie ihm einen Finger auf den Mund und deutete auf die beiden Füße, die sie so lange schon geängstiget hatten. Er verstand sie sogleich und sagte: „ich habe mein Taschentuch unten gelassen; ich hole es und komme sogleich zurück.“ Schnell kam er mit einem Pistol zurück; mit demselben trat er an das Bett, da bückte er sich und faßte mit einer Hand einen der Füße. „Du bist verloren, wenn Du Dich zur Wehre setzest!“ rief er dem Manne unter dem Bette zu. Dieser mochte es nicht auf einen Versuch ankommen lassen; ließ sich hervorziehen und duckte sich vor dem Pistol, das Aubry ihm vorhielt. Man fand bei ihm einen scharfgeschliffenen Dolch und er gestand, mit der Magd bekannt zu sein, die ihm angezeigt habe, diese Nacht könne er reiche Beute machen. Die beiden Schuldigen wurden der Gerechtigkeit übergeben, obgleich Madame Aubry bat, sie in Freiheit zu lassen. Noch denselben Abend wurde die muthige Frau, in Folge der Angst und Aufregung, von einem heftigen Nervenfieber befallen, von dem sie jedoch glücklich wieder genesen ist.

Ein eifriger Clavierspieler.

Joseph Thomas von Avignon, der einer der fingerfertigsten Virtuosen von Paris geworden sein würde, wenn es ihm nicht in den Sinn gekommen wäre, sich ein Vermögen durch den Verkauf von Krapp, Seide ꝛc. zu verdienen; Joseph Thomas, schon ein gewaltiger Clavierspieler, ein Mann von dreißig Jahren und ein wahrer Hercules hatte schon zehn Pianofortes durch seine Kraft und unermüdliche Ausdauer im Spiele zertrümmert und kaufte sich endlich ein neues von Pape. Dieß wurde dem Virtuosen gebracht; er schlug den Deckel zurück und das Piano zeigte nun seinen glänzenden Mechanismus und seine Tastatur von Elfenbein und Ebenholz. „Nun wollen wir einmal sehen, wer es am längsten aushält, ich oder Du,“ sagte der Virtuose, indem er den Sessel an das Instrument rückte und Platz darauf nahm. Das Piano hielt alles, was es versprochen hatte; der Virtuose war entzückt und überließ sich seiner Begeisternng ganz und gar. Es schlug acht Uhr Abend. Der Zeiger war rund um das Zifferblatt herumgegangen und zeigte die zehnte Stunde am andern Morgen an, als Thomas, dessen kräftige Hände, ohne einen Augenblick inne zu halten, endlose Rondeaux executirt hatten, mit Verwunderung bemerkte, daß sie ihn im Stiche ließen. Die rechte Hand verweigerte den Dienst ganz und gar; die Blutgefäße waren so angefüllt und aufgeschwollen, daß die Hand genau aussah wie ein Fechthandschuh. Der unvorsichtige übereifrige Pianist mußte eine Pause von achtzehn Monaten machen, konnte die rechte Hand durchaus gar nicht gebrauchen und sah sich genöthiget, seine Wechsel und Handelsbriefe mit der linken Hand zu unterzeichnen.

Napoleon und Ludwig XVI.

Bonaparte lebte in Paris in der Jugend mit Bourrienne auf freundschaftlichem Fuße. Eines Tages aßen sie miteinander bei einem Restaurateur, als sie durch ein lautes Geschrei an das Fenster gelockt wurden. Es war eine Schaar von 6 bis 8000 Menschen, geführt von Santerre, die sich nach der Nationalversammlung begaben. „Wir wollen dieser Canaille folgen,“ sagte Bonaparte; die beiden jungen Leute wendeten sich nach den Tuillerien und blieben auf der Terrasse stehen. Bonaparte lehnte sich an einem Baum und Bourrienne setzte sich auf die Brustlehne. Von da konnten sie nicht sehen, was vorging aber sie erriethen leicht, was geschehen war, als ein nach dem Garten gehendes Fenster geöffnet wurde und Ludwig XVI. mit der Freiheitsmütze, die ihm ein Mann aus dem Pöbel auf einer Lanzenspitze reichte, auf dem Kopfe erschien. „O Schwachheit! Schwachheit!“ murmelte achselzuckend der junge Lieutenant, der bis dahin unbeweglich und stumm da gelehnt hatte. „Aber was soll der König nach deiner Meinung thun?“ fragte Bourrienne. „Fünf- bis sechshundert mit Kartätschenkugeln niederwerfen lassen,“ antwortete Bonaparte, „dann würden die übrigen schon davon laufen.“

Verlegt und redigirt unter Verantwortlichkeit der G. Geiger j'schen Buchdruckerei.

Digitized by Google

№ 7. 22. Januar 1840.

Der Erzähler.

Ein

Unterhaltungsblatt für Jedermann.

Fünfter Jahrgang.

Augsburg. Dieses Blatt erscheint jeden Mittwoch und Samstag, und kostet dahier vierteljährlich 15 kr., halbjährig 30 kr. und jährlich 1 fl.; auswärts ist der Preis: vierteljährlich 18 kr., halbjährig 36 kr. und jährlich 1 fl. 12 kr. Bestellungen nehmen alle Buchhandlungen und königl. Postämter, letztere mit der tarifmäßigen Portovergütung, an.

Edle Rache.

In den Sommermonaten 183" standen die Cavallerie-Regimenter der österreichisch-italienischen Armee im Uebungslager bei Pordenone, unweit Belluno in Friaul. Ich erhielt mein Quartier in dem Bauernhofe eines kleines Dorfes. Das Haus war nach einem Brande, der es vor mehreren Jahren fast zerstört, nothdürftig hergestellt worden, und bot mir und meinen Pferden das dürftigste Obdach. Der übrige beschränkte Raum reichte kaum für meinen Wirth und dessen zahlreiche Familie hin. Während der zwei Monate meiner Einquartierung lernte ich dieselbe näher kennen und fand an ihnen sehr brave und arbeitsame Menschen. Sie lebten höchst bedürftig, denn ihr ehemaliger Wohlstand war durch den fast gänzlichen Verlust ihrer Habe dahingeschwunden. Der Bauer, mit Namen Giovanni, erzählte mir einst umständlich die Geschichte seines Unglückes, wie er nämlich vor längerer Zeit mit dem Besitzer des Dorfes wegen eines Grundstückes einen Prozeß gehabt, den er, da das Recht auf seiner Seite war, gegen jenen gewonnen. Seit dieser Zeit jedoch habe derselbe einen grimmigen Haß auf ihn geworfen und ihm oft zu verstehen gegeben, daß er einst seine Rache erfahren werde.

„Der Conte . ." fuhr er fort, „benutzte auch seither jede Gelegenheit, mir zu schaden. Sein Haß gegen mich kannte keine Gränzen, und die Drohungen seiner Rache sind leider nur zu schrecklich für mich in Erfüllung gegangen. Vor sechs Jahren, als ich eine bedeutende Seiden-Aernte gewonnen, und der Herbst meine Scheunen füllte, verzehrte eine plötzliche Feuersbrunst meine Gebäude, und ich verlor den Fleiß meiner Hände und den Segen so vieler Jahre. Es hat weniger Stunden bedurft, mein ganzes Glück zu zerstören, und ich verdanke diesen schrecklichen Ruin einer brennenden Cigarre, die der Conte im Vorüberreiten an meinem Gehöfte in das von der großen Hitze ausgedörrte Maisstroh warf. Eines meiner Kinder, das an der Hecke im Garten beschäftigt war, sah die Frevelthat und zeigte mir den Urheber an, jedoch zu spät. Mein Haus ward von den Flammen verzehrt. Ich belangte den Conte vor Gericht. Mein Sohn zeugte gegen ihn. Ich erhielt eine Entschädigung weit unter dem Werthe des Verlornen, und mein Feind einen mehrjährigen Arrest. Vor einiger Zeit erst verließ er denselben und scheut seither mir zu begegnen." Mehrere Einwohner bestätigten die Wahrheit dieser Erzählung Giovanni's. Einige Wochen nun vor unserm Abmarsch aus der Gegend ereignete sich ein Vorfall, der in mir und allen Anwesenden einen erschütternden Eindruck erregt hat.

Es war an einem der herrlichen Abende des September, die im Süden so erquickend sind, wo nach des Tages Last und Hitze ein leiser Ostwind die kühlenden Lüfte des adriatischen Meeres über die Küsten Italiens haucht, als ich mit mehreren Freunden vom Fuße des Monte Cavallo, einer der höchsten südlichen Spitzen der friauler Alpen, durch das Thal zu unsern Quartieren zurückkehrte. Als der Tag sich zu neigen begann, schlang sich der Weg durch eine Schlucht. Unersteigliche Felsen umgaben es fast ringsum. Gen Westen öffnete sich eine Aussicht, und wir erblickten die tyroler Hochgebirge in düstrer erhabener Gestalt. Die lange Fernsicht, in der sich ein Gipfel über den andern erhob, die mit dunklem Nadelholz überdeckten Rücken der Berge, schufen uns ein Bild von wunderbarer Größe. Die Sonne neigte sich hinter die Höhen. Weit über das Thal fielen die langen Schatten unförmlicher Mas-

Digitized by Google

sen, und einige Strahlen, die durch die zackigen Felsen brachen, beleuchteten die gegenüberliegenden Berge und ihre Burgtrümmer, deren Stille und düstere Einsamkeit mit dem ganzen Gemälde ergreifend verschmolz. Als wir den letzten Vorsprung eines gewaltigen Felsen gewonnen, öffnete sich uns die Ebene und wir erblickten Aviano, San Martino, Polcinigo und Roveredo minore zu unseren Füßen. Der Wind erhob sich allmählich, wurde immer stärker und heftiger, bis zuletzt ein brausender Sturm die Gewölke am Himmel zusammen jagte und immer dichter und dichter über die Ebene häufte. Jetzt entlud sich ein furchtbares Gewitter; Blitze zuckten auf Blitze, und der Donner wiederhallte in den Bergen.

Schon fiel der Regen in einzelnen großen Tropfen, und wir eilten in ein nahes Dorf, wo die Pferde unser warteten, als plötzlich ein Blitzstrahl aus dem Gewölke niederfuhr und ein schrecklicher Donnerschlag folgte. „Es hat eingeschlagen!“ riefen wir alle aus Einem unwillkürlichen Gedanken, und in demselben Moment sahen wir die Flammen aus einem weit entfernten Gebäude emporlodern. Der Richtung und Entfernung nach brannte es in unserm Dorfe. In möglichster Eil, warfen wir uns auf die Pferde und ritten in der schärfsten Carriere nach Aviano. Schon bliesen die Trompeter Allarm. Wo brennt's? war natürlich die erste Frage. In der Villa des Conte . . ! die Antwort. Als wir im Quartier dienstmäßig gesattelt und gepackt und gerüstet die Ordnung unsrer Abtheilungen getroffen hatten, saßen wir ab und eilten dahin. Das ganze Schloß war in Bewegung, und der heftige Wind verbreitete die Flammen nach dem Wohngebäude. Schon hatten sie die Seidenspinnerei, die Scheunen und Stallungen ergriffen. Wir alle waren beschäftigt, Einige an den Scheunen, Andere auf den Dächern der Mittelgebäude, die Meisten, um das Schloß selbst zu retten. Der Regen fiel in Strömen, doch konnte er die wüthenden Flammen nicht bemeistern; ja, es schien, als ob die Elemente mit einander um die Obergewalt stritten. Unsere Leute zeichneten sich im hohen Grade aus. Nachdem sie ihre Pferde aus den zusammenbrechenden Ställen ins Freie gerettet und zur Hülfe abgeschickt waren, stürzten sie sich mit den Wassereimern in die Flammen, und es gelang ihnen, Manches zu retten. Einige, die im Schlosse Quartier hatten, benutzten sehr listig die allgemeine Verwirrung, manches Abgenutzte ihrer Rüstung den Flammen Preis zu geben, damit sie dafür ein Neues an dessen Stelle erhielten. Der Oberst und Commandant des zweiten Dragoner-Regiments theilte jede Gefahr, und befand sich löschend und rettend auf dem Giebel eines Gebäudes, welches fast den Einsturz drohte. Doch alle vereinten Anstrengungen so Vieler fruchteten wenig, und man verzichtete endlich auf Rettung des Uebrigen und beschränkte sich auf die Wohnung der gräflichen Familie, der die höchste Gefahr devorstand. Plötzlich erschien der Graf mit dem Ungestüm der Verzweiflung im Gewühle und rief: „Im zweiten Stock steht die große Flügelthür offen, welche die Seidenfabrik von meiner Wohnung scheidet. Wenn es möglich wäre, sie noch zu schließen, so könnten die Flammen durch Wasserströme von dem Eindringen zurückgehalten werden. Bleibt sie offen, so ist mein Haus ohne Rettung verloren.“

Das Wagstück verhieß dem kühnen Unternehmer die größte Lebensgefahr. Es gelingt endlich der Unerschrockenheit eines der anwesenden Dorfbewohner, sich durch Flammen, Rauch und Trümmer den Weg dahin zu bahnen. Von allen Seiten sucht man ihn durch die Wasserströme der Pumpen zu schützen, und es gelingt ihm, die verhängnißvolle Thür zu schließen. Die Wuth der Flammen findet dort allmählich ihr Ziel, und das Schloß bleibt verschont.

Zerfleischt, vom Feuer versengt und von Rauch halb erstickt, sieht man den heldenmüthigen Retter aus den Gluten zurückkehren. Als er glücklich den Boden erreicht, sinkt er bewußtlos nieder, doch gelingt es, ihn allmählich ins Leben zurückzurufen. Wir drängen uns zur Hülfe um ihn und erblicken in ihm mit Ueberraschung und freudigen Entzücken — Giovanni.

Miszellen.

Abd-el-Kader.

Hadschi Abd-el-Kader Ulid Mahiddin, der eben jetzt die Feindseligkeiten gegen Frankreich von neuem begonnen hat, gehört zu einer sehr alten Marabut-Familie und stammt wie sein Vetter, der Kaiser von Marocco, von den Fatimiten-Kaliphen ab. Er wurde in Guelna geboren, einer Art Seminar bei Mascara, auf dem Haschem-Gebiete, wo die Marabuts, seine Vorfahren, eine Anzahl junger Leute versammelten, um sie in der Theologie und Jurisprudenz zu unterrichten. Abd-el-Kader er-

Digitized by Google

hielt eine so gute Erziehung als sie ein Araber erhalten kann, von seinem Vater, Sidi Mahiddin, der des Knaben Anlagen und Energie nach Kräften ausbildete. Noch da er Knabe war, brachte ihn keine Stelle im Koran in Verlegenheit und er wußte die Erklärung schneller zu geben als die geschicktesten Ausleger. Er verwendete seinen Fleiß auch auf die Redekunst und Geschichte und zwar mit so glücklichem Erfolge, daß er jetzt der beredteste Sprecher in seinem Vaterlande ist (bei den Arabern ein unermeßlicher Vorzug) und die Geschichte seines Volkes vollkommen kennt. Auch vernachlässigte er die körperlichen Uebungen nicht, in denen er sich jetzt auszeichnet, da er zu den besten Reitern in der Barbarei gerechnet wird. Kurz, schon in seinem zwanzigsten Jahre war er durch alle die Eigenschaften ausgezeichnet, welche die Menschen gern an denen sehen, die sie an ihre Spitze stellen. Abd-el-Kader ist jetzt etwa 31 Jahre alt, von mittlerer Größe und etwas wohlbeleibt; sein Gesichtsausdruck ist mild; seine Augen sind sehr schön; sein Bart ist dünn und schwarz und seine Zähne, die schlecht gestellt sind, haben blaue Flecken; seine Hände, auf die er besondere Sorgfalt verwendet, sind ungemein schön und zart; sein Kopf neigt sich meist ein wenig nach der linken Schulter; im Benehmen ist er freundlich, sehr artig und dabei würdevoll; selten verräth sich sein Unwille, da er sich fortwährend zu beherrschen weiß, kurz, um uns der Worte eines gebildeten und unparteiischen französischen Officiers von Rang zu bedienen, der fast von dem Beginne der Occupation Algiers an zu Unterhandlungen mit den Eingeborenen gebraucht wurde, „die ganze Person des Emirs ist bezaubernd und es ist schwer, ihn zu kennen und nicht zu lieben.“

Abd-el-Kader ist ein Mann von großer Tapferkeit, doch eignet er sich vielleicht mehr zu einem Regenten als zu einem Feldherrn. Obgleich er große Leibeskraft und Ausdauer besitzt, so hat er doch bisweilen Entmuthigung in den schwierigen Umständen gezeigt, mit denen er zu kämpfen hat. Seine Sitten sind rein, selbst streng; er hat nur eine Frau, die er zärtlich liebt. Vor drei Jahren bestand seine Familie nur aus einer Tochter, die damals vier bis fünf Jahre alt war, und einem Sohne, der wenige Tage vor dem Einzuge der Franzosen in Mascara geboren worden war. Als er sich in seiner Hauptstadt befand, bewohnte er mit seiner Familie ein recht hübsches Haus, das jedoch durchaus kein Pallast war. Er lebte da ohne alle Leibwache wie ein Privatmann. Jeden Tag, ziemlich früh, begab er sich in den Pallast oder Beylik, um die Geschäfte zu besorgen und Audienzen zu ertheilen. Abends kehrte er in sein Haus zurück und wurde wieder Privatmann. Abd-el-Kader ist in seiner Kleidung sehr einfach, die ganz die eines gewöhnlichen Arabers ist und durchaus keinen Schmuck und keine Auszeichnung hat. Zeigt er Glanz, so ist es in seinen Waffen und Pferden. Einmal trug er einen Burnuß mit Goldtroddeln; einer seiner Schwäger aber, den er zum Kaid eines mächtigen Stammes ernannt hatte, zeigte dort einen Pomp, welcher Unzufriedenheit erregte; er ließ ihn zu sich bescheiden, hielt ihm sein Benehmen vor und setzte hinzu: „folge meinem Beispiele; ich bin reicher und mächtiger als du, sieh aber wie ich mich kleide; nicht einmal diese armseligen Troddeln da an meinem Burnuß will ich behalten.“ Er schnitt dieselben augenblicklich ab und von diesem Augenblicke an hat er nie wieder ein Theilchen Gold an seiner Person getragen. Abd-el-Kader liebt das Studium, dem er die wenigen Stunden widmet, welche er seinem thätigen Leben abgewinnen kann. Eine kleine Bibliothek begleitet ihn auf allen seinen Wanderungen. Auf einer Expedition zeigt er sich mehr als König wie in der Stadt; er lebt dann unter einem prächtigen Zelte und in einem zierlich ausgeschmückten Winkel desselben gibt er Privataudienzen und fertigt Privatangelegenheiten ab. Im Lager verwendet er seine Zeit auf folgende Weise, sobald der Tag nicht durch militairische Operationen in Anspruch genommen wird: Betritt er nach einem Tagesmarsche sein Zelt, so behält er nur einen Diener bei sich, wendet einige Minuten auf das Ankleiden und Waschen, ruft nach einander seine Secretaire und vornehmsten Beamten zu sich und arbeitet mit ihnen bis vier Uhr; dann zeigt er sich am Eingange des Zeltes und sagt selbst die öffentlichen Gebete vor; dann predigt er eine halbe Stunde. Einige Augenblicke darauf nimmt er Platz an der Tafel mit seinem ersten Secretair und vertrautem Freunde, Hilud Ben Arasch, mit seinen Brüdern, wenn sie sich bei der Armee befinden, und öfters mit einem seiner Agas. Die Gerichte, die aufgetragen werden, sind nicht sehr zahlreich, aber gut und sorgfältig zubereitet. Abd-el-Kader scheint religiöses Gefühl zu besitzen und richtige Vorstellungen von der Vorsehung zu haben, aber

Digitized by Google

er ist keineswegs fanatisch. Er scheut sich nicht, über religiöse Gegenstände mit Christen zu discutiren, und er spricht dann human. Er ist ein redlicher Mann und besitzt feste moralische Grundsätze; obgleich fein und schlau in der Diplomatie, hält er doch treu sein gegebenes Wort. Nichts ist seiner Natur so fremd als Grausamkeit; er beherrscht die Araber mit Gerechtigkeit und Milde und widerlegt dadurch diejenigen, welche behaupten, dieselben könnten nur durch Schrecken regiert werden. Hat es in seiner Macht gestanden, so handelte er gewiß immer nachsichtig und edel gegen seine Feinde. Nur zwei Personen litten unter seiner Regierung die Todesstrafe und zwar nach Urtheil und Recht, — der Kadi von Arzew und Sidi el Gomarez, der Scheik von Agad, der im August 1835 in Mascara gehangen wurde. Die Unterhaltung Abd-el-Kaders ist sehr lebhaft und bisweilen witzig. Im Privatleben gilt er für geizig, als Fürst aber weiß er recht wohl, wie und wann er freigebig seyn muß. In Finanz- und Handelssachen hat er irrige Ansichten.

Rubini zersingt sich das Schlüsselbein.

Auf dem großen Theater in Mailand gefiel der „Talisman“ von Pacini ungemein, und Rubini trat in dieser neuen Oper mit einem Recitativ auf, welches das Publikum enthusiasmirte und das der Sänger jeden Abend wiederholen mußte. Besonders entzückte ein wunderbares b alle Ohren und Herzen. Man drängte sich in das Theater, nur um dieses wunderbare b zu hören und mit rasendem Applaus zu begrüßen. Kaum war es verklungen, so rief das Publikum auch schon: un altra volta! (noch einmal!) Rubini hatte bereit in sieben Vorstellungen dieses b vierzehnmal gesungen und das Publikum wartete gespannt auf das fünfzehnte und sechszehntemal. Rubini war aufgetreten, hob die Augen gen Himmel, breitete die Arme aus, beugte sich zurück, öffnete den Mund — blieb stumm wie ein Fisch. Die Kehle versagte ihm das so sehr gewünschte b. Um den Ton zu erzwingen, um den einen Augenblick verdunkelten Diamanten wieder glänzen zu lassen, bot Rubini nun die ganze Muskelkraft seiner Lungen auf und schleuderte endlich das b heraus, so daß der zauberhafte Ton den Saal mit ungekannter Kraft und Schönheit erfüllte. Begeisterter Jubel antworteten diesem Siegesschrei; das Publikum war entzückt, aber der Sänger erfreuete sich dießmal nicht an seinem Triumphe. Er hatte, als er den Ton mit solcher Gewalt herauspreßte, gefühlt, daß er verletzt sei, es war etwas in ihm gebrochen oder zerrissen. Nichts desto weniger setzte er die angefangene Scene fort und brachte sie zu Ende, ohne ein besonderes Hinderniß zu fühlen. Erst als er wieder hinter die Coulissen getreten war, ließ er den Theaterarzt rufen und erzählte ihm seinen Unfall. Der Doctor untersuchte die verletzte Stelle und erkannte, daß Rubini das Schlüsselbein gebrochen hatte. Dieser Knochen hatte der Gewalt der Lungen nicht widerstehen können, der Blasebalg des Künstlers hatte sich so ungeheuer aufgeschwellt und so mächtig an die ihn umschließenden Schranken gedrückt, daß dieselben durchbrochen worden waren. „Wie lange braucht man, um ein Schlüsselbein wieder zusammen zu heilen?“ — „Zwei Monate und in dieser Zeit ist die vollkommenste Ruhe nothwendig.“ — „Zwei Monate! Und ich habe erst siebenmal gesungen. Ich muß also meinen Contract brechen? Kann man mit gebrochenem Schlüsselbeine leben?“ — „Allerdings; Sie werden keine Unannehmlichkeit davon haben.“ — „In diesem Falle werde ich sogleich wieder auftreten und meine Vorstellungen nicht unterbrechen.“ Rubini hat sie seitdem fortgesetzt und gewiß ist es Niemanden in den Sinn gekommen, daß er einen Mann singen hörte, der so ruhmvoll auf dem Schlachtfelde verwundet wurde. Der Erzähler (der bekannte Castil Blazo) hat die Wunde untersucht und an der linken Seite des Schlüsselbeines eine Unterbrechung von vier bis fünf Linien zwischen den beiden Theilen des gebrochenen Knochens gefühlt.

Schnelle Entgegnung.

Christian August Clodius (starb 1784) bekleidete in Leipzig auf eine Zeitlang die philosophische Professur; deren Inhaber als Professor organe Aristotelici in den Lectionscatalogen aufgeführt ward, denn in frühern Zeiten schöpfte man alle Schulweisheit vorzüglich aus Aristoteles Schriften. Ein Kollege dieses Professors präsentirte bei einem Mittagsmahle denselben einem auswärtigen Gelehrten mit den Worten: „Das ist der Organist von Leipzig.“ Der geistreiche, joviale Clodius entgegnete sogleich: „Und dieser Herr,“ auf seinen Kollegen zeigend, „macht mir den Wind.“

Verlegt und redigirt unter Verantwortlichkeit der G. Geiger j.'schen Buchdruckerei.

Digitized by Google

№ 8. 25. Januar 1840.

Der Erzähler.

Ein

Unterhaltungsblatt für Jedermann.

Fünfter Jahrgang.

Augsburg. Dieses Blatt erscheint jeden Mittwoch und Samstag, und kostet dahier vierteljährlich 15 kr., halbjährig 30 kr. und jährlich 1 fl. auswärts ist der Preis: vierteljährlich 18 kr., halbjährig 36 kr. und jährlich 1 fl. 12 kr. Bestellungen nehmen alle Buchhandlungen und königl. Postämter, letztere mit der tarifmäßigen Portovergütung, an.

Der Matrose.

„In meiner Jugend," so erzählte im Jahr 1800 ein englischer Schiffseigner, „war ich Lieutenant am Bord eines liverpooler Negerschiffes. Mit jedem Tage wurde mir mein Stand unerträglicher durch die Gräuel, welche mir die Mißhandlungen und Qualen der armen Sclaven aus Guinea darboten, und mit wahrem Abscheu erfüllte mich der Capitän des Schiffes, ein Mann, der, zuweilen sanft und leutselig, gegen die Matrosen seiner Equipage gewöhnlich aber schäumend vor Zorn und heftig wie ein Tiger auf dem Verdecke wüthete. Die Sonne Africa's schien das Blut in seinen Adern in Glut verwandelt zu haben, seine Augen stierten dann blutroth, wie die Rücken der Schwarzen, wenn ihre Haut unter den Hieben seiner Peitsche in Fetzen umherflog. In solchen Augenblicken sprach man nur mit ihm, das Pistol in der Hand.

Einen besondern Haß trug er einem alten Matrosen nach, einem hinfälligen Greise, der Bill Jones hieß. Die ganze Equipage ehrte diesen Matrosen, der nie das Schiff verlassen hatte; aber wahrscheinlich weil Alle ihn achteten, begegnete ihm der Wütherich nur mit Scheltworten und Drohungen. Der Greis entgegnete ihm aber gewöhnlich, da die Matrosen auf Kauffahrern sich mehr herausnehmen können, in demselben Tone. Eines Tages benahm sich Bill Jones (er war so hinfällig) bei Aufhissen eines Segels etwas langsam.

In diesem Augenblicke erschien der Capitän, halbtrunken, an der Thür der Cajüte. „Ohe!" rief er ihm zu „alter Hai, vermaledeites Wrack! du Rumflasche! hisse oder krepire!"

Ich weiß nicht, was der Matrose antwortete, denn seine Worte kamen nicht nach meiner Seite; genug, der Capitän gerieth außer sich vor Wuth, er stürzte in seine Cajüte, kehrte sogleich mit einer Stutzbüchse zurück, schlug an, der Schuß krachte. Wie der Hagel rasselte das Schrot in den Segelstangen. Wir sahen Bill Jones einen Augenblick im Pulverdampfe über einer Raa schwankend hangen; dann fuhr er langsam an den Tauen herab bis zum Fuß des Hauptmastes, und suchte das heraustretende Eingeweide zurückzuhalten. Sterbend legte man ihn aufs Deck. Er erhob den Blick noch einmal zum Capitän und sprach: Herr, ihr habt mir meinen Rest gegeben; aber nie werde ich euch verlassen!

Der Capitän zuckte die Achseln und gab ihm zur Antwort, daß er ihn in den Kessel werfen lassen werde, in dem man den Schwarzen ihre Nahrung zubereitete, um zu sehen, wie fett er wäre. Der Unglückliche verschied; sein Leichnam ward auch wirklich in den Kessel geworfen.

Mit den schrecklichsten Verwünschungen befahl der Capitän, daß Jeder schweigen sollte über den ganzen Vorfall; da ich ihm aber meinen Abscheu über seine That nicht verbergen konnte, ließ er mich in den Schiffsraum werfen. Einige Tage darauf kam er zu mir und fragte mich, ob ich die Absicht hege, ihn bei unserer Rückkehr nach England zu verklagen. In dem so heißen Klima im Schiffsraume bis zum Tode erschöpft, versprach ich ihm, was er nur begehrte, und er ließ mich frei. Als ich wieder aufs Deck kam, nahm ich bei allen Matrosen der Equipage die Idee wahr, daß Bill Jones das Schiff noch nicht verlassen habe; sie glaubten, sein Geist arbeite mit ihnen bei allen Manœuvres, und galt es, ein Segel zu hissen, dann war das Gespenst zuerst auf der Raa. Ich selbst sah zuletzt mit meinen leiblichen Augen den alten Matrosen,

Digitized by Google

und zwar auf den Höhen der Azoren bei einem stürmischen Abende. Mit leiser Stimme rief ich ihm zu: Jones! Jones! er gab mir aber keinen Bescheid, kletterte bis hoch in den Mastkorb und verschwand. Der Capitän allein schien auf diese sonderbaren Erscheinungen nicht Acht zu haben, und da man die Heftigkeit seines Charakters fürchtete, so wagte es auch Niemand, ihm davon zu reden. Die ganze Equipage wurde mit jedem Tage ernster und einsilbiger, und sehnsuchtsvoll schweiften die Blicke der erprobtesten Matrosen über den Raum, der uns noch von England trennte.

Eines Abends, wir hatten gerade den Golf von Biscaya hinter uns, lud mich der Capitän zu sich in seine Cajüte, um ein Glas Grog mit ihm zu trinken. Unruhe lag in seinen Zügen; endlich wandte er sich mit bewegter Stimme zu mir.

„Ich brauche dir nicht zu sagen, Jack, welchen Gesellschafter wir am Bord haben.“

„Hoho, Capitän,“ erwiederte ich mit erheuchelter Gleichgültigkeit, „das ist eine Albernheit.“

„Nein, nein, es ist keine Albernheit; er hat mir zugeschworen, daß er mich nie verlassen würde, und er hat Wort gehalten.“

„Wie?“ rief ich ganz überrascht.

„Ihr seht ihn nur von Zeit zu Zeit; aber ich verliere ihn nie aus dem Gesichte, er bleibt mir immer zur Seite. Sieh, Jack, in diesem Augenblicke seh' ich ihn dort hinter deinem Sitze.“

Der Capitän erbleichte; seine Augen hatten einen unbeschreiblichen Ausdruck. Heftig bewegt stand er auf.

„Ich kann seine Gegenwart nicht länger ertragen,“ rief er, „ich muß euch verlassen.“

Ohne Zusammenhang sprach er dann, ging heftig hin und her in der Cajüte, um dem Gespenste auszuweichen. Durch meinen scheinbaren Unglauben suchte ich ihn zu beruhigen, stellte ihm vor, daß sich uns noch kein Land zeige und daß das einzige Mittel wäre, gegen Westen nach der Küste Irlands oder Frankreichs zu steuern, wo er heimlich das Schiff verlassen könne, das ich dann leicht nach Liverpool zurückführen werde. Mit immer finstrer Miene schüttelte er den Kopf und wiederholte, als wenn er mich nicht gehört hätte: „Ich muß euch verlassen, Jack!“

So sprechend, blieb der Capitän plötzlich stehen mit der Unruhe eines Menschen, der in der Ferne ein ungewöhnliches Geräusch hört, und fragte mich, ob ich den Lärm auf dem Decke nicht vernehme. In der Lage, wo sich das Schiff befand, war man immer auf der Hut. Rasch stieg ich die Leiter am Hintercastel hinan; meine Füße standen kaum auf der letzten Sprosse, als der Fall eines schweren Körpers ins Wasser mich im Innersten erbeben machte. Ich reckte den Kopf über das Schiffsbord und sah, daß der Capitän sich von der Gallerie ins Wasser gestürzt hatte, während wir sechs Knoten in einer Stunde machten. Als der Unglückliche untertauchte, schien er noch eine verzweifelte Anstrengung zu machen, hob sich halb übers Wasser, streckte mir die Rechte entgegen und rief: „My God! Bill ist noch immer bei mir!“

Dieß waren seine letzten Worte, das Meer schlug über ihm zusammen, und niedergedonnert vor Schreck sank ich hinter der Schanzverkleidung in die Kniee.

Miszellen.

Der Henker.

Im achtzehnten Jahrhunderte bewohnte die Familie des Henkers in Paris, den das Volk nur unter dem Namen Charlot kannte, ein einsames Haus, das ungefähr mitten in der kleinen St. Nikolausstraße zwischen den Vorstädten St. Denis und St. Martin lag. Einst kam um Mitternacht Herr von Lally, welcher in der Folge die Truppen in den französischen Besitzungen Indiens befehligte, und sich einen Criminalprozeß zuzog, mit andern jungen Leuten seines Alters und seines Ranges aus den Schenken der Rapée, worin sie gezecht hatten, und welche damals sehr berüchtigt waren. — Sie kamen vor dem Hause Charlot's vorbei, hörten Geigen und lustiges Geschrei, und nahmen daraus ab, es werde im Innern getanzt. Da sie durch den Wein erhitzt waren, so geriethen sie auf den Gedanken, an der Lustbarkeit Theil zu nehmen. Sie klopften also an; eine Magd öffnete die Thür; sie begehrten eingelassen zu werden. Das Mädchen wagte es nicht, die Sache auf sich zu nehmen und rief ihren Herrn; mühsam trugen die jungen Leute ihre Bitte vor. „Ich kann Sie unmöglich bei mir empfangen,“ antwortete Charlot, „mein Haus ist kein öffentliches, ich belustige mich mit meiner Familie; auch wollen wir unsere Lustbarkeit einstellen, da ich merke, daß es schon sehr spät ist.“ Die jungen Narren bestanden nichts destoweniger auf ihrer Bitte, und da sie meinten, sie würden desto eher eingelas-

Digitized by Google

sen werden, wenn sie sich zu erkennen gäben, so sagten sie, sie gehörten zum Hofe, sie kämen von einer Lustparthie in der Rapée und glaubten den Abend nicht angenehmer beschließen zu können, als wenn sie sich zu der Lustbarkeit einer ehrlichen und achtungswerthen Familie gesellten. — Nachdem Charlot sich vergebens bestrebt hatte, ihnen ihren Einfall auszureden, fand er kein anderes Mittel, als daß er zu ihnen sagte: „Meine Herren, je höher Ihr Rang ist, desto weniger darf ich Sie aufnehmen; Sie würden meine Weigerung billigen, wenn Sie wüßten, wer ich bin.“ — „Nun wer seid Ihr denn?“ rief Einer dieser jungen Leute. „Sie verlangen es, meine Herren? Nun so wissen Sie denn, daß ich der Henker von Paris bin.“ — „Ach das ist doch sonderbar!“ rief Herr von Lally, „Ihr seid also derjenige, welcher hängt, Arme und Beine zerschlägt?“ Charlot unterbrach ihn ernsthaft, indem er sagte: „Dieß gehört in der That zu meinen Amtspflichten; allein ich habe Gehilfen und Knechte für die niedrigen Verbrecher. Wenn aber ein Mann von Ihrem Range, mein Herr. das Unglück hat, nach der Strenge der Gesetze verurtheilt zu werden, so mache ich mir eine Pflicht, eine Ehre daraus, selbst die Urtheilssprüche der Gerechtigkeit in Erfüllung zu bringen.“ — Fünfundzwanzig Jahre nachher mußte Herr von Lally auf dem Gerüste unter den Händen eben dieses Charlot sein Leben hingeben. —

Kindersegen.

Im Pfarrdorfe M. lebte ein Kreidemann mit Frau und sechs Kindern in den dürftigsten Umständen. Mit seinen Kreidewägelchen, an dem ein dürrer Klepper hing, durchzog er das Land, sich und die Seinigen kümmerlich nährend. Da äußerte eines Tages die Frau gegen ihren Mann, daß sie Hoffnung hege, den schon vorhandenen sechs Oelzweigen einen siebenten hinzuzufügen. Der Kreidemann dankte dem Himmel für den reichen Kindersegen, meinte aber, daß er zuletzt doch nicht mehr im Stande seyn werde, sie alle mit Brod zu versorgen. Doch tröstete er sich wieder: daß die Fürsorge der alles erhaltenden Gottheit auch des Kreidemannes und seiner Sprößlinge nicht vergessen haben werde Aber wer beschreibt die Gefühle des armen Kreidemannes, als seine Frau ihm Zwillinge bescheerte! Nun wurde ihm alles, sein niedriges mit Kindern vollgepfropftes Stübchen, die ganze Welt zu enge. Selbst die Frau fing an, kleinmüthig zu werden. In dieser Noth und Bedrängniß wurden endlich Mann und Frau eins, dem Amtmann des Dorfes, der ein schönes Einkommen und kein Kind hatte, eines ihrer neugebornen Sprößlinge durch Aussetzen vor dessen Hausthüre in die Hände zu spielen, indem sie hofften, der Amtmann werde sich des Kindes erbarmen, es erziehen und sie dadurch in ihren Nahrungssorgen um Einiges erleichtert werden. Die Mutter fühlte sich jedoch nicht stark genug, den Coup auszuführen, deßhalb wanderte in einer nicht ganz mondhellen Nacht der Kreidemann mit dem Kinde im Arme dem Hause des Amtmannes zu. Aber welch neues Erschrecken — an der Thürschwelle des Amthauses war bereits ein Kind ausgesetzt, und der Kreidemann zögerte deßhalb den Siebenten seines Haussegens hinzuzufügen. Allein das Gefühl der Noth überwand bald die aufsteigenden Bedenklichkeiten, und eben war er im Begriff, sich seiner Bürde zu entledigen, als der Hochgebietende das Fenster öffnete. Der dicke Herr, über das frevelhafte Beginnen des Kreidemannes höchlich entrüstet, ließ demselben erst seinen Zorn in harten Worten fühlen, dann aber bestand er darauf, daß er die beiden Kinder mit fort nehme und die schüchterne Einwendung des armen Kreidlers, daß er nur eines gebracht, fand keinen Eingang. Der Kreidler sah seinen Plan zernichtet, raffte sich zusammen und trollte mit den beiden Kindern in seine Wohnung zurück. Die Frau war einer Ohnmacht nahe, nicht weil sie ihr Kind wieder hatte, sondern weil noch ein zweites fremdes Kind ihr aufgedrungen wurde. Der Mann erzählte den Hergang der Sache, und beide Ehegatten hatten sich bereits in das Unabänderliche ihrer traurigen Lage gefügt; als bei näherer Untersuchung des Kindes ihnen Wechsel und ein Brief in die Hände fielen. Erstere lauteten auf 600 Dukaten und in letzterem wurde der Amtmann ersucht, sich des Kindes anzunehmen, es zu erziehen und einer weitern reichlichen Belohnung versichert zu sein. Die Bestürzung der beiden guten Leute hatte sich plötzlich in Freude verwandelt. Die Kunde von dem Vorfalle verbreitete sich sogleich im ganzen Dorfe, und auch der Amtmann erfuhr nun, welchen Fund der Kreidler bei dem Kinde gemacht hatte. Das hatte er nicht geahnt, und sein erster Gedanke war, sich wieder in den Besitz des Kindes zu setzen, aber der Kreidemann wollte nun von einer Herausgabe desselben und der 600 Dukaten auch nichts mehr wissen. Der Amtmann

Digitized by Google

brachte seine Reklamation nun bei den Gerichten an, allein er wurde auch hier abgewiesen, da seinen Ansprüchen, wie klar am Tage lag, nur eigennützige Absichten zu Grunde lagen, der Kreidler blieb im Besitze des Geldes, und dankte mit seiner Familie Gott, durch dessen wunderbare Fügung ihm in seiner Trübsal reichlicher Trost geworden war.

Die zweimal begrabene Tante.

Das „Antwerpener Tagblatt" theilt Folgendes mit: Eine alte, mehr als achtzigjährige Frau starb unlängst in der Ortschaft Lierre, in Folge einer langwierigen Krankheit, die sie Jahre lang an ihr Bett gefesselt hatte. Sie sollte zwei Tage nach ihrem Tode beerdigt werden, und da ihre Hinterlassenschaft nicht sehr bedeutend war, so beflissen sich die liebenden Verwandten, welche sie beerbten, der möglichsten Sparsamkeit. Statt also, wie es gebräuchlich, Todtenfrauen kommen zu lassen, welche die Leiche in den Sarg legen sollten, vertrauten sie diesen Dienst dem Tischler an, der den Todtenschrein gemacht hatte. Am Morgen des Begräbnißtages ward der Sarg in das Zimmer der Verstorbenen getragen, und die zwei Lehrburschen, die ihn getragen hatten, entfernten sich bald wieder, ohne beim Fortgehen Jemanden etwas zu sagen. — Gegen zehn Uhr kamen die Geistlichkeit und die Leichenträger mit der Bahre, um die Leiche abzuholen und sie zunächst in die Kirche zu tragen, wo die üblichen Gebete über den Sarg gesprochen werden sollten. Einer der Träger bemerkte seinem Kameraden, er finde den Sarg so leicht, als enthalte er keinen Körper, worauf dieser antwortete, das sey ganz in der Ordnung, da die Todte mager und durch lange Krankheit abgezehrt gewesen sey. Beide Träger setzten darauf den Sarg auf die Bahre, die Geistlichen geleiten ihn in die Kirche, und dort wird die gebräuchliche Leichenfeier abgehalten. Nachdem sie zu Ende ist, wird der Sarg auf den Kirchhof gebracht und dort dem Ritus gemäß beerdigt. Indessen sollte das Zimmer, wo die alte Tante gelegen hatte, gereinigt werden, und eine Frau, die man zu diesem Behuf hatte kommen lassen, machte sich daran. Zuerst will sie das Bett in Ordnung bringen; aber kaum hat sie die Vorhänge desselben zurückgezogen, so stößt sie ein schreckliches Geschrei aus, läuft davon und macht, daß sie Hals über Kopf die Treppe hinunter kommt. Das ganze Haus wird wach: „die Tante ist wieder auferstanden, die Tante ist wieder auferstanden!" schreit die Frau, ihre letzte Kraft zusammenraffend, und sinkt dann ohnmächtig auf einen Stuhl nieder. Der Muthigste der Hausleute steigt klopfenden Herzens die Treppe hinauf; bald hört man unten wieder ein furchtbares Geschrei; Niemand wagt mehr zu zweifeln, daß die Tante, wie sie leibte und lebte, wieder aus ihrem Grabe aufgestanden sey, und des Lärmens und Schreckens in der ganzen Nachbarschaft ist kein Ende mehr. Zuletzt wirft man denn doch die Frage auf, ob wohl auch die Leiche wirklich in den Sarg gelegt sey. Erkundigungen werden bei dem Tischler eingezogen, und deren Resultat ist, daß die beiden Lehrlinge desselben erröthend gestehen, sie hätten bei dem Anblick der entstellten Leiche Furcht bekommen und seyen fortgegangen, ohne daß sie ihren Auftrag, die arme Tante in den Sarg zu legen, erfüllt hätten. Dieses freimüthige Geständniß machte die Welt um eine höchst interessante Geistergeschichte ärmer, aber es blieb doch noch die Verlegenheit, die Todte zum zweitenmale beerdigen zu müssen. Die geistliche Behörde des Orts löste sie auf eine höchst vernünftige Art, indem sie entschied, da der Verstorbenen schon alle kirchlichen Weihen widerfahren seyen, so brauche man nur noch den Sarg in aller Stille auszugraben, die Tante hinein zu legen, und diese am Abend noch einmal, ohne weitere Ceremonie, zu begraben.

* Das blaue Wunder.

Mein Vater hat mir oft gesagt:
„Wirst in die Welt du geh'n,
„Dann sollst du, Gott sei es geklagt,
„Dein blaues Wunder seh'n."
Und als ich in die Fremde ging,
Lief ich in's Blau' hinaus,
Blau über mir der Himmel hieng;
Doch blau nur wie zu Haus.
Zum blauen Himmel kehrt' ich ein,
Dort meine Herberg war,
Doch wie zu Haus trank ich dort Wein,
Der war nicht wunderbar.
Dem blauen Montag lief ich nach,
Das ging von Haus zu Haus —
Doch, was der liebe Vater sprach —
Kein Wunder kam heraus.
Und als ich so gelaufen war,
Weiß nicht, wie es geschah'n,
Sah ich ein blaues Augenpaar,
Hab' so noch keins geseh'n.
Jetzt weiß ich, was es sagen will,
Das Wunder lieb und blau;
Denn sieh', jetzt bleib' ich emsig, still,
Auf daß ich's ewig schau'! L. Scharrer.

Verlegt und redigirt unter Verantwortlichkeit der G. Geiger j.'schen Buchdruckerei.

№ 9. 29. Januar 1840.

Der Erzähler.

Ein

Unterhaltungsblatt für Jedermann.

Fünfter Jahrgang.

Augsburg. Dieses Blatt erscheint jeden Mittwoch und Samstag, und kostet dahier vierteljährlich 15 kr., halbjährig 30 kr. und jährlich 1 fl.; auswärts ist der Preis: vierteljährlich 18 kr., halbjährig 36 kr. und jährlich 1 fl. 12 kr. Bestellungen nehmen alle Buchhandlungen und königl. Postämter, letztere mit der tarifmäßigen Portovergütung, an.

*Gräfin Amadei und ihr Kind.

1.

In einer der reizendsten Lagen bei Mailand, in der Nachbarschaft eines Dorfes, besaß in der zweiten Hälfte des vierzehnten Jahrhunderts der überaus reiche altedle Graf Andrea Amadéi ein Landgut, das er gewöhnlich mit seiner kleinen Familie, seiner eben so schönen als liebenswürdigen Gattin und einem etwa sechsjährigen Knaben Namens Otto, von des Winters Ende bis zur Wiederkehr der kalten Tage bewohnte. Die Sorge, das Gut zu bestellen und mit seinen Pächtern abzurechnen, überließ der Graf, ein sorgenloses Leben gewohnt, seinem Gutsverwalter, der mit seinem Weibe in einem Nebengebäude des Landhauses wohnte.

Eines Tages fuhr in des Grafen Seele der Geist des Argwohns; er glaubte nämlich seine treue Gattin auf dem Wege, ihn zu hintergehen, indem sie sich mit einem ihm öfter begegnenden Abenteurer in einen verbotnen Liebesh ndel einlasse. Ohne sich von seinem unseligen Irrwahne zu überzeugen, kränkte er seine Gattin durch die äußerste Kälte, durch ein düster hinbrütendes, verschlossenes Wesen; er mißhandelte sie, ohne ihr die Quelle jener Grausamkeit zu nennen; er sah ihren Schmerz und ihre Thränen, und glaubte, Wiedergenesung seiner kranken Seele auf Reisen suchen zu müssen. Eines Morgens ritt er mit Antonio, dem Diener, in der Richtung nach dem Süden des Landes davon, als deine Gattin noch an der Seite des Kindes schlief.

Sein Kind hatte noch die unschuldig Gekränkte, seine Liebe war ihr genommen. Auf sein Kind trug sie, getrennt von des Knaben geblendetem Vater, ihre zärtlichste Liebe über, während ihr heißes Gebet um Erkennung seines schweren Unrechts durch die Wolken zum ewigen Throne flog. Die letzte Nachricht hatte er ihrem alten Vater, dem Marchese Carmagna, in Mailand, nicht ihr, aus Palermo von sich gegeben; nicht einen Gruß hatte er der stillen Seelenleidenden aus Sicilien heimgeschickt.

Giulietta — so hieß die Gräfin — war eine junge Dame von äußerst zartem Körperbau, schwächlich von Natur und allerlei Uebeln unterworfen, die aus Nervenschwäche und Gemüthsverstimmung entspringen; Andrea Amadéi jedoch ein kräftiger, fast athletisch gebauter Mann, noch jung, etwas rauh in seinen Manieren und mit der feinern Lebensweise wenig vertraut; allein der Kern, den die rauhe Schaale umschloß, war gut. Andrea war leidenschaftlich, leicht aufbrausend, aber ein sanftes Wort hatte die Kraft, den entfesselten Löwen plötzlich zum gelassensten Lamme umzuwandeln. Unbegreiflich war es darum der Gräfin, wie auf Einmal über Andrea, der die überzeugendsten Beweise ihrer hingebendsten Liebe aufzuweisen hatte, der scheelsehende Geist des Zweifels an ihrer Treue kommen konnte. Kurz, das Räthsel dieses Widerspruchs in seinem Charakter zu lösen, überließ die unschuldig Leidende in frommen Vertrauen Gott im Himmel, wie sie überhaupt eine der Religiösesten ihres Geschlechtes war. Sie hatte mehr Gründe, an ihres Gatten Treue zu zweifeln, der ohne Noth so viele Monate ihr und dem Kinde fern bleiben konnte; und sie bewahrte rein und treu und fest ihren Glauben an ihn, ob auch der wilde Wuem ihres Grames an einem Herzen nagte, das, seiner Unschuld ungeachtet, bestimmt zu sein schien, den fürchterlichsten Schmerz, der je die menschliche Natur durchdrungen, in seiner ganzen Bitterkeit tropfenweise zu kosten. —

Andrea's gedenkend, sein Portrait, ein Miniaturgemälde, in der schönen Hand, in liebevollster

Digitized by Google

Sehnsucht nach dem Gatten das Bild betrachtend, saß die Gräfin eines Abends zur Herbstzeit in der Laube des Gartens. Das weiße Licht des Abendsternes stand über der Spitze des prachtvoll emporragenden, weiß schimmernden Domes von Mailand. Mit dem blühenden Knaben Otto war die Wärterin an den Fischteich gegangen, der sich hinter dem Garten befand. Eben wollte die Gräfin, von einem eignen, ahnungsvollen Gefühle getrieben, nach dem Knaben sehen, als der Verwalter kam und ihr meldete, Antonio, ihres Gemahles Diener, sei so eben zu Rosse in schnellstem Ritte angekommen; er wünsche die edle Herrin zu sprechen, seine ungewöhnlich finstere Miene jedoch lasse die froheste Botschaft nicht erwarten.

„Haltet Euch darum gefaßt, liebe Frau Gräfin!“ fuhr er fort. „Auf das Allerschlimmste, fasset Euch, dann ist es noch immer wohlthuend, wenn der schwarze Unglücksbote nicht das Schmerzlichste zu sagen kommt. — Ach! wie zerstört Ihr schon jetzt darein seht! Ich fürchte für Euch; der Antonio, liebe Frau, soll nicht kommen.“

„Er soll zu mir kommen!“ entgegnete die Gräfin; „weit fürchterlicher ist die Ungewißheit über das Unglück, das uns getroffen, als die Entschleierung desselben. Man sagt, ich sei äußerst nervenschwach, und ich fühle die Wahrheit in diesem Beben aller meiner Nerven; aber es gilt jetzt, zu wissen, ob ich noch Amadéi's Gattin, ob ich schon seine Wittwe bin, ich will es wissen und Antonio soll kommen!“

„Aber, liebe Frau, das Kind, die Waise.“ —

„Marco, wohin denkt Ihr! und doch — o Herr meines Lebens! — Marco! geht, bringet den Boten zur Stelle! — Nein, haltet noch! Ihr habt gesagt, er sehe finster aus; wenn mein Gatte verwundet oder krank ankäme? — Wenn, was der Erbarmer im Himmel verhüten wolle“ — Ungläubig lächelnd schüttelte sie den Kopf und fügte hinzu: „Andrea ging kräftig wie ein Löwe davon, an seine Kraft wagte sich nicht der Tod. Holt mir doch zuerst das Kind, der Anblick des Kindes stärke mich auf Alles.“ Der Verwalter wollte gehen; als der ungeduldige Antonio in den Garten kam und der Gräfin zu Angesichte trat; neugierig folgte dem hübschen niedergeschlagenen Burschen die Frau des Verwalters.

„Gott im Himmel grüße Euch, edle Gräfin!“ begann der Bursche; „er gebe Euch Trost, ich kann es nicht. Was geschehen ist, es ist halt doch einmal geschehen. Nehmt's auf, wie es Gott geschickt, und sucht für den Knaben“ — Er stokte. —

„Antonio; du kommst so allein zurück? Wo ist mein Gemahl?“ Der Bursche zögerte mit einer Antwort, die das Herz der Gräfin wie ein Schwert durchbohren mußte. „Wo ist der Vater des Kindes?“ fragte sie dringender; „lebt der Graf, oder ist er todt?“

„Todt ist er, gnädige Frau!“ —

Mit einem Schrei des tiefsten Seelenschmerzes sank die Gräfin zurück, über ihrem Antlitze lag die kalte Blässe des Todes. Zweifelnd, ob sie eben das geträumt, ob sie es wirklich gehört, wagte sie den treuherzigen Botschafter anzublicken.

„Ja, todt ist er, gnädige Frau!“ wiederholte Antonio mit kaltem Ernste und nickte betheuernd. „Thut mir leid; er hat sich gut gehalten, aber sein Ende war ihm halt gesetzt. Da hat er fort gemußt, und das auf eine so elende Weise. Wäret wohl neugierig, mehr zu hören, gnädige Frau Gräfin; könnte Euch noch mehr sagen; aber Ihr — Ihr“ — Die Unglückliche blickte, ohne ein Wort weiter zu hören, starr auf Einen Punkt am Boden, ohne diesen Punkt zu sehen. Das Antlitz der regungslos so Dasitzenden hatte dabei den vollkommensten Ausdruck des stillen Wahnsinns.

Der Verwalter, weniger neugierig, als besorgt für die Tieferschütterte, suchte den Unglücksknder, für jetzt wenigstens, beiseite zu bringen; Antonio jedoch widersetzte sich und sagte: „Ey! so lasset mich vollends ausreden. Warum soll sie denn nicht Alles hören? Sie soll gleich da wissen, wie der arme Graf hat zu Grunde gehen müssen; dann hat die arme Seele Ruhe. Nun so höret doch, Frau Gräfin!“ — „Erzähle nur!“ sagte Guilietta wieder auflebend; „ich habe ja noch das Kind.“

„So lang', als Gott will, Frau!“ versetzte Antonio und begann; „Vor zehn Tagen war's, als wir Rom verließen, um auf schnellstem Wege anheim zu reiten; denn — darf ich es sagen? den Herrn Grafen litt es nimmer länger da außen. Er hatte keine Freude, kein Vergnügen, kein Labsal seines Herzens mehr, fern von Euch. Es drückte ihn was schwer auf's Herz; denn er seufzte immer, mir aber hat er's nicht gesagt.“ — Guilietta kamen jetzt erst die Thränen. — „Fahre fort, Antonio!“ — „Nun, als wir schon draußen waren vor der prächtigen Stadt Florenz und da in ein Gehölz gekommen in einer stillen Mondnacht, da stürzten fünf

Digitized by Google

bis sechs handfeste Kerls bewaffnet aus den Gebüschen hervor gegen den Wagen, schossen die Rosse nieder, rissen den armen Grafen aus dem Wagen und schleppten ihn überwältigt und gebunden in's Gehölz, nachdem sie ihn zuvor der Schätze beraubt, die er bei sich gehabt, um ihn zu ermorden, damit er schweige. Ich hör' es noch, wie kläglich er um sein Leben bat und sagte: „Ich habe daheim Weib und Kind; ihnen zu Liebe laßt mir nur das Leben; seid menschlich!"

„Und wo warst denn du, als sie ihn so mißhandelten?" fragte der Verwalter. „Auf der Flucht;" sagte Antonio; „wo denn anders? Ich hielt's für das Beste und floh in die Stadt zurück."

„Aber wie konntest du so hören, was der Graf sagte?" — „Es kam mir halt so vor." Der Verwalter stutzte; zweifelnd an der Wahrheit der Aussage des Dieners. „Unterbrechet ihn doch nicht, Marco," sprach die Gräfin, „und glaubet mir, ein Lichtstral von Hoffnung ist mir noch geblieben. Nun, Antonio?" — „Wie gesagt, ich floh nach Florenz zurück, um mit Häschern von da dem unglücklichen Herrn, den sie zum Erschießen an einen Baum gebunden, zu Hilfe zu eilen. Als ich mit den Häschern zur Stelle zurückgekommen, fand ich von Rossen und Wagen keine Spur mehr, und das Räuberheer, wohl zwanzig an der Zahl" —

„Du sagtest, es waren fünf bis sechs," fiel ihm der zweifelnde Verwalter in's Wort. „Es kam mir halt so vor — sie hatten den Wald geräumt. Was wir da entdeckten, war ein mit frisch vergoßnem Menschenblut befleckter Platz. In der Nähe befand sich eine eben erst zugeworfene Grube. In der Sternenhelle gruben wir einen Schuh tief nach, fanden die männliche, gräßlich verstümmelte Leiche eines Ermordeten, unter den blutigen Stümmeln eine Menschenhand und daran — gebet acht, Frau Gräfin, weil Ihr doch glauben oder wünschen möget, daß Eures Gemahles Knecht lüge" — (er zog einen Ring aus der Tasche) „diesen Euch wohlbekannten Goldring mit dem eingefaßten Herzen von Rubin. Seht ihn an. Diesen Ring zog ich von des Erschlagenen Hand." So weit Antonio.

„Es ist Andrea's Ring!" bekräftigte die Gräfin, den Ring betrachtend und auf's Neue niedergeschmettert in die Tiefe ihres Elendes, und drückte das thränennasse Antlitz in die Hände; „ja, Otto, er ist todt!" — Händeringend war des Verwalters Frau neben diesem gestanden. Ein Schmerz, den keine Worte sterblicher Wesen zu schildern vermögen, wühlte im Innersten Guilietta's. Einer Lilie gleich, die der Sturm aus Norden geknickt, lag sie über den Tisch gebogen und fing mit dem nachtschwarzen aufgelösten Haare die Zähren, das weiße Blut der Seele, auf. Sie verlangte jetzt nach dem Knaben; der Knabe noch war ihr Trost, das schöne, heißgeliebte Kind ihr noch einiger Ersatz für die Räuberei, die an ihren süßesten Erdenhoffnungen der Tod verübt. Ihr das liebe Kind zu bringen, eilte die Verwalterin nach dem Teiche hinaus.

„Da stand auf dem Rande des Teiches die alte Wärterin, und weil den Knaben nach einem Vogelneste voll Jungen verlangte, das am Aste einer über den Rand hinaus stehenden Waide hing, so hielt die Alte auf ihren schwachen Armen Otto gegen das Nest hinauf, während der arme Knabe bat: „Laß mich jetzt nur nicht fallen, Betta? da unten ist's gar tief." —

Die Verwalterin, die vorsichtigste Frau eben nicht, hatte nur den Gedanken an des Grafen Tod im Gehirn, rannte gegen die Wärterin, über deren Armen sie, der Dämmerung wegen, das Kind nicht sah, und schrie: „Ach Betta! der Herr ist verunglückt! der Herr ist todt;" — „O Jesus Maria!" rief die Wärterin — und aus ihrem Armen glitt das Kind wie ein glatter Stein hinab in den Teich, wo dieser am Tiefsten war. Der Todesschrei des Kindes im Fallen, vermischt mit dem zart-durchdringenden Nachruf der beiden bestürzten Weiber drang zu Ohren der Gräfin; ihre Sinne schwanden und bewußtlos brach sie hinter dem Verwalter, der dem Teiche zusprang, auf dem Gartenpfade zusammen. Unter der Last dieser Unglücksstunde brach das Herz der Gattin und Mutter. Aber der Mensch ehre die heilig-dunkeln Wege der Vorsehung! Ihre Engel wachen, ihre Liebe hört nicht auf, ihre Liebe beugt sich noch über den Sarg in der Gruft.

(Fortsetzung folgt.)

Miszellen.

Königlich.

„Frau Anna Katharine Albrecht, Wittwe des vor sechszehn Jahren verstorbenen Gastwirths Gottfried Albrecht zu Waltersdorf bei Königs-Wusterhausen, alt 66 Jahre, starb Sonnabends den 9. November 1822 früh nach 12 Uhr an Altersschwäche, und ward am 13. ejusd. mit Leichenpre-

Digitized by Google

digt beerdigt. Sie hinterläßt fünf Söhne und eine Tochter, sämmtlich majoren. — Diese Frau wurde in ihrem siebenzehnten Jahre Amme am Königlichen Hofe bei der Prinzessin Wilhelmine, nachmaligen Königin der Niederlande. Nachdem sie ein Jahr die Prinzessin gesäugt hatte, blieb sie noch zwei Jahre Wärterin derselben, und genoß bis an ihr Ende eine jährliche Pension von 100 Thlrn. für sich, und für ihren ältesten Sohn, den Milchbruder der Prinzessin. Sie ward, wenn die Königin nach Berlin kam, von derselben dorthin berufen, und immer sehr gnädig behandelt. Als sie in ihrer letzten Krankheit der Königin Nachricht von ihrem vermuthlich nahen Tode, durch ihren Sohn, hatte geben lassen, schickte ihr dieselbe 50 Thlr. zu ihrer Pflege, mit einem eigenhändigen Briefe, der dem Herzen der Königin zur größten Ehre gereicht. Der Brief ist folgender: „Im Haag, den 20. October 1822. Meine gute, liebe Albrecht, Ich habe Deinen Brief vom 2. dieses Monats wohl erhalten, und mit großem Leidwesen daraus vernommen, daß Du so elend und schwach bist. Es sollte mir sehr leid thun, Dich in dieser Welt nicht mehr zu sehen. Ich werde Dich und Deine mir treulich geleitesten Dienste nie vergessen. Das es mit Deiner Tochter Gesundheit so schlimm geht, ist recht betrübt, und ich kann es mir vorstellen, wie es Dich, arme Mutter, grämen muß. Es gibt hier ein sehr gutes Mittel gegen das Uebel, mit dem sie befallen ist; kann ich es mir verschaffen, so werde ich es schicken, so bald als möglich, nebst der Anweisung, wie man es brauchen muß. Grüße Deine Kinder von mir! Gott erhalte Dich, meine gute Albrecht, und gebe Dir Kräfte. Vielleicht sehe ich Dich noch einmal in dieser Welt. Sollte ich künftiges Jahr nach Berlin kommen, so komme ich zu Dir, um Dich zu sehen, wenn Du noch lebst. Pflege Dich nur recht, und behalte immer Deinen alten Säugling lieb. Wilhelmine, Königin der Niederlande.“ Diesen Brief erhielten die Kinder 24 Stunden nach dem Tode der Mutter.“

Verheirathung eines Enkels mit seiner Großmutter.

Nach dem „Stamford Mercuriz“ kam letzthin ein junger Mann zu einem Geistlichen, um ihn einzuladen, ihn mit seiner Großmutter zu trauen. Der Pfarrer wies ihn ab. Das merkwürdigste bei der Sache ist, daß die Großmutter 19 Jahre alt ist und der Enkel 20 Jahr. Dieser ist der natürliche Sohn einer Frau Namens Taylor, sein Stiefvater hieß Payne, und dessen Großvater, der alte Payne, verheirathete sich in einem Alter von 76 Jahren mit einem 16jährigen Mädchen, das 2 Jahre nachher Wittwe wurde. Die jungen Leute wendeten sich an einen Dissidenten-Prediger, der ohne Anstand die Trauung an ihnen vollzog.

Rettung aus Gefahr.

Carl von Neander in Berlin hat folgende Erfindung, welche bereits vor 24 Jahren unentgeltlich bekannt gemacht wurde, verbessert und vereinfacht. Die erste ist: flüchtig gewordene Pferde in einem Augenblicke, sowohl vom Kutscherſitze, als auch vom Wagen aus abzuspannen. Die vereinfachte Vorrichtung besteht jetzt in einer sogenannten Wage, welche den einfachsten Mechanismus enthält; diese Wage kann auf jeden Spannagel gelegt und auch wieder abgenommen werden und paßt selbst an gewöhnliche Holzwagen. Wer junge, muthige, oder sonst neue Pferde erst gewöhnen will, kann diese Wage auflegen, welche gegen jede Gefahr des Durchgehens vollständig sichert. Ließe der Kutscher sogar die Leine fallen, welches öfters vorkommt, so zieht man nur an einer Schnur, welche bis in den Wagen geleitet ist, und die Pferde sind augenblicklich abgespannt. Diese Maschine mit Zubehör kostet 7 Thlr. Pr. Cr.; für Einspänner nur 5 Thlr. Modelle 4 Thlr. Der Schlossermeister Schmidt zu Freienwalde a. d. O. hat nach von Neander's Angabe, die Arbeit tüchtig und genügend gefertigt und die Eisenhandlung des Herrn Eichhorn zu Freienwalde a. d. O. will Bestellungen übernehmen.

In London waren drei Juden wegen Betrügerei und Dieberei zum Galgen verurtheilt worden. Die Unglücklichen standen schon unter dem dreibeinigen Symbol der Justiz, als der Jüngste darunter begnadiget wurde. Er vernahm die frohe Botschaft, ohne von der erhaltenen Erlaubniß, die gefährliche Leiter zu verlassen, Gebrauch zu machen. — Was steht ihr noch hier? fragte ihn der Scherif. „Ich will nur warten, bis meine Kameraden gehangen sind, vielleicht kann ich dann mit Kelch (Beiname des Henkers) ein Händelchen um ihre Klahder (Kleider) machen.“

Verlegt und redigirt unter Verantwortlichkeit der S. Geiger j.'schen Buchdruckerei.

Digitized by Google

№ 10. 1. Februar 1840.

Der Erzähler.

Ein

Unterhaltungsblatt für Jedermann.

Fünfter Jahrgang.

Augsburg. Dieses Blatt erscheint jeden Mittwoch und Samstag, und kostet dahier vierteljährlich 15 kr., halbjährig 30 kr. und jährlich 1 fl.; auswärts ist der Preis: vierteljährlich 18 kr., halbjährig 36 kr. und jährlich 1 fl. 12 kr. Bestellungen nehmen alle Buchhandlungen und königl. Postämter, letztere mit der tarifmäßigen Portovergütung, an.

*Gräfin Amadei und ihr Kind.

(Fortsetzung.)

2.

Mit seines eignen Lebens Gefahr rettete der Verwalter das Kind der Gräfin, als dieses bereits am Untersinken und Ertrinken war. Freudiger, als hätte er des Meeres edelste Perle gefunden, eilte er, den frohen Weibern voraus und den wieder auflebenden Knaben hoch auf den Armen, in den Garten zurück. Hier sah er Antonio neben der Gräfin knieen und vergebens bemüht, die schreckengelähmte Herrin zum Bewußtsein zurückzurufen.

Die Nachtlichter des Himmels brannten schon in den heiligen Höhen, als der Verwalter mit Antonios Hilfe Andrea Amadéi's Wittwe auf einer Tragbahre in ein Zimmer des Landhauses zurückbrachte. Alle Mittel und alle Versuche, die leichenähnlich Entnervte wieder zu beleben, spotteten der Mühe des Verwalters und seiner Umgebung. War es die tiefste Ohnmacht, war es Tödtung durch übergroßen Schrecken? — sie sahen kein Licht in der Nacht dieser Ungewißheit.

„Einen Arzt! einen Arzt!“ mahnte der Verwalter; „Antonio, nach Mailand! Eile, fliege hinein!“ — Schnell schwang sich der Diener auf's Roß und ritt im Flug in die Stadt, um mit einem erfahrnen weisen Jünger Aeskulaps nach Amadéi's Landhaus zurückzueilen. — Kaum eine Stunde darauf trat Lamberto, der erste beste Heilkünstler, den Antonio aufgefunden, in das Zimmer der Trauer und Wehklage. Ehrfurchtsvoll machte man ihm Platz neben dem Bette, über dem die Gräfin ohne Laut, ohne Athemzug und Regung lag. Der Doktor befühlte den Puls der schönen Frau; er war völlig verschwunden, und das Herz hatte zu schlagen aufgehört; dessen ungeachtet färbte die Lippen noch eine leise Röthe und in den unbeweglich starren Augen schien noch Seele und Leben zu seyn, aber eine Seele voll Verzweiflung, und ein Leben, das einen fürchterlichen Kampf zwischen Sein und Nichtsein kämpft. Diese Augen, angelaufen von Thränen, schienen um Hilfe flehen zu wollen, und doch nicht zu können; man verstand den seltsamen Ausdruck dieser Augen nicht. Diese Lippen schienen sprechen, schienen bitten und beten zu wollen, und doch gelähmt zu sein. Der Doktor schüttelte den Kopf und bekannte schweigend, daß er nicht wisse, was von diesem Zustande der Gräfin zu halten sei. Seine rathlose Verlegenheit entging seiner bestürzten Umgebung. Er beschaute und betastete die Unglückliche und that endlich den Ausspruch: „Die Frau hat in Folge des Schreckens am Schlagflusse vollendet!“ — Um sich vom Geschiedensein der Seele vom Körper zu überzeugen, hielt er vor den Mund der Gräfin einen Spiegel; doch die Spiegelfläche blieb rein, weniger angehaucht hätte sie nicht ein Marmormund. Schon auf dem Wege hieher hatte Antonio den Doktor über das im Garten vorgefallene in Kenntniß gesetzt, und so erklärte Lamberto wiederholt: „Die Gräfin hat der Schrecken getödtet, und Beispiele der Art sind nichts Ungewöhnliches. Lasset den Todtenbeschauer des Dorfes kommen, der meine Aussage, daß hier vor uns eine Vollendete liegt, bestätigen wird. Man kann ohne Bedenken zum Begräbniß der Gräfin schreiten. Sorgt für den Sarg!“

Auf diese Worte Lamberto's glänzte im Schimmer der nebenan stehenden Kerze Etwas wie vorgedrungener Angstschweiß auf der Stirne der Gräfin; was — schrecklich genug! weder der hochweise Doktor noch die von Betrübniß erfüllten Anwesenden bemerkten. — „Aber, Herr Doktor,“ meinte der Ver-

Digitized by Google

walter, „seht doch! die Gliedmaßen der edeln Frau sind ja nicht so kalt und steif, wie gewöhnlich die der wirklich und wahrhaftig Abgeschiedenen.“ — „Das wird schon kommen,“ entgegnete Lamberto; „und wenn auch nicht — ihr Herz ist gebrochen. Schließet ihr die Augen!“ Der Verwalter wollte das thun, allein es gelang ihm nicht, die Augen blieben offen. Darauf nahm Lamberto eine feine Stecknadel und stach in die Fußsohle der Gräfin; aber es erfolgte auch nicht die allermindeste Verzuckung in ihrer marmornen Miene. —

„Bestellt den Sarg!“ wiederholte Lamberto und ritt heim. —

Mitternacht war vorüber; um die Leiche saßen und standen sie wachend und betend und tröstend, und erwarteten das erste Morgenroth. Sobald der junge Morgen graute, nahm Antonio das Roß unter sich und flog nach Mailand und vor der Gräfin elterliches Haus, meldete dem alten Marchese den Tod seiner Tochter und nahm auf dem Rückwege den Leichenbeschauer des Dorfes mit. Dieser, seines edeln Gewerbes ein Barbier, und in der Umgegend durch seine Quacksalbereien berüchtigt und groß im Glauben des Volkes, trat vor das Bett, besichtigte und befühlte mit gewichtiger Miene, die starr sehende Regungslose — und that den Ausspruch: „Gestorben!“

Drei Stunden war es vor Mittag. Ein Wagen fuhr an und zwei edle Gäste in Trauergewändern, von Mailand angelangt, stiegen aus, — der alte Marchese und dessen Gattin, der Gräfin leidvolle Eltern. Hier lag sie jungverkläret in der kalten Umarmung des Todes, ihr erstes und ihr letztes Kind. Ihre Thränen mischten sich mit denen des Verwalters und seines Weibes. Die Wärterin hielt den Knaben, der nach der Mutter weinte, im Nebenzimmer zurück. Wenn Giulietta den Schmerz der Eltern sah, das Wimmern des Kindes, die Versicherung des Arztes und des Leichenbeschauers hörte, daß sie gestorben? —

Der Marchese betrachtete einige Mal bedenklich die sanft gerötheten Lippen der Tochter und wagte, dem noch anwesenden ignoranten Leichenbeschauer gegenüber, die Meinung zu äußern: sie könne vielleicht nicht todt sein, ihr Zustand gleiche vielmehr einer lethargischen allgemeinen Erstarrung, ja — entsetzlicher Gedanke! vielleicht sehe und höre sie Alles, was um sie vorgeht und gesprochen wird, ohne mit der äußersten Kraftanstrengung der gefesselten Seele auch nur das leiseste Lebenszeichen geben zu können. Man habe Beispiele, daß scheintodt Begrabene im Sarge umgedreht, hilflos, ungehört da unten, von der namenlosesten Angst getödtet, wiedergefunden worden seien. Der Dorfbarbier in seinem Ansehen gekränkt lächelte über diese Aeußerung und sagte: „Mit Verlaub, Herr Marchese, ich bin ein eidlich geschworner Mann und muß das besser wissen. Die Symptome des Todes haben sich eingestellt, und ehe die Posaunen zum Weltgericht geblasen werden, steht Eure edle Tochter nicht wieder auf. Darauf setze ich meine Seligkeit. Es wird gut sein, wenn die hochedle Abgeschiedene schon Morgen Abend in die Ahnengruft auf dem Dorfkirchhofe beigesetzt wird.“ Seine Worte zu bekräftigen, ließ er einige glühende Tropfen der Wachskerze auf die Hand der Gräfin fallen; — die laut- und regungslos Daliegende schien dabei so wenig Schmerz zu empfinden, als eine Hand, aus Granit geformt. Und der großrichterliche Bader ging heim in seine Barbierstube.

Der Abend kam, der Morgen erschien wieder, allein der Zustand der Gräfin blieb ganz derselbe, Die Wärterin des Knaben, die sich die Schuld des Todes der edeln Herrin zurechnete, weil sie das Kind hatte fallen lassen, war in Verzweiflung. Dem Ausspruche Lamberto's und des Baders noch etwas mißtrauend, ließ der Marchese noch zwei andere Aerzte kommen. Auch diese Schüler des Hippokrates und Galenus erklärten endlich, die Gräfin sei wirklich und wahrhaftig gestorben. So wurde sie nun eingekleidet in das weiße leichte Gewand der für Diesseitsvollendeten und in den Sarg gelegt. Am nächsten Morgen sollte sie feierlich zu den Ahnen des Hauses in der Familiengruft beigesetzt werden.

Der alte Marchese und seine trauernde Umgebung wollten sich — es war um die Stunde der Mitternacht — bis auf die Mutter der Gräfin, zur Ruhe begeben.

Da drang ihnen von Außen her ein Ton wie der des Hufschlages eines rasch ansprengenden Rosses zu Ohren. Sie verhielten sich ruhig; der Graf, den, wie Antonio erzählte, die Räuber erschossen und verstümmelt, konnte das unmöglich sein. Kurz darauf pochte Jemand außen am geschlossenen Fensterladen und verlangte, man solle ihn öffnen. Der nächtliche Ankömmling rief sogar einmal die Gräfin bei Namen. Antonio und selbst der Marchese wähnten diese Stimme wohl zu erkennen; das könne

Digitized by Google

Niemand, als Andrea's Bruder von Cremona, sein. Der Diener öffnete, mit zitternder Hand ein Fenster, und hielt leuchtend das Licht vor dasselbe in die Nacht hinaus. Er sah und erschrack und aus seiner Hand glitt erlöschend das Licht.

„Wer ist das?“ fragte Carmagna; Antonio taumelte zurück und murmelte kaum verständlich: „Sein Schatten ist gekommen, um morgen unter uns mit der Leiche der Gräfin zu gehen.“

„Oeffnet, öffnet da innen!“ gebot noch ein Mal der Späterschienene, und Antonio, vor Schrecken fast eben so bleich wie die Herein dort im Sarge, deren immer offene Augen gleich denen der erwartungsvoll gespannten Anwesenden nach der Zimmerthüe gerichtet waren, nahm, an allen Nerven zitternd, die geweihte Kerze und ging hinaus. —

(Fortsetzung folgt.)

Miszellen.

Notizenblatt.

Gretna Green. Dieser Ort, welcher in den Romanen des „großen Unbekannten“ eine so bedeutende Rolle spielt, ist neuerdings durch die Vermählung mehrerer Standespersonen noch berühmter geworden, hat aber zugleich zu manchen ganz unrichtigen Vorstellungen Veranlassung gegeben. Herr Pennant, ein zuverlässiger Berichterstatter, sagt darüber Folgendes: „Gretna, auch Gretna Green genannt, liegt in Dumfriesshire, neun englische Meilen nordwestlich von Carlisle. Es ist der Zufluchtsort aller liebenden Paare, deren Vereinigung die Klugheit der Eltern oder Vormünder zu verhindern strebt. Hier kann das junge Paar augenblicklich vereinigt werden durch einen Fischer, einen Tischler oder Schmied, welche sich leicht für ein paar Guineen oder eine gute Mahlzeit bereit finden lassen. Da ich einen dieser Leute zu sehen wünschte, so wandte ich alle List an, um ihn zu einer Unterredung zu bewegen. Er erschien in der Gestalt eines Fischers, ein kräftiger Kerl im blauen Rock und weiten Hosen, Einer aus unserer Gesellschaft wurde als ein Heirathslustiger vorgestellt. Wir fragten nach dem Preise, welchen er, uns aufmerksam betrachtend, ganz unserer Discretion anheimstellte. Die schottische Landeskirche thut ihr Möglichstes, um diesem Unfug ein Ziel zu setzen, allein vergebens, denn diese Betrüger, denen gar kein Recht zusteht, eine kirchliche Funktion zu verrichten, sie achten nicht auf den Bannstrahl der Kirche, welche dort keine anderen Mittel in Händen hat, solche Eingriffe in ihre Rechte zu bestrafen. In Gretna Green leben jetzt mehrere solche Leute; allein der größte Theil dieses Gewerbes ist in den Händen eines Menschen, der früher Tabakshändler war, aber kein Grobschmied, wie man gewöhnlich glaubt. Er ist ein Mensch ohne Erziehung, ohne Grundsätze, ohne den geringsten Anspruch von Bildung. Der Zustand der Trunkenheit, in welchem er sich fast immer befindet, hat ihn allein seinen Nachbarn verhaßt gemacht. Dieß ist der Mann, der die Ehre gehabt hat, Liebende aus den angesehensten und reichsten Familien Englands durch die heiligsten Bande zu verbinden. Dieser Gebrauch besteht seit länger als vierzig Jahren, und man kann nach einer sehr geringen Berechnung annehmen, daß jährlich mindestens sechzig Paare dort getraut werden. Nach den Statuten der schottischen Landeskirche, sind alle Heirathen, welche unter den zu Gretna Green obwaltenden Umständen geschlossen werden, völlig ungültig; denn obgleich dort die Ceremonie im Nothfall auch durch nicht ordinirte Personen vollzogen werden kann, so ist doch ausdrückliche Erlaubniß oder Dispens dazu nöthig. Gretna Green liegt zwar außer dem englischen Territorium; es ist aber schwer zu begreifen, wie man in England eine Ehe anerkennen kann, welche nicht nach den Gesetzen jenes Landes, in welchem die Einsegnung Statt fand, geschlossen worden ist.

Reisenachricht.

Der österreichische Reisende, Martin Honigberger, befindet sich gegenwärtig in Lahore. Einem Schreiben zu Folge ward der Sultan gefährlich krank, und Honigberger ward als Leibarzt zu Hülfe gerufen, bald jedoch durch die Cabalen anderer Aerzte, so wie der Quacksalber verdrängt. Diese präparirten, mitunter auf des Sultans eigenes Anrathen, neue Medicinen aus Edelsteinen, so, daß der Sultan in der kürzesten Zeit starb. Dem Leichenbegängnisse, welchem Honigberger mit Schaudern beiwohnte, folgten auch vier der Wittwen und acht der Sclavinnen des Verstorbenen, welche festlich geschmückt und den Spiegel in der Hand haltend, in welchen sie stets blickten, um sich zu versichern, daß sie keine Todesfurcht verriethen, freiwillig den Scheiterhaufen bestiegen, wo sie an der Seite des Verstorbenen gebahrt, und mit riechendem Holze und

Digitized by Google

Binsen überdeckt, ohne auch nur einen Ton von sich zu geben, verbrannt wurden. Auch der erste Minister, welcher die einzige Stütze des Staates ist, und viele Gelehrsamkeit besitzt, konnte nur durch Bitten des Nachfolgers und des gesammten Volkes von einem gleichen Schritte abgehalten werden. — So weit gebt das Schreiben Honigberger's, der ein geborner Siebenbürger ist, und mit einem bedeutenden Museum, sich auf einer Urlaubsreise von zwei Jahren, durch viele Monate in Wien aufhielt.

Abstammung des Titels Pascha.

Pascha, zusammengezogen aus dem persischen Pai Schah, heißt der Fuß des Schah's und ist ein Rest jener uralten persischen, von Xenophon überlieferten Staatseinrichtung, vermöge welcher Cyrus die von ihm eingesetzten Staatsbeamten seine Füße, Hände, Augen und Ohren nannte. Die Aufseher der inneren Staatsverwaltung waren die Augen, die geheimen Kundschafter die Ohren, die Eintreiber der Steuern die Hände, die Krieger zu Pferd und zu Fuß die Füße des Königs, die Richter als Organe des Gesetzes, die Zunge der Gerechtigkeit, oder mit einem Worte die fünf Sinnengaben das natürlichste und einfachste Bild zu den Verrichtungen des Staatskörpers, welche nach dem heutigen Kunstausdrucke der Staatswissenschaft die Ministerien des Innern, der Polizei, der Finanzen, des Krieges und der Justiz heißen.

Anekdoten.

Als die Prinzessin von Anhalt-Zerbst (nachherige Kaiserin von Rußland, Katharina II.) nach Rußland abreiste, sagte Friedrich des Großen Bruder, der Prinz Heinrich, zu ihr: „Sie werden in eine ganz andere Welt kommen, wo Ihnen Bären zu Dienste stehen werden.“ — „Die laß ich mir noch gefallen,“ erwiderte sie, „nur wünsch' ich keine Füchse um mich zu haben.“

Anekdoten von Napoleon. „Was würdest Du thun, um das Kreuz der Ehrenlegion zu erhalten?“ fragte der Kaiser einen Grenadier. — „Sire, ich würde mich todtschlagen lassen.“ — „Das wäre lächerlich, da würdest Du es ja nicht bekommen können; eine Wunde reicht hin.“ — „Hast Du Furcht?“ fragte er ein ander Mal einen Rekruten, der Angesichts des Feindes blaß und zagend da stand. — „Aber . . . Sire . . . Alles, was die da gegenüber vornehmen, ist nicht sehr ermuthigend.“ — „Nimm Dich in Acht, die Kugeln haben Augen, sie suchen sich die Feigen mitten aus dem Getümmel heraus.“ — „Sire, mich sollen sie dann nicht finden.“ — „Warum nicht?“ — „Ew. Majestät Worte haben mir den Muth wieder gegeben.“ — „Nach der Schlacht will ich Dir noch etwas Anderes geben.“ — „Das ist noch nicht gewiß.“ — „Warum nicht?“ — „Weil ich mich wahrscheinlich todtschlagen lassen werde.“

Ein Schauspieler, welcher in einem Stücke einem gedungenen Mörder in dem Augenblicke, worin dieser sein Opfer niederstoßen will, den Dolch mit den Worten: „Halt ein, Du blutdürstiger Wüthrich!“ entwinden mußte, versprach sich bei dieser Scene und rief, zur nicht geringen Belustigung der Zuschauer: „Halt ein, Du blutwürstiger Dietrich!“

Eine bejahrte Dame, deren Teint durch den Einfluß der Zeit gelitten hatte, rief vor dem Spiegel aus: „Ja sonst waren die Spiegel weit besser. Heut zu Tage zeigen sie bei weitem nicht so ähnlich, wie ehedem.“

Als ein Züricher in eine Menagerie kam, rief der Wärter, auf die Thiere zeigend: „Hier sehen Sie den berühmten Strauß!“ — „Man sieht's,“ sagte der Züricher, „sie haben ihm die Federn garstig gerupft! Aber jetzt seyn Sie doch so gut und zeigen's mir auch die andere Kreatur, den Röhr!“

In einem englischen Blatte wird erzählt, die Franzosen hätten nach einem Scharmützel an der Küste von Buenos-Ayres sich zurückgezogen, mit Hinterlassung von zwei Todten, die sie mitnahmen.

Ein Kind hörte seine Mutter sagen, sie habe einen Prozeß verloren. Voller Freude fiel es ihr um den Hals und rief: „Wie lieb ist es mir, liebe Mutter, daß sie den schändlichen Prozeß verloren haben, der ihnen so viele Unruhe verursacht hat.“

Ein Irländer wurde gefragt, warum er immer ein schwarzes Halstuch trage? „Weil es immer weiß bleibt,“ war die Antwort:

Homonyme.

Ist es das Messer, dann kannst Du es nicht brauchen;
Ist es der Mensch, dann rath ich Dir, weich' ihm aus.

Verlegt und redigirt unter Verantwortlichkeit der G. Geiger j.'schen Buchdruckerei.

Digitized by Google

№ 11. 5. Februar 1840.

Der Erzähler.

Ein

Unterhaltungsblatt für Jedermann.

Fünfter Jahrgang.

Augsburg. Dieses Blatt erscheint jeden Mittwoch und Samstag, und kostet dahier vierteljährlich 15 kr., halbjährig 30 kr. und jährlich 1 fl.; auswärts ist der Preis: vierteljährlich 18 kr., halbjährig 36 kr. und jährlich 1 fl. 12 kr. Bestellungen nehmen alle Buchhandlungen und königl. Postämter, letztere mit der tarifmäßigen Portovergütung, an.

*Grälin Amadei und ihr Kind.

(Fortsetzung.)

3.

Ein Luftzug blies ihm die Kerze aus, als er die Hausthür öffnete. Eine spärliche Beleuchtung sandte das Sternenlicht hernieder. Ueber die Schwelle schritt eine kräftige Mannesgestalt, an deren Umrissen Antonio den erschossenen Herrn zu erkennen glaubte. Mit grauenhafter Scheu trat er zurück, schielte nach des Erschienenen Hand, die fehlte, und wagte schüchtern-leise die Frage; „Ach lieber Herr Graf, seid Ihr's?“

„Furchtsamer Hase, wer soll es denn sein, als ich?“ erwiederte der Graf. „Memme, die mich im Stiche gelassen! Doch hör, mir scheint, da innen geh' es nicht richtig zu. Flüchtig sah ich Menschen im Zimmer, und doch gab mir Niemand Antwort. Ich bin endlich wieder heimgekommen, und doch eilt mir nicht meine Frau wie sonst entgegen. Freilich, es ist etwas spät.“

„Ach lieber Herr Graf, — zu spät, und wäret Ihr auch am Morgen und Mittag gekommen, doch zu spät.“ — „Du bist noch immer das alberne Maul. Jetzt sage mir, ehe ich eintrete — denn ich glaube, ich habe euch unangenehm überrascht, wer ist um diese Stunde bei meiner Frau? Wozu dieser späte Besuch? wozu diese seltsame Nachtwache?“ Antonio wollte schweigend den Herrn zurückhalten, dem es gar seltsam zu Muthe ward.

„Ist vielleicht der Knabe erkrankt oder todt?“ Der Diener seufzte hörbar. „Meine Frau mußte mich toben hören; wo bleibt sie? Schläft sie allein so fest?“ — „Allein so fest, armer Herr?“ — „Was, armer Herr! Bringe Licht, daß ich sehe, was hier getrieben wird. Eine saubere Gesellschaft wird sich da lustig gemacht haben. Zurück!“

„Herr Marchese!“ bat Antonio; „so kommt doch und haltet ihn zurück!“

„Der Marchese, meine Frau, Vater da? — Bursche, du hast doch meiner Frau von dem Vorfalle im Gehölze bei Florenz Nichts voreilig geplaudert? Ich erschösse dich. Hinweg und laß mir einen freien Paß! Da innen ist Unrath; Vater Marchese!“ —

Schweigend, mit einem eisigen Ernste, trat vor ihn Carmagna, ein tiefes Schluchzen kam aus dem dunkeln Zimmer; Alles vereinigte sich, eine schauerliche Ahnung in dem unglücklichen Gatten zu erzeugen.

„Um allen Heiligen Italiens willen, Bursche, Licht, Licht, Licht!“ gebot Amadei und wollte mit dem kräftigen Arme den alten Marchese zur Seite des Eingangs drängen. Carmagna mußte ihn mit Gewalt aus der Nähe des Sarges zurückreißen und ermahnte den gräßlich Neugierigen: „Erst fasse dich, ehe du schaust!“ —

Antonio machte Licht im Nebenzimmer. Der Graf überwältigte die schwache Kraft des Greisen und drang in's Zimmer. Mit scheuem Blicke durchsuchte er das Dunkel und heftete dann das Auge auf einen weißlichten Gegenstand vornen in der Ecke. Jetzt trat ihm der Verwalter wehrend entgegen. „Was soll mir das Alles?“ fragte Amadei; „ich weiß nicht, bin ich toll geworden, oder seid ihr's. Laßt mich, Marco!“

„In diesem Zimmer ist ein Sarg,“ sagte er dann; „ich rieche den Firniß des Schreiners. So ist mir nun der holde Knabe gestorben, ehe ich ihn wieder gesehen. Gerechte Strafe von oben! Unväterlich, lieblos handelnd an Kind und Mutter, hab' ich sie

Digitized by Google

verlassen. So führt mir wenigstens die Tiefgekränkte, meine Giulietta zu!“

„Ein wenig Geduld, lieber Eidam!“ entgegnete der Marchese; „Ihr sollt sie sehen, aber schwer erkrankt, die eben zwischen Tod und Leben ringt. Folgt mir in's Nebenzimmer! Dort liegt sie, die Freude, Euch so plötzlich wieder zu sehen, würde sie unfehlbar tödten; — vielleicht hat sie schon vollbracht.“ — Amadei warf die Hand des Marchese zurück, eilte in's Nebenzimmer, riß das Licht aus der Hand des zögernden Dieners, sah den Knaben schlummern, rief: „Der Knabe lebt!“ kam zurück und sah den Sarg, zog das Tuch, das die Marchesin über die Tochter geworfen, hastig zurück und erblickte die Leiche seiner Frau. Ein Schrei des Entsetzens, der Stimme eines niedergeschmetterten Panthers nicht unähnlich, durchscholl die nächtliche Todtenstille. Wie ein Wahnsinniger riß er die geschmeidige Hülle Giulietta's in seine Arme und bedeckte sie mit Küssen und Thränen. Was ein liebender, all sein begangenes Unrecht schmerzlich bereuender Gatte da empfunden, wer vermöchte das zu schildern!

„Giulietta!“ sprach er dann, nachdem ihn der unsanfteste Schlag getroffen, „mein liebes, liebes Weib, das ich unseliger Zweifler an deiner Treue so schwer mißhandelt, hast du mir vergeben, ehe du diese Welt verlassen? Sende mir aus deiner Verklärung dein Verzeihen und die Kraft wieder, diesen Schmerz deines Verlustes als Christ zu bemeistern! Ich fände sonst keine Ruhe mehr hienieden. Giulietta, wache auf! nur ein Mal noch vor dem Wiedersehen in jener Welt!“ —

In Thränen aufgelöset saß er ihr dann gegenüber, und betrachtete sie still und unverwandt.

Der Marchese wischte von der Stirne seiner Tochter Zähren — und Angstschweiß. Dann legte er dem Grafen den Knaben an das heiß blutende Herz und sprach: „das Loosungswort ist: Resignation für Diesseits, für Jenseits Wiederfinden. Ihr seid Christ; so glaubt und hoffet wie ein Christ! In diesem Kinde lebe Euch die Gattin fort. Die Blume des Todes ist bitter, aber sie trägt eine süße Frucht. Gott hat sie zu sich genommen, Gott gibt sie Euch und dem Kinde wieder.“ — So kam der helle Morgen.

Immer näher rückte der Augenblick, in dem der Deckel des Sarges seinen Raub fest versiegeln sollte. Trostlos über der Gattin lag der Gatte. Jetzt rollte der Leichenwagen in den Hof des Landhauses. Ein Domherr der Cathedrale von Mailand, verwand mit dem Grafen, erschien im Priestergewande vor dem Sarg und segnete, selber mitergriffen vom Schmerze des Hauses, die Gräfin ein. Ueber ihr Antlitz rann das geweihte Wasser; über ihr Antlitz, mehr, als das Weihwasser, rannen die schweren Tropfen des Schweißes — der Todesangst. Die Chorknaben, von Mailand mitgekommen, sangen zum Posaunenschalle den Todtengesang. Ueber die Lippen dir Gräfin stieg unbemerkt ein Schaumbläschen auf; unbemerkt hob sich ein Mal leise ihre Brust, als die Knaben lauter sangen, und stärker die Posaunen außen schallten.

Der Sargdeckel ward über die Gräfin gehoben. Otto, das Kind, klammerte seine Aermlein noch ein Mal um die Mutter und bat und flehte; „Laßt mir die liebe Mutter da! die Mutter ist ja nicht todt. Heute Nacht ist sie zu mir gekommen im weißen Gewande, wie sie da liegt, und hat zu mir gesagt: Hilf mir, mein Kind! mein Otto; rette mich du!“ — Aus dem Kinde sprach ein Engel der ewigen Vorsehung; aber die Schmerzdurchdrungenen achteten jetzt des Kindes wenig. Der Marchese nahm den Enkel auf den Arm und tröstete: „Im Himmel wieder!“ —

Einige Minuten darauf zogen die schwarzen Trauerrosse den Wagen nach der Ahnengruft, die sich an der Kirchhofmauer; in der Nähe des Kirchleins befand. Dem Wagen folgte mit den übrigen Leidtragenden der alte Marchese, den Knaben an der Hand. An den Zug schlossen sich die Bewohner des Dorfes; kein Auge blieb trocken.

Eine steinerne Treppe führte hinunter in das kalte, lichtlose Gewölbe, aus dem der Modergeruch der Verwesung emporhauchte. Da unten in der Reihe standen die Särge der Ahnen des Hauses. Da hinunter wurde die Gräfin getragen, und neben Staub und Gebeine beigesetzt.

„Requiescat in pace!“ so schloß der Domherr, der Chorknaben Gesang verscholl und der Todtengräber und seine Helfer schlossen die Gruft, indem sie über dieselben einen großen, viereckigen Stein als Decke fügten. Das Kind der Gräfin trennte der Marchese schwer, das Kind ging zuletzt hinweg vom tiefen Bette der Mutter. —

So war die Seele des Hauses ausgezogen. Noch desselben Tages nach Mittag ließ Andrea Amadei den Rappen zäumen und ritt von Antonio begleitet, zu

Digitized by Google

seinem Bruder nach Cermona, um die Schärfe seines Schmerzes durch Zerstreuungen in der Ferne abzustumpfen. Der alte Marchese jedoch blieb mit dem Knaben, dessen Ahnfrau und der Wärterin zurück.

Und der Knabe, still und seltsam geworden, lies Spiel und Sang und Freude, ließ Menschen und Essen und Trinken. Gegen Abend war er verschwunden, so spurlos, als hätt' ihn ein Engel Gottes durch die Abendlüfte hinweggetragen. —

(Fortsetzung folgt.)

Miszellen.

Die Muselmänner, ihre Frauen und Kinder.

Blanqui, der den Herzog von Orleans bei dessen letzter Reise nach Algier begleitete, hatte Gelegenheit sich mit einem Marabut (einem Heiligen) über das häusliche Leben der Eingeborenen zu besprechen. „Sind Sie verheirathet?" fragte er. — „Ja, ich habe vier Frauen gehabt, zwei sind gestorben, die dritte habe ich fortgeschickt und so ist mir nur eine geblieben." — „Warum schickten Sie die dritte fort?" — „Weil sie mir nicht mehr gefiel." — „Sie haben also das Recht, Ihre Frauen fortzuschicken, sobald sie Ihnen mißfallen?" — „Gewiß, sonst würden wir sie nicht heirathen." — „Was wird dann aus den Frauen?" — „Sie kehren zu ihrer Familie zurück und wir zahlen ihnen die Hälfte ihrer Mitgift." — „Lieben Sie alle gleich?" — „Nicht immer." — „Steht eine über der andern?" — „Die, welche wir am meisten lieben, beherrscht die andern." — „Wie theilen Sie aber die Liebe zu den Kindern dieser Frauen, die Sie nicht auf gleiche Weise lieben?" — „Alle Kinder sind meine Kinder." — „Wie vererben Sie nach Ihrem Tode Ihr Vermögen?" — „Es wird in gleiche Theile getheilt, aber die Mädchen erhalten mehr." — „Warum?" — „Weil sie die schwächern sind." — „Erben auch die Kinder einer Negerin, die Sie zur Frau hatten?" — „Ich habe bereits gesagt, daß alle meine Kinder meine Kinder sind; die Farbe macht keinen Unterschied." — „Fragt der Vater seine Tochter, ehe er übee die Hand derselben verfügt?" — „Nein, denn sie ist ja seine Tochter." — „Wann zahlt man dem Vater die Summe für seine Tochter?" — „Am Hochzeitstage, aber nur die Hälfte." — „Warum?" — „Der Sicherheit wegen gegen die Frau. Damit sie nicht zu ihrem Vater entflieht und auf Scheidung anträgt. — „Wenn nun Ihre Frauen sich veruneinigen, wie stellen Sie den Frieden unter ihnen wieder her?" — „Ich rede Ihnen anfangs zu, wenn sie nicht gehorchen, züchtige ich sie."

*** Humoristischer Ersparniß-Vorschlag.**

Der große Franklin sagt in seinen Abhandlungen, in denen fast allen ein Geist von äußerst praktischer Lebensphilosophie, und besonders von Sparsamkeit weht, schon vor 109 Jahren:

A penny sav'd is two pence clear,
A pin a day's a groat a year.

Das heißt verdeutscht nicht wörtlich übersetzt:
Ein Kreutzer täglich nur erspart, verwahrt vor Schulden,
Ein Pfennig selbst gibt jährlichen Gewinn zwei Gulden.

Und in einem andern:

Spend one penny less than thy clear gains
Gieb einen Kreuzer weniger aus als dein reines Einkommen oder Verdienst ist. *)

„Ach! wird hier mancher ausrufen, wie mag man denn so abgedroschene Wahrheiten, die jedes Kind weis, auf's Tapet bringen."

Freundchen erzürne Dich nicht! Der dieses niederschreibt, hat auch die Kinderschuhe schon lang vertreten, und diese und ähnliche Wahrheiten, schon viel tausendmal gehört, aber so ziemlich fruchtlos! Wenn er nun erst gestern abermals dieß las, darüber nachdachte, es auf sich anwendete, und zu folgendem Resultat kam:

„Ei, du könntest auch alle Tage ein paar Kreuzer ersparen (und es fand sich bald, wo es leicht seyn konnte,) ohne dein Vergnügen im Geringsten zu verkümmern, du würdest vielleicht deinen Lebensgenuß noch erhöhen, und für deine Gesundheit besser sorgen, ohne dadurch Pedant zu werden, daß es nicht manchmal eine Ausnahme leiden würde: und vor allem daß die Vorschrift stets dabei beobachtet wird:

„Wenn du fastest, so salbe dein Haupt, und wasche Dein Angesicht."

Und wenn nun der feste Entschluß gefaßt wurde, es von morgen an zu thun, kannst du es ihm ver-

---

*) Da heut zu Tag unsere kleinen Blätter von englischen Citationen wimmeln, so erlaubten wir uns obige zwei kleine Sentenzen aus dem Original anzuführen, und sind sogar so frei, weil es manche gewiß mit Vergnügen im Original nachlesen mögen, das Original selbst zu citiren: The Work of B. Franklin:

1) Necessary Hints to those that would be rich.

2) The way to make money plenty, in every man's pocket.

Digitized by Google

denken, wenn er im Stolz seines Herzens (in the proud of his heart) es öffentlich bekannt macht, weil er die Hoffnung hegt: Es möchte vielleicht unter den tausenden, die es lesen, einer sich finden (wenn auch nur Einer!) der dadurch zu einem ähnlichen Entschluß veranlaßt wird, und nach 6 oder 12 Monaten, sey es auch unter der strengsten Anonymität, ebenfalls bekannt macht, daß er hiedurch veranlaßt, es gethan habe!

Denkst Du dann, daß unsere Freude sich nur verdoppele? Nein, die Freude, die zwei miteinander theilen, wird aufs Quadrat erhoben, also vervierfacht, und die meinige, weil ich angefangen habe, wird fünffach.

Sey also nicht böse, laß jedem seine kleine Hoffnungen, und laß ihn auch öffentlich damit auftreten, wenns nur gut gemeint ist, und denk:

Ut desint vires, tamen est laudanda voluntas.
Wenn es an Kraft auch gebricht, doch ist stets der Wille zu loben.

Derjenige der darauf eingeht, wird seiner Zeit auch antworten, und hat vielleicht bessern Styl, und weis die Sache besser an Mann zu bringen, dann magst Du Dich der bessern Darstellung erfreuen, und Dich dafür entschädigt halten, daß Du mit diesen paar Zeilen in Harnisch gejagt worden bist.

Soldaten am Todten Meere.

Ein Drittel der Soldaten, erzählt ein neuer Reisender, stirbt im Durchschnitt in wenigen Jahren; andere schmachten in Gram dahin, andere, die durch die Anstrengungen des Dienstes niedergeworfen werden, kommen in den Wüsten Arabiens um. Bisweilen findet ein gebrechlicher alter Mann, oder ein durch Krankheit geschwächter, erblindeter, erlahmter Jüngling nach langer Abwesenheit den Weg in seinen Geburtsort zurück als ein bemitleidenswerther Mensch. Die armen Einwohner haben eine solche Furcht vor dem Eintritte in das Heer des Paschas, daß schon viele sich die Zähne eingestoßen, alle Finger der rechten Hand abgehauen, sich ein Auge ausgeriffen oder mit einer rothglühenden Nadel geblendet haben, um dienstuntüchtig zu werden. Ja die Verzweiflung ist so groß, daß Mütter, deren große Liebe zu ihren Kindern ich mehrmals kennen gelernt habe, ihre kleinen Söhne, Kinder an der Brust, blendeten, damit sie später nicht dem Aelternhause entrissen werden möchten und von dem Schrecken des Soldatenlebens verschont blieben. Junge Männer sind auf Befehl des Paschas erschossen worden, weil sie sich so verstümmelten; man ließ Mütter hinrichten, weil sie ihre Kinder dienstuntauglich gemacht hatten, aber trotz diesen schrecklichen Beispielen konnte das Volk nicht vermocht werden von der Anwendung aller Mittel abzustehen, die vor dem Soldatenleben schützen: und der Reisende erstaunt in jedem Theile des Landes besonders über die große Anzahl von Blinden, die er überall trifft.

---

*An den Schlaf.

Komm, geliebte Nacht! — ergieße
Deinen milden Sternenschein!
Nah, o Schlummer dich, und schließe
Mich in Deine Wogen ein.
Laß mich ruhen in deinem blauen
Unermeßlich weiten Meer,
Deine Inseln laß mich schauen,
Deiner Träume stilles Heer!

Wunderbar aus dunkeln Fluthen
Tauchen sie im schönen Kranz,
Leis' umweht von duft'gen Gluthen,
Ueberstrahlt vom Mondenglanz;
Helle Zauberschlösser winken
Durch ihr schattig dunkles Grün,
Und die goldnen Quellen blinken,
Und die Wunderblumen blühn.

Freundlich ernste Angesichter
Grüßen uns am schonen Strand,
Und ein Spiel der Mondeslichter
Dünken sie uns wohlbekannt.
Der Erinnerung Blumen sprießen
Uns im Herzen unbewußt,
Und geliebte Todte schließen
Weinend wir an uns're Brust.

Komm, ersehnter Schlaf, und trage
Aus des Lebens düsterm Port
Mich mit sanften Wogenschlage
Zu den seel'gen Inseln fort!
Oder — sendest du den Bruder?
Sei willkommen, schöner Tod!
Führe still mit leisem Ruder
Mich zum schönren Morgenroth.

S.

An gewisse Brillenträger.

Symbolisch sie die Brillen tragen;
An ihren Augen sieht man keine Spur,
Daß schwach sie sind; es soll nur sagen:
„Blödsichtig sind wir nicht, blödsinnig nur.

Auflösung der Homonyme in No. 10.:
Ungeschliffen.

Verlegt und redigirt unter Verantwortlichkeit der S. Geiger j.'schen Buchdruckerei.

Digitized by Google

№ 12. 8. Februar 1840.

Der Erzähler.

Ein

Unterhaltungsblatt für Jedermann.

Fünfter Jahrgang.

Augsburg. Dieses Blatt erscheint jeden Mittwoch und Samstag, und kostet dahier vierteljährlich 15 kr., halbjährig 30 kr. und jährlich 1 fl.; auswärts ist der Preis: vierteljährlich 18 kr., halbjährig 36 kr. und jährlich 1 fl. 12 kr. Bestellungen nehmen alle Buchhandlungen und königl. Postämter, letztere mit der tarifmäßigen Portovergütung, an.

*Gräfin Amadei und ihr Kind.

(Fortsetzung.)

4.

Betta, die Wärterin, eilte in größter Bestürzung im Landhaus, im Garten, am Fischteich, im nahen Felde umher und suchte, als die große Glocke von Mailand zum Ave Maria läutete, das verlorne Kind; rathlos kam sie zur Ahnfrau und klagte ihr ihr Leid. Die Marchese verwies ihr ihre Unachtsamkeit und half ihr suchen, während Carmagna selber auf den Beinen war, Leute in das Dorf und in die Umgegend ausschickte, damit sie den Knaben Otto fänden.

Mit dem Marchesen vereint durchforschte der Verwalter jeden Winkel und jedes Gebüsch im Umkreise des Landhauses; allein der Knabe Otto war und blieb auf die räthselhafteste Weise verschwunden. Da sich gerade eine Zigeunerbande am Wald in der Nähe des Dorfes befand, die wegen ihres Kinderstehlens in übeln Rufe stand, so drängte sich den Bestürzten die Vermuthung, der schöne Knabe könne einem kinderräuberischen Zigeuner in die Hände gefallen sein, mit dem Gewichte der Wahrscheinlichkeit auf.

Die Sonne war untergegangen, — der Knabe Otto kam nicht; die Dämmerung rückte ein, die Nacht brach an, — der Knabe blieb aus. Mit Lichtern und Stangen wurde nun jede Stelle des Teiches durchsucht; denn in demselben konnte das Kind ja ertrunken sein; umsonst alle Mühe, alles Suchen und Rufen; der Knabe blieb fern. Wohin ihn sein Herz und sein Engel gezogen, das fiel Keinem ein. Da kam in der ersten Stunde der stillen Nacht vor das Landhaus der alte Todtengräber des Dorfes, trug auf den Armen ein müdes Kind, und stellte dasselbe nieder vor dem höchlich erfreuten Marchese, vor der Ahnfrau, die den Otto tausendmal herzten und küßten, und vor den frohen Verwaltersleuten. Die Wärterin aber war tiefbetrübt zur Ruhe gegangen. —

„Und wo warst du denn so lange, mein Enkel?“ fragte der Ahnherr; „und warum hast du uns diesen Schmerz bereitet? Dieser Mann, der die Bette den Todten macht, hat dich wohl auf dem Kirchhofe gefunden?“

„Ja, Großvater, bei der Mutter war ich,“ sagte der geliebkoste Kleine,“ da außen bei der schlafenden Mutter. Ach! wohl hab' ich ihr oft zugerufen; aber sie hat gethan, als hörte sie mich nicht, sie hat den Otto nicht gehört; und sieh! doch hat sie zu mir im Schlaf gesprochen: Komm zu mir! Kind! Komm und rette mich du! — viel hab' ich geweint und gerufen: O Mutter, Mutter, liebe Mutter mein, so mache mir deine Thüre auf! Aber es ist dunkle Nacht geworden und sie hat nicht aufgethan. Großvater, höre, was ich Dir sage. Zwei Engel sind über mir vom hohen Himmel hernieder geflogen, der Eine neben dem Andern, erst klein, so klein wie zwei weiße Tauben, wenn sie neben einander unter den Wolken hinfliegen, dann größer und immer größer. Die schwangen gar schnell und munter neben einander die breiten Flügel; die Flügel aber, die waren schön glänzend wie Licht und unten am Rande vergoldet und purpurroth. Ich lag über der Mutter Bett da außen, mein Köpflein zurückgelegt auf meine Aermlein und sah in die Lüfte hoch hinauf und den Engeln zu, die einander anlächelten. Und gerade über mir haben sie sich getheilt, und sie setzten ihre Füße neben mir nieder auf den Stein, einer rechts, einer links, und sagten zu einander — ja was sagten sie? Ich hab' es halt nicht verstan-

Digitized by Google

den, sonst hätt' ich es behalten. Und der Eine ging hinunter; aber er ging nicht; er war schnell weg, wie wenn man Licht hinuntergießt. Sein Brüderlein aber das legte seine Flügel über mich und sagte: „Sei ruhig, Otto! für die Mutter sorgt der liebe Gott, und du sollst sie wieder sehen." — „Im Himmel," fügte fromm die Ahnfrau hinzu; „nur die Unschuld hat so liebe schöne Träume wie du." —

„Habt Ihr das Kind bei der Gruft beobachtet?" fragte Carmagna den Todtengräber, der bejahend nickte; „und was hat es dort gethan? Sagt, was Ihr wißt!" —

„Ich ging," erzählte der Alte, „am Kirchlein vorüber, um, nach meiner Gewohnheit und die Thorschlüssel in der Hand, Gotteshaus und Friedhof bei Anbruch der Nacht zu schließen. Da kam es mir vor, als ich dahin ging, wie wenn ich leise Töne, Etwas wie die Stimme eines Kindes hörte, das einschlummernd mit der Mutter spricht. Es ward mir recht seltsam zu Muthe. Neugierig blickte ich zur Seite nach der gräflichen Todtengruft und gewahrte, wie da über den Stein Etwas weiß schimmerte. In der Dämmerung trat ich hinzu und fand diesen Knaben, der über der Steindecke der Gruft lag, so, als wäre das Kind, von Engeln getragen, auf die Gruft niedergesetzt worden. Niemand sah es hereinkommen. Sein Häuptlein, das Antlitz nach Oben gewendet, war auf einige Büschel Gras gebettet, die Händchen des Kindes aber waren, als ich sie näher betrachtete, wund und blutend gearbeitet an der Ritze der Gruftdecke. Das Kind, Herr Marchese, fror im Schlummer und suchte, aufgeweckt, die blutenden Händchen — seht sie an, sie sind noch wund — anhauchend zu erwärmen. „Hast du kalt, Kleiner?" fragte ich, des verlassenen Kindes mich erbarmend. „Ach nein, nein!" antwortete lächend der Knabe, „bringe mich heim! die Mutter macht doch nicht auf." Herr Marchese, ich bin ein alter Mann, aber es schoß mir heiß in die Augen, wie ich das sah und hörte." Er wandte sich seitwärts und wischte sein Auge ab.

Der Marchese, zu tief erschüttert, stand auf und mußte sich entfernen, um ungesehen dem Herzen sein Recht zu geben. Der Todtengräber sah die Marchesin ihr Angesicht verhüllen; er wollte weiter erzählen, die Stimme brach ihm, da erzählte der Knabe: „Liebe Großmutter, ich habe den schweren, schweren Stein aufheben wollen, aber es ist nicht gegangen. Da drückte ich mein junges Aermlein durch die Ritze und sagte: Liebe, liebe Mutter, komm, dein Otto will dir helfen. Da ist der Mann gekommen und hat gefragt: Ey du schöner Knabe, woher bist du gekommen und was willst du hier? Ich sagte, euer Otto bin ich, und weil ich so müde war, hat er mich auf seine Arme genommen und heimgetragen: — aber es läßt mich nicht daheim bleiben." —

Von der Marchesin für seine erbarmende Liebe gelohnt, ging der Alte auf den Gottesacker zurück. Den Knaben aber ermahnte der zurückkommende Ahnherr, ja nicht wieder so ganz allein und vor Nacht den Todtengarten zu besuchen, sonst werde Otto in die Kammer gesperrt. Der Knabe schwieg und der Marchese legte ihn in sein Bettlein.

In der Nacht aber, ehe der Hahn gekräht, schlug der Knabe die Augen auf und sah, wie ein himmlisches Licht das Gemach erfüllte, und wie die Mutter vor sein Bett her schwebt, sich über ihn liebend neigt, unaussprechlich liebend und trauernd, und zu ihm sagt: „Kind Otto, deine Mutter lebt; o so steh' auf und komm und rette mich du; so will es der liebe Gott. Komm hinaus zu mir!"

Sobald durch die Scheiben das Morgenroth glühte, kleidete der stille Knabe sich an, und trat vor des Marchesen Bett und drückte ihm, der höchlich verwundert ihm zugesehen, die Hand und sagte: „Gehab dich wohl, Herr Carmagna! ich muß sterben oder zur Mutter sogleich. Sie hat mich, wieder gerufen." Das erfüllte den Ahnherrn und dessen Gattin mit Wehmuth; denn nun glaubten sie, der Knabe werde der Gräfin bald nachsterben.

„So gehe denn mit Gott, lieber Enkel!" sagte Carmagna und ließ sogleich, während der Knabe verschwand, den Verwalter zu sich rufen, warf sich in die Kleider und empfing Marco mit den Worten: „Ihr müsset mich sogleich auf den Kirchhof begleiten; der Knabe ist eben wieder dahin und immer heller wird es mir: das Kind muß das Werkzeug in der Hand der ewigen Vorsehung sein. Gebet Acht! gebet Acht! Ich wage nicht, den Gedanken auszudenken. Wenn die Mutter des Kindes — Gott im Himmel! Kommt, eilen wir dem Knaben nach!"

An Marco's Seite beflügelte der Marchese seine Schritte. Weit in der Ferne schon lief über den Weg der Knabe dahin; im Morgenwinde flatterten seine langen schwarzen Locken, und geradeein lief er in den Garten Gottes.

„Marco, Marco," sprach Carmagna, „Ihr wer-

det sehen, wir finden dieß Mal den Knaben über der Gruft der Ahnen todt, oder — entsetzlich! entsetzlich! — Wenn wir meine arme Tochter lebendig begraben hätten? — Der bloße Gedanke schon an die Möglichkeit dreht mir das Gehirn im Kreise.“ Sie hatten die schwarze Pforte erreicht, als der Marchese, an seinem Stabe ruhend, still stand und sagte: „Meine Füße tragen mich kaum zur Stätte der heiligen Ruhe der Todten da hinein. Gott vergebe uns, wenn ihre arme Seele die Last eines solchen Verbrechens auf unsre Seele wälzt! Kommt, führt mich, führt mich!“ —

Als sie eingetreten, sieh! da saß am Kirchlein dort, das die eben aufgehende helle Morgensonne anschien, der fromme Knabe und hielt sein Köpfchen gegen die handbreite Spalte der Steindecke der Gruft gebogen, als horche er der Mutter da unten. Behutsam, um nicht das Kind zu stören, und um es in seinem seltsamen Thun hier zu beobachten, gingen Beide um das Kirchlein; hinter einem Denkmale standen sie still. Dem Todtengräber, der sie aus seinem Häuschen dort in der Ecke sah, winkte der Marchese zu, daß er sich jetzt schweigend und ruhig verhalte. —

Und der Knabe sprach, vor die Spalte gelegt: „Ja, ich bin Otto. — Ach nein! kein Mensch ist jetzt da; aber ich will weglaufen und Leute rufen. — Ach wehe! du bist gefallen! — Komm herauf, da, da bin ich, Mutter. — Aber nun bist du wieder ganz still.“ —

Dem Marchese und dem Verwalter packte kaltes Entsetzen, in ihrer Seele theilten sich grauenvoller Schauer und hohe Freude im raschen Wechsel. Nebeneinander eilten sie der Gruft entgegen. Der Knabe sprang auf und selig vor Freude dem Ahnherrn zu und zog an der Hand ihn gegen die Gruft. „Die Mutter! die Mutter!“ —

Schauerdurchdrungen rief Carmagna mit starker Stimme herab: „Giulietta! meine Tochter!“ — Er horcht; ein leises Wimmern, ein tiefes Stöhnen drang vernehmlich aus der Gruft. Ihm schwanden fast die Sinne. —

„Ein Brecheisen! den Todtengräber! Schnell, schnell! o fliegt! fliegt! sie lebt!“ So rief der Marchese und der Verwalter sprang in des Leichenbestatters Wohnung; eben so schnell kam er mit dem Alten und einem Brecheisen zur Gruft zurück.

„Schaffet! hurtig! hurtig! Eine Sekunde kann entscheiden, wenn sie noch lebte! Es war keine Täuschung, ihre Stimme war's. — Meine Tochter, wir sind da, verzweifle nicht!“ —

Aber da unten war es still. —

Mit kräftigem Arme stemmte der Verwalter das Brecheisen in die Fuge der Granitdecke der Gruft, und zwängte und wägte mit des Marchesen und des Todtengräbers Hilfe die Last des Steines aus seinem Gleichgewichte. Nahe bevor stand der Moment eines Entsetzens, den keine Feder beschreibt. Von der peinlichsten Neugier gespornt, wagte dennoch Keiner den ersten Blick in das Gewölb des Todes hinunterzuwerfen. (Fortsetzung folgt.)

Miszellen.

Der bestohlene Dieb.

Vier Menschen von verdächtigem Aeußern saßen unlängst in Paris bei einem nicht minder verdächtigen Weinhändler, und feuchteten ihre schlechte Unterhaltung häufig mit schlechtem Weine an. „Es sind gar keine Geschäfte mehr zu machen,“ sagte der Eine verdrießlich; „die Polizei ist stets auf den Beinen, sie hat ihre Nase überall und drei Viertel aller braven Burschen sitzen im Gefängniß.“ — „Und überdieß,“ fiel ein Anderer ein, „hat kein Mensch mehr Geld. Ich habe z. B. gestern mit meinem Bruder ein Haus ausgeräumt, und was fanden wir? Spiegel, Betten, Matratzen, kurz, lauter Sachen, die man nicht einmal ins Pfandhaus bringen kann. Ein Trödler hat mir endlich noch die ganzen Geschichten abgenommen, aber auch nicht einmal für baares Geld, sondern für einen Wechsel, so daß ich vier Wochen warten muß, bis ich mein Geld bekomme.“ — „Daß Niemand Geld hat, ist noch nicht ganz ausgemacht,“ sagte einer der Trinker, „und wenn dein Wechsel gut ist und Du zehn Francs daran verlieren willst, gebe ich Dir baares Geld.“ Die beiden Spitzbuben wurden des Handels eins und gingen mit einander fort, um die Sache in Richtigkeit zu bringen; sie versprachen, in einer Stunde wieder bei den Kameraden zurück zu seyn. Der, welcher dem Andern das baare Geld versprochen hatte, führte denselben bis zu einem ganz abgelegenen Platze des Gehölzes von Vinrennes; hier hieß er ihn Schildwache stehen, während er selbst am Fuße eines Baumes nachgrub, wo er denn auch bald ein Kästchen hervorzog, in dem er 800 Francs, verschiedenes Silberzeug, zwei Uhren und einigen geringen Schmuck aufbewahrte. Das Alles hatte er zwei Tage vor-

Digitized by Google

her in der Rue de Montreuil in Vincennes gestohlen. Die Auszahlung des Wechsels von 300 Francs erfolgte auf der Stelle, der Banquier einer ganz eigenen Art vergrub dann das Kästchen wieder und Beide schlugen dann wieder den Rückweg ein. Während die Schweigenden neben einander herschritten, dachte der Inhaber des Schatzes daran, wie unklug er gehandelt hätte, sein Versteck einem Menschen zu verrathen der im Stande wäre, ihn zu bestehlen. Um ihn indeß von diesem Plane abzubringen, wenn er ihn vielleicht gefaßt haben sollte, sagte er: „Außer dem Versteck, den Du gesehen hast, und in dem ich nur etwas Silbergeld aufbewahre, habe ich noch einen andern, an dem ich für 17,000 Francs Gold und Wechsel vergrub; willst Du morgen mit mir frühstücken, so zeige ich Dir auch den Ort unter der Bedingung, daß Du mir die Wechsel bei irgend einem Banquier umsetzest.“ Der Andere that, als nehme er es an; Beide verabredeten für den nächsten Tag einen Ort des Zusammentreffens und trennten sich dann. Der Inhaber des Schatzes kehrte nothgedrungen in jenes oben erwähnte Weinhaus zu seinen Freunden zurück, der Andere aber war eine halbe Stunde darauf wieder im Gehölze von Vincennes; glücklich fand er den Ort und nahm Alles heraus, ausgenommen ein Stück von dem Silberzeug, das er absichtlich liegen ließ. Der Streich war ohne Zweifel gut; allein der bestohlene Dieb mußte den Verlust in kurzer Zeit entdecken, und um den Vorwürfen, vielleicht der Rache desselben zu entgehen, blieb dem stehlenden Dieb nichts Anderes übrig, als eine Anzeige bei der Polizei; diese machte er denn auch, indem er sagte, er kenne den Urheber des kürzlich in der Rue de Montreuil von Vincennes verübten Diebstahles, so wie den Ort, wo er seine Beute versteckt hätte. Zugleich gab er alle Mittel zur Verhaftung des Diebes an. Inzwischen hatte dieser schon wieder nach seinem Schatze gesehen und die Entwendung desselben entdeckt. Ueber den Urheber blieb er nicht einen Augenblick in Zweifel, und wüthend über den ihm gespielten Betrug, achtete er in der Begier, sich zu rächen, nicht auf die Folgen, die für ihn daraus entstehen konnten, sondern eilte auf die Polizeipräfektur, seinen Dieb anzuklagen, nicht nur wegen des an ihm begangenen Diebstahles, sondern auch wegen mehrerer andern, für welche er hinlängliche Beweise beibrachte. So wurden denn der Dieb des Diebes und der bestohlene Dieb zugleich gefangen gesetzt und von den gegenseitigen Anklagen und Beschuldigungen ihrer Erbitterung und ihres Hasses kann die Behörde wesentliche Entdeckungen erwarten.

Amerikanisches Sängerfest.

In Amerika, wo Alles viel größer ist, als bei uns, sinds natürlich auch die Sängerfeste. So fand in Philadelphia ein Sängerfest statt, wobei 5000 Individuen mitwirkten. Zwei Bergrücken waren zum Standpunkte für die Exekutirung bestimmt. Auf jedem Berge waren 2500 Sänger aufgestellt, welche ins Thal hinabsangen, wo sich die Zuhörer befanden. (Erblaßt ihr deutschen Sängerfeste, und erzittert vor solch riesigen Tonschlachten! — Hiezu fehlt nichts, als eine Instrumentirung von Spontini.)

Ehrlichkeit der Schneider.

Sonst müssen die Herren Kleidermacher namentlich in England, sehr geneigt gewesen sein, dieß und jenes in die „Hölle“ wandern zu lassen, denn in einem Briefe aus dem Jahre 1730 finden wir erwähnt, daß derjenige, welcher sich ein Kleidungsstück machen lassen wollte, alles dazu selbst kaufte, Zwirn sogar ꝛc. und Alles zusammen dem Schneider vorwog. Brachte dieser daß fertig Stück so wurde es nebst allen Fleckchen wieder gewogen und wehe ihm, wenn es nicht das frühere Gewicht hatte!

---

* Der Tod und der Mathematikus.

Einen verarmten Berechner der Welten- und Sternensysteme,
Der im Leben noch nie hatte gefunden die Zeit
Seine Schulden zu zählen, geschweige zu zahlen, besuchte
Endlich der leidige Tod, redete also zu ihm:
„Calculirender Freund, schließt euere Rechnungen jetzt und
Folgt mir in's finstere Reich!“ Drauf ihm erwidert der Mann:
„Eben berechnete ich, wie lang es noch stünd', bis des Lebens
Lockerer Sand mir verrönn' und ich als Opfer dir fiel.“
„Thor, entgegnete Hein, in jeder Secunde ist's möglich!“
Hob die Hand und es war um den Rechner geschehn.

K. Th. F.

Verlegt und redigirt unter Verantwortlichkeit der G. Geiger j.'schen Buchdruckerei.

Digitized by Google

№ 13. 12. Februar 1840.

Der Erzähler.

Ein

Unterhaltungsblatt für Jedermann.

Fünfter Jahrgang.

Augsburg. Dieses Blatt erscheint jeden Mittwoch und Samstag, und kostet dahier vierteljährlich 15 kr., halbjährig 30 kr. und jährlich 1 fl.; auswärts ist der Preis: vierteljährlich 18 kr., halbjährig 36 kr. und jährlich 1 fl. 12 kr. Bestellungen nehmen alle Buchhandlungen und königl. Postämter, letztere mit der tarifmäßigen Portovergütung, an.

* Gräfin Amadei und ihr Kind.

(Fortsetzung.)

5.

Und der Knabe voll ungeduldigster Liebe knieete auf die geweihte Erde und spannte, als die Oeffnung kaum Fußbreit war, die Aermlein aus in die Gruft und schrie: „Da sitzt die Mutter!“ — Und das Gewölbe war offen und vom hohen Himmel hinab leuchtete die goldne Morgensonne. Und sieh! da saß im Gewande der Verklärten die Gräfin still und ruhig, den Rücken aufwärts gewendet, die Arme auf den Knieen, das weiß eingehüllte Haupt auf die Hände gestützt, auf der Mitte der Treppe. Die Nägel ihrer Finger waren verschunden, ihre zarten Hände wundgerissen, ihr Gewand mit Tropfen frischen Blutes befleckt. Umgestürzt lag ihr Sarg am Boden, zerbrochen der Deckel durch die Kraft der Verzweiflung. Wie gelähmt an allen Gliedern starrten Carmagna und der Verwalter auf die seelerschütternde, auf der Steintreppe sitzende Gestalt.

Und der Knabe sprang die Treppe hinab, schloß die Aermlein fest um die Mutter und herzte und küßte sie ohne Unterlaß und rief: „Ach liebe, liebe Mutter, so wache doch auf! Dein Otto ist da und der Vater Carmagna.“ — Die Gräfin machte eine Bewegung des Hauptes, athmete tief auf, heftete das glanzlose Auge auf das Kind und blickte über sich und sank mit einem dumpfen Laut auf die Treppe zurück. Die Freude dieses Augenblickes war zu groß. Sachte trug sie mit des Vaters Hilfe der Verwalter an die Lüfte des heitern Tages herauf. Ihr Zustand war der äußerste Grad von Geschwächtheit. Um ihre fest eingemauerte Beute hatten sich Angst, Hunger und Kälte gestritten. Des Leichenbestatters Mädchen reichte ihr ein nervenstärkendes Mittel, damit ihre matt aufzuckende Lebensflamme nicht jetzt noch erlösche. Worte hatte sie nicht. Noch ganz wie eine Leiche am stützenden Vater hängend, blickte sie zum blauen Himmel, auf das Kind, und ihr Auge wollte übergehen; aber nach diesen Leiden war es keiner Thräne mehr reich.

Den süßen, rettenden Engel im Arme, wurde sie schlummernd in einer Sänfte in das Landhaus zurückgetragen. Gleich einer wunderthätigen Heiligen folgte der geliebten Wiedererstandenen das Landvolk, das vom Felde daher oder aus dem Dorfe gekommen. Und wären alle die süßen Freudenthränen, die ihr da flossen, als Rosen aufgegangen, ihr Geruch hätte das weite Land erfüllt. — Möge die folgende Schilderung ihres fürchterlichen Zustandes im Sarge und in der Gruft als Scheintodte die Nothwendigkeit der Leichenhäuser Allen, die das lesen oder erzählen hören, auf das Einleuchtendste darthun! Möge die Erzählung aus dem Munde der so wunderbar geretteten Unglücklichen selber Etwas dazu beitragen, daß vorsehende Menschenliebe die Fälle des Lebendigbegrabenwerdens allerorten mindere durch Leichenhäuser! denn gewiß, es ist, nach der Gräfin Versicherung, ein Zustand, gegen den jeder andere Schmerz des Daseins nur Schatten ist.

Was an der wunderbar durch ihr Kind Geretteten eine liebende Mutter, ein treu besorgter Vater zur Wiederbelebung gethan, hatte den besten Erfolg; Giulietta besaß bald wieder so viel Kraft, um Kunde über das zu geben, was unter Tausenden von Todesopfern nur sie empfunden. Die Schuld unwissender Aerzte dabei war die geringste nicht. Der Leichenbeschauer klopfte auf seine Brust

Digitized by Google

und hörte schon das tobende Volk, das, ihn zu steinigen, sein Haus umrungen. —

Entfesselt waren aus ihrer Erstarrung die Lebensgeister der Gräfin; von Tag zu Tage gewannen sie an Kraft und Feuer und heiterm Aufschwunge. Giulietta's Sehnsucht nach ihrem Gatten wuchs bis zur peinlichen Ungeduld, ihn wieder zu sehen, der in der Ferne sie für todt beweint. Auf ihr Verlangen schrieb ihm der Marchese nach Cremona, ohne jedoch von Giulietta's Rückkehr aus der Ahnengruft das Mindeste zu erwähnen; er schrieb ihm, er möge so schleunig als möglich zurückkommen, denn ihn erwarte eine Freude, die für allen Schmerz um des Kindes Mutter ihn entschädigen werde. Der Brief flog nach Cremona. —

Es war einer der lieblichsten Morgen zu des Septembers Ende; die Nebel sanken, rauschend regneten die gelben Blätter nieder; in siegender Klarheit zog, einem weißglänzenden Schwane gleich, durch den Ozean der Lüfte, die Sonne. Umgeben vom Marchesen und des Knaben Ahnfrau, von Marco und dessen Weibe, saß die junge Gräfin im Garten und fühlte nun die Kraft, zu erzählen, was folgt:

„Antonio hatte mit der vorschnellen Nachricht des Todes meines Gatten meine Seele zermalmt. Gleich darauf — ich hatte mich vom ersten Schlage noch nicht aufgerichtet — hörte ich den Todesschrei des Knaben, das Lamento der Weiber. Eine schlimme Ahnung war vorausgegangen. Bewußtlos brach ich zusammen. Ich mochte etwa eine Stunde im tiefsten Todesschlafe gelegen sein, als ich über dem Bette, mich wieder fand, ohne Athem, ohne die mindeste Regung des Körpers, ohne Laut. Ich versuchte zu sprechen, ich wollte die Hand, auch nur das Auge bewegen; die Kraft dazu war mir versagt. Um meine Seele, die nie für Schmerz empfänglicher war, lag kalt und starr und todt mein Körper wie ein Klumpen Eisen, und doch sah ich nie heller, hörte ich nie schärfer, als damals. Von Minute zu Minute steigerte sich meine Angst, man könne mich für todt ansehen, und wenn mein Zustand drei Tage und Nächte hindurch so fortwährt, mich lebendig begraben.“

„Der Arzt kam, ihm folgte der Leichenbeschauer, und sie thaten den Ausspruch: „Gestorben!“ Ich hörte das, in meiner Seele rang die Verzweiflung. Vater, ich sah Euch vom Schmerze zu Boden gebeugt, Mutter, Eure heißen Thränen stürzten über die Todtgeglaubte, der Angstschweiß trat mir auf die Stirne. Ich flehte zum ewigen Erbarmer, nur um einen einzigen Laut in dieser meiner unbeschreiblich schrecklichen Noth. Gott schien mich verlassen zu haben und fern mir sein heiliger Engel zu stehen. Schon sah ich mich vom Sarg umfangen, schon in die Gruft eingemauert, lebendig allein unter den Todten. Aber ich konnte noch hoffen, denn noch lange nicht schlug die Stunde der Beerdigung. Mein Gott, der Todtgewähnte, kam zurück, um liebend an's Herz der Verzeihenden zu sinken. Ich sah ihn wie einem Verzweifelnden sich geberden, ich hörte seinen Reueschmerz, sein Gebet um meine Verzeihung aus dem Himmel; ich liebte ihn nie mehr, als damal; meine Seele rang wie ein junger Löwe unter einem erdrückenden Felsen; umsonst! Ich betete um die Gnade, sterben zu können; denn Sterben ist Nichts gegen die Qual einer von jenen Stunden, während denen ich bei vollstem Bewußtsein im Sarge lag. Mich hatte Gott wirklich verlassen. Noch zuckte bisweilen ein matter Lichtstral von Hoffnung, auf, vor oder während der Beerdigung ein Lebenszeichen von mir geben zu können, durch die anbrechende Nacht meiner Verzweiflung.“

„Vater, ich betete um Wahnsinn; umsonst! mein Geist war nie so ungetrübt, meine Phantasie nie reicher an Bildern; aber es waren Bilder, die nur die schwärzeste, unsäglichste Angst erzeugt. Ich sah den Geistlichen mich als Leiche einsegnen, ich hörte draus die Leichenknaben singen und beten für meine arme Seele; ich sah den Gatten, die Eltern, das Kind, wie sie alle Abschied von mir nehmen für Diesseits. Ich sah jetzt — o schrecklich über allen Ausdruck! den Sargdeckel bringen; mein letzter Blick fiel oder war vielmehr fest auf die Liebsten geheftet, der Deckel schloß sich über mir. — Vater, in dieser Nacht! — Vater, lebendig, bei vollster Besinnung in dieser Nacht!“ —

Die Gräfin zitterte, heftig ergriffen, und der Marchese bat sie, von dem, was nachgekommen, wenigstens für jetzt, zu schweigen.

„Ihr sollt Alles, Alles hören,“ fuhr sie fort, „liegt jetzt doch Alles hinter mir wie ein Traum. Ach Gott! dieß Leben, es war kein Traum. Noch durfte ich hoffen, denn noch war ich ja oder der Erde. Jetzt kam die Stunde, die ewig, und würde ich auch tausend Jahre alt, mit ihren Schauernissen vor mir stände. Als sie mich vom Wagen nahmen, und als der Sarg jetzt über den Seilen schwebte und unter

Digitized by Google

dem Schluchzen und Weinen da oben immer tiefer sank, strengte ich die äußerste Kraft der Seele an, einen Laut zu meiner Rettung von mir hören zu lassen; — ich wandte mich im Sarge um, doch es war zu spät! — Ich hörte noch, wie die Tritte von mir weg und die Treppe aufwärts gingen; ich hörte, Vater, bes Requiescat in pace, das Wälzen des verschließenden Steines über die Gruft und die letzte Stimme von Oben: „Mutter!“ —

„Mein Kind hat mich zuletzt verlassen. Gott war erbarmend: er nahm mir das Bewußtsein, ich fühlte den Schlaf kommen, nachdem über meinen ganzen Körper ein starker Schweiß ausgebrochen. In den Armen meines Erlösers wünschte ich zu erwachen. Es mochte am Tage nach meiner Beerdigung gewesen, als ich erwachte, um mich fühlte und die Wände des Sarges betastete. Du bist lebendig begraben. Diesen Gedanken denket aus! — Ich hatte wieder Bewegung, wieder Stimme; aber was halfen diese schwachen Waffen im Sarg inmitten der Todten? — Ihr sahe meine Hände; sie waren blutig. Ihr sehet, sie sind noch wund. Was ich gelitten, hat Gott in seine Bücher dort oben eingetragen; verschuldet hab' ich es nicht.“

„Vater, ich rang mich wund und müde, bis der Deckel wegsprang. Ich sah um mich kein lebendes Wesen mehr, nur Särge, die der matteste hereinfallende Dämmerschein beleuchtete, um mir das Schreckliche meiner Umgebung und wahrscheinlichen Bestimmung noch schrecklicher zu machen. Mich fror und hungerte. Oft hörte ich ein Glöckchen des Kirchleins über mir läuten, Menschenstimmen näher und näher, Tritte ober der Steinplatte. Da war das Maaß meiner Leiden voll, voll bis zum äußersten Rande, Gott sandte der Mutter ihr Kind zu Hilfe. — Und wäre nicht mein Kind gekommen, ihr hättet dereinst mich als Todtengerippe auf der Treppe sitzend gefunden. Aufwärts kriechend brach ich zusammen. Das, Vater und Mutter, das waren die Leiden, das ist die Geschichte einer Lebendigbegrabenen. Es war mir eine traurige Pflicht, zum Heile der Menschheit dieß zu erzählen; ich habe sie erfüllt.“ —

Der Eindruck, den diese Erzählung der Gräfin auf die Gemüther ihrer Umgebung wie auf sie selbst gemacht, war tief und bleibend. Darauf führte der Marchese die Wiedererstandene am Arm in's Landhaus zurück. Nun blieb noch übrig, dem eilig heimkehrenden Grafen eine der freudigsten Ueberraschungen vorzubereiten, die je ein menschliches Herz mit der Seligkeit himmlischer Naturen erfüllt.

(Schluß folgt.)

Miszellen.

Schrecklicher Schiffsbrand.

Das prachtvolle Dampfboot Lexington, das am 13. Jan. 1840 mit etwa 175 Reisenden an Bord, von New-York nach Stonington abging, befand sich gegen 7 Uhr zwei Meilen war Eatons Neck, als die in der Nähe des Kamins liegenden vielen Baumwollenballen Feuer fingen. Da die zur Löschung des Feuers gemachten Anstrengungen fruchtlos waren, so ließ der Capitän das Dampfboot nach dem Lande hin steuern. Ehe man es erreicht, hatte sich ein solcher panischer Schrecken an Bord verbreitet, daß die Passagiere die drei im Dampfboote befindlichen Barken ins Wasser ließen, dabei aber so unglücklich zu Werke giengen, daß die Barken durch die Schnelligkeit der Fahrt überstürzten, und mit allen darauf Befindlichen augenblicklich versanken. Das Rettungsboot ward gleicherweise in das Wasser gelassen, es verflocht sich aber in die Räder, und verschwand wie die andern. Die Unglücklichen, die sich in die verschiedenen Barken gestürzt hatten, schwammen theils ohne Anhaltspunkt, theils durch die Rettungstaue (life preservers) gehalten, auf der Oberfläche. Wenige Minuten darauf senkte sich die Dampfmaschine, und stand, da sie nicht mehr arbeiten konnte, still. Der Auftritt, der nun folgte, geht über alle Beschreibung. Es war ungefähr 3 Uhr Morgens. Das Feuer, das in der Mitte des Dampfboots ausgebrochen, schnitt alle Communication zwischen dem Vorder- und Hinterdeck ab, und die Passagiere brachen in verzweiflungsvolles Geschrei aus, bis sie endlich, von den Flammen ergriffen, sich von allen Seiten ins Wasser zu stürzen genöthigt waren, die einen auf Baumwollenballen, die andern auf die ersten besten Trümmer, die sie erreichen konnten. Capitän Chester Hilliard, von dem diese unvollständigen und flüchtigen Details herrühren, hatte das Glück mit einem der Spritzenleute (firemen) einen Baumwollenballen erfassen zu können, auf dem er bis Dienstag Morgen 11 Uhr blieb, wo er von einer Southporter Schaluppe aufgenommen wurde. Sein Gefährte war neben ihm verschieden. Zwei andere Passagiere, ein Spritzenmann und der Pilote des Dampfboots sind gleichfalls, jedoch im Zustand völliger Bewußt-

Digitized by Google

losigkeit, aufgenommen worden. Die Kälte war streng, und man hält die von jener Schaluppe aufgenommenen drei Menschen für die einzigen, welche von den 150 oder 200 Passagieren am Leben blieben! Doch herrscht hierüber noch keine völlige Gewißheit. Alle Anstrengungen von Seite der Bewohner Southports und der Umgegend, den Schiffbrüchigen Beistand zu leisten, scheiterten an dem Eise, das ihren Hafen verschloß. — Das Dampfboot Belle of Missouri ist auf der Fahrt von Neu-Orleans nach St. Louis am 25. Dec. Abends, zwei Meilen unterhalb Liberty, ebenfalls in Brand gerathen. Die Flammen verbreiteten sich mit solcher Schnelligkeit, daß den Passagieren, mit Preisgebung all ihres Gepäcks, kaum Zeit zur Rettung blieb. Wahrscheinlich würden sie, wenn nicht durch einen günstigen Zufall das Dampfboot im Augenblick des Unglücks dem Lande nahe gewesen wäre, insgesammt zu Grunde gegangen seyn; denn kaum war das Allarmzeichen gegeben worden, als 4 oder 5 Minuten später das Feuer eine große Masse Pulver ergriff, die einen Theil der Ladung bildete. Das Schiff zerbarst und die Trümmer verwundeten viele Flüchtlinge.

Die Wasserheilkunde in Nordamerika.

Nachstehende Bemerkungen sind dem Briefe eines Reisenden entnommen, welcher zur Zeit auf einer Wanderung durch die Vereinigten Staaten sich befindet. „In Deutschland, der Wiege der Wasserheilkunde, wird die Hydropathie noch lange nicht in der Vollständigkeit ausgeübt, als hier zu Lande. Durch den Dr. Letre nach Nordamerika gebracht, wird sie hier nicht etwa blos in Kaltwasser-Trink-, Wasch- und Badeanstalten wie auf dem deutschen Kontinent hie und da betrieben; sondern die Patienten des Dr. Letre leben einen großen Theil des Jahres über ganz und gar in und unter dem Wasser. Längs der beiden Ufer des Ohio, auf einer Strecke von mehr als 40 englischen Meilen, reichen, in Entfernungen von je 15 bis 20 Fuß, Balken in den Fluß hinein, an welchen Kästen, nach oben mit Fensterchen versehen, hängen, und worin je 3 bis 4 Personen sogar ihre gewöhnlichen Beschäftigungen verrichten. Drei Viertheile eines jeden Kastens sind mit Flußwasser, ein Viertheil mit Kohlensäuregas oder Schwefelwassergas angefüllt. Jede Person trägt eine, vorn mit zwei Brillengläsern und einer Athmungsröhre versehene, dicht über die Ohren, dann um den Hals anschließende Gummielasticumskappe und kann damit nach Belieben entweder ganz untertauchen, oder auch mit dem Kopfe und der Brust in dem obern Gasraume sich erhalten ohne am Athem gehindert zu seyn. Bei der fast 8 Monate andauernden Kur wird als eine Hauptsache betrachtet, daß die Patienten sich der athmosphärischen Luft nicht aussetzen — außer während eines starken Land- oder Gewitterregens, weil die Atmosphäre vermöge ihres häufigen Temperaturwechsels, wie auch wegen ihres wechselnden, hygroskopischen und elektrischen Zustandes, der fast alleinige Träger endemischer Krankheiten ist. Man erblickt daher selten Jemanden außerhalb der Kästen; nur wenn ein starker Land- oder Gewitterregen wirklich eintritt, sieht man die Ufer des Flusses so zu sagen von Patienten wimmeln. Die Kästen werden sofort (zur Absorption der verunreinigten Gasarten) tiefer in den Ohio gesenkt, und die wenigen unlöslich bleibenden Antheile Kohlen- und Phosphorstoffgas durch die Fensterchen entlassen. Sind sie nach diesem mit irgend einer beliebigen Gasart und reinem Wasser aufs Neue gefüllt worden, oder auch, der Himmel beginnt sich aufzuheitern, so laufen die sämmtlichen Kaltwasserkunden eilenden Fußes wieder in ihre Kästen zurück. — Man sieht, daß die Amerikaner am Ohio und Dr. Letre in der Ausübung des neuen deutschen Heilverfahrens keine Freunde halber Maßregeln sind. Der Mensch — nach Dr. Letre — auf keinen Fall zu einem mit Flügeln begabten Luftwesen geschaffen, hat im Verlaufe von Jahrtausenden so sehr der Sphäre seines amphibienartigen Urlebens sich entzogen, daß er auf eine andere als solche — man möchte sagen — extreme Weise kaum wieder in das naturgemäße Geleis seiner ursprünglichen Bestimmung zurückgeführt werden kann.

Glosse.

Ob von gelten kommt das Geld,
Ist ein Frageſpiel für Knaben.
Denn schon längst ist festgestellt:
Wer will gelten in der Welt,
Der muß tüchtig Batzen haben.

Verlegt und redigirt unter Verantwortlichkeit der G. Geiger j.'schen Buchdruckerei.

Digitized by Google

№ 14. 15. Februar 1840.

Der Erzähler.

Ein

Unterhaltungsblatt für Jedermann.

Fünfter Jahrgang.

Augsburg. Dieses Blatt erscheint jeden Mittwoch und Samstag, und kostet dahier vierteljährlich 15 kr., halbjährig 30 kr. und jährlich 1 fl.; auswärts ist der Preis: vierteljährlich 18 kr., halbjährig 36 kr. und jährlich 1 fl. 12 kr. Bestellungen nehmen alle Buchhandlungen und königl. Postämter, letztere mit der tarifmäßigen Portovergütung, an.

*Gräfin Amadei und ihr Kind.

(Schluß.)

6.

Am Tage war's vor dem Feste Allerheiligen, als ein reitender Bote vor das Landhaus des Grafen Andrea Amadei kam und dem alten Marchese, der da wohnen geblieben mit Allen, die Andrea verlassen, einen Brief in dem Augenblicke übergab, da Carmagna, seine von den Todten wiedererstandene Tochter am Arme, im milden Nachmittagssonnenscheine unter den entblätterten Kastanienbäumen wandelte.

Giulietta nahm und küßte den Brief; denn sogleich hatte sie die Hand des Grafen an der Adresse erkannt. Der Brief war natürlich an den Vater, nicht an die für todt beweinte Tochter gerichtet. Giulietta erbrach hastig und durchflog den Inhalt.

„Morgen Abend," rief sie aus, und das Roth seligster Freude überflog sanft ihre Wangen, „morgen, morgen ist er heimgekehrt! Ach! welche tiefe Schwermuth in diesen Zeilen sich ausspricht! Morgen will er, am Allerseelen-Vorabende, dem Beispiele der frommgläubigen Menge folgen, und auch sein Liebstes auf dem Kirchhofe besuchen, mich, Vater, mich dort. — Gott! Gott! welche Ueberraschung das für ihn sein wird! Auf dem Kirchhofe, Vater, da soll er mich zuerst wiedersehen; im Kirchlein wollen wir, den Knaben in der Mitte, nebeneinander niederfallen und anbetend die ewige Liebe preisen, selig, überselig durch sie. Ich habe Alles, Alles gelitten, was ein Mensch vermag; aber vergessen ist aller Schmerz. Kommt! kommt! das Landhaus sei auf's Herrlichste geschmückt, einziehen soll er wie ein König. Und doch nicht; das würde ihm auffallen und in seinem Glauben, ich wohne unter Engeln im Himmel, ihn irre machen. Er soll hier Niemand finden als Euch, lieber Vater; wir Andern sind alle im Gottes Garten und Ihr, Ihr führt den Lieben hinaus. Er findet die Gruft geöffnet, er wird hinabsteigen, er sieht den Sarg offen und leer, er wird — o denket Euch die süßeste Ueberraschung aus! dort, nicht wahr, dort soll sie sein, im Heiligthume des wunderbaren Gottes; eine würdigere Stätte dazu gibt es nicht; nicht wahr?" —

Wie freudig stimmte der Marchese der kindlichen Seele bei! — Und als der Allerheiligen-Nachmittag so mildsonnig über den buntfarbig mit Blumenkränzen geschmückten Landkirchhof herniederlächelte, da wandelte, ganz weiß gekleidet, mit dem Knaben Otto die junge schöne Gräfin hinaus und zu dem Plätzchen ihrer unauslöschlich schrecklichsten Rückerinnerung. Die Mutter begleitete sie.

Die Mutter sah den Grafen vom Dorfe einher mit Antonio zu Rosse in immer schnellerm Trabe kommen, je näher er den Kirchhof vor sich hatte; denn dessen Anblick riß die alte Wunde wieder auf, und heiß und brennend blutete sie auf's Neue. Nach der Ahnengruft hinein warf er den wehmuthfeuchten Blick, schlug dem Rappen die Sporen in die Weichen und sprang vom schnaubenden Rosse, als ihm der Marchese, der allein zu Hause geblieben, aus der Thüre entgegen trat und dem bleicher gewordenen Schwiegersohne herzlich bewillkommend entgegen schritt. Andrea umarmte den Alten weichgestimmt und schweigend. Sein Auge schien nach dem Knaben zu suchen und den Marchese zu fragen, wo er sei; doch nicht der Mutter nachgestorben? —

„Vater meiner Frühverklärten," sagte er, als ihm zum Labetrunke Carmagna einen Becher Wein reichte, „offen gesagt, es fängt an, mir etwas un-

Digitized by Google

geheim zu Muthe zu werden. Heraus mit der Sprache! Lebt mir der Knabe noch.“ —

„Begleitet mich auf den Kirchhof, Eidam!“

„Auf den Kirchhof? jetzt? Ich bin zu bewegt.“

„Thut es als guter Christ wenigstens meiner Tochter zu Liebe!“

„Aber mein Kind, mein Kind.“ — „Es lebt!“ — „Wie und wo die Mutter.“ — „Wie und wo die Mutter,“ entgegnete der Marchese, und Amadéi blickte ihn erschüttert an. Seine Antwort wiederholte mit feierlichem Ernste der Alte und fügte hinzu: „Sie sind froh beisammen.“ — „Gott ist an mir ein harter Vater,“ murmelte der Graf. —

„Und ich sage Euch, Ihr werdet da außen niederfallen und anbeten.“ Der Graf lächelte zweifelnd und so machten sich Beide auf den Weg nach dem Kirchhofe. Der Alte redete wenig, der Eidam Nichts. —

„Andrea,“ sprach vor der offnen schwarzen Pforte der Alte und stand mit dem Eidame still, „es ist Allerseelentag; da freuen sich alle Seelen unsrer Geliebten wieder der Kränze, die wir fortliebend auf ihre Hügel niederlegen, und der Thränen liebenden Andenkens, die sie befeuchten. Und Ihr bringet meiner Tochter keine Blume mit. Da unten leben heute wieder alle gebrochene Herzen auf und schlagen in den Särgen nebeneinander, und auf und nieder steigen Engel des Lichtes, und rücken ihnen sanfter die Kissen und wünschen ihnen gute Nacht, bis wieder Allerseelen kommt. Heute, höret! wird meine Tochter sich aufrichten, und ein Engel, der Knabe, wird sie aus der Gruft empor noch ein Mal in Eure Arme führen. Darauf seid gefaßt! Die Wunder haben nicht aufgehört, Andrea, ein Wunder hat sich in der Gruft begeben; — der Sarg ist leer. Seid gefaßt, Andrea!“

Das klang freilich wie ein Mährchen dem Grafen in's Ohr; er glaubte nicht, und doch wandte er, ohne bis jetzt die Wiedererstandene und das Kind in der Menge einander durchkreuzender Gräber Besuchenden erblickt zu haben, die Schritte mit dem zuweilen seltsam lachenden Carmagna gegen die Ahnengruft. Zur Seite gerückt war — nach des Marchesen Anordnung — die schwere Granitdecke, unter welcher Giulietta den fürchterlichen Kampf zwischen Sein und Nichtsein hilflos gerungen. Da unten brannten düster drei Ampeln, rubinfarben zuckten ihre Flämmchen durch das Dunkel des Gewölbes. Hier oben, in schwarzem Atlasgewande, kniete betend nebenan die Ahnfrau, ohne aufzublicken. Amadéi's merkwürdigster Lebensaugenblick sollte durch Nichts in seinem Herannahen gestört werden.

„Wie? Kennt mich ihre Mutter nimmer?“ dachte der Graf, drückte dem Marchese die Hand und stieg die Treppe hinunter, nahm, dem Blicke der Ahnfrau entschwunden, eine der Ampeln aus der Nische und leuchtete, beherzt und sehnsüchtig nach Aufklärung, gegen den Sarg seiner Frau — und sah diesen offen und leer. Diese Ueberraschung war von erschütternder Wirkung. Er traute seinen Augen nicht; doch es war ihr Sarg, er kannte ihn zu gut. Er sah den Deckel durch Gewalt zerrissen noch am Boden liegen. Fieberhaft bebend, sprachlos, hoffend erschien er wieder oben. Das Kühnste hoffend warf er den suchenden Blick durch die Menge, die sich allmählig verlor. Sie, sie war nicht darunter.

Der Gesang und das laute Beten im Kirchlein nebenan verhallte. Die Ahnfrau erhob sich und verließ, allein wandelnd, den Kirchhof. Peinigend war dieser Seelenzustand Amadéi's zwischen bangem Zweifeln und sehnlichstem Hoffen. — „Ich danke Euch, Marchese, für das rührendschöne Mährchen von Wiederaufleben und Wiederfinden hier zu ebener Erde der Schöpfung. Aber jetzt Wahrheit, Mann vor Mann! der Sarg ist verlassen; wohin habt ihr den Inhalt gebracht! und wo findet der Vater sein Kind?“

„Kommt nur!“ antwortete der Marchese; „Andrea, nehmet Euch fest zusammen, geht durch diese Pforte vor uns ein in das Haus Gottes und vergesset mir nie den Allerseelentag-Abend! Ich folge Euch.“ —

Wankend unter der Last seiner Ahnung trat der Graf durch die Hinterpforte ein, ihm auf der Ferse folgte Carmagna. Kaum wagte er vom Hintergrunde des ziemlich geräumigen Kirchleins aus nach vornen gegen den Altar zu schauen, vor dem eben der Meßner die Kerzen löschte. In diesen Lüften mischt sich vielleicht ihr Athem mit dem seinen. Noch einige Minuten. — Sein Herz drohte seine Brust zu zersprengen.

Vor ihm knieeten noch einige Betende weiblichen Geschlechtes, Jungfrauen und Weiber des Dorfes. Von Oben durch die Fenster, die herbstlich dürres Rebenlaub umsäuselte, glühte das Abendroth herein über Altar und Heiligenbilder,

Digitized by Google

Emporbühne und Stühle. Hart neben den Eidam rückte auf leisen Tritten der Marchese.

Ganz weißgekleidet unter den Trauertrachten dieses Abends, knieete unter der Kanzel dort zur Seite eine, nach den Umrissen der zarten Gestalt zu schließen, noch junge Dame. Neben ihr im Betstuhle stand der Knabe Otto. Beide kehrten Amadéi den Rücken zu. Fest und unverwandt faßte er beide Gestalten in's Auge.

„Andrea, stört sie nicht!“ flüsterte ihm der Marchese zu. — „Eure Tochter? Eure Tochter? Barmherziger Gott! — Meine Giulietta lebt;“ —

„Sie lebt!“ —

Der Knabe blickte um und den Vater an und regte sich unruhig neben der Dame. Der Graf mußte sich an der Säule stützen. Giulietta; die seine leise Stimme hinter ihr gehört haben mußte, erhob dankend das Antlitz nach Oben, dankend stürzte Amadéi auf seine Kniee und rief: „Herr und Gott, ich preise dich in deinen Wundern!“ — Die Dame stand auf und sah noch, wie Carmagna den Grafen durch dieselbe Pforte hinwegführte.

Einige Minuten darauf vergingen um die schwergeprüften Wiedergefundenen Erde und Himmel. Was je Entzückendes ein frohes Menschenherz durchdrungen, das gossen unsichtbare Geister aus goldnen Schaalen vom ewigen Throne über das sprachlos und lang' umarmte Paar. Die Küsse der Gattin, die Seufzer ihrer Wonne überzeugten ihm, daß sie selber, die Wiederlebende, nicht ihr entkörperter Geist an seine Brust gesunken. Wer war glücklicher, er oder sie? —

Schon auf dem Rückwege nach dem Landhause hatte sie selber ihm das Räthsel ihrer Rückkehr in's Dasein gelöst. Wie unaussprechlich lieb war ihm der Knabe Otto geworden! — die besten Musiker Mailands, auf Carmagna's Auftrag erschienen, verherrlichten in der Allerseelennacht das kleine Festmahl beim Glanze von hundert strahlenden Kerzen. Zu wissen, wie Amadéi aus den Banden jener Räuber sich befreite, während sie ihm hier im heftigsten Kampfe die Linke abhieben, und dort ein Opfer des gesetzlos hausenden Raubgesindels zerstümmelten und begruben, das kann nun nicht mehr reizen. Amadéi, umgeben von seiner Familie, von Carmagna, dessen Gattin, dem Verwalter und dessen Weibe, hatte das erzählt und schloß: „Ein Leichenhaus, zu der Menschheit Heil von Menschenliebe erbaut aus edelstem Marmor, soll prangend mit nächstem Frühling auf dem Landkirchhofe sich erheben, auf dem der allmächtige Gott durch mein liebes Kind so wunderbar sich verkündet hat!“ —

Die große Glocke vom Dom in Mailand schlug die Stunde der Mitternacht, als das Fest des süßesten und merkwürdigsten Wiedersehens zu Ende ging. Die letzte Kerze des Saales erlosch — aber nie erlöschen möge die Erinnerung an die Gräfin Amadéi und ihr Kind!

Nebel.

Fang eines Sägehays bei Trinidad.

Der Capitän des (brittischen) Halifaxer Packetboots, W. K. J. Wilson, wurde (wie er selbst in einem der neuesten Hefte des London'schen Magazin of Natural History erzählt), im April 1839 in der Bai von Paria an der Antilleninsel Trinidad von einem mit zwei Leuten bemannten spanischen Boot um Rettung angefleht. Die Gefahr, welche jenen Kanotschiffern den Untergang drohte, oder eigentlich die Ursache der Gefahr, war von so eigenthümlicher Natur, daß wohl Niemand, ohne hinreichende Kenntniß der dort vorkommenden Naturerscheinungen, eine Ahnung davon haben würde: Ein gewaltiger Sägehay hatte sich in das Schildkrötennetz des Bootes verwickelt und zog dasselbe schnurstracks in die hohe See fort. Kappten sie das dort ziemlich kostspielige Netz, so entgiengen sie allerdings der Hauptgefahr, büßten aber das Hauptwerkzeug ihres Erwerbes ein. Wir wollen nun den Capitän das Abenteuer selbst erzählen lassen: Ich befand mich eben im Kutter des Packetboots, und hatte nur zwei Schiffsjungen bei mir. Mit ihrem Beistande, so wie dem der beiden Spanier zog ich mit größter Anstrengung das Netz so weit in den Kutter, daß die Säge des Raubfisches etwa acht Fuß über die Oberfläche des Wasserspiegels hervortrat. Glücklicherweise war der Bauch des Fisches dem Kutter zugewendet, sonst würde er denselben mit der entsetzlichen Säge aus einander gerissen haben. Schon hatte ich alle Hoffnung das Ungeheuer zu fangen aufgegeben; als es zu meiner Freude umschwankte und der Küste zuzuschwimmen begann. Wir zogen nun die Säge noch einmal aus dem Wasser, und schlangen ein Dritthalbzölliges Seil, das gegen 300 Fuß lang war, um dieselbe. Solchergestalt gelang es uns, das Hay an der Küste von Point-à-Pierre festzupflocken. Als er gewahrte, daß er gefangen sey, begann er so rasend zu toben, daß

Digitized by Google

jedermann aus seinem Bereiche wich. Eiligst fuhr ich zu dem eben auf der Rhede geankerten Limaer Packetboot hin, dessen Capitän mir auf mein Ersuchen seine ganze entbehrliche Mannschaft zum Hayfang überließ. Das Ungethüm war, als wir anlangten, eben etwas ruhiger geworden. Wir zogen ihn eine Strecke weiter landwärts, und warfen ihm noch ein gleich langes Tau um die Säge. Nun strengten wir unserer Dreißig, an beiden Tauen ziehend, uns aus Leibeskräften an, den Hay ans Ufer zu bringen, vermochten ihn aber nicht von der Stelle zu rücken! Mittlerweile waren die Neger einer benachbarten Pflanzung herbeigeeilt, so daß unsere Zahl auf Hundert angewachsen war. Allesammt zogen wir nun fast den ganzen Tag an beiden Tauen, ehe dem Riesenfische die Widerstandskraft ausgieng! Als die Herkulesarbeit endlich vollbracht und der Hay ganz aufs Gestade gezogen war, zeigte es sich, daß er weit länger als der Kutter war. Er peischte mit der Säge wüthend hin und her, so daß dieselbe in einer von den kurzen Intervallen mit Lebensgefahr gepackt, und mit armdicken Tauen befestigt werden mußte. Einer von den beiden spanischen Fischern, die ich gerettet, stieg dem Ungeheuer nun auf den Rücken, und hieb ihm das Schwanzgelenk entzwei, worauf es bald verendete. Im Leibe fanden sich mehrere Eyer, welche die Größe einer achtzehnpfündigen Caronadenkugel hatten, und von den Negern, bei denen sie für einen großen Leckerbissen gelten, und die sich um deren Besitz rissen, mit Jubel davongetragen wurden. Die Länge des Hays betrug 22, die Breite 8 Fuß. Den Kopf sammt der Säge, wohl einer der größten der Art, welche jemals gesehen worden, hat der Capitän mit nach England gebracht.

Ein Streit im Theater.

In einer französischen Stadt befand sich während des Jahrmarkts im vorigen December ein Marionettentheater gerade vor dem Schauspielhause und wurde besonders von den Landleuten sehr fleißig besucht. Ein kleiner verwachsener Kaufmann aus der Stadt, L., ging in das Theater in's Parterre; alle Welt genirte ihn, alle Welt kam ihm lächerlich vor. Seine giftigen Bemerkungen unterhielten seine Nachbarn, bis der arme Kleine auf den unglücklichen Einfall kam, sich an einen großen Mann zu wagen, der ganz ruhig vor ihm saß. Dieser wurde der Neckereien des Kleinen bald überdrüssig und bat ihn ganz gelassen, er möge Ruhe halten oder sich vor ihn setzen, er werde dann nicht nöthig haben, immer emporzuhüpfen. Der Kleine nahm diese Bemerkung übel auf, antwortete spitz, drohete und hob sogar den Stock gegen seinen Gegner. Mit einem Griffe hatte dieser ihn unter allgemeinem Gelächter entwaffnet, er sagte aber: „nehmen Sie Ihren Stock zurück, und bleiben Sie nun ruhig.“ — „Herr, Sie werden mir Genugthuung geben und auf der Stelle!“ — „Ich schlage mich nur mit Männern.“ Darüber ward der arme Zwerg noch einmal aufgebracht und fiel wieder mit dem geschwungenen Stocke über seinen Gegner her, der ihm den Stock entriß und zertrat, den kleinen Kaufmann faßte, unter den Arm nahm und so, gefolgt von dem ganzen Parterre, bis an das Puppentheater trug, in das er ihn hineinschob, während er rief: „gebt doch besser auf Euere Marionetten acht; da ist ein Hanswurst entlaufen, der einen Höllenlärm macht und keine Minute ruhig bleiben kann.“

Vollkommenheit des Dampfes.

In Kentucky, erzählte ein Amerikaner, hat man den Dampf so vervollkommnet, daß ein Materialwaarenhändler alle seine Commis entlassen konnte und zwei Dampfmaschinen zur Bedienung seiner Kunden aufstellte. Ein schauer Dieb, der dieß bemerkte, hielt es für eine gute Gelegenheit, selbst zuzulangen. Er ging also in den Laden hinein, nahm sich einen Hut Zucker und wollte sich eben damit entfernen, er hatte sich verrechnet, denn eine der Maschinen nahm ihn am Kragen und hielt ihn fest, bis der Kaufmann dazu kam. (Das heißt einmal amerikanischer Wind!)

Seltene Bescheidenheit einer Künstlerin.

Als die Schülerin der Schauspielerin Mars, Mlle. Doze, in der Rolle der Ninerte in dem neuen Lafontschen Lustspiele „ein Gewissensfall“ vielen Beifall gefunden hatte, und man der Lehrerin dazu Glück wünschte, jedoch zugleich hinzusetzte: „Sie ist und bleibt trotz dessen immer noch weit hinter ihrem Vorbilde,“ antwortete sie: „Sie fängt an, und ich ende.“

Warum können die Gelehrten nicht schwimmen?
A. Weil sie immer auf den Grund gehen.

Verlegt und redigirt unter Verantwortlichkeit der G. Geiger j.'schen Buchdruckerei.

№ 15. 19. Februar 1840.

Der Erzähler.

Ein

Unterhaltungsblatt für Jedermann.

Fünfter Jahrgang.

Augsburg. Dieses Blatt erscheint jeden Mittwoch und Samstag, und kostet dahier vierteljährlich 15 kr., halbjährig 30 kr. und jährlich 1 fl.; auswärts ist der Preis: vierteljährlich 18 kr., halbjährig 36 kr. und jährlich 1 fl. 12 kr. Bestellungen nehmen alle Buchhandlungen und königl. Postämter, letztere mit der tarifmäßigen Portovergütung, an.

Der kleine Taubstumme.

Es war eine kalte Winternacht, als der Nachtwächter vom Pontneuf in Paris auf seiner Runde ein Kind traf, das ganz in Lumpen gehüllt zitternd an einer Ecke stand, und stöhnte. Der Nachtwächter fragte den Kleinen: „wo ist denn deine Mutter — wo wohnst du?“ Auf wiederholte Fragen, erhielt er keine andere Antwort, als das eben erwähnte Gestöhnte. Er leuchtete dem Jungen in das Gesicht und schüttelte ihn ein wenig, um ihn aus seiner Betäubung oder seiner hartnäckigen Scheu herauszubringrn, denn nach seinen Gesichtszügen ließ sich schon eine gescheidte Antwort von ihm erwarten. Inzwischen kam ein ältlicher Herr dazu, und hörte die wiederholten Fragen mit an. Der Knabe blieb stumm, so daß der Nachtwächter im Begriff stand, ihn auf die Wache zu führen. Da bat der Freund: „bleibet noch einen Augenblick; gebt mir die Lampe.“ Er hielt dem Kind die Laterne entgegen, und wiederholte freundlich dieselben Fragen, erkannte aber aus den Mienen des Jungen, daß er taubstumm sei.

Der Fremde war Niemand anderes als der Abbé de l'Epée, eben so ausgezeichnet durch sein Genie, als durch seine Menschenliebe, und seine erfolgreichen Bemühungen um die Bildung der Taubstummen. Der gute Engel des Knaben hatte den Ehrenmann ihm zugeführt, der ihn mit Einwilligung des Wächters unter dem Versprechen mit sich nahm, daß er alles aufbieten wolle, die Eltern auszukundschaften, um ihnen den Knaben wieder zuzustellen. Bald überzeugte sich aber der Abbé, daß das Kind ein Opfer schändlichen Betruges geworden sein müsse; denn als er seiner Lumpen entkleidet wurde, sah er sie mit Verwunderung und Verachtung an, und freute sich ausnehmend über den neuen hübschen Anzug. Auch war seine Haut weiß, wie Schnee, sein Blick und Benehmen verständig und edel; von verschiedenartigen Speisen, die man ihm vorsetzte, wählte er nur solche, nach denen nur ein Kind vom vornehmsten Stande greift, die aber der Geringere gar nicht kennt.

Alle Erkundigungen und öffentlichen Aufforderungen, waren vergeblich. Der Knabe gewann inzwischen immer mehr das Herz des guten Abbé's, und machte unter allen seinen Mitbrüdern, die in dem Hause seines Wohlthäters eine Zufluchtstätte fanden, die auffallendsten Fortschritte in der Zeichen- und Schriftsprache. Sein Lehrer hatte seine innigste Freude daran, des Zöglings Geist mit allen Schätzen der Erkenntniß auszustatten, und belauschte sorgfältig alle die Erinnerungen, die derselbe von seiner Kindheit, und seinem Aufenthalt vor der Ankunft in Paris in seiner Brust trug, und die doch einmal zu einer Entdeckung führen könnten. Auf einem gemeinschaftlichen Spaziergange kamen sie einst vor einem Gerichtshof vorbei, als eben einer der Richter aus dem Wagen stieg. Der Knabe blieb betroffen stehen, und bedeutete seinem Wohlthäter, daß ein Mann, wie jener in Hermelin und Purpur gekleidet, ihn vor langer Zeit, oft in seinen Armen gehabt, und unter heißen Thränen geküßt habe. Der Abbé schloß daraus, daß der Knabe wohl der Sohn eines Richters an einem hohen Gerichtshofe, also in einer der Hauptstädte des Landes sein und daß sein Vater wohl den Tod seiner Gattin beweint haben müsse.

Ein anderes Mal, als sie vor einem Leichenzuge vorbeikamen, fühlte sich der Junge tief ergriffen, und gab seinem Lehrer zu verstehen, daß er einst in schwarzen Kleidern vor einem langen Leichenzuge hergeführt worden sei, und seitdem den Mann in Pur-

pur und Hermelin, der ihn so lieb gehabt, nicht mehr gesehen habe.

„Armer Junge!“ schloß der Abbé, „da bist du ja wohl ein vater- und mutterloser Waise, und ein schändlicher Verwandter hat dich um dein Erbe betrogen.“ — Später erkannte der kleine Armand an der Südseite der Stadt das Thor, durch das er hereingekommen war, und wo das Gepäck auf dem Wagen visitirt worden war. In diesem Wagen war er mehrere Tage lang mit zwei Personen gereist. Es mußte also Armand wohl aus einer der größeren Städte im Süden Frankreichs sein, und eine Reise dahin konnte zum erwünschten Ziele führen. Trotz seines hohen Alters von 80 Jahren, beschloß der wackere Abbé mit seinem nun 18 Jahre alten Zögling auf Entdeckung auszugehen. So wanderten sie von Stadt zu Stadt, von einem Ort zum Andern, ohne das Armand weitere Merkzeichen anzugeben wußte. Endlich nach drei Monaten gelangten sie an die Thore von Toulouse. Dort blieb plötzlich Armand wie von elektrischem Schlage getroffen, vor einer Kirche stehen, blickte starr nach den Kirchthüren, und bedeutete zitternd den Abbé, dieser Stelle entsinne er sich genau, denn hierher sei der Leichenzug gegangen, dem er beigewohnt habe. Auch in den Straßen kam so vieles dem Zögling bekannt vor, daß sein Lehrer nicht mehr zweifeln konnte, der frühere Wohnort desselben sei glücklich aufgefunden. Auf einem freien Platze wurde die Erinnerung Armand's noch deutlicher und lebhafter, und endlich, als er ein altes ehrwürdiges Gebäude zu Gesicht bekam, fiel er mit einem lauten Schrei dem Abbé in die Arme.

Nach diesem Vorfalle war nicht mehr daran zu zweifeln, daß das Haus gefunden sei, wo Armand nach dem Tode seines Vaters mit einem Mädchen seines Alters, dessen er sich noch genau erinnerte, gewohnt habe. Der Abbé erkundigte sich daher im Gasthof vorsichtig nach dem Bewohner des Hauses, und erfuhr, daß es gewöhnlich das Haramondet-Hotel genannt werde, daß es einst einem Grafen von Haramondet gehört habe, der ein reicher Mann und eine Gerichtsperson in Toulouse gewesen, vor vielen Jahren gestorben sei und einen einzigen Sohn hinterlassen habe, dessen Geburt die Mutter einige Jahre zuvor mit ihrem Leben bezahlt habe. Der Knabe, taubstumm von Geburt, sei unter die Pflegschaft seines Oheims mütterlicher Seite, Herrn Arlemont gegeben und unter dem Namen Theodor, mit der einzigen Tochter des Vormunds im elterlichen Hause in Toulouse erzogen worden. Arlemont aber habe den Kleinen auf eine Geschäftsreise nach Paris in Begleitung eines einzigen Dieners mitgenommen. Wie die ärztlichen Zeugnisse ausweisen, sei der Knabe in der Hauptstadt gestorben und Arlemont, nach des Grafen Testament, in den Besitz der Verlassenschaft gekommen, und erfreue sich derselben noch bis zu diesem Tage.

Wichtige Aufschlüsse, die der Abbé im Vertrauen einem sehr geschickten und rechtlichen Anwalt vertraute, und welche dieser mit dem lebhaftesten Interesse aufnahm. Er wurde von der Augenscheinlichkeit, daß Armand der ächte Erbe des Grafen Haramondet sei, und von der Unthat des Vormundes so durchdrungen, daß er sogleich seine kräftigste Hülfe zusagte.

Lassen wir den guten Abbé mit seinem Zögling auf einige Augenblicke bei dem Anwalt, und fragen wir, ob im Hotel Haramondet Glück und Frieden herrschte. Der Leser denke sich ein prächtiges Studierzimmer, ausgestattet mit Allem was der Luxus für den behaglichsten Lebensgenuß des Besitzers erfinden konnte. Aber dieser Besitzer konnte sich alles dessen nicht freuen, seit der Stunde, wo er, von Habsucht verführt, seinen verwaisten Neffen auf der Straße von Paris ausgesetzt hatte, kannte er weder Trost noch Frieden mehr. Selbst der geliebten achtzehnjährigen Tochter Pauline Zärtlichkeit konnte die Gewissensbisse nicht zur Ruhe bringen. Oft plaudert sie von ihrem armen lieben Vetter, dem Gefährten ihrer Kindheit, und weiß nicht, daß sie mit jedem Wort ihres Vaters Brust durchbohrt.

Arlemont saß eben in diesem Zimmer, als ein Diener ihm den Abbé de l'Epee und den Anwalt Beauvoir anmeldet. Der Ruf des Abbé, als des Lehrers der Taubstummen, war ihm wohl bekannt; und das Wiedererscheinen Theodor's um seine Ansprüche geltend zu machen — das der vom bösen Gewissen gefolterte Oheim bald mit Schrecken ahnte, bald hoffte — trat mit einem Mal lebhaft vor seine Seele. Todtenbleich saß der Sünder in seinem Lehnstuhle, und bebte vor dem Gedanken der Entlarvung und öffentlichen Schmach. Beim Eintritte der Angemeldeten aber suchte er seine innere Bewegung durch ein vornehmes Fremdethun zu verbergen. Der Abbé aber trat ihm mit der ihm eigenthümlichen ruhigen Einfalt entgegen, und verlangte Wiedererstattung des dem jungen Grafen Haramondet unrecht-

Digitized by Google

lich und grausam entzogenen Besitzthumes. Diese Anrede bestätigte das Schlimmste, was Arlemont gefürchtet; er vermochte nur stammelnd zu widersprechen, daß Theodor nicht mehr am Leben sei. „Er lebt aber noch“ rief der Abbé, „und ist unter Gottes Beistand hergekommen, in seine Rechte wieder einzutreten.“ Zugleich erstattete er Bericht über alle Umstände, die sich vor seinen Augen ergeben hatten, und warnte Arlemont aufs neue vor der öffentlichen Schande, die aus seiner Weigerung unvermeidlich erfolgen werde. Dieser war, seine Angst bewältigend, im Begriff, nochmals zu läugnen und die beiden Ankläger aus dem Hause zu weisen, als ein alter Diener todtenbleich und bebend hineinrannte, und rief: „Er ist da! — Er ist da! Ist aus dem Grab erstanden um unsere Grausamkeit zu züchtigen!“ Bei diesen Worten stürzte der Alte unter heftigen Krämpfen zu Boden. Der wackere Abbé eilte ihm zu Hülfe, und rief, Bauvoir zu: „Das ist der Genosse der Unthat, der hat Theodor draußen gesehen, bringen sie ihn nur herein. Es geschah; beim Anblick des Jünglings rief Arlemont „er ist es wahrhaftig! Er ist es!“ und verbarg sein Gesicht in seine Hände, weil er den Anblick seines Schlachtopfers nicht ertragen konnte. Plötzlich ermannte er sich, warf sich zu des Jünglings Füßen und flehte mit aufgehobenen Händen um Vergebung. Theodor bebte zwar zurück vor dem grausamen Räuber seines Glückes, aber bald gewannen seine besseren Gefühle die Oberhand, er erkannte, daß in der Seele desselben tiefe Reue wühlte, und hob ihn schonend auf mit allen Zeichen aufrichtiger Verzeihung. Auch dem Diener, der wieder zu sich gebracht wurde, vergab er seine Theilnahme an dem Verbrechen. Arlemont war bereit Alles zurück zu erstatten und den Ort zu verlassen. Vor weiterer Schande schützte ihn Theodor, indem er allen Mitwissenden das Versprechen tiefster Verschwiegenheit abnahm. Diese schöne That der Großmuth war für den frommen Lehrer der süßeste Lohn seiner Mühen.

Das Wiedersehen der beiden Jugendgespielen war rührend, und bewies, wie eine reine Zuneigung durch keine Jahrelange Trennung geschwächt werden kann. Ehe der ehrwürdige Lehrer zu seinem wohlthätigen Wirkungskreise zurückkehrte, gab er noch seine Zustimmung, daß der von ächter Reue zerknirschte Arlemont, unter Mitaufsicht des Anwaltes, das Vermögen Theodors fortverwalte; sein Vertrauen wurde gerechtfertigt. Arlemont blieb treu bis an seinen bald erfolgenden Tod, und einige Jahre darauf reichte Theodor seiner treuen Jugendgespielin am Altare seine Hand.

Miszellen.

Das Gold.

Wenn all dasjenige Gold, welches seit Anfang des Betriebes von Goldbergwerken gewonnen ist, noch im Münzverkehr, noch wirkliches Tauschmittel wäre, so müßte dieses so in der Quantität gewachsen sein, daß dadurch allein ein Fallen seines Werthes nach und nach entstehen könnte. Schon aus sehr alten Zeiten sind Nachrichten über sehr große Gold-Reichthümer aufbewahrt. 550 Jahre v. Chr. sandte Crösus goldene Weihgeschenke nach Delphi, und verewigte die Schönheit seiner Geliebten, nicht durch lebendige Farben, wie Raphael seine Fornarina, sondern durch ein goldenes Standbild. Phidias, 442 v. Chr., wendete das edelste Metall zu seinen größten Kunstwerken an; er bildete eine Pallas aus Gold und Elfenbein für das Parthenon zu Athen, 26 Cubitos hoch; einen Zeus aus gleichen Stoffen für den Tempel zu Olympia, 60 Cubitos hoch; eine Aphrodite, gleichfalls aus Gold und Elfenbein für den Tempel zu Elis, und noch andere Kunstwerke, die ihm unsterblichen Ruhm erwarben. Sein Schüler Alkamenes wurde berühmt durch einen Bachus aus Gold und Elfenbein für Athen. Im Orient war die Goldverschwendung sehr groß. Der Ramayana redet von Elephanten mit goldenen Geschirren und Glocken. Porus, König von Indien, hatte eine goldene Bettstelle. Die Leibwache der persischen Könige trug Lanzen mit goldenen Granatäpfeln, nach den Nachrichten bei Herodot, und vornehme Staatsverbrecher wurden, wie noch jetzt in China, mit goldenen Ketten gefesselt, z. B. Bessus, Esubopes, König von Kolchis, hatte, wie Plinius sagt, goldene Gewölbe. Auch in Rom war die Goldverschwendung groß. Antonius, so erzählt Plinius, hatte Nachtgeschirre von Gold. Nero ließ für einen Tag das Theater des Pompejus vergolden, um es dem armenischen Könige Tiridates zu zeigen, und sein Palast (aurea domus) war ein Muster von Verschwendung. Große Schätze wurden in Rom zusammengehäuft. Claudius führte in seinem Triumphzug eine goldene Krone von 7000 Pfund, die ihm Spanien geschenkt hatte, und eine zweite von 9000 Pfund aus Gallien. Unter dem Consu-

Digitized by Google

lat des Sextus Julius und L. Aurelius waren 16,810 Pfund im Schatze; als Marcius Consul war, 1,620,829 Pfund; unter Cäsar 25,000 Goldplatten, 40,000 Silberplatten und 40 Millionen Sestertien; als Paulus Aemilius die Perser besiegt hatte, 200 Millionen Sestertien. Heliogabalus ließ den Porticus seines Palastes mit Goldstaub bestreuen, weil Gold dem Helios geweiht war. Sehr zahlreich ließen sich die Beispiele von ungeheurem Goldreichthum durch alle Zeiten hindurch noch vermehren. — Wenn nun all dieses Gold noch im Verkehr wäre und die enormen Massen, welche seitdem durch das rege Streben der bergmännischen Industrie hinzu gekommen sind! Man denke nur an die Entdeckung der neuen Welt. Gewiß wäre dann an einen Ueberfluß von Gold zu glauben, der eine successive Werthverminderung zur Folge haben müßte. aber so stehen die Sachen nicht, wenn man die Bemerkungen erwägt, welche Peuchant, Felix, St. Croix, Fabronnais, Humboldt, Jakob und Andere über den ungeheuren Verbrauch an Gold, so daß es für den Verkehr gänzlich verloren geht, mitgetheilt haben. Jakob hat berechnet, daß allein in England jährlich 407,440 Unzen Gold für Vergoldungen und leichte Goldwaaren verschwendet werden. Nach Humboldt werden jährlich in Frankreich 33,300 Kilogrammen Goldes verarbeitet, und Fabroni schätzte den jährlichen wirklichen Verbrauch an edeln Metallen auf 6 bis 7 Millionen Piaster. In dieser Weise verschwinden jährlich enorme Massen Goldes für immer aus der Circulation; sehr wenig wird davon für dieselbe wieder gewonnen. So läge also in diesem Umstande eine glückliche Ausgleichung gegen das Ueberhandnehmen des Goldes durch seine fortlaufende Vermehrung aus den Bergwerken, und eine vielleicht von Vielen nicht gehörig gewürdigte Assecuranz für den Werth der Goldmünzen, welcher in der neuesten Zeit mehr durch die Furcht, als durch die Wirklichkeit bedroht worden ist.

Die ägyptischen Steuern unter Mehemed Ali.

Die Staatsverwaltung Mehemed Ali's richtet ihr Hauptaugenmerk auf die kostbaren Dattelbäume, deren Zahl in Aegypten sich auf beinahe 15 Millionen beläuft. Es gibt wohl kein Product, welches der Regierung verhältnißmäßig so viel einträgt, und einen bessern Begriff geben kann, wie weit man es in diesem unglücklichen Lande in der Kunst gebracht hat, das Volk auszusaugen. — Vor Allem zahlt der Boden, auf welchem sich die Dattelbäume befinden, eine Grundsteuer. Außerdem muß für jeden Dattelbaum eine Abgabe von 2 bis $2^1/_2$ Piaster entrichtet werden. Für die Frucht selbst wird ebenfalls eine Abgabe bezahlt, und zwar für das Recht, sie zu verkaufen. Ferner werden Abgaben bezahlt: von den Stämmen, an welchen die Früchte hangen und woraus man den Liff macht, eine Art von Werg, dessen man sich im Bade bedient; von den Zweigen, die zur Verfertigung der Kafaß (Stühle und Käfige) gebraucht werden; von dem faserigen Gewebe des obern Stamm-Endes; von den äußern Zweigen, und von den Blättern, aus denen Körbe gefertigt werden. Endlich haben die Fabricanten von Liff, Kafaß, Seilen und Körben noch eine besondere Abgabe zu entrichten. (Ed. de Caldevene und S. de Breuvery, Aegypten von 1829—1836.)

Wiederherstellung des Augenlichtes.

Ein italienischer Bauer, der von einer blinden Mutter blind geboren worden war, ist vor kurzem von einem venetianischem Arzte glücklich operirt worden. Er hatte vorher einen Unterschied zwischen Tag und Nacht machen können und als er völlig sah, nannte er die weiße Farbe Licht und die schwarze finster, roth aber konnte er nicht von gelb und eben so wenig blau von grün unterscheiden. Als man ihn das erstemal an das Fenster führte und ihm den blauen Himmel oben und die lebendige Welt unten zeigte, wurde der arme Mann, ob er gleich halb blödsinnig war, von seinen Gefühlen so übermannt, daß er in Ohnmacht fiel. —

Katzen und Ratten in den St. Katharinendocks.

In den gewaltigen Katharinendocks in London werden Katzen gehalten, um die Ratten zu vertreiben, die sonst ungetheuere Verwüstungen besonders unter dem da lagernden Zucker anrichteten. Die Unterhaltung der Katzen kostet jährlich ungefähr 700 Thlr. Es sind zwei Männer angestellt, welche dieselben zu bestimmten Stunden zu füttern haben und wegen der Ablieferung des Futters für die Katzen ist ein förmlicher Contract abgeschlossen. —

Verlegt und redigirt unter Verantwortlichkeit der S. Geiger j.'schen Buchdruckerei.

Digitized by Google

№ 16. **Der Erzähler.** 22. Februar 1840.

Ein

Unterhaltungsblatt für Jedermann.

Fünfter Jahrgang.

Augsburg. Dieses Blatt erscheint jeden Mittwoch und Samstag, und kostet dahier vierteljährlich 15 kr., halbjährig 30 kr. und jährlich 1 fl.; auswärts ist der Preis: vierteljährlich 18 kr., halbjährig 36 kr. und jährlich 1 fl. 12 kr. Bestellungen nehmen alle Buchhandlungen und königl. Postämter, letztere mit der tarifmäßigen Portovergütung, an.

Der Pfarrer von St. Agatha.

(Aus dem Französischen.)

In einem der entferntesten und ungekanntesten Winkel des Departements der beiden Sevres befand sich im Jahre 1793 unter dem Namen und der Fürbitte der heiligen Agatha eine arme kleine Pfarrgemeinde von etwa vierzig Häusern, wenn man eben so viele fast offenstehende Hütten so nennen kann, die mit Stroh oder Schilf bedeckt, und deren aus Zweigen geflochtene Mauern mit einem aus Lehm und Häcksel verfertigten Mörtel verkittet waren. Hier wohnte eine Bevölkerung, die eben so schlicht und ergeben, als muthig war. St. Agatha hatte zum geistlichen Vorstand einen neugeweihten Priester, welcher, kaum 25 Jahre alt, auf den Befehl seiner Vorgesetzten sich bei dieser armen und arbeitsamen Bevölkerung niedergelassen hatte, um hier wie diese zu leben, eine allen Winden offen stehende Hütte zu bewohnen, das Gute nach seinen Kräften zu befördern; und er hatte gewissenhaft seine heilige und mühselige Sendung erfüllt. Seit fünfzig Jahren hatte er sich nicht nur die Achtung, sondern auch die Verehrung und Liebe seiner Pfarrkinder erworben. Es hatte sich ihm oft die Gelegenheit dargeboten, in eine volkreichere und wohlhabendere Gemeinde versetzt zu werden, aber stets hatte er sich dessen geweigert, aus Furcht, sein Nachfolger möchte es nicht lange auf der armen Pfarre aushalten. So wurde er auf derselben Stelle, in derselben Armuth und bei denselben Verrichtungen alt, indem er im Verborgenen Gutes that und seine Belohnung in der Zuneigung fand, womit diese einfachen und dankbaren Menschen ihn erfreuten, für welche er sich so ganz aufgeopfert hatte.

Es stand zu hoffen, daß bei dem Ausbruche der französischen Revolution eine so nützliche und heilige Stellung gegen die Stürme geschützt bleibe, welchen so manche andere unterlag, die man für unerschütterlich hielt. Doch es sollte nicht so sein. Eines Tages erhielt der Pfarrer aus dem Hauptorte des Departements die Weisung, den Eid auf das zu leisten, was man damals die Civil-Constitution des Clerus nannte, oder sogleich seine amtliche Wirksamkeit einzustellen und seine Pfarre zu verlassen. Der alte Mann war so wenig mit dem weltlichen Treiben bekannt, daß er zuerst nicht recht verstand, was man von ihm wolle. Da man dem an ihn ergangenen Befehle die Constitution beigefügt hatte, welche er befolgen zu wollen beschwören sollte, so gab er sich daran, sie durchzustudiren. In Folge gründlicher Prüfung glaubte er sich nicht befugt, diesen Eid zu leisten; aber deßwegen seine Pfarre zu verlassen, in den Gedanken konnte er sich gar nicht finden. Diese Weigerung zog nun nicht allein ihm, sondern auch noch vielen andern seiner Amtsgenossen Verfolgungen zu. Der National-Convent ließ Truppen anmarschiren, und Special-Commissäre aus seiner Mitte waren mit unbegränzter Vollmacht begabt. Einer dieser Commissäre ließ sich in Niort nieder. Dieser Blutmensch ließ die Widerspenstigen einkerkern und setzte einen Preis auf den Kopf derjenigen, deren er nicht habhaft werden konnte:

Eines Tages kam die Nachricht nach St. Agatha, eine Volontär-Compagnie sei unter dem Befehle des Commissärs von Niort im Anmarsche. Der Gemeinde-Vorstand trat zusammen und schlug dem würdigen Pfarrer vor, sich in das Asyl zurück zu ziehen, das zu seiner Sicherheit ausersehen sei. Der Greis weigerte sich dessen aber, indem er erklärte, er wolle sich dem nicht entziehen, was die Fürsehung über ihn beschlossen habe. Da zwangen ihn

Digitized by Google

seine eigenen Pfarrkinder, die Gemeinde zu verlassen, und brachten ihn in eine Köhlerhütte, welche sich in der Mitte eines nahegelegenen Waldes befand. Vier bewaffnete Männer blieben in seiner Nähe, sowohl um zu verhüten, daß er sich selbst seinen Feinden ausliefere, als auch, um ihn zu beschützen, wenn er entdeckt würde. Am folgenden Tage kamen unter Anführung des Volksrepräsentanten achtzig Volontäre mit zwei Feldstücken in St. Agatha an, um eine Strohhütte zu belagern, deren Besatzung aus einem 75jährigen Greise bestand, welcher sich gleich ergeben haben würde, wenn er zugegen gewesen wäre. Als die Truppen auf dem Marktplatze des Dorfes Halt gemacht und sich aufgestellt hatten, erklärte der Commandant den Einwohnern den Zweck seiner Ankunft und forderte sie auf, den Pfarrer auszuliefern. Da sich keiner hiezu verstand, so befahl er die Hausdurchsuchung. Nun ging der Zug nach dem Pfarrhause, das ohne Erfolg durchsucht wurde; mit Kolbenstößen schlug man die Kirchthür ein, entweihte den heiligen Ort, nachdem man hier eben so vergeblich wie nachher in jedem einzelnen Hause der Gemeinde dieselbe Nachsuchung angestellt hatte. Endlich erklärte der Anführer dieser Expedition den Pfarrer außer dem Gesetze, versprach die Summe von 20,000 Franken demjenigen, der ihn ausliefern würde, und befahl, das die Kirche, das Pfarrhaus und alle Wohnungen des Dorfes in Asche gelegt werden sollten. Die Bande führte den grausamen Befehl aus, und der Volksvertreter zog unter Trommelschlag mit seinen achtzig Mann und den beiden Feldstücken wieder ab.

Am Abende dieses Tages erfuhr der Pfarrer, die Gefahr sei nun vorüber; doch wußte er nicht, um welchen theuern Preis der Aufopferung von Seiten seiner lieben Pfarrkinder er gerettet sein sollte. Er kam mit den vier bewaffneten Männern, welche ihm Gesellschaft geleistet hatten, nicht nach St. Agatha, wohl aber zu den rauchenden Trümmern der Ortschaft, welche früher diesen Namen führte. Ich will es nicht versuchen, den Schmerz zu schildern, den der würdige Greis empfunden haben mag, als er seine Freunde, und deren Kinder jedes Alters und Geschlechtes sah, wie er sie mit ihrem Viehstande, den sie aus der Verheerung noch hatten retten können, auf offenem Felde gelagert sah, die in stummer Verzweiflung mit starren Blicken nach der Stätte hinschauten, wo die Reste ihrer Wohnungen, ihrer Geräthschaften und ihrer Aernte noch ein Raub der Flammen wurden. Er fragte sie mit thränenden Augen, warum sie das schaudervolle Unglück, das sich ihm hier darbiete, nicht dadurch abgewendet hätten, indem sie denen, die ihm nachstellten, seinen Aufenthaltsort angaben, und ob wohl die wenigen Tage, die einem so hochgealterten Greise noch übrig blieben, in Vergleich gestellt werden könnten, mit dem Leben so vieler Individuen, welche, jung und alt, aus Mangel an Nahrung und Obdach erliegen mußten. — Man erwiderte ihm, da er der Vater der Gemeinde sei, so habe man ihn um jeden Preis retten müssen, und man erachte das Glück seiner Erhaltung auch jetzt noch nicht für zu theuer erkauft. Der Greis erklärte nun seinen Pfarrkindern, daß das, was sie für ihn gethan haben, auch ihm zu erkennen gebe, was er für sie thun müsse, und sie würden bald erfahren, ob er würdig gewesen sei, daß sie ein solch gränzenloses Opfer gebracht hätten, ihn vom Tode zu erretten.

Drei Tage darauf, als der Repräsentant, der St. Agatha verwüstet hatte, sich in seinem Cabinette zu Niort befand, wo er eben mit dem öffentlichen Ankläger und dem Henker eine geheime Zusammenkunft gehalten hatte, um auf Mittel zu sinnen, der Bevölkerung durch äußerste Gewaltthätigkeiten immer mehr Furcht einzujagen, führte man einen Greis mit kahlem und gesenktem Haupte bei ihm ein, der sich auf einen Dornstock stützte, dessen Schuhe mit Staub bedeckt waren, und dessen langer, schwarzer Priesterrock in Fetzen zerrissen an seinen ausgemagerten Gliedern herabhing. Der Greis ging gerade auf den Beamten zu und redete ihn so an: Bürger Repräsentant, Sie haben zu St. Agatha verkündigen lassen, daß derjenige, der den Pfarrer dieser Gemeinde in Ihre Hände liefert, 20,000 Franken erhalten soll. Ich biete mich an, ihn um den ausgesetzten Preis in Ihre Gewalt zu bringen. — So sehr der Repräsentant auch an die Verderbtheit der Menschen gewohnt war, so schauderte er doch wider Willen bei diesen Worten eines Greises zusammen, der nur noch wenige Tage zu leben hatte und ihm hier einen Kopf anzubieten kam. — Priester, sagte er zu ihm, für einen Mann Deines Alters und Deines Standes machst Du mir ein sehr sonderbares Anerbieten. — Nicht so sonderbar, wie Sie glauben mögen; nehmen Sie es an? — Wer bist Du, Du, der Du mir den Kopf Deines Mitbruders überlieferst? — Was geht Sie das an? Genug, ich überliefere ihn. Also noch einmal: nehmen Sie es

Digitized by Google

an? — Ich nehme es an, aber das Blut, das vergossen werden soll, falle auf Dich zurück. — Ganz gut; aber die 20,000 Franken, die Sie zugesagt haben, werde ich diese auch bekommen? — Ich gebe sie Dir. — Erlauben Sie... sollte sich die Summe nicht noch etwas steigern lassen? — Blutgieriger Greis, wähnst Du Deine Niederträchtigkeit noch nicht theuer genug bezahlt? — Doch, doch... ereifern Sie sich nur nicht. Ich bekomme also die 20,000 Franken? — Ja, ja, wenn Du mir den Pfaffen von St. Agatha überlieferst. — Indessen, wohl gemerkt.... ich verlange auch noch, daß Sie mir die nöthige Zeit und Mittel zusagen, um mit dem Gelde zu thun, wie ich's für gut finde, wenn ich es nun verdient und bekommen habe. — Wie kann ich Dir an dieser Frist und diesen Mitteln hinderlich sein? Wenn Du Deinen Lohn erhalten hast, so ist er ja Dein Eigenthum. — Das weiß ich wohl, indeß, versprechen Sie mir's; ich habe meine Ursachen, darauf bestehen zu müssen. — Ich sehe nicht ein, wozu das dienen kann, doch will ich's gern zusagen auf Wort und Ehre eines Republikaners: Dir sollen Zeit und Mittel bleiben, den Preis Deiner Schandthat anzuwenden, wie Du's beschließen wirst.

Wohlan denn, so geben Sie mir sogleich das Geld, denn ich selbst bin der Pfarrer von St. Agatha und überliefere mich hiermit in Ihre Hände. — Sie! rief der Repräsentant, und seine Stimme versagte ihm, und seine Gesichtsfarbe änderte sich. — Ja, ja, ich selbst, erwiderte kalt der Pfarrer. — Und Sie selbst liefern Sich mir aus? — Ich liefere mich Ihnen aus, um die 20,000 Franken zu bekommen, die Sie zugesagt haben. — Was wollen Sie damit anfangen? Sie wissen ja wohl, was für ein Loos Sie erwartet.... Sie sind außer dem Gesetze erklärt. — Eben darum bitte ich Sie, mir die Summe auszahlen und mich zu meinen Pfarrkindern von St. Agatha führen zu lassen. — Und wozu das? — Die mich begleiten sollen, werden Ihnen den Verlauf der Sache nachher zu wissen thun. — Ich weiß aber nicht, ob ich darf..... — Repräsentant, ich habe Ihr Wort! — Das ist wahr. So sei's denn, wie Sie's gewünscht und wie ich's versprochen habe. — Der Repräsentant zahlte 20,000 Franken in Assignaten dem Pfarrer aus, welcher nun verlangte, sogleich inmitten der Brandtrümmer der Gemeinde von St. Agatha geführt zu werden.

Die Einwohner des abgebrannten Dorfes waren lebhaft von dem plötzlichen Verschwinden ihres Hirten ergriffen; sie suchten ihn, wie gewöhnlich, auf, um das Morgengebet mit ihm zu verrichten; aber sie fanden ihn nicht in der Hütte, welche sie ihm in aller Eile unter den noch dampfenden Ruinen erbaut hatten. Sie waren nun unter freiem Himmel zum vierten Male zusammen getreten, um sich über die Mittel zu berathen, ihn wieder aufzufinden und zu ihnen zurückzuführen, als sie zu ihrem großen Erstaunen ihn auf einem Ochsenwagen heranziehen sahen, umgeben von denselben Soldaten, die ihre Häuser verwüstet hatten. Sie liefen ihm entgegen, nahmen ihn mit Vorsicht vom Wagen und umgaben ihn, indem sie seine Hände und Kleider küßten und tausend Fragen an ihn thaten. Als er es erreichen konnte, daß man ihn zu Wort kommen ließ, redete er seine Pfarrkinder so an: „Meine Kinder! Ihr waret unzufrieden mit mir, ihr wähntet wohl, ich sei von euch gegangen, ohne Abschied von euch zu nehmen, und ihr fürchtetet wohl gar, mich nicht mehr wieder zu sehen: ihr habt euch getäuscht. Ach, so scheidet man nicht von einander, wenn man fünfzig Jahre zusammen in Freundschaft gelebt hat. Ich hatte in dem Hauptorte des Departements ein kleines Geschäft abzuthun, und da ich fürchtete, ihr würdet mich nicht gehen lassen, so habe ich mich heimlich fortgemacht. Da das Geschäft nun ganz zu meiner Zufriedenheit vollbracht ist, komme ich zurück, um euch darüber zu sprechen. Zu meiner Erhaltung habt ihr, ohne euch zu beklagen, eure Häuser geopfert, eure Geräthe, und die Aernte eines Jahres ist dabei zu Grunde gegangen. Wohlan! ich bringe euch hier etwas mit, das euch einigen Schadenersatz bieten soll. In dieser Brieftasche befinden sich 20,000 Franken, und ich bitte den Herrn Maire, sie aus meinen Händen anzunehmen, um sie unter euch verhältnißmäßig zu vertheilen. Fragt mich nicht, wie ich an dieses Geld komme; das ist ein Geheimniß, das euch späterhin bekannt werden wird, jetzt aber darf ich es euch noch nicht entdecken, und besonders heute nicht. Ich gehe nun mit den Herren wieder zurück, die mich hieher begleitet haben, und verlasse euch auf eine Zeit lang, deren Dauer ich nicht zu bestimmen vermag. Während meiner Abwesenheit bleibt das, was ihr waret, während ich unter euch lebte: tugendhafte und arbeitsame Menschen. Lebt unter einander in Frieden als gute Christen, liebet euch, bewahret immer die Gottesfurcht in euern

Digitized by Google

Herzen und das Andenken an euern alten Pfarrer, den ihr alle wieder finden werdet, früher oder später, an dem Orte, wo diejenigen, die sich lieben, wie wir uns lieben, für die Ewigkeit zusammen vereinigt bleiben. Meine Kinder, knieet nieder und empfanget meinen Segen!"

Bei diesen Worten stürzte die ganze Bevölkerung, selbst die Soldaten, die den Pfarrer begleitet hatten, und die von der allgemeinen Rührung mit hingerissen wurden, auf die Kniee nieder. Der Greis, dessen Augen gen Himmel erhoben waren, und der sich im Geiste schon im himmlischen Aufenthalte befand, streckte seine welken Hände aus und rief die Segnungen des Himmels sowohl auf das Haupt seiner Verfolger, wie seiner geliebten Pfarrkinder herab. Nachdem er sein Gebet geendet hatte, wandte er sich mit engelgleicher Heiterkeit zu den Soldaten, die seine Begleitung ausmachten, und sagte zu ihnen: „Meine Herren, nun gehöre ich Ihnen!" Man hob ihn auf den Karren und brachte ihn nach Niort zurück, wohin ihm die ganze Pfarrgemeinde zu Fuß folgte.

Ungeachtet er außer dem Gesetze erklärt worden war, wurde er doch nicht dem Henker übergeben. Der Repräsentant, an welchen er sich ausgeliefert hatte, wollte die Verantwortung seiner Hinrichtung nicht übernehmen, und ließ ihn nach Nantes bringen, wo er drei Monate später in den Fluten der Loire die Marterkrone errang. Das Dorf St. Agatha wurde nicht wieder aufgebaut. Die Familien, die es bewohnt hatten, und denen das endliche Schicksal ihres Pfarrers lange unbekannt blieb, zerstreuten sich in die umliegenden Gemeinden, wo sie sich ansiedelten. Gegenwärtig geht der Pflug über die Stelle, wo ihre Wiege gestanden hat und wo der geheiligte Acker sich befindet, in welchem die Gebeine ihrer Väter ruhen.

Miszellen.

Eine Schildwache.

Der Commandant eines Wachtpostens der Nationalgarde wurde benachrichtigt, daß ein Schilderhäuschen am Louvre leer sei. Der Capitain fragte sogleich, wer auf dem Posten sei; ein Grenadier, der ruhig seine Pfeife am Ofen der Wachtstube rauchte, stand auf und antwortete mit unverwüstlicher Kaltblütigkeit: „ich war auf dem Posten." (Man lacht.) Als man ihn fragte, warum er nicht dort geblieben sei, antwortete er: „ich langweilte mich." Dieser Nationalgardist, Dacoste mit Namen, mußte deßhalb vor dem Ausschusse erscheinen, wo man ihn fragte, ob er keine bessere Entschuldigung vorzubringen habe. „Nein," antwortete er; „die, welche ich angegeben habe, scheint mir triftig genug zu sein. Wer einmal am Louvre Wache stand, möge den ersten Stein auf mich werfen! Daß man am Tage seinem Posten treu bleiben kann, sehe ich recht wohl ein, man hat da eine Menge Unterhaltungen mit Betrunkenen, mit Hunden, das beschäftiget, man hat keine Zeit sich zu langweilen; aber in der Nacht da hinter einem Gitter zu stehen und keine Gesellschaft zu haben als einen schrecklichen Zugwind, der Einen acht Viertelstunden lang zwischen Halsweh und Schnupfen schwanken läßt, — gehen Sie! das halten Sie für angenehm? Manche haben noch Glück dabei; sie stehen Wache mit einem Linienſoldaten, der durch das Commisbrod, nicht ganz verdummt ist; mein Leidensgefährte aber war wie unglücklicher Rekrute, der vom Französischen so viel verstand wie ich vom Spanischen, ein Niederbretagner, meine Herren, ein entsetzlicher Niederbretagner, der klapperte wie Ihr gehorsamer Diener und auf alle meine Versuche, ein Gespräch mit ihm anzuknüpfen, weiter nichts antwortete als: Brrr! Ich danke; da ging ich lieber." — Man machte ihn auf die Pflicht aufmerksam, die er übertreten. — „Ach, große Worte! Pflicht! Die Pflicht ist sehr gut, aber im Zuge sie zu erfüllen, finde ich zu gefährlich. Sobald ich sah, daß mein Niederbretagner fanatisch seiner Pflicht anhing und unfähig war, auch nur ein Haar breit von seinem Posten zu weichen, sagte ich zu mir: „warum sollen denn zwei dastehen? Ich werde mich wärmen. Ich rief: es lebe die Linie! und ging zu dem Ofen." (Man lacht.) Dacoste wurde zu 24 Stunden Arrest verurtheilt.

Logogryph.

Nicht in des Nordens kalten Regionen,
Wo Tellus unterm Eisgewand erstarrt,
Im schonen Süden nur pfleg ich zu wohnen,
Aus mir der Friede gern sich offenbart.
Ein Zeichen fort! — Ich war ein wackrer Bürger,
Lebt' in nicht lang verflossner Kriegeszeit
Und ward, ob eines Buch's dem grausen Tod geweiht,
So sehr auch Braunau's Frauen für mich baten.
Und wer ich sei, magst Leser Du errathen. P.

Verlegt und redigirt unter Verantwortlichkeit der G. Geiger j.'schen Buchdruckerei.

Digitized by Google

№ 17. 26. Februar 1840.

Der Erzähler.

Ein

Unterhaltungsblatt für Jedermann.

Fünfter Jahrgang.

Augsburg. Dieses Blatt erscheint jeden Mittwoch und Samstag, und kostet dahier vierteljährlich 45 kr., halbjährig 30 kr. und jährlich 1 fl.; auswärts ist der Preis: vierteljährlich 48 kr., halbjährig 36 kr. und jährlich 1 fl. 12 kr. Bestellungen nehmen alle Buchhandlungen und königl. Postämter, letztere mit der tarifmäßigen Portovergütung, an.

Eine Pariser Gaunergeschichte.

Wahre Anekdote.

Paul, ein Pariser Glücksritter, schleuderte ziemlich verdrossen über die Boulevards dahin. Die Aernte war schon einige Tage mager ausgefallen, und Börse und Magen waren leer geworden. Er fluchte über die Regierung, die einzig und allein Schuld daran sey, daß man nichts mehr verdienen könne, und verwünschte die Kaffeehäuser, in denen die Leute lustig saßen und Austern und Beefsteak verzehrten, während er hungern und darben müsse.

Eben wollte er in die Rue Laffite umbiegen, um mit seinen letzten Sous sich beim Marchand de vin einige Tröstung zu holen, als er bei Tortoni's Gärtchen einen alten Kameraden gewahrte, von dem er schon lange nichts mehr gehört hatte. François, so hieß Pauls alter Freund, schien bessere Zeiten gehabt zu haben. Ganz gemüthlich saß er dort in dem Gärtchen der „kleinen Börse," nahm sein Gefrornes, spielte mit der über dem modernen Sammtgilet herniederhängenden goldnen Kette, und warf hie und da einige Blicke in den vor ihm liegenden Charivari. Paul stürzte auf ihn zu. „François, Du da?"

Der Angeredete sah ihn befremdet an. „Was wollen Sie, mein Herr?"

„Ei, verstelle Dich nur nicht, Freund! Du mußt gute Tage gehabt haben, ich habe Unglück!"

François war zu gutmüthiger Natur, um seinem alten Freunde gegenüber, der in gar jämmerlichem Aufzuge vor ihm stand, seine Maske länger behalten zu wollen. „Armer Schlucker!" sagte er hochmüthig-mitleidig auf ihn herniederblickend.

„Sacristi, was mußt Du für einen guten Fang gemacht haben!"

„Nicht eben das."

„Aber Du gehst ja ganz stattlich daher?"

„Ich habe mich jetzt zur Ruhe gesetzt."

„Begreife, bis Du wieder nichts mehr hast."

„Nein, nein! ich bin ein Rentier geworden!"

Paul gaffte ihn mit offenen Augen an. Du ein Rentier? „Und wer war denn der Gimpel, der dich dazu gemacht hat?"

François warf sich in die Brust. „Wenn man Verstand hat, hat man auch Brod. Doch, du sollst Alles gleich erfahren. Komm mit, wir wollen uns ein Cabinet de sotiété geben lassen. Meine Geschichte ist nicht für Aller Ohren."

Bald dampfte eine Bowle Punsch in einem freundlichen Gemache Tortonis, und Paul setzte sich seinem Freunde gegenüber, um auch Etwas von der Kunst zu profitiren, wie man sich zu einem Rentier machen könne.

François begann:

„Es mögen ungefähr zwei Monate seyn, als ich mit einem Kameraden durch die Rue St. Louis im Marais ging. Ich war ungefähr in deiner Lage, das heißt," sagte er, indem er seinen Freund gutmüthig spöttisch betrachtete, „ich hatte nichts. Zufällig gehe ich in einen Spezereiladen hinein, um meine Pfeife anzuzünden. Eine hübsche junge Frau saß im Comptoir und prodirte sich eben einen Schmuck an. Das war Alles ächtes Gold und Edelstein, du weißt, ich verstehe mich darauf. Donnerwetter! dachte ich, da gibt's Geld, da ließe sich vielleicht etwas machen. Gleich trete ich bei dem Marchand de vin gegenüber ein, und erkundige mich, mein Gläschen nehmend, nach dem Laden da drüben. Ja, ja! lachte der Weinschenk, das glaube ich, ist der ein reicher Mann. Das Haus gehört ihm, und er hat jährlich gewiß seine 40,000 Francs Renten! Du kannst Dir denken, daß mir das nicht gleichgültig war. — Und

Digitized by Google

Alles so geerbt? fragte ich. — Wie man's nimmt, sagte der Wirth. Was so ein Findelkind manchmal für ein Glück hat! denn Sie müssen wissen, Herr, daß der jetzt so reiche Mann von dem früheren Besitzer aus dem Findelhause genommen wurde. Der Junge war geschickt, wußte sich einzuschmeicheln, war erst Auslaufer, wurde dann Commis, verliebte sich in die einzige Tochter seines Prinzipals und bekam sie. Voilà tout! — Ich war in tiefes Nachdenken versunken bei dieser Erzählung des Weinhändlers. Wahrlich! die Constellation war gut. Und man weiß gar nichts über die Aeltern dieses Mannes? forschte ich weiter. — Nicht das Geringste. Wie alt mag der Kaufmann jetzt wohl seyn? — Er mag so 28 — 30 Jahre haben. —

Ich hatte jetzt meine Absichten erreicht und entfernte mich. Mein Plan stand schon fest, und nur über einzelne Kleinigkeiten war ich noch mit mir uneinig. Nicht wahr, du wirst neugierig, Paul? Aber höre nur weiter; Maul und Augen wirst du aufreißen.

Acht Tage darauf ging ein alter Mann in der Uniform eines napoleonischen Gardeoffiziers durch die Rue St. Louis. Ha, Ha! du hättest mich sehen sollen, wie ich mich ausgeputzt hatte," unterbrach sich François lachend. „Der Spezereihändler stand eben unter der Thüre; ich frage ihn nach seinem Namen, und nachdem er mir diesen genannt hat, blicke ich ihn scharf an, und falle ihm weinend um den Hals. Mein Sohn! mein Sohn! schluchzte ich."

Paul sprang von seinem Stuhle auf, und wollte sich vor Lachen ausschütten.

„Der Erzähler fuhr selbstgefällig fort: „Mein Spezereihändler wußte nicht, was das zu bedeuten habe; ich ließ ihn nicht zu Athem kommen, und packte sogleich meine Papiere und Neuigkeiten aus. Ich komme eben erst von Rußland, sprach ich, wo ich Kriegsgefangener war, und es war mein erster Gang nach meiner Rückkunft, Dich aufzusuchen, mein lieber Sohn. Ich laufe nun schon seit 4 Tagen herum, und konnte Dich nicht finden. Ach! ich mußte Dich im Findelhause zurücklassen, bedauerte ich jammernd. Deine arme Mutter! Sie durfte sich dem Zorne ihres Vaters nicht aussetzen. Sie ist gestorben, die gute Elisabeth. Und so erzählte ich weiter. Ich machte meine Geschichte wahrscheinlich, und legitimirte mich durch allerlei Papierschaften. Doch mein Herr Sohn war immer noch uneinig mit sich, und wer weiß, was er gethan hätte, wenn nicht schon eine Menge Nachbarn für mich Partei genommen, und die ganze Rue St. Louis, durch mein heftiges Schreien und Gestikuliren herbeigelockt, dem Kaufmanne zugerufen hätte, nicht so lange den Hartherzigen zu spielen. Was wollte er thun. Er machte gute Miene zum schlechten Spiel. Ich wußte mich im Hause beliebt zu machen und einzuschmeicheln, man glaubte mir nach und nach, und zuletzt setzte der dankbare Sohn seinem Vater einen Jahrgehalt von 6000 Francs aus. Das ist meine ganze Geschichte." —

Die Freunde tranken noch manches Gläschen Punsch mit einander, und trennten sich erst spät. —

Des andern Tags erhielt der Spezereihändler folgenden Brief:

Mein Herr!

Wenn Sie sich verbindlich machen wollen, mir eine jährliche Rente von 3000 Francs auszuzahlen, so will ich Ihnen ein Geheimniß mittheilen, wodurch Sie jährlich 6000 Francs ersparen können. Es ist dasselbe der Art, daß die Ersparung unzweifelhaft ist, und Sie brauchen daher keinen Betrug zu fürchten. Antwort schreiben Sie gefälligst Poste-restante an

P. S.

Der Kaufmann berieth sich mit seinem Advokaten; man korrespondirte noch lange mit dem Unbekannten, und ging endlich den Vertrag unter der Bedingung ein, daß die ersten 3000 Francs nicht eher bezahlt werden sollten, als bis das Geheimniß mitgetheilt sey. Ein unparteiischer Zeuge hatte darüber zu richten, ob die Entdeckung des Geheimnisses wirklich die versprochene Ersparniß herbeiführe.

Der Vorschlag wurde angenommen. Paul, denn das war der unbekannte Correspondent, deckte den Betrug François auf, und leistete so wirklich, was er dem Kaufmann versprochen hatte.

Als einige Tage nach diesem Vorfalle François mit schwerem Herzen und leerer Börse (denn sein Titularsohn hatte ihn fortgejagt) über den Boulevard der Italiener ging, bemerkte er bei Tortoni seinen Freund Paul. Dießmal wäre die Reihe an François gewesen nach der plötzlichen Glücksveränderung desselben zu fragen; doch mußte er schon Kunde davon gehabt haben, da er sich mürrisch wieder umwendete, und in sich hinein brummte: „O, ich Esel, der ich nicht schweigen konnte."

Digitized by Google

Schwäche eines starken Geistes.

Es war an einem jener langen Winterabende, die auf dem Lande doppelt und dreifach lang sind, als Jemand aus unserer Gesellschaft den Vorschlag machte, Geschichten zu erzählen. Unglücklicher Weise traf mich die Reihe, ein gelangweiltes Auditorium zu unterhalten, so gut, wie alle Andern. Ich bin aber ein sehr schlechter Erzähler; indessen fügte ich mich in das Schicksal, gegen das jegliches Widerstreben unnütz, sah schüchtern im Kreise umher, ob Niemand schon im Voraus gähne oder lache, und begann.

Eine mir befreundete Dame lebte von ihrer Familie entfernt, auf einem einsam gelegenen Landhause. Eines Abends, als sie gerade sich zu Bette legen wollte, und schon ihre Kammerjungfer fortgeschickt hatte, glaubte sie im Zimmer, gerade in der Nähe des Fensters, ein leises Geräusch zu hören. Sie wandte den Kopf dahin und sah deutlich die plumpen Füße eines Menschen, der sich hinter dem faltigen Vorhange des Fensters versteckt hatte. Was viele geschickte Romandichter thun, will ich jetzt nachahmen, verehrteste Zuhörer; ich will nämlich der größeren oder geringeren Dosis Phantasie, welche Sie besitzen, es überlassen, sich den Schrecken recht lebhaft auszumalen, den die Dame empfinden mußte. Ich werde vielmehr gleich zu einer psychologischen Betrachtung übergehen, und mir erlauben, Ihnen zu bemerken, daß, wie die Furcht sehr oft alle geistigen Kräfte des Menschen lähmt, auch häufig Fälle vorkommen, wo sie die Spannkraft des Geistes mehrt, ja, verdoppelt; eine Beobachtung, auf die zum Beispiel auch das Erziehungssystem gebaut ist, welches Stock und Ruthe fleißig zu handhaben gebietet, damit die liebe Jugend in heilsamer Furcht vor den Schmerzen, welche schnelle und wiederholte Manipulationen dieser Instrumente an ihrem Körper hervorbringen, ihren Geist anzustrengen und zu sammeln gewöhnt werde. Auf die einsame Dame nun wirkte die Furcht auch anregend; wie ein Blitzstrahl durchzuckte es sie: ein lauter Ruf nach Hülfe würde ihr Verderben sein, der Dieb oder Mörder könnte sie mit vollkommenster Gemüthsruhe aus dieser Welt befördern, ehe ihre Leute, die in einem andern, ziemlich entlegenen Theile des Schlosses schliefen, zu ihrer Hülfe herbeieilen würden. Sie beherrschte also mit bewundernswerthem Muthe ihren Schreck, hielt ganz laut einen Monolog, in dem sie sich erinnerte, sie habe irgend eine Kleinigkeit vergessen, stand dann auf und ging hinaus. Es versteht sich fast von selbst, daß sie nach den Zimmern ihrer Leute eilte, daß die ganze Bevölkerung des Hauses auf die Beine kam, und daß der Dieb in einem Zuchthause Zeit hatte, an der Besserung seines innern Menschen zu arbeiten. Leider waren aber die Folgen dieses Ereignisses der ernstesten Art. Die arme Dame war, trotz der bewundernswerthen Geistesgegenwart, die sie bei dieser Gelegenheit entwickelt hatte, von Natur sehr furchtsam. Sie konnte den furchtbaren Eindruck, den die schreckliche Gefahr, der sie fast zur Beute geworden, auf ihr ganzes Wesen gemacht hatte, nicht überwinden. Sie erkrankte einige Tage darauf, erholte sich niemals ganz wieder, und starb nach zwei leidensvollen Jahren. Die Aerzte fanden die erste Ursache ihres Todes in dem Schrecken und der furchtbaren Angst, die sie an jenem Abende ausgestanden hatte.

Bei diesen Worten schüttelte Frau von H. ihr schönes Köpfchen höchst ungläubig. „Wie kann man aber vor Schrecken und Angst sterben?“ — „Gnädige Frau, ich bitte Sie, gefälligst bemerken zu wollen, daß die Geschichte nicht erfunden, sondern eine reine Thatsache ist, über die kein Streit weiter geführt werden kann.“ Die junge Dame gab sich mit dieser Erklärung aber nicht zufrieden, und behauptete fortwährend, es sei ganz unmöglich, vor Schrecken zu sterben — kurz, sie zeigte den größten Muth . . . in Worten. Es war indessen spät geworden, und die im Salon versammelte Gesellschaft brach auf, um sich in die Schlafzimmer zu begeben. Wachslichter wurden angezündet, und man wünschte sich gute Nacht.

Frau von H. war durch den Streit, ob man vor Schrecken sterben könne oder nicht, doch etwas aufgeregt worden, und ging sehr gedankenvoll in ihr Zimmer. Als sie die Treppe hinaufstieg, drängte sich ihr denn doch ganz unwillkürlich der Gedanke auf, sie müßte allein schlafen; ihr Mann war am Morgen in die Stadt geritten, wo ein wichtiger Proceß seine Anwesenheit für einige Tage nothwendig machte. Als sich die muthige Frau entkleiden wollte, trat sie ans Fenster, um die Vorhänge niederzulassen . . . Aber wie groß war ihr Schreck, als sie, da sie eben ihre Hand nach dem Vorhange ausstreckte, hinter demselben ein Paar große Füße erblickte! Sie prallt bestürzt zurück, das Licht ent-

Digitized by Google

fällt ihrer zitternden Hand und erlischt. Die Dunkelheit vermehrt noch ihre Angst, — unbeweglich, zitternd steht sie da und wagt nicht, einen Schritt zu thun ... Da taucht ein ermuthigender Gedanke in ihr auf; die beiden Füße kamen ja auch in der Geschichte von heute Abends vor — es ist nichts, als ein schlechter Scherz, eine plumpe List, ihren Muth auf die Probe zu setzen. Das richtet sie wieder auf — sie geht noch einmal auf den Vorhang zu. Da wirft der Mond, den vorher dunkle Wolken verborgen hatten, ein helles Licht auf das Fenster, und bei seinem Scheine sieht sie deutlich den ganzen Schatten eines Mannes. Aller Muth, mit dem sie heute Abends noch bei ähnlichen Vorfällen so freigebig war, ist ihr entschwunden; — der Vorhang bewegt sich hin und her — der Fußboden knarrt ... Sie rafft alle ihre Kraft zusammen — und schreit: „Zu Hülfe! zu Hülfe!“ Leute stürzen von allen Seiten herbei; man findet Frau von H. ohnmächtig am Boden liegend. Es wird ihr gleich ärztliche Hülfe zu Theil, und sie erholt sich bald wieder. Mit allen Zeichen der höchsten Angst weist sie stumm auf den Fenstervorhang hin, und man findet ... einen ganz unschuldigen Oberrock, an seinem Nagel hangend, und darunter ein Paar Stiefel. Den Vorhang hatte ein Lufthauch bewegt; der Oberrock und die Stiefel gehörten Herrn von H.

Ich näherte mich der jungen Dame und sagte ihr ganz leise: „Nun, gnädige Frau, ist die Furcht eine Chimäre?“ — „Ach, nein, eben so wenig, als das Gold.“

Miszellen.

Seefahrerleiden.

Die Russen besuchen häufig Spizbergen. Vor mehrern Jahren kam auch ein russisches Fahrzeug mit vierzehn Mann dahin. Sie blieben jedoch in der Nähe im Eise fest sitzen. Vier Matrosen nahmen ein Boot, um die Küste zu erforschen, fanden dort eine Hütte und verbrachten darin die Nacht. Während dieser Zeit war das Schiff von dem Eise zertrümmert worden und die vier Matrosen sahen, als sie früh aufstanden, keine Spur mehr davon. Ihr eigenes Geschick war jedoch nicht weniger schrecklich als das ihrer Gefährten. Sie hatten nur auf einen oder zwei Tage Lebensmittel, besaßen als Waffen nichts als ein Messer, ein Beil, eine Flinte, Pulver zu zwölf Schüssen, dann einen kleinen Kessel und ein Feuerzeug. Damit sollten sie auf ferner Insel einen Winter mitten unter Eis zubringen! Sie ließen indeß den Muth nicht sinken; mit ihren zwölf Schüssen erlegten sie zwölf Rennthiere; aus den Trümmern eines Schiffes am Strande verfertigten sie die nothwendigsten Meubles. Sie hatten das Glück, einen Bären zu erlegen und aus den Sehnen desselben machten sie eine Senne zu einem Bogen. Sobald es ihnen an Lebensmitteln gebrach, gingen sie auf die Rennthier-, Fuchs- und Bärenjagd. Das Fleisch des Bären war für sie ein Leckerbissen; um sich vor dem Scorbute zu schützen, aßen sie es roh, tranken das Blut der Rennthiere warm und sammelten viel Löffelkraut ein. Auf diese Weise verbrachten sie sechs Jahre, bis sie endlich ein Schiff erblickten, das denn auch ihre Signale achtete und sie aufnahm. So kamen sie glücklich wieder nach Archangel.

Der trank seinen Stiefel!

Der Marschall von Bassompiére (geb. 1579) wurde als Gesandter in die Schweiz geschickt, und mußte während seiner Unterhandlungen oftmals Trinkgelagen beiwohnen, bei welchen von dem sokratischen Becher eben nicht die Rede war. Er trank dann für die Ehre und die Interessen Frankreichs nicht weniger tapfer, als er auf dem Schlachtfeld dafür focht. Als er seine Abschieds-Audienz genommen hatte, begleiteten ihn die Deputirten der dreizehn Kantone in den Hof, wo er zu Pferde stieg. Schon im Sattel sitzend, macht er ihnen den Vorschlag, vor dem Wegreiten noch einen Umtrunk zu halten. Die Deputirten willigten ein und wollten fortschicken, um einen Pokal herbeizuschaffen. „Was Pokal!“ rief Bassompiére, „ein Steigbügeltrunk mundet am besten aus dem Stiefel.“ Sogleich befiehlt er seinem Reitknecht, ihm den Stiefel auszuziehen, läßt ihn mit Wein füllen, thut einen tüchtigen Zug und gibt ihn dann den Deputirten, die ihm unter lautem Gelächter sämmtlich Bescheid thun, bis der sonderbare Becher bis auf die Neige geleert ist.

Elephantenmanier.

Zum Reißfeld seine Glieder
Er schleppt im plumpen Lauf:
Drei Viertel trat er nieder,
Ein Viertel fraß er auf.

Verlegt und redigirt unter Verantwortlichkeit der B. Belger j.'schen Buchdruckerei.

№ 18. 29. Februar 1840.

Der Erzähler.

Ein

Unterhaltungsblatt für Jedermann.

Fünfter Jahrgang.

Augsburg. Dieses Blatt erscheint jeden Mittwoch und Samstag, und kostet dahier vierteljährlich 15 kr., halbjährig 30 kr. und jährlich 1 fl.; auswärts ist der Preis: vierteljährlich 18 kr., halbjährig 36 kr. und jährlich 1 fl. 12 kr. Bestellungen nehmen alle Buchhandlungen und königl. Postämter, letztere mit der tarifmäßigen Portovergütung, an.

Trinklied.

Einer Wüste, liebe Seele,
Gleicht das Leben. Die Kameele
Sind wir armen Menschen drinn.
Mattgedrückt von Bürd' und Sonne,
Lechzen wir nach kühlem Bronne,
Durstig in verschied'nem Sinn.

Der Gelehrt' im Bücherstaube
Wird dem Wissensdurst zum Raube.
Dieser Durst behagt mir schlecht.
Sollt' ich doch ihn haben müssen,
Nun, so sei's der Durst, zu wissen,
Daß mein Wein ist rein und ächt.

Ruhmdurst unterbricht hienieden
Manches Volkes süßen Frieden.
Fort mit so verkehrtem Drang!
Soll der Ruhmdurst mir geziemen,
Sei's der Durst, mich laut zu rühmen,
Daß ich niemals Wasser trank.

Keinem von den Golddurst-Narren
Welche scharren und verscharren,
Werde Lob von mir gezollt!
Ich will mich an Schätzen laben,
Die im Keller sind vergraben,
Dürstend nach tropfbarem Gold.

Einen Durst noch muß ich nennen,
Schwerlich werdet ihr ihn kennen,
Denn ihn fühlt nur Höllenbrut.
Blutdurst! — Quält nichts desto minder
Solch ein Durst, Euch Himmelskinder,
Sei es der nach Rebenblut.

Colter's Abenteuer.

Colter kam 1810 nach St. Louis (am Missisippi) in einem kleinen Kahn vom obern Missouri, etwa 3000 englischen Meilen weit her, die er in 30 Tagen zurückgelegt hatte. Er erzählte mir, wie es ihm gegangen, nachdem er sich von der Jägertruppe der Herren Louis und Clarke getrennt hatte. Colter hatte an dem obern Missouri eine Menge Biberspuren bemerkt, und von dem Trupp die Erlaubniß erhalten, eine Zeitlang dazubleiben und zu jagen. Auf einem Gang nach den aufgestellten Fallen, wurde er von den Schwarzfuß-Indianern überrascht und seiner Kleider beraubt. Schon beriethen sie sich, welches Todes er sterben sollte. Viele wollten ihn als Zielscheibe für ihre Pfeile aufstellen; aber der Führer gab es nicht zu, sondern fragte ihn, indem er ihn an der Schulter faßte, ob er im Laufen geübt sey. Colter, der eine Zeit lang unter den Crow-Indianern gelebt und die Sprache der Schwarzfüßler ziemlich erlernt hatte, kannte diese Redensart gar wohl, und sah ein, daß es einen Lauf ums Leben gelte, und 5—600 bewaffnete Indianer ihm auf den Fersen folgen würden. Listig erwiederte er, das Schnellaufen sey eben nicht seine Stärke, obgleich er unter den Jägern als einer der Schnellfüßigsten bekannt war. Der Häuptling ließ nun die Truppe halten, führte ihn etwa 400 Ellen voraus ließ ihn dann los und hieß ihn sich retten, wenn er könne. Zugleich ließ sich der Kriegsruf vernehmen, und Colter, von der Hoffnung beflügelt, rannte mit einer Schnelligkeit davon, die ihn selbst in Verwunderung setzte. Er wandte sich nach dem Arme des Missouri, den man Jefferson-Fort nannte, bis wohin er eine 6 Meilen breite Ebene zu durchlaufen hatte, reich an Dornen auf die er jeden Augenblick mit nacktem Fuße trat. Die halbe Fläche lag hinter ihm, als er sich zum ersten Mal umwandte, und die Indianer, weit auseinander, nachrennen sah; nur einer derselben, mit

Digitized by Google

einem Speer, war Allen voraus und etwa 100 Ellen hinter ihm. Ein schwaches Licht der Hoffnung ging in Colter's Herzen auf; ihn kräftigte der Gedanke an mögliche Rettung, aber diese Hoffnung trieb ihn zu solcher äußersten Anstrengung an, daß das Blut ihm aus der Nase schoß, und ihn vornen ganz überströmte. Schon war er nur noch eine Meile vom Strom; da hörte er mit Entsetzen Tritte hinter sich, und mußte jeden Augenblick den Wurf des Speers gewärtigen. Er blickte um, und sah den Wilden etwa 20 Ellen hinter sich. Entschlossen, dem Wurf wo möglich zu entgehen, wandte er sich plötzlich, und streckte die Arme dem Wilden entgegen. Dieser, von dem blutigen Anblick überrascht, suchte einzuhalten, aber vom Lauf erschöpft, stürzte er, indem er den Speer warf, der in die Erde fuhr und zerbrach. Mit Blitzesschnelle ergreift Colter den spitzigen Theil, spießt den Wilden an den Boden und rennt mit verdoppelter Eile weiter. Die Vordersten unter den Indianern hielten bei diesem Anblick an, bis der Trupp nachkam; dann erhoben sie ein gräßliches Klagegeschrei. Colter aber benutzte den Vorsprung, sprang über die Baumwollenhecken in den Fluß und schwamm auf ein Floß von Treibholz zu, daß sich an einer Klippe angelegt hatte, tauchte unter dasselbe, und brachte endlich nach vielen Anstrengungen den Kopf durch einen Zwischenraum übers Wasser, gerade wo die Stämme noch mit stark belaubten Aesten versehen waren. Kaum hatte er diesen Versteck erreicht, so kamen die Indianer ans Ufer, und heulten mit teuflischer Wuth, als sie ihn nicht sahen. Mehrmals kamen sie während des Tags auf das Floß. Colter konnte deutlich erkennen, und lebte in Besorgniß, sie möchten dasselbe in Brand stecken.

So kam endlich die sehnlichst erwartete Nacht herbei und es ließ sich nichts mehr hören. Colter tauchte unter, schwamm dann leise den Fluß hinab, bis er sich sicher glaubte, stieg dann ans Land und eilte unablässig weiter. Obschon er der augenscheinlichsten Todesgefahr glücklich entgangen war, befand er sich doch in einer schrecklichen Lage. Er war ganz nackt, unter einer brennenden Sonne; seine Fußsohlen bluteten heftig und weil er keine Waffen hatte, konnte er von dem zahlreichen Geflügel umher, kein Stück erlegen. Er mußte sich daher mit dem Genuß einer ihm bekannten Wurzel begnügen. So erreichte er nach sieben schmerzlichen Tagen, ganz erschöpft das Fort Lysa am Rocheaune-river, von wo er, nachdem er sich in etwas erholt hatte, seine Fahrt bis St. Louis glücklich fortsetzte.

Kühne That eines englischen Schiffsjungen.

In einem der früheren Kriege zwischen Frankreich und England, an welchem die Colonien thätigen Antheil nahmen, befehligte ein achtbarer Quäcker ein schönes Schiff, das aus einem Hafen im Orient nach England bestimmt war. Dasselbe hatte eine starke, tüchtige Mannschaft, war aber ganz unbewaffnet. Dem Hafen seiner Bestimmung ganz nahe, wurde es von einem französischen Kriegsschiffe verfolgt und zuletzt eingeholt. Der Quäcker bot alle List auf, um zu entwischen; als er aber sah, welch ein überlegner Segler der Franzose war, und daß er nothwendig diesem zur Beute werden mußte, ging er ruhig ergeben in seine Cajüte. Der Schiffsjunge, Carl Wager, voll hochstrebenden Unternehmungsgeistes, begleitete ihn dahin, und fragte dort den Befehlshaber, ob denn keine Rettung möglich sey. Dieser verneinte es, versicherte, daß er alles aufgeboten habe zu entkommen, und man sich jetzt ergeben müsse. Da eilte Karl auf das Verdeck, und rief die ganze Mannschaft zusammen. Mit wenigen Worten verkündete er des Befehlshabers Ausspruch, und bemerkte dann mit der Begeisterung die seine starke, des höchsten Wagnisses fähige Seele ihm eingab: „wollt Ihr mir folgen, und mir treu beistehen, dann will ich mit Gottes Hülfe das Schiff retten und das feindliche soll überdieß noch unser seyn?“ Die Mannschaft, von dem Feuer seiner Rede ergriffen und von seinem Heldenmuth entflammt, stellte sich gerne unter den jungen tapfern Führer. Er theilte ihnen seinen Operationsplan mit, und entschlossen erwarteten sie den Augenblick zur Ausführung. Nicht lange, so kam der Franzose heran, und legte, vom guten Wetter begünstigt, sogleich am Schiffe bei, das er, weil es unbewaffnet, gar nicht zu fürchten brauchte. Wie Karl gedacht, sprangen die Franzosen, über alle Maßen erfreut über den köstlichen Fang, haufenweise, schäckernd und jubelnd, in das erbeutete Schiff, und ließen, keine Gefahr ahnend, nur wenig Leute auf ihrem Fahrzeug. Das war der erwartete Augenblick! Karl gab sein Zeichen, sprang an der Spitze seiner Mannschaft auf das feindliche Schiff; einige rafften die umher liegenden Waffen zusammen, und überwältigten mit

Digitized by Google

Blitzesschnelle die überrumpelten Wachen; die Anderen durchhieben flugs die Taue, die beide Fahrzeuge an einander hielten, und unser Held, der das französische Schiff nun in seiner Gewalt sah, ergriff dessen Steuer, wandte es etwas ab, und forderte nun mit der Stimme des Eroberers, die bestürzten Franzosen auf dem kleinern Fahrzeug auf, dasselbe auf der Stelle ihm nachzuführen, sonst werde er es augenblicklich in den Grund bohren, eine Drohung, die er alsbald zur Wahrheit machen konnte, da von der Verfolgung her, alle Kanonen noch geladen waren.

Mit Zerknirschung folgten sie dem Befehl, und so führte der heldenmüthige Jüngling seine Beute glücklich in den sichern Hafen.

Die That erregte allgemeines Staunen, Karl wurde in die königliche Marine aufgenommen, und sorgfältig ausgebildet. Bald zeichnete er sich wieder aus, rückte rasch im Range vor und wurde endlich unter dem Namen, Carles Wager, ein berühmter Admiral.

Miszellen.

Scene aus dem tyroler Feldzuge.

Im Monat Oktober 1809 stand ein bayerisches Detaschement bei Scharnitz auf dem Piket. Während 14 Tagen hatte dieses Detaschement regelmäßig jede Nacht einen Mann verloren, welche alle von einem Scharfschützen aus einem auf Büchsenschußweite von der äußersten Vedette befindlichen Verstecke getödtet wurden. Die Soldaten waren beinahe schon daran gewöhnt, sich auf diesem Posten als Todesopfer zu betrachten. Einige Minuten vor 12 Uhr Nachts krachte es aus dem nahen Gebüsche, und die Ronde fand den Posten im Blut liegend durch die Brust geschossen. Da stellte sich einer der Tapfern freiwillig auf die Todtenwache. Es war eine gewitterschwüle Nacht. Im Osten thürmten sich schwere Wolken herauf, und aus der Ferne vernahm man das dumpfe Rollen des Donners. Einzelne Regentropfen näßten bereits den Boden. Da schlug die Glocke im nahen Scharnitz 11 Uhr. Der Soldat hatte sich, das Gewehr in wagerechter Lage im Anschlag, auf das rechte Knie niedergelassen. Das Casquet faß umgekehrt auf dem Kopfe, Bandelier und alles was dem Feinde aus der Ferne hätte in die Augen fallen können, waren abgelegt. So harrte er regungslos der Dinge die da kommen würden. Er mochte eine halbe Stunde in dieser Stellung verweilt haben, als sich in dem nahen Gebüsche ein leises Geräusche vernehmen ließ. Das Gewitter hatte sich indessen näher herangezogen, ein Blitz erleuchtete die Gegend und ließ zugleich eine Gestalt erkennen, welche auf allen Vieren halb aus dem Gebüsche herauskroch. Der bayerische Soldat hatte sich inzwischen beinahe platt auf den Boden niedergelegt. Als er den Feind sicher genug auf dem Korne hatte, ließ er krachen, und — er hatte gut gezielt. Ein dumpfes Röcheln ließ sich hören, dann wurde es stille. Die Ronde war verwundert, endlich wieder einen Lebenden auf der Todtenwache zu finden. Am darauf folgenden Tage lag ein Tyroler neben seinem Stutzen der Vedette gegenüber im Blute. Die Kugel war zwischen der Schulter durchgedrungen. Der Posten blieb ferner unangefochten. Kurze Zeit darauf wurde das Detaschement abgelöst Die That des wackern bayerischen Kriegers blieb aber nicht unbelohnt.

Englische Militär-Disciplin.

Es ist nicht ohne Interesse, zu hören, wie mit Handhabung der Disciplin in fremden Armeen verfahren wird; deßhalb theilten wir unsern Lesern einen Vorfall bei einem englischen leichten Regimente in Spanien, während des Feldzugs 1812, mit, der in einem Artikel des November-Heftes des „United Service Journal“ erzählt wird: Ein Soldat, Namens Stratton, der seinen Cameraden schon mehrere Male Kleinigkeiten entwendet hatte, desertirte, wurde aber von den wachsamen Guerillas in einem Walde zwischen Rodrigo und Salamanca erwischt und als Gefangener zum Regimente zurückgebracht. Das Kriegsrecht verurtheilte ihn zu 400 Hieben mit der sogenannten Katze. Das Regiment formirte sich zur Execution in einem Gehölze bei seinen Cantonirungs-Quartieren im Quarré. Der Commandeur, Major Cameron, wollte diese Gelegenheit benutzen, seinen Leuten an den Puls zu fühlen, und redete den Gefangenen mit folgenden Worten an: „Stratton, wenn ich Standrecht über Euch hätte halten lassen, so wäret Ihr erschossen worden. Da gute Ruf, den sich das Regiment in der Armee erworben, hat mich davon abgehalten, weil ich nicht wollte, daß in dem Armeebefehl stehen sollte: ein Mann von den Riffles habe sich des schändlichen Verbrechens der Desertion zum Feinde schuldig gemacht. Noch bin ich zur Milde geneigt, und wenn das Bataillon für Eure künftige gute Aufführung haften will, so sei Euch

Digitized by Google

die Strafe geschenkt.“ Bei diesen Worten drehte der Major sich im Quarré rund herum und sah den Leuten ins Gesicht, eine Antwort erwartend. Kein Laut, keine Silbe! — Das übliche Commando: „Strip!“ erfolgte. Der Schuldige ward an einen Baum gebunden und erhielt 25 Hiebe. Der zweite Hornist machte sich eben bereit, das Signal zur Fortsetzung der Bestrafung zu geben, da rief der Major nochmals: „Soldaten, Ihr wollt Euch also nicht für Stratton verbürgen? Wohlan, wenn seine Compagnie es übernehmen will, für seine Besserung einzustehen, so soll ihm vergeben sein!“ Bei diesen Worten drehte sich der Gefangene, so weit seine Lage es gestattete, herum, warf einen bittenden Blick auf seine Compagnie und sagte: „Thut es immer, sprecht für mich, ich werde es nicht wieder thun!“ Die Leute lehnten mit der linken Hand auf die Mündung der Büchse, während die rechte Hand das Gesicht bedeckte. — Alles ruhig; Niemand sprach ein Wort. — „Fortgefahren!“ ertönte das Commando. Der Verbrecher erhielt wieder 25 Streiche. Jetzt erhob der Major noch einmal seine Stimme und sagte, sich zu jenem wendend: „Hört einmal! wenn nur ein einziger Mann für Euch spricht, so werde ich Euch sogleich losbinden lassen!“ — Allgemeines Schweigen. Der dritte Hornist blies, und als der Schuldige etwa 16 Streiche empfangen hatte, ertönte eine Stimme aus dem Quarré: „Vergeben Sie ihm, Herr Major!“ — „Halt!“ commandirte dieser, „wer hat gesprochen?“ — „Ich, Herr Major,“ war die Antwort. — „Tritt aus dem Gliede!“ — Ein Mann von des Schuldigen Compagnie kam vorwärts. „Ach! Ihr seid's, Robinson!“ sagte der Major; „ich dachte es wohl; Einer ist nicht viel mehr werth, als der Andere! Aber führt den Gefangenen ab!“ Als dieß geschehen und jener aus dem Kreise war, wendete sich der Major mit den Worten zum Regimente: „Euer Benehmen im Felde kennt die ganze britische Armee; aber Euren moralischen Werth habe ich erst heute ganz kennen lernen, da Keiner Bürgschaft für einen Strafbaren leisten wollte, als ein einziger Mann.

Reiseliebhaberei.

Die Engländer sind bekanntlich die Meister im Reisen und sie unternehmen zur Unterhaltung und Erholung Wanderungen, die man bei uns für die größten Anstrengungen halten würde. Vor einigen Monaten erschien eine Reisebeschreibung von einem Capitain Harris. Sein bedrohlicher Gesundheitszustand hatte ihn genöthiget, Indien auf eine Zeit lang zu verlassen; was that er? Zur Unterhaltung fuhr er nach dem Cap der guten Hoffnung und ging von da 4 bis 500 Meilen in das Innere von Afrika hinein, blos der Jagd wegen, um Giraffen ꝛc. ꝛc. zu schießen. Ein anderer englischer Officier in Indien unternahm während seines Urlaubs eine — Vergnügungsreise mit seiner Frau und seinen Kindern mitten im Winter über den schneeigen Caucasus und durch die Räubergegenden Kurdistans. — Aegypten und Syrien sind das Ziel bloßer Sonntagsreisender geworden, leichter zugänglich und häufiger besucht als die Seen Irlands oder die schottischen Hochlande im vorigen Jahrhunderte. Wer jetzt mit einem Dampfschiffe nach New-York gefahren, auf der Eisenbahn nach Petersburg zu reisen und auf dem Ohio und Mississippi auf einem Dampfschiffe hinabzuschwimmen gedenkt, kann vor dem Beginnen der Reise fast den Tag angeben, an welchem er in Neu-Orleans ankommen wird, während man noch vor fünfzehn Jahren auf der Fahrt von Hamburg nach London nicht selten drei Wochen lang vom Winde und von den Wogen herumgeworfen wurde. —

Kräftige Wahrheit.

Der Herzog von Montausier, Erzieher des Dauphins, des Sohnes Ludwig XIV., soll der Einzige am Hofe des Monarchen gewesen seyn, der die Wahrheit zu sprechen wagte. Als ihm Ludwig erzählte, daß er einen Mann begnadigt hätte, der neunzehn Mordthaten verübt, nachdem ihm seine erste Mordthat verziehen worden wäre, entgegnete der Herzog: „Nein Sire, er tödtete nur einen; Ew. Majestät tödtete die Neunzehn.“

* Sprachräthsel.

Ein scharfer Lippendruck macht mich zum Gegenstand der Pracht,
In welchem Glanz und Ehr und Reichthum hausen:
Doch ein gelinder Druck: — ich liege dann in einer dunkeln Nacht,
Wo Meereswogen um mich brausen.

Auflösung des Logogryphs in No. 16:
Palme. Palm, (Buchhändler zu Nürnberg wurde 1806 zu Braunau auf Napoleons Befehl erschossen.)

Verlegt und redigirt unter Verantwortlichkeit der **G. Geiger** j.'schen Buchdruckerei.

№ 19. **Der Erzähler.** 4. März 1840.

Ein

Unterhaltungsblatt für Jedermann.

Fünfter Jahrgang.

Augsburg. Dieses Blatt erscheint jeden Mittwoch und Samstag, und kostet dahier vierteljährlich 15 kr., halbjährig 30 kr. und jährlich 1 fl.; auswärts ist der Preis: vierteljährlich 18 kr., halbjährig 36 kr. und jährlich 1 fl. 12 kr. Bestellungen nehmen alle Buchhandlungen und königl. Postämter, letztere mit der tarifmäßigen Portovergütung, an.

*Der Mantelsack.

Chevalier St. G . . . hatte sich bald über den Verlust seiner Gattin getröstet. Er war ein junger lebhafter Mann von fünf und zwanzig Jahren, und sie eine sechzigjährige kränkliche Dame, die außer einem Vermögen von hundert und zwanzig tausend Livres eben keine weitern Vorzüge besaß.

Durch den Genuß aller Lustbarkeiten, die nur Paris hervorbringen konnte, entschädigte er sich für die unangenehmen Stunden, die er bei ihr zugebracht hatte, und seine Munterkeit, sein unbegränzter Aufwand und sein Hang zu allen prächtigen Vergnügungen sammelten bald um ihn einen großen Haufen lebhafter Jünglinge, die seine Freigebigkeit nützten. Jeden Tag bezeichnete ein neuer Zeitvertreib, und oft reichten seine jährlichen Einkünfte nicht zu, die Kosten der Bälle, Gastmahle, Lustfahrten und andere Ergötzungen, die er seinen Freunden gab, zu bestreiten.

Eines Abends, da er sich eben in einer sehr zahlreichen Gesellschaft befindet, und sich dem Genusse der Freude überläßt, ladet er, berauscht von Lust und Wein, die ganze Versammlung auf den dritten Tag zu sich zum Mittagessen ohne daran zu denken, daß seine Kasse eben sehr erschöpft, und daß er nicht im Stande sey, die nöthigen Veranstaltungen zu diesem Gastmahle zu treffen. Erst des andern Morgens erinnert er sich seiner Uebereilung. In der äußersten Verlegenheit weiß er sich nicht zu rathen; er schämt sich, diese seinen Freunden zu gestehen, und weiß kein Mittel, ihr abzuhelfen. Zum guten Glücke fällt ihm ein, einer seiner Pächter habe ihm vor einigen Tagen berichtet, daß er eine Post von tausend Louisd'or für ihn eingezogen habe, und seine Befehle erwarte. Aber die Wohnung dieses Mannes ist zehn Meilen von Paris entfernt, wie ist es möglich, das Geld zeitig genug herzuschaffen? Thomas ein alter treuer Bedienter des Ritters, der schon seinem Vater einige Jahre gedient und seinen Herrn, der unter seinen Augen aufgewachsen war, zärtlich liebte, wußte von seiner Verlegenheit. „Wenn sie es haben wollen," spricht er, „so will ich gerne einen Versuch wagen, die Nacht durchreiten, und sehen, ob ich Ihnen morgen frühzeitig genug das Geld schaffen kann."

„Thomas," ruft der Chevalier, „das wölltest du thun, alter braver Freund? Nie würde ich dir diesen Dienst belohnen können. Höre, mache den Versuch, nimm mein bestes Pferd, jetzt ist es eilf Uhr, flieh hin, hundert Louisdor sollen dir gehören, wenn du mir morgen zeitig genug das Geld überbringst."

Thomas sattelt sein Pferd, sein Herr gibt ihm einen Brief mit, und er reitet weg. „Denke an die hundert Louisd'or!" ruft ihm der Ritter nach.

Dieser treue Bediente verfolgt seinen Weg mit der reißendsten Geschwindigkeit, ohne sich einen Augenblick aufzuhalten. Des Abends um neun Uhr langt er an: Er weckt den Pächter, zeigt ihm die Handschrift, und fordert das Geld und zugleich ein frisches Pferd. Er erhält beides, verwahrt das Geld sorgfältig in seinen Mantelsack, und kehrt gegen Mitternacht mit gleicher Geschwindigkeit zurück. Jetzt ist er nur noch eine Meile von Paris entfernt; er reitet durch ein kleines Dorf, und die Glocke schlägt sieben. Nun werde ich zeitig genug hinkommen, denkt Thomas erfreut, ich werde meinen Herrn vielleicht noch im Bette finden; die hundert Louisd'or sind mir gewiß.

Weil ihn aber der lange Weg sehr ermüdet hat, will er vorher in der Schenke sich einen Trunk Wein geben lassen. Er bindet sein Pferd an, besichtigt

Digitized by Google

nochmal den Mantelsack, und da er alles in gutem Stande findet, geht er hinein, aber seine Vorsicht gestattet ihm nicht, im Hause zu verweilen. Sobald er den Wein gefordert, geht er wieder zurück, um bei seinem Pferde das Glas zu leeren.

Aber die wenigen Augenblicke, die er im Hause zugebracht hatte, waren schon benutzt. Ein schlauer Betrüger hatte sich genähert, den Mantelsack zu entwenden. Zum Glücke kehrte Thomas zurück, ehe er sein Vorhaben ausführen konnte. Er hatte indessen doch Zeit gehabt, die Riemen, mit welchen er angeschnürt war, zu lösen, und er zweifelte nicht, daß, wenn der Fremde dieß nicht bemerkte, er den Mantelsack im Dorfe, oder gleich beim Ausgange desselben verlieren würde. Hieher begab er sich also, um ihn sogleich in Empfang zu nehmen.

Thomas, der nichts weniger als die Gefahr vermuthete, darin sich das Geld seines Herrn befand, stieg unbesorgt, sobald er sich einige Minuten erholt hatte, wieder zu Pferde, seinen Weg nach Paris fortzusetzen.

Der Mantelsack hielt sich länger als der Räuber erwartet hatte. Er ward in seiner Hoffnung betrogen; Thomas jagte ihn vorüber, ohne das Felleisen fallen zu lassen. Aber ohngefähr eine Viertelstunde vor Paris hatte er das Unglück, es zu verlieren. Ganz beschäftigt mit der Freude, bald wieder bei seinem Herrn zu seyn, und seine Wünsche erfüllt zu haben, bemerkte er den Verlust nicht. Ja nicht einmal das Geschrei eines Bettlers, der an der Landstraße stand und es fallen sah, machte ihn aufmerksam. Thomas ritt im Galopp, und war schon zu weit entfernt, um sein Rufen zu hören. Der Bettler hob den Manselsack auf, mit dem Vorsatz, den Fremden auszuforschen, und sobald er ihn ausfindig gemacht, ihm das Gefundene wieder zuzustellen.

Der Bediente kommt unterdeß vor dem Hause seines Herrn an, der Chevalier liegt im Fenster. „Nun Thomas, bringst du es? du bist ein braver Kerl, wo hast du das Geld?“ — „Gleich Herr, es ist im Felleisen.“ — In eben dem Augenblicke wendet er sich um, aber wer kann den tödtlichen Schreck schildern, der ihn überfällt, da er seinen Verlust gewahr wird! Starr und fühllos, wie vom Donner betäubt, bleibt er stehen. — „Was fehlt dir, Thomas?“ — „Ach Herr, mein Mantelsack mit dem Gelde!“ — „Nun Kerl, meinen Mantelsack, ich glaube du bist rasend!“ Wüthend stürzt der Chevalier die Treppe hinab in den Hof, und faßt ihn bei der Kehle. „Spitzbube, wo sind meine tausend Louisd'or?“ Thomas fällt zitternd seinem Herrn zu Füßen. — „Gnade, Herr, tödten Sie mich nicht!“ — „Ich frage, wo ist mein Geld? — „Gott weiß es, bis Bagnolet habe ich es noch gehabt; ich muß es unterwegs verloren haben.“ — „Verloren, Kerl, meine tausend Louisd'or verloren? du bist ein Kind des Todes! Gestohlen hast du sie; gleich schaffe sie mir, oder“ — „Herr bringen Sie mich um, Gott weiß es, ich habe sie Ihnen nicht entwendet.“ — „Wart, wir wollen dir schon das Geständniß abzwingen, — bindet den Betrüger.“ Der Chavalier St. G... bleibt fest in dem Argwohn, daß Thomas selbst es sey, der die Summe geraubt habe. Ohne seinen Betheuerungen Gehör zu geben, überliefert er ihn der Obrigkeit, und bittet, ihn zum Bekenntnisse zu zwingen. Alle Anzeigen sind wieder ihn; er gesteht, daß er das Geld empfangen, daß er aber nicht wisse, wo es geblieben sey? Man legt ihn auf die Folter, der Schmerz nöthigt ihn, sich selbst anzuklagen; aber kaum ist er wieder heradgekommen, so widerruft er Alles, betheuert aufs Neue, daß er unschuldig sey, und fleht um Mitleiden. Man berichtigt dieses dem Ritter; er beschuldigt den Bedienten der Halsstarrigkeit, aber da die erste Hitze seines Zornes vorüber ist, bittet er die Gerichte, mit fernern Untersuchungen einzuhalten, und ihn in ein Gefängniß zu werfen, daß die Länge der Zeit ihn endlich nöthige, zu entdecken, wo er seinen Raud verborgen habe.

Hier bringt Thomas eilf Jahre in dem elendesten Zustande zu, und bittet täglich Gott, seine Unschuld zu offenbaren, oder das Herz seines Herrn zum Mitleid zu bewegen.

St. G... aber hatte längst seinen Verlust und das Unglück seines Dieners vergessen. Eine Kette aneinanderhängender Vergnügungen ließ ihm keinen Augenblick Zeit zum Nachdenken; endlich ward er ein Opfer seiner ausschweifenden Lebensart, und starb in der Blüte seines Alters an einer auszehrenden Krankheit.

Ein eigenhändiger Befehl des Königs verband bald nach seinem Tode die Gerichte zu Paris, alle Gefängnisse zu untersuchen, und Missethäter, die entweder um einer geringen Ursache willen schon lange gefangen gesessen, oder solche, deren Verbrechen nicht hinlänglich erwiesen worden, wieder auf freien Fuß zu stellen.

Digitized by Google

Zu diesen letzten gehörte Thomas. Sein Herr war gestorben, seine Aussagen beschuldigten ihn nichts, als einer großen Nachläßigkeit. Diese schien durch ein eilfjähriges Gefängniß hart genug bestraft. Man machte sich also kein Bedenken, ihn loszulassen.

Diese dem unschuldigen Thomas gewordene Nachsicht der Richter verbesserte jedoch den Zustand dieses Unglücklichen nicht, denn Elend und Alter hatten seine Kräfte geschwächt, und machten ihn unfähig, ferner Dienste zu nehmen, eigenes Vermögen hatte er auch nicht; er sah sich also in die traurige Nothwendigkeit zu betteln versetzt. Dennoch aber danke er Gott für seine Befreiung, und seine Dürftigkeit kränkte ihn weniger, als die Unmöglichkeit, seine Unschuld darzuthun. Er trug indessen gelassen sein Schicksal und ernährte sich vom Almosen, und es fehlte ihm nie daran. Ueberall fand er Mitleidige, die sein Unglück, daraus er kein Geheimniß machte, rührte, und die ihn ihrer Freigebigkeit würdig hielten.

An einem Abend nahte er sich einem kleinen Maierhofe unweit Paris. Ein alter ehrwürdiger Mann sitzt auf einer Rasenbank vor der Thür; er hört freundlich seine Bitte an, erkundigt sich nach der Ursache des Elendes, darin er sich befindet, und Thomas erzählt ihm ohne Bedenken, seiner Gewohnheit nach, die ganze Geschichte. Der Greis wird bis zu Thränen durch diesen Bericht gerührt und läßt ihn hereintreten, um in seiner Wohnung zu übernachten.

Er behält ihn zum Abendessen, und nöthigt ihn mit einer bewunderungswürdigen Güte, sich neben ihn zu setzen. Der Wein und die guten Speisen, die er so lange hatte entbehren müssen, und noch mehr das menschenfreundliche Benehmen seines Wirthes, erquickten den guten Thomas. Mit einer Art von Entzückung küßt er die Hand seines Wohlthäters, und sein Mund fließt von Danksagung und sein Auge von Thränen der Freude über.

„Allein," unterbricht ihn der Alte, „ob ich gleich ein gutes Zutrauen zu Eurer Rechtschaffenheit habe, so bleibt es mir doch immer etwas unwahrscheinlich, daß Ihr einen Mantelsack, so ganz ohne es zu wissen, solltet haben verlieren können." — „Ja wahrhaftig, mein Herr," rief Thomas, „ohne das Geringste zu wissen; ich weiß selbst nicht, ob ich betrunken oder unsinnig war. Freilich, beinahe vier und zwanzig Stunden im Galopp zu reiten, macht müde, indeß wäre ich vielleicht noch aufmerksamer gewesen, wenn ich nicht schon nahe bei Paris gewesen wäre, und also gar keine Gefahr mehr befürchtet hätte." — „Aber wußtet Ihr denn nicht die Gestalt des Mantelsackes anzugeben? Man hätte sollen öffentliche Nachforschungen anstellen lassen, vielleicht" — „Ach mein Herr, wer hätte wohl so großmüthig seyn können, einen solchen Fund wieder herauszugeben? sonst wäre es mir leicht geworden, ihn gerade so zu beschreiben, daß ihn Jeder hätte beim ersten Anblick erkennen müssen. Er war von blauem Tuch, mit langen Riemen, inwendig" — —

„Sah er etwa wie dieser aus?" unterbrach ihn der Alte, indem er die Decke des Tisches aufhob. „Um Gottes Willen, mein Herr!" rief Thomas, und ward blaß vor Schrecken, „das ist mein Mantelsack!"

„Uebereilt euch nicht," antwortete der Fremde, „untersucht ihn erst recht, vielleicht ist er inwendig nicht so beschaffen, wie der Eurige;" — und mit diesen Worten verließ er das Zimmer.

Mit zitternden Händen öffnet Thomas den zu seinen Füßen liegenden Mantelsack, und findet zwei neue Kleider, Wäsche, und zwei ziemlich schwere Beutel mit Gold. Ein daneben liegender Zettel enthält folgende Worte:

Nro. I. Tausend Louisd'or als eine billige Erstattung des verlornen Geldes.

Nro. II. Fünfhundert Louisd'or Interesse des Kapitals, und fünfhundert Louisd'or zur Belohnung der Redlichkeit, und der wegen eines Verlustes, der mich reich gemacht hat, ausgestandenen Leiden.

Dieser Anblick machte den ehrlichen Thomas sprachlos, und er wäre noch länger in dieser Betäubung geblieben, wenn nicht die Umarmung des alten Mannes ihn wieder zu sich selbst gebracht hätte. Aber noch wußte er nicht, ob ihn ein Traum täusche, oder ob ein Engel in Gestalt des Bewohners dieses Hauses ihm zur Seite säße; er bat den Greis mit Thränen, diese unbegreiflichen Geheimnisse zu erklären. Dieser that es mit wenigen Worten. Er erzählte ihm, daß er ehemals ein wohlhabender Kaufmann, durch betrügliche Bankerotte bis zur tiefsten Armuth herabgesunken, sich gezwungen gesehen hätte, seinen Unterhalt an der Landstraße von den Vorübergehenden zu erbetteln. Er hätte ihn vorüberreiten sehen, und wäre ein Zeuge seines Verlustes gewesen, und da alle seine Nachforschungen, den Besitzer des Geldes ausfindig zu machen, vergebens gewesen, hätte er es endlich, als eine vom Himmel ihm zugesandte Hülfe betrachtet, und zu seinem Nutzen

Digitized by Google

angewendet, mit dem Vorsatze, es seinem rechtmäßigen Besitzer, sobald er ihn entdecken würde, wieder zu erstatten. Er habe seine Handlung glücklicher, als ehemals geführt, und nicht nur bald seinen Verlust ersetzt, sondern noch überdieß ansehnliche Summen sich erworben, bis endlich sein zunehmendes Alter in ihm den Wunsch erregt, sich seinen bisherigen Geschäften zu entziehen, und die übrige Zeit in Ruhe zuzubringen. Da er nun gar keine Hoffnung mehr gehabt, den Urheber seines Glückes kennen zu lernen, so hätte er beschlossen, durch eine ausgebreitete Mildthätigkeit gegen alle Dürftigen; sich eines Theils seiner Verbindlichkeit zu entledigen, und nach seinem Tode sein Vermögen einem Hospitale zu vermachen. Zwei Jahre wären ihm in dieser angenehmen Beschäftigung verflossen, und seinem Glücke habe nichts gefehlt, als die Beruhigung, das gefundene Geld seinem Besitzer wieder erstattet zu haben. „Jetzt," schloß er, „sind alle meine Wünsche erfüllt. Mein redlicher Freund, ich habe in Ihnen den Unglücklichen kennen gelernt, durch dessen traurigen Verlust ich reich und glücklich geworden bin. Empfangen Sie hier nebst meiner zärtlichsten Freundschaft dieses Geld, das Ihnen zugehört. Möchte es Ihnen doch die letzten Tage Ihres Lebens angenehm machen, und Ihnen die schweren Leiden in Vergessenheit bringen, die Sie unschuldig ausgestanden haben!"

Thomas kam beim Schlusse dieser Erzählung wie aus einem tiefen Schlummer wieder zu sich selbst. Er dankte Gott, umarmte den redlichen Alten, und bat sich es als die einzige Belohnung aus, bei ihm zu sterben. Bald vergaß er alles Elend, welches er erduldet, und seine letzten Tage verflossen ihm heiter und ruhig in dem Umgange seines Wohlthäters.

S. Müller.

Miszelle.

Ein Kunstwerk alter Zeit.

Unter Ludwig XIV. lebte in Troyes ein Organist, dessen ganzes Sinnen und Trachten dahin ging, Geld zu gewinnen. Er baute ein Spinnett mit drei Claviaturen, gab seine Orgel auf, zog mit Frau und Kindern und dem Instrumente fort, in der Absicht, sich darauf hören zu lassen. Raisin kündigte in einem langen Anschlagzettel Wunderwerke des Gehorsams der Mechanik auf dem neuerfundenen Instrumente an. Die Menge lief zu, bald auch die Kenner, alle wurden entzückt, und Niemand wußte wie das zuging. — Erst spielten der älteste kleine Raisin und seine Schwester Babet, jedes auf ihrem Clavier, zusammen ein Stück. Das dritte Clavier wiederholte dasselbe Note für Note, beide Kinder hatten die Arme aufgehoben. Der Vater zog mit einem Schlüssel ein Rad an dem letztern Instrument auf, es rasselte und knarrte darin wie in einem Weberstuhl. Er veränderte dann den Platz, damit man die vollkommene Vereinzelung des Claviers hat sehen können. Als Alles fertig war, redete er das Instrument an: „Spinett, mein Liebchen, spiele einmal die Courante von Lambert, den Branle der Herzoginnen, die Gigue von Gundron." Das gehorsame Spiel vollstreckte aufs pünktlichste den Befehl. Manchmal unterbrach es Raisin: „Halt ein Spinett, einen Augenblick." Es hielt inne, und wie er befahl fortzufahren, so geschah auch dieß, genau da anfangend, wo es aufhörte zu spielen. Ganz Paris beschäftigte sich mit dem kleinen Wunderwerk, es wurde hier und da sogar von Hexerei gemunkelt; Niemand konnte das verborgene Geheimniß enträthseln. Als Raisin sich ein Sümmchen von 20,000 Livres zusammengespielt hatte, wurde er mit dem Zauberspinett zu Ludwig XIV. gerufen, der die Erfindung bewunderte, und befahl, bei der Königin es spielen zu lassen. Aber die Königin ergötzte sich nicht daran, sondern erschrack darüber. Der König befahl sogleich das Spinett zu öffnen; statt eines Teufels mit Hörnern, den die Königin erwartete, trat ein Kind von fünf Jahren schön wie ein Engel heraus, das die Befürchtung niederschlug. Es war der kleinste Raisin, der von ihren Majestäten geliebkos't wurde. Der Reiz des Geheimnißvollen war verloren, allein nicht der Zulauf. Um den künstlichen Mechanismus zu sehen, drängten sich gar viele hinzu und, da Raisin dramatische Belustigungen damit verband, hatte er nach wie vor ein großes Publikum. Das Konzert machte den Anfang, dann tanzten Raisin's vier Kinder eine Sarabande und im Verein mit andern Kindern führten sie endlich ein kleines Stück auf. In der Folge wurde ein förmliches Kindertheater daraus, das sich Les Comédiens de M. le Dauphin nannte, auf welchem Molière den berühmten Baron antraf.

Verlegt und redigirt unter Verantwortlichkeit der G. Geiger j.'schen Buchdruckerei.

Digitized by Google

№ 20. 7. März 1840.

Der Erzähler.

Ein

Unterhaltungsblatt für Jedermann.

Fünfter Jahrgang.

Augsburg. Dieses Blatt erscheint jeden Mittwoch und Samstag, und kostet dahier vierteljährlich 45 kr., halbjährig 30 kr. und jährlich 1 fl.; auswärts ist der Preis: vierteljährlich 48 kr., halbjährig 32 kr. und jährlich 1 fl. 12 kr. Bestellungen nehmen alle Buchhandlungen und königl. Postämter, letztere mit der tarifmäßigen Portovergütung, an.

* Selim.

(Eine Arabeske.)

1.

Im glücklichen Arabien lebte ein Beherrscher Namens Achmet. Jeder Unterthan segnete die glückliche Regierung dieses Fürsten und das Gebet des Imans ging dahin: „Allah möge lange noch dem Reiche diesen Herrscher schenken.“ Da nun das zu hohe Alter ihm endlich seine Kräfte benahm und er fühlte, daß er bald in die Gruft seiner Väter sinken müsse, ließ er seinen Sohn noch zu sich kommen. Selim, so hieß der Thronfolger dieses Reiches, sonst ein wackerer Jüngling, jedoch zu viel von Leidenschaftlichkeit eingenommen, verdunkelte durch manche Handlung seinen Charakter auf eine auffallende Art. Als er bei seinem Vater erschien, segnete dieser seinen Sohn und sprach: „Selim, dein ist nun der Thron, auf dem ich vierzig volle Jahre mit Glück geherrschet. Sei tugendhaft, laß dich von keiner Leidenschaft bethören, und bleibe deinen Unterthanen ein Vater, so wie ich es und meine Vorfahren bis zur Grube waren, und du wirst glücklich seyn. Gönne keinem Schmeichler dein Ohr, liebe Gerechtigkeit, dann wird dein Thron feststehen. Sieh, hier übergebe ich dir einen Ring, ein Kleinod, das sich auf jeden der diesen Thron besteigt, vererbt. Sobald dieser Rubin an deinem Finger erblaßt, hast du eine üble That verübt; wenn er dich klemmt, so ist die That noch schlimmer, und jeder gesteigerte Grad der Klemmung zeigt dir auch an, wie sehr Du von dn Bahn der Tugend weichst. Doch hüte dich, ihn wegzuwerfen, denn dieses würde nur dein größtes Unglück nach sich zieh'n. Nimm hin den Ring, befolge meine Lehren und sei glücklich.“

Er sprach's und entseelt lag sein Vater vor ihm. Kaum daß er seinen Augen traute, stand Karadsyn der Schutzgeist des Hauses vor ihm, ermunterte ihn, den Lehren seines Vaters zu folgen, auf den Ring Acht zu haben, worauf er ihn auch seines Beistandes versicherte, und verschwand.

Die Großen des Reiches wünschten ihm Glück, sein Vater wurde zur Erde bestattet, er bestieg den Thron und begann die Regierung.

Den ersten Monat betrug sich Selim so vorsichtig und behutsam, daß der freudige Gedanke, sein Ring habe ihm noch nicht einmal ein Vergehen vorgeworfen, ihm beinahe unglaublich vorkam. Er gab sich mit den Angelegenheiten seines Reiches ab, er machte sich mit dem Zustande seines Volkes bekannt und hätte so eine glückliche Regierung angefangen. Da er denn durch die Geschäfte etwas schwermüthig wurde, riethen ihm die Höflinge, er möge zur Zerstreuung eine Jagd veranstalten. Selim gab dem Rathe Gehör und zog sogleich auf eine Löwenjagd. Die Jagd war mühsam und vergebens, so kam er denn ermüdet und voll Verdruß in seinen Pallast zurück.

Er trat hinein, ein kleiner Hund, der noch seinem Vater gehört hatte, kam ihm entgegen, hüpfte um ihn herum, und bewies ihm seine Freude durch tausend Schmeicheleien. Voll Verdruß über die mißlungene Jagd gab er ihm mit dem Fuße einen solchen Stoß, daß er sich mit kläglichem Winseln unter einem Divan verbarg. Den Augenblick fühlte er, daß ihn der Ring am Finger klemmte, und als er den Rubin besah, ward er gewahr, daß derselbe einen großen Theil seines Glanzes verloren hatte.

Anfänglich blieb er vor Erstaunen und Mißvergnügen erstarrt stehen; allein Erstaunen und Mißtrauen machten bald der Verachtung Platz.

„Soll Selim, dachte er, der Beherrscher eines unzählbaren Volkes, nicht einen Hund stoßen können, der ihm zuwider ist, ohne den Vorwurf zu leiden, daß er unrecht gethan habe?“ Allein der Ring klemmte ihn abermals, und der Rubin ward noch blässer. Der Pallast ward von einem Donnerschlag erschüttert und sogleich stand der Schutzgeist Karabsyn vor ihm.

„Selim, sprach er, du hast dich gegen ein Thier versündigt, das Schmerz und Vergnügen empfindet, wie du. Soll dich deine Macht rechtfertigen, wenn du Geschöpfe, die unter dir sind, beleidigest, so habe auch ich das Recht, dir Leides zuzufügen, denn ich bin weit mächtiger als du. Ueberlaß dich nicht dem blinden Triebe eines plötzlichen Unwillens, und das mürrische Wesen des Mißvergnügens verführe dich nie zur Grausamkeit, auch nicht gegen den geringsten Wurm, damit ich nicht gezwungen werde, dich zu strafen. Denn wer Verweise verachtet, muß durch Züchtigung gebessert werden, oder er ist auf ewig verloren.“

Karabsyns Gegenwart setzte ihn in Verlegenheit, und seine Worte machten ihn verwirrt. Er fiel ihm zu Füssen. Mit sanfterm Tone sprach der Schutzgeist zu ihm: „Hoffe nicht, daß ich künftig die Anfoderungen deines Stolzes beantworten, oder deiner Neugierde Genüge thun werde; traue meiner Freundschaft und verlaß dich ohne Einschränkung auf deinen Ring.“

2.

Da die Jagd ihm so vieles Mißvergnügen gemacht hatte, vermied er sie und, um dennoch sich eine Ergötzlichkeit zu suchen, veranstaltete er ein Gastmal, bei welchem alle Hofleute eingeladen waren. Alles war vergnügt, besonders Selim, dessen Vergnügen sich bis zur Ausschweifung steigerte. Der Vezier Omar, ein tüchtiger Beamter und edler Greis, der stets der vertrauteste Freund seines Vaters war, sah ruhig diesem Treiben zu. Endlich erinnerte er heimlich Selim, sich nicht zu vergessen, mit den jüngern Hofleuten nicht vertrauter zu thun, als seine Würde es erlaube. Dieser gutgemeinte Verweis verdroß ihn so sehr, daß er anfing, sich über ihn lustig zu machen. Die jungen Hofleute stimmten mit ein, und Alles bestrebte sich, den alten ehrwürdigen Vezier lächerlich zu machen. Plötzlich zog der Ring Selims Aufmerksamkeit auf sich, und er fand, daß der Rubin seine Farbe veränderte. Er ward auf ein paar Augenblicke bestürzt; allein, weil die jungen Höflinge ihn mit Schmeicheleien überhäuften, so bemühte er sich, den Gedanken an seinen Ring zu ertränken. Die Spöttereien über Omar wurden bitterer, beim Weine, so daß er sie nicht mehr ertragen konnte. „Herr,“ sagte er freimüthig, „wenn dein Vater wüßte, wie unwürdig Du seinem ältesten treuesten Diener begegnest, er würde es dir nie vergeben.“ Dieser edle Ernst brachte Selim so sehr in Wuth, daß er aufsprang, und Omar mit dem Fuße vom Tische stieß, ja, er würde ihn mit dem Dolche ermordet haben, hätte nicht der Ring ihn so geklemmt, daß er hätte schreien mögen, und als er den Rubin besah, war er fast völlig bleich geworden. Jedoch der Zorn war zu heftig, als daß er auf diesen Verweis achtete.

Seine Aufführung ward nun immer unordentlicher und zwar in dem Maaße, daß er auf die Ermahnungen nicht mehr achtete, die der Ring ihm gab, sogar gewöhnte er sich daran, und bemerkte sie zuletzt nicht mehr, wenn er sie bekam.

Sein Unwillen gegen Omar nahm so sehr zu, daß er sich in den bittersten Haß verwandelte. Er setzte ihn ab, behielt ihn aber doch am Hofe, damit er täglich Gelegenheit erhielte, ihm sein Leben durch Beschimpfungen zu verbittern.

Suleyma, die Tochter dieses würdigen Mannes war Selim schon von seinem Vater zu Gemahlin bestimmt, und blos der Tod desselben hatte die Heirath verschoben. Sie war jung, schön, geziert mit jeder weiblichen Tugend; allein sein Haß gegen ihren Vater machte, daß er seinen Entschluß änderte, und sie nicht mehr heirathen, aber zu größerem Schimpfe ihres Vaters bei sich behalten wollte. Allein dieß gelang ihm nicht; Suleyma gab ihm die ernstlichsten Verweise, und als er sie einstmals mit Gewalt aus dem Hause ihres Vaters holen lassen wollte, so war sie weg, und Niemand wußte, wohin sie gekommen war. Aus Liebe, denn er liebte sie wirklich, Schaam und Verdruß ward er wüthend. Er ließ den Omar holen, machte ihm die schimpflichsten Vorwürfe und drohte ihm den unausbleiblichen Tod, wenn nicht seine Tochter in einer Stunde wieder in seiner Gewalt wäre. Vergebens betheuerte dieser würdige Greis mit Thränen, daß er nicht wisse, wohin seine Tochter gekommen sei; Selims Entschluß blieb unverändert und Omar bereitete sich zum Tode.

(Schluß folgt.)

Digitized by Google

Miszellen.

* Erste Tage meines Lebens bis zu den akademischen Jahren.

„Wenn ich noch in die ersten Jahre meiner Kindheit zurückdenke, so erinnere ich mich noch bis in das zweite Jahr meines Lebens sehr deutlich zurück. — Ich erinnere mich meines Großvaters mütterlicher Seite so deutlich, daß ich ihn noch stündlich malen wollte, und er starb als ich zwei und ein halbes Jahr alt war. — Die wichtigsten Epochen meiner Kindheit, die starken Eindruck auf mich machten, und deren ich mich noch in mancher Stunde erinnere, sind folgende: 1) Ich erinnere mich, daß ich sehr krank war; nach dem Erzählen meiner Mutter war ich zwei Jahre alt, — mein Großvater trug mich auf dem Arm, und weinte, und sagte mir: „lieber Karl, stirb mir doch nicht!“ — ich erinnere mich noch sehr wohl, daß jede Thräne, die aus seinem Auge floß, mich sehr schmerzte; nur wußte ich nicht, was er durch den Ausdruck sagen wollte — stirb nicht. — 2) Erinnere ich mich mit sehr vielem Vergnügen einer Sommernacht, in der ich mit meiner Mutter im Gras saß, und Johanneswürmchen erhaschte. — Ich bin mir noch vollkommen des Zustandes bewußt, und des Gefühls, das in der Seele so unschuldig lag — und das der Zustand der größten Seligkeit, dessen ein unschuldiges Geschöpf ist, seyn muß. 3) Erinnere ich mich eines gleichen Auftritts an einem Sonntage, wo ich mit meiner Kindsmagd, zwischen einem großen und hohen Kornfeld am Mittag lag und mit Blumen spielte. Ich war vier Jahre alt. 4) Erinnere ich mich eines starken Gewitters; alles zitterte, und ich saß ruhig unter der Thüre, und sah den schlängelnden Blitzen zu, und fühlte so viel schönes, und so viel Seligkeit an diesem Anblick. 5) Erinnere ich mich des Todes meines Großvaters; ich sah ihn sterben, und wollte nicht glauben, daß er todt wäre, ich glaubte, daß er schlief. Als man ihn aber in die Erde trug, so weinte ich bitterlich, und erinnere mich des Gefühls des Leidens; man konnte viele Tage mich nicht trösten. 6) Aus den ersten Auftritten meines Lebens, wenn ich zurückdenke, fühle ich nur zu sehr, daß der Keim der heftigsten Empfindungen schon in mir lag, ich hatte schon als ein Kind eine sehr schwärmerische Einbildungskraft. liebte immer die Einsamkeit, und beschäftigte mich mit kleinen Erfindungen. 7) Ich liebte die Gesellschaft der Buben nicht, ich fürchtete sie, denn die zankten und schlugen sich, alles Lärmende verabscheute ich. Ich erinnere mich noch, daß mir meine Mutter zwei Bauernmädchen zur Unterhaltung öfters ins Schloß kommen ließ, denen ich von Herzen gut war, sie waren so stille sanfte Mädchen. — Wir spielten manche Stunde, und unsre Unterhaltung war: kleine Gärtchen mit Blumen und Bäumen anzulegen. 8) Ich war sehr stille, nur konnte ich schon als ein Kind nicht dulden, wenn der Stärkere den Schwächern unterdrückte. Ich erinnere mich, daß ich mit Gefahr, sehr tödlich verwundet zu werden, einen kleiner Pommerhund eines Bauern rettete, der von zwei großen Metzgerhunden angepackt wurde. 9) Als ein Knabe mit fünf Jahren liebte ich sehr den Umgang mit alten Leuten, ich konnte nicht sagen warum? aber das Alter hatte was Anziehendes für mich — wir hatten einen 80jährigen Bauern in der Gegend, und meine größte Freude war, mit ihm am Abend vor seiner Hütte im Gras zu liegen. 10) Furchtsam war ich nie als Kind, ich erinnere mich sehr wohl, daß mein Vater zur Probe mir auch den heiligen Nikolaus und den sogenannten „Klaubauf“ kommen ließ — aber weder die Häßlichkeit noch Schönheit machte auf mich einen Eindruck. Ich sagte bei ihren Eintritt, es wären angekleidete Menschen; und so ging ich in der dunkelsten Nacht überall hin, wo mich mein Vater hinschickte, ohne mich im geringsten zu fürchten. 11) Meine Freude war, als ein Knabe, am Wasser zu seyn, besonders ging ich gern am Wasserfalle, und da konnte ich Stundenweis hinsitzen. Meine Mutter besorgte einst, es möchte wir was Widriges begegnen, und schickte einen Kaminfegergesellen an das Plätzchen hin, wo ich gewöhnlich saß; — allein diese schwarze Figur machte nicht den geringsten Eindruck auf mich, ich setzte mich zu ihm hin, und freute mich, daß er so schwarz war. — Auch hatte ich einige Kreuzerstücke im Sacke, die erst von der Münze kamen, und die mir mein Vater gab. — Ich legte diese Stücke auf seine schwarzen Hände, und unterhielt mich recht sehr, daß diese Stücke so hell auf der schwarzen Hand glänzten; wir machten Freundschaft, und giengen miteinander zurück. 12) Ich erinnere mich, daß ich, wenn ich als ein Kind etwas unternahm, das nicht recht war, voll Beängstigung war; wenn man mich auszankte, war ich wie sinnlos; — ich war niedergeschlagen, und konnte kaum denken. Mit einem guten Wort konnte man alles mit mir machen; und wenn meine Mutter eine Thräne vergoß, so hätte ich mein Leben

für diese Thräne gegeben, wenn ich hätte verhindern können, daß sie nicht geflossen wäre. Auch weiß ich noch recht wohl, daß ich mich keinen Abend zu Bette legte, ohne vorher Verzeihung von meinen Eltern begehrt zu haben, wenn ich sie des Tages über beleidigt hatte.“ — Dieses Knäblein wurde ein Mann, der in seiner Gesellschaft viel des Guten gewirkt, und besonders durch seine ausgezeichneten religiösen und moralischen Schriften und Gebetbücher sich nicht nur um das Seelenheil der Mitwelt, sondern auch der späten Nachwelt höchst verdient gemacht hat.

Der Handwerksbursche und der Millionär.

In den achtziger Jahren des vorigen Jahrhunderts wanderte ein Schneiderlein wohlgemuth und rüstig, mit seinem Ränzchen auf dem Rücken allein aus seinem kleinen Heimathsorte Kippenheim bei Lahr im Badischen, in die weite Welt, durch die Schweiz, Frankreich und England, und ist nimmer heimgekommen. Am 17. Nov. 1832 verblich an den französischen Ufern des Mittelmeeres in dem prächtigsten Pallaste in Hyeres der — Freiherr Georg Stulz von Ordenburg, Besitzer von Millionen; zu Grabe geleitet von allen Bürgern der Stadt, theilnehmend gefolgt von allen Fremden, die dort die milde Luft gesucht, gesegnet von allen Hülfsbedürftigen und Unglücklichen, die bei seiner Leiche zum erstenmale wieder weinten und hungerten. Auf seinem Sarge erblickte man den Freiherrnstab und den Ritterorden des Zähringer Löwens, und bescheiden daneben eine — Nadel und eine Scheere, denn der Handwerksbursche und der Millionär — war eine und dieselbe Person. In London schwang sich Stulz durch seine Geschicklichkeit und Kunstfertigkeit vom unbedeutenden Schneidergesellen bald zum unentbehrlichen Kleiderkünstler der Modewelt empor, und in dreißig Jahren hatte er sich so viel errungen „mit Nadel und Scheere“ daß er unabhängig ins südliche Frankreich zog, und um seiner Gesundheit willen sich in Hyeres fürstlich niederließ. Eine Papierspekulation vergrößerte sein Vermögen um das Doppelte; dieß eröffnete seiner Wohlthätigkeit nur einen um so größeren Spielraum. Die protestantische Kirche in Marseille, die Bibelgesellschaft, die Brunnen in Hyeres, das dortige Denkmal in Massillons, die Orgel der katholischen Kirche, das Spital, bestehen theils einzig, theils vorzugsweise durch seine Freigebigkeit. Aber auch seines alten Vaterlandes vergaß er nicht. Seinen Geburtsort Kippenheim bedachte er mehrmals mit nicht unbedeutenden Schenkungen: zur Unterstützung für Arme und zu selbstständigen Stiftungen, zu einem Spitale und einer Kirche. Die ansehnlichsten Summen jedoch wandte er in den letzten Jahren der Residenz Karlsruhe zu, um einige angefangene, gemeinnützige Institute zu unterstützen, besonders das polytechnische Institut, das Pfründnerhaus und das Waisenhaus. Das Ganze seiner Schenkungen erreichte die Summen von 363,400 Franken. Als Zeichen auch der fürstlichen Anerkennung seiner thätigen Anhänglichkeit an sein Vaterland, ernannte ihn der Großherzog von Baden zum Ritter des Zähringer Löwens, erhob ihn ein Jahr später darauf in den badischen Adelstand, und überschickte ihm persönlich mehrere kleine Beweise seiner Gewogenheit. So lange es arme Greise gibt und Waisen, wird sein Gedächtniß nicht untergehen.

Anekdoten.

Ein Graf beging das Wiegenfest seiner Tochter auf seinem Gute. Der Schulmeister war mit seiner Schuljugend unten am Zimmer aufgestellt mit der Weisung: daß er, so wie er die Gläser klingen höre, mit seiner Jugend ausrufen solle: „Und unsern gnädigen Herrn auch! und unsere gnädige Frau auch! und unsern Herrn Gerichtsverwalter auch! Die Tafel war zu Ende, der Bediente kam mit den Champagnergläsern, stolperte, die Gläser fielen zu Boden und der Graf donnerte ihn an: „Hol' ihn der Teufel!“ Der Schulmeister, welcher die Gläser klingen hörte, rief nun mit seiner Schuljugend aus voller Kehle: „und unsern gnädigen Herrn auch! und unsere gnädige Frau auch! und unsern Herrn Gerichtsverwalter auch!“ — „Eine Höllenfahrt in pleno,“ sagte der Graf und lachte.

Berliner-Witz.

„Bist Du mit den Anlagen der Spiritus-Destillationsanstalt in Deinem Leibe bald fertig?“ fragte der enthaltsame Sackträger Menz seinen schnapsliebenden Kameraden Schwetler. „Höre,“ entgegnete dieser, „ich weeß, wo Du hinsticheln willst, nimm Dir in Acht, daß ich keen Pochwerk uff Deinem Rücken anlege!“

Auflösung der Charade in No. 4: **Nulle.**

Verlegt und redigirt unter Verantwortlichkeit der G. Geiger j.'schen Buchdruckerei.

Digitized by Google

№ 21. **Der Erzähler.** 11. März 1840.

Ein

Unterhaltungsblatt für Jedermann.

Fünfter Jahrgang.

Augsburg. Dieses Blatt erscheint jeden Mittwoch und Samstag, und kostet dahier vierteljährlich 15 kr., halbjährig 30 kr. und jährlich 1 fl.; auswärts ist der Preis: vierteljährlich 18 kr., halbjährig 36 kr. und jährlich 1 fl. 12 kr. Bestellungen nehmen alle Buchhandlungen und königl. Postämter, letztere mit der tarifmäßigen Portovergütung, an.

* Selim.

(Eine Arabeske.)

(Schluß.)

3.

Trotz dem, daß Selim bisher unaufhörliche Erinnerungen von dem Ringe bekam, achtete er doch nicht darauf, bis er ihn so sehr klemmte, daß er Schmerzen unleiblichen Grads empfand, und wider seinen Willen auf ihn aufmerksam werden mußte. Er begab sich sogleich in die Einsamkeit und überließ sich dem Verdrusse der ihm marterte. „Selim, dachte er, was bist du für ein armseliger Sklave eines unsichtbaren Tyrannen! Was ist das für ein Wesen, dessen Bosheit der Neid mich hindert, mein Ansehen zu gebrauchen, und das mir alle Handlungen meines Lebens als Verbrechen vorstellet? Wie lange soll ich noch unter dieser Knechtschaft seufzen? Und wer ist der, der diesen verwünschten Ring gab? Vielleicht befindet er sich jetzt auf einer der entferntesten Sonnen, vielleicht wälzt er einen der Planeten im Kreise herum, oder bewegt das Weltmeer durch einen Sturm. Aber wer er auch seyn mag, so hat er doch gewiß wichtigere Dinge zu thun, als sich um meine Aufführung zu bekümmern. Genug, sein Ring soll mich nicht mehr plagen!“ Bei diesen Worten zog er den Ring ab, und warf ihn unwillig und verächtlich zur Erde.

Sogleich wurde die Luft verfinstert; eine Donnerwolke brach über Selims Haupt los und nun stand Karadsyn vor ihm. Ein panischer Schrecken durchlief jetzt alle seine Adern; er hatte nicht Kräfte genug, weder um Vergebung zu bitten, noch sein Vergehen zu bekennen. Endlich sprach der Geist mit ruhigem Ernste: „du hast jetzt, so viel in deinen Kräften steht, die Menschheit abgelegt und dich selbst erniedriget. Deine Gestalt soll nicht mehr deine Natur verbergen, noch dein Beispiel die Laster ansteckend machend.“ Hier berührte er ihn mit seiner Ruthe, und sogleich befand er sich mitten in einer Wüste, wo er wie ein Ungeheuer umherirrte, welches vorne einen Wolfskörper hatte und hinten wie eine Ziege gestaltet war. Unter dieser Verwandlung blieben ihm alle Begebenheiten seines Lebens bewußt, und die Kräfte seines Verstandes dauerten fort, obgleich seine Leidenschaften bis zur Raserei erhitzt waren. Bald wälzte er sich unsinnig im Sande herum, bald durchstrich er eiligst die Wüste, blos nur um sich selbst zu entfliehen, bald heulte er vor Wuth, bald brüllte er aus Verzweiflung. Diesen Augenblick verwünschte er den Schutzgeist, und in dem andern verfluchte er sich selbst, daß er seine Freundschaft verscherzt hatte.

Geraume Zeit lebte er in diesem schrecklichen Zustande, und fand nur einiges Vergnügen darin, daß er so viele Thiere zerriß, als er nur konnte, um einen Theil des Uebels, welches er litt, auch andern Geschöpfen zuzufügen. Zugleich zitterte er vor Furcht, daß er nicht einmal von einem stärkern Ungeheuer möchte zerrissen werden.

Mitten unter diesen schrecklichen Martern hörte er das Bellen der Hunde, das Wiehern der Pferde, und das Geschrei der Jäger. Die Jagd kam herbei, ehe er entfliehen konnte, und plötzlich war er von Menschen umringt. Alles starrte ihn an; endlich warf ein Sklave ein Netz über ihn, und man brachte ihn nach der Stadt. Es war die Hauptstadt seines ehemaligen Reiches. Er erblickte, als man ihn durch die Straßen führte, überall einen grosen Auflauf und hörte endlich, daß die Herolde eben den Omar zu seinem Nachfolger ausriefen. Selim wurde nun als Ungeheuer in den fürstlichen Pallast gebracht,

Digitized by Google

an einem Orte eingesperrt, wo man die wilden Thiere aufbewahrte.

4.

In dieser Gefangenschaft geberdete er sich so wild so unbändig, daß der Aufseher ihn oft ganze Tage hungern ließ, um ihn zahm zu machen, wenn er dann vor Unmuth über diese Züchtigung brüllte, so setzte der Aufseher zu dem Hunger noch Schläge hinzu, bis seine Unbändigkeit durch Furcht und Schmachten etwas gedämpft, und er nach und nach zahm wurde. Nachdem ihn nun anfänglich der sklavische Zwang sanfter gemacht hatte, ward es ihm endlich zur Gewohnheit, und der Aufseher begegnete ihm nunmehr auch freundlicher, fütterte ihn alle Tage, und gestattete ihm mehr Freiheit als zuvor.

Nach und nach entstand unter beiden eine Art von Freundschaft, und Selim suchte in thierischer Gestalt ihm auf alle nur mögliche Art seine Erkenntlichkeit zu beweisen. Einst war der Aufseher in Gefahr, von einem wilden Tiger zerrissen zu werden, und es würde auch geschehen seyn, wäre nicht der metamorphosirte Selim herbeigeeilt und hätte das Thier zu Boden geworfen. Der Aufseher zog sogleich seinen Dolch und brachte den Tiger um. Hierauf kehrte er sich nach seinem Retter, um ihm zu schmeicheln; allein plötzlich sprang er zurück und blieb vor Verwunderung unbeweglich, als er sah, daß dieses Ungeheuer verschwunden, an seiner Stelle ein Hund war.

Diese Verwandlung empfand Selim sehr wohl, und er entfloh der Gefangenschaft. Er hielt diese Veränderung für eine Belohnung seiner Treue, und schätzte sich sehr glücklich, weil er nun mehr Freiheit erhalten hatte, als zuvor. Er ging in den Pallast und marterte sich mit dem Gedanken, daß er ehemals der seinige gewesen und ihn blos durch seine Unbändigkeit verscherzt habe. Er lief in den Garten, legte sich unter einen Mandelbaum, und hing seinen traurigen Gedanken nach, als ein kleiner Hund, eben der, den er vormals so grausam gestossen hatte, zu ihm kam, sich vor ihm niederwarf und ihm schmeichelte. Er stellte über die Treue dieses Thieres allerlei Betrachtungen an, schämte sich, daß es so viele Vorzüge vor ihm habe, und faßte den Entschluß, sich, so viel ihm in seinem gegenwärtigen Zustande möglich seyn würde, in der Dankbarkeit, Treue und anderen geselligen Tugenden zu befleißen. Mit diesem Gedanken schlief er ein; aber er erwachte nicht mehr als ein Hund; sondern in Gestalt einer Taube.

Diese neue Verwandlung erfüllte ihn mit unaussprechlichem Vergnügen; er sah solche als ein Merkmal der Gewogenheit des Karadsyn an, und bemühte sich von ganzem Herzen, ihm zu gefallen. Er konnte sich anfänglich nicht satt fliegen; endlich aber sah er sich nach einem sichern Ort um, wo er ohne Gefahr ausruhen konnte. Er fand eine Höhle, flog hinein und erblickte beim Schimmer einer dunkeln Lampe einen Einsiedler der einem jungen Frauenzimmer zuhörte, welches ihm ihre Begebenheiten erzählte. Wie erstaunte er, als er sah, daß es Suleyma war.

„Als Selim," sagte sie zu dem Einsiedler, „mich meinem Vater und der Tugend entreissen wollte, betete ich zu dem Himmel, seiner Gewaltthat Einhalt zu thun. Sogleich umgab mich eine dicke Wolke, welche mich in unglaublicher Geschwindigkeit in diese Höhle brachte, wo ich dich fand, und dich nunmehr um Schutz und Rettung anflehe."

Empfindungen, die nicht zu beschreiben sind, erfüllten sein Innerstes. Er empfand die bitterste Reue über sein voriges Betragen, und seine ehemalige ungestümme Liebe zu Suleyma verwandelte sich in Hochachtung und Ehrfurcht. In eben diesem Augenblicke erhielt Selim seine vorige Gestalt wieder und warf sich der Suleyma zu Füßen. Sie erschrack, entriß sich ihm, und bat den Einsiedler um Schutz, der, wie er nunmehr sah, Karadsyn, sein freundschaftlicher Schutzgeist war, der ihn durch Züchtigungen gelehrt hatte, was Glückseligkeit sey. „Stehe auf," rief Karadsyn, „und sieh dich um." Selim und Suleyma blickten um sich, die Finsterniß war verschwunden, und sie befanden sich vor der Hauptstadt des Reiches. „Gehe hin, Selim," sprach der Schutzgeist, „werde der Gemahl Suleyma's und der Vater deines Volkes. Ich habe dem Omar deine Geschichte in einem Traume eröffnet; er erwartet deine Ankunft. Schon ziehet dir der ganze Hof entgegen, dich wieder auf den Thron zu setzen, den du jetzt würdiger bekleiden wirst, als vorher." Omar kam wirklich mit dem ganzen Hofe und das Volk empfing ihn mit dem lautesten Freudengeschrei. Karadsyn rief ihre Rückkunft unter lautem Donner aus, der vom ganzen Volke des Reiches gehört wurde, und segnete die Regierung Selims mit Glück und Frieden.

Selig.

Digitized by Google

Miszellen.

Suwarow.

Suwarow legte sich gewöhnlich um 6 Uhr Abends schlafen, und stand Morgens um 2 Uhr auf. So alt er war, so stürzte er sich gewöhnlich in kaltes Wasser, oder ließ sich einige Eimer davon über den bloßen Leib gießen. Morgens um 8 Uhr hielt er seine Mittagsmahlzeit. Sie bestand in Branntwein und einigen derben Speisen. Oefters mitten unter der Tafel stand einer seiner Adjutanten auf, ging zu dem Feldmarschall hin und verbot ihm weiter zu essen. Auf wessen Befehl? fragte Suwarow. — Auf Befehl des Marschalls Suwarow. Alsobald stand er auf und sagte: „Dem muß man gehorchen.“ Eben so ließ er sich in seinem eignen Namen Befehl ertheilen, spazieren zu gehen und dergleichen mehr. Er war andächtig und abergläubisch, oder nahm wenigstens den Schein davon an. Seine Hauptleute mußten laut vor ihren Kompagnien beten; und die ausländischen oder liefländischen Offiziere, welche nicht die russischen Gebete auswendig konnten, wurden von ihm hart angelassen. — Bisweilen besuchte er die Feldlazarethe; gab vor, etwas von der Medizin zu verstehen, und nöthigte die, welche er sehr krank fand, Rhabarber und Salz einzunehmen. Die, welche er nicht sehr schwach fand, ließ er mit Ruthen peitschen. Häufig jagte er alle Kranken aus dem Spital hinaus und sagte: „Suwarows Soldaten dürfen nicht krank seyn.“ — Oefters ritt er im bloßen Hemde auf einem ungesatteltem Kosakenpferde durchs Lager. Des Morgens, anstatt die Reveille schlagen zu lassen, trat er vor sein Zelt und krähte dreimal wie ein Hahn. Bisweilen war dieß auch das Zeichen zum Aufbruch oder zum Angriff. — Sein Haß gegen die Franzosen ging auf das Aeußerste. Von Warschau aus schrieb er an die Kaiserin Katharina II.: „Mutter laß mich gegen die Franzosen marschiren.“ — Unter Paul I. ward ihm sein Wunsch erfüllt; doch das Ende krönte seinen Feldzug nicht. Seine Armee, von Mühseligkeiten, Hunger und tausendfachem Mangel erschöpft, erkletterte in Verzweiflung die mit Schnee bedeckten Gebirge der Schweiz. Es dauerte nicht lange, so fängt der Soldat an zu murren, macht Halt und will nicht weiter gehen. Suwarow, der nicht mehr weiß, wie er sich Gehorsam verschaffen soll läßt eine Grube graben, und legt sich darein. — „Werft Erde über mich,“ schreit er, „und laßt euern General hier liegen; ihr seyd meine Kinder nicht mehr; ich bin nicht mehr euer Vater; es bleibt mir nichts übrig als zu sterben.“ — Hierauf stellten sich die Grenadier eiligst um ihn herum, verlangten mit lautem Geschrei, die Gipfel des Gotthardsberges erklimmen, und den Feind verjagen zu dürfen. Die ganze Armee folgte ihrem Beispiel, sie stürzten sich in die französischen Bajonette, und der Feind wurde geworfen. — Als er von Paul I. den Befehl erhielt, die Neuerungen in Rücksicht der Kleidung und Frisur der Soldaten in der Armee einzuführen, sagte er zu seinen Offizieren: „Der Haarpuder ist kein Kanonenpulver; die Locken sind keine Kanonen; und die Kamaschen keine Bajonette.“

Der unglückliche Schlittschuhläufer.

Vor einiger Zeit zeigte sich, als es schon ein wenig aufgethauet hatte, in Paris ein hübscher Schlittschuhläufer auf dem Eise des Bassins de la Villette. Durch seine Gelenkigkeit und Anmuth in Schnörkeln zog er Aller Aufmerksamkeit auf sich; allein, plötzlich brach das Eis, und der vortreffliche Schlittschuhläufer sank hinein. Nach altem Gebrauche flog Alles, was Beine hatte, davon, und ließ ihn stecken. Ein rüstiger Lastträger aber, der sich in der Nähe befand, holte aus einem benachbarten Hause eine lange Leiter, legte dieselbe platt aufs Eis, und kam so bis zum Loche, wo der Petitmaitre hineingesunken war. Er fuhr mit dem Arme in dasselbe hinein, faßte die Haare des Versunkenen, und wollte ihn herausziehen, allein die Haare ließen nach, und es kam nur eine Perrücke heraus. Der Lastträger griff wieder hinein, und faßte dießmal die Kinnlade des Stutzers; allein auch hier gab etwas nach, und es kam nur eine Handvoll falscher Zähne zum Vorschein. Zum drittenmale fuhr der Lastträger in das Loch hinein, griff dießmal ein Paar Beine, aber anstatt des Stutzers kamen nur seine falschen Waden ans Tageslicht. Nun griff der Lastträger mit beiden Armen zu, und zog endlich den vor Kälte erstarrten ganzen Körper heraus, trug ihn in ein benachbartes Wirthshaus, brachte ihn dort wieder ins Leben, und als der Stutzer völlig wieder zu sich gekommen war, gab ihm sein Retter folgende Lehre: „Herr, Sie haben sich da hübsch zugerichtet. Wenn man keine Haare, noch Zähne, noch Waden mehr hat, so muß man hübsch vorsichtig sein, und sich nicht so blindlings aufs Eis wagen. Merken Sie das, und damit Gott befohlen!“

Digitized by Google

Der Appetit eines Domino.

Zu den Festlichkeiten, welche bei der Vermählung Ludwigs XVI. mit Marie Antoinette statt fanden, gehörte auch ein maskirter Ball in den Appartements von Marly. Erfrischungen der feinsten und mannigfaltigsten Art waren in Strömen vorhanden. Außer diesem hatte man an dem Ende des Saales ein großes Buffet mit den ausgesuchtesten Speisen ausgesetzt, welche immerfort erneut und frisch besetzt wurden. Kaum war der Ball eröffnet, so erschien ein blauer Domino am Buffet. Er war von einer beinahe sechs Schuh hohen Gestalt. Er verlangte ein gebratenes Huhn, eine enorme Schnitte Pastete, verschlang beide in einem Nu, und unterließ nicht, das Gegessene mit zwei Bouteillen des besten Weines zu begießen. Anfangs achtete der Chef des Buffets nicht auf diese Anstürmung. Aber der Domino kam von fünf zu fünf Minuten wieder, und wiederholte jedesmal seinen Imbiß mit gleichem Appetite, so daß er bis Mitternacht vierzig Hühner, vierzig Schnitten Pastete und vier und zwanzig Bouteillen Wein zu sich genommen hatte. Dieß fiel dem Buffet-Aufseher auf und er setzte endlich den Marschall Richelieu, der eben vorbeikam davon in Kenntniß. Der Marschall, welcher den Domino in einer Viertelstunde seine immensen Portionen dreimal wieder verschlingen sah, schickte ihm nach, und man erkannte in ihm einen Schweizer von der Garde. Die Compagnie hatte sich ein Billet zu verschaffen gewußt, miethete sich einen Domino, und benützte ihn Mann für Mann, um Erfrischungen einzunehmen. Der König lachte über den Einfall und es wurde den Schweizern ihre Dominofresserei verziehen.

Tänzerstatistik.

In Dänemark kommt ein Tänzer auf 130 Einwohner, in Rußland ein Tänzer auf 159, in der Schweiz einer auf 107, in Schweden und Norwegen einer auf 211, in der Türkei einer auf 9000, in Bayern einer auf 30, in Preußen einer auf 128, in Sachsen einer auf 39, in Würtemberg einer auf 20, in den Niederlanden einer auf 26, in Frankreich einer auf 7, in Portugal einer auf 110, in Spanien einer auf 50, in Hamburg, Bremen und Lübeck einer auf 34, in Frankfurt einer auf 27, in Italien einer auf 15, in England einer auf 25, in Polen einer auf 11, in Ungarn einer auf 13, in Böhmen einer auf 9, in Oesterreich einer auf 3, in Wien einer auf 2, denn hier giebt es nur Aeltere und Jüngere, und bis zum 30sten Jahre tanzt Alles. Was jedoch die Frauenzimmer betrifft, so kommen immer auf einen Tänzer 36 Tänzerinnen.

Anekdoten.

Ein Maler hatte das Bildniß eines Musikers zu malen. Als er fertig war, zeigte er es einigen Bekannten des Letztern, um ihr Urtheil zu vernehmen. Einer derselben wollte eine Aehnlichkeit schlechterdings nicht anerkennen. Da hüpfte plötzlich das vierjährige Söhnlein des Musikers ins Zimmer herein, stellte sich vor das Bild und rief händeklatschend aus: „Mein Papa, mein Papa!“ das schmeichelte den Maler außerordentlich. Er warf sich in die Brust und rächte sich mit einem triumphirenden Gelächter an dem Tadler. Dieser aber wandte sich zu dem Kinde mit der Frage: woran es denn in diesem Porträt den Vater erkannte. „Ei!“ erwiederte der Kleine: „da an der — Geige!“

Eine Schildwache stand vor der Wohnung des schwer erkrankten Obersten. Sie brüllte den Rondemachenden Offizier mit einem „Wer da!“ fürchterlich an. Der Offizier verwies ihr dieß: es könne ein solches Gebrüll den Kranken erschrecken. Als der Offizier wieder zurück kam, hatte der Soldat, ein Rekrut, die Warnung vergessen und schrie sein „Wer da!“ eben so laut wie zuvor.

„Ochse!“ schrie der Offizier, und wollte ihm seine Dummheit verweisen, doch die Schildwache unterbrach ihn mit dem herkömmlichen Worte: „passirt.“

Der Arzt und der Kranke.

Die Freunde stehn am Krankenlager,
Der Kranke richtet matt sich auf
Und spricht: „Zwar bin ich schwach und mager;
Doch der Natur laßt nur den Lauf;
Bald werd' ich wieder munter sein
Und mich mit Euch des Lebens freu'n!“
Da tritt sehr ernst an's Krankenbette
Der Arzt, und ruft: „Gebt Feder mir,
Damit ich schnell den Kranken rette,
Gebt zum Rezepte mir Papier!“ —
Der Kranke hört's und ruft: „Ihr Lieben!
Lebt wohl! — mein Todesurtheil wird geschrieben.“

Auflösung des Sprach-Räthsels in No. 18.:
Vallast, Vallast.

Verlegt und redigirt unter Verantwortlichkeit der G. Geiger j.'schen Buchdruckerei.

№ 22. 14. März 1840.

Der Erzähler.

Ein

Unterhaltungsblatt für Jedermann.

Fünfter Jahrgang.

Augsburg. Dieses Blatt erscheint jeden Mittwoch und Samstag, und kostet dahier vierteljährlich 15 kr., halbjährig 30 kr. und jährlich 1 fl.; auswärts ist der Preis: vierteljährlich 18 kr., halbjährig 36 kr. und jährlich 1 fl. 12 kr. Bestellungen nehmen alle Buchhandlungen und königl. Postämter, letztere mit der tarifmäßigen Portovergütung, an.

*Die drei Freunde.

1.

In der Zeit, als Bayard, der Ritter ohne Furcht und Tadel, den Commandostab über Frankreichs Heer führte, welches stets mit Sieg gekrönt in die heimathlichen Fluren kehrte und unter der Anführung des ebenerwähnten Helden stets neue Lorbeere um Galliens Krone wand, waren drei Krieger, die sich innig als Freunde liebten. François von Montmarque, Georges von Poitiers und Pierre von Charlemont, so hießen die Jünglinge, denen auf der Welt nichts theuer, deren Eltern schon längst im Grabe moderten, denen keine Braut ihr Leben versüßen wollte, denen nichts am Herzen lag, als ihre Freundschaft. Sie hatten sich so eng verbrüdert, daß ihnen die Pflicht gleich hoch war, sich einander beizustehen oder die Fahne Frankreichs zu vertheidigen. Kam einer von ihnen in Gefahr, so scheuten die andern den schwierigsten Posten nicht, um den liebevollen Freund zu retten. Waren sie im Schlachtgetümmel, so stand dieses freundschaftliche Kleeblatt, wie wenn es von Ketten umschlungen wäre, vereint im Kampfe, und ihre Tapferkeit war der Stolz des Feldherrn und der Schrecken der Feinde. Natürlich war es, daß Neider ihre Scheelsucht gegen dieß verbrüderte Band ebenfalls an den Tag legten, indem Tapferkeit und Tugend von der Bosheit am Meisten gehaßt wird. Viele versuchten es, sie beim Feldherrn anzuschwärzen; allein vergebens. Der Mann, der selbst das Schwert zu schätzen wußte, die Tugend kannte, verwies die Verläumder auf eine schmähliche Art und so stieg der Haß von Neuem. Ein Italiener, der auch bei dem Heere und ein Kriegskamerad dieses seltnen Freundschaftsbundes war, sah mit den giftigsten Blicken nach diesem Kleeblatt, und sein einziger Gedanke ging dahin, dieses ihm im höchsten Grade zuwidere Band zu trennen. Denn, glaubte er bei einer Festung der erste zu seyn, der die Mauern erglimmte, pflanzte François schon die drei Lilien auf; wollte er mit seiner Abtheilung Soldaten eine Verstärkung der Feinde abschneiden, hatte sie Georges schon zerstreut und geschlagen; sollte das feindliche Lager überfallen werden, und er entschloß sich den ersten Fackelbrand hinein zu werfen, so loderten die Zelte schon lichterloh von Pierre angezündet. Im Schlachtgetümmel und überall hatten sie den Preis vor ihm errungen.

Philippo, hieß unser Rival, ersann nun ein Mittel das unauflösliche scheinende Band dieses Bundes zu trennen. Er fachte Zwietracht an, suchte sie gegeneinander aufzuhetzen; jedoch die Freund, die ihre Herzen so sehr geprüft hatten, überzeugten sich bald vom Gegentheil, und so fiel die Intrigue wieder in ihr Nichts zurück. Da Alles fruchtlos blieb, versuchte er seinen schändlichen Plan unter der Larve der Freundschaft. Eines Tages ging er zu Pierre, erzählte ihm, daß seine Geliebte nun eine Beute des Klosters werden müsse, die Eltern ihm abgeneigt, ihr sämmtliches Vermögen dem Sohne überschrieben hätten. Nun müsse seine Geliebte zwischen vier Mauern ihr Leben zubringen, was nur die Geldgierde des Sohnes gethan habe, welcher der Besitzer des Vermögens seyn wollte. Er wußte dieses so darzustellen, daß Pierre ein Schauder überlief, dazu flossen Philippo Thränen über die Wangen, und erregte bei Pierre so außerordentliches Mitleid, daß dieser über das Verfahren des Bruders in Wuth gerieth. „Was ist zu thun? soll man diese Eltern nebst dem Bruder gerichtlich belangen?“ Allein der Andere entgegnete ihm, daß diese Klage

Digitized by Google

nichts helfen würde, indem die Obrigkeit sich in solche kirchliche Angelegenheiten nicht menge; aber ein anderer Plan wäre denkbar, wenn er ihm hilfreiche Hand böte, die Geliebte aus dem Kloster zu rauben. „Nein," rief Pierre, „Gottesraub begehe ich nicht." Doch Philippe ließ nicht nach, ihn mit Bitten zu bestürmen, daß er keineswegs den Raub vollführen dürfe, nur zur Sicherheit, möchte er die Wache halten. Durch vieles Zureden ließ er sich bewegen und die Nacht darauf war zur Vollführung dieser That bestimmt.

Pierre konnte es nicht über sich bringen, dem Freunde François das Abentheuer mitzutheilen, denn Georges war auf der Wache und konnte sohin nicht in dieß Geheimniß gezogen werden. François mißrieth Pierre das Vorhaben; allein da jener erklärte, daß er den Bitten des Philippo nachgeben hätte müssen und sein Ehrenwort verpfändet, so hielt ihn François nicht mehr auf. Die Nacht kam an, der Himmel war ganz verschleiert, kein Sternchen ließ sich sehen, nur der Mond suchte mit dem blassen Lichte durch die Wolken durchzudringen. Philippo holte seinen Freund, als eben die Glocke zwölf Uhr kündete. Sie gingen durch die Stadt und außerhalb des Thors noch einen langen Weg. Endlich langten sie an, sie standen an den erhabenen Mauern klösterlicher Frömmigkeit. Philippo bemerkte, daß er einen Diener habe, der Leitern und Stricke bereit halte, derselbe schon voraus geeilt, und wahrscheinlich irgendwo verborgen seyn müsse. Ein dreimaliges Händeklatschen von Philippo ließ einen Mann jenseits der Klostermauer erblicken, der rief: „Seid Ihr da?" — „Wir sind bereit," entgegnete Philippo mit halbgedämpfter Stimme. Plötzlich stürmten aus einem großen Thore mehrere Bewaffnete heraus. Pierre riß das Schwert aus der Scheide, kämpfte wie ein gereitzter Löwe. Philippo entgegen zog auch das Schwert, aber seine Streiche waren schwach; endlich wußte er listig, als ob er verwundet wäre, sich zu Boden zu werfen, zwar so, daß Pierre im Zurückweichen rücklings über ihn stürzte. Ein „Halloh!" erschallte, als sie ihn zu Boden hatten. Trotz dem, daß Pierre sich noch vertheidigte, so mußte er dennoch der Uebermacht erliegen. Während diese Freudetrunkenen mit Pierre beschäftigt waren, erschienen zwei Streiter und hieben so kräftig auf die Bewaffneten, daß dieselben kaum im Stande waren, sich zu vertheidigen. Sie ergriffen schnell die Flucht und Pierre war gerettet. Die Streiter hoben den Ueberwundenen auf und siehe, er erkannte seine Freunde.

François war nämlich an den Ort geeilt, wo Georges zur Wache kommandirt war, benachrichtigte denselben von dem Vorhaben ihres Freundes mit Philippo, bemerkte nebenbei, daß Philippo ein gefährlicher Mensch, daher dieses Abentheuer ihm höchst verdächtig scheine. Sie entschlossen sich, den beiden Schwärmern nachzugehen, um von dem Stand der Sache sich zu überzeugen. Leise waren sie ihnen nachgeschlichen, aber auf einmal hatten sie dieselben aus den Augen verloren. Sie ritten jedoch vorwärts, als ein Waffenlärm sie aufmerksam machte. Sie ritten dem Getümmel zu, erblickten einen Mann, der sich nur noch schwach vertheidigen konnte, beinahe überwunden am Boden lag. Sie befreiten denselben und mit ihm ihren Freund.

Pierre dankte seinen Freunden mit gerührtem Herzen, und schwor, über kurz oder lang diese That zu vergelten. Sie verließen den Ort der Meuterei, Georges eilte zu seiner Wache, und die andern Freunde überließen sich zu Hause dem Schlummer.

2.

Philippo war von diesem Augenblicke nicht mehr zu sehen. Niemand wußte, wohin er kam. Dieses Kleeblatt pflog der Freundschaft wie vorher. Italiens Fürsten geriethen mit Frankreichs Krone in Zwistigkeiten, und der Krieg war förmlich erklärt. Bayard sammelte seine Schaaren, um sie zum gewissen Siege zu führen. Auch die drei Freunde waren darunter, welche Antheil an diesem Kampfe nahmen. In einigen Wochen standen sie am Ufer des Meeres, und erwarteten den Befehl, auf einem Fahrzeuge nach der Küste Italiens zu segeln. Schnell standen die Schiffe bereit, welche die Krieger aufnahmen, und von einem günstigen Winde begleitet, ging die Fahrt vorwärts. Wenige Tage nach der Abfahrt entstand, als sie auf offenem Meere waren, ein schrecklicher Sturm. Das Schiff, auf dem die Freunde sich befanden wurde leck und drohte unterzusinken. Eiligst stieg man in die Boote, nur Pierre, der die Seeluft nicht sehr ertragen konnte, und erkrankt war, konnte nicht aufgenommen werden. Die Freunde baten, weinten, umsonst, ihm ward ein nasses Grab bereitet, indem er in das Meer geworfen wurde. Gerne wären ihm die Freunde nachgesprungen, hätte man sie nicht zurückgehalten. Herzzerreissend war es ihnen, als sie ihren Freund

Digitized by Google

versinken sahen, mit dem sie gerne das Schicksal getheilt hätten. Am Landungsplatze erhielten sie neue Schiffe und bald war Italiens Küste gewonnen. Bei beiden Freunden kehrte tiefe Schwermuth um den Verblichenen ein und nichts war ihnen im Stande den theuern Freund zu ersetzen. Angelangt auf welschem Boden hatten in zwei Schlachten die Franzosen gesiegt. Georges und François hatten wenig Reiz mehr für das Leben und stürzten sich in's wildeste Getümmel: jedoch die Stunde, die ihr Leben quitt machen sollte, war noch nicht erschienen, sie kehrten siegreich aus der Schlacht.

Georges und François wurde von dem Feldherrn ein gefährlicher Vorposten anvertraut, den dieselben auch treu und muthig versahen. Während sie in Begleitung von einigen Kriegern die Umgegend recognoscirten, machte sie ein Geräusch aufmerksam, und sie erblickten in einem Gebüsche, von der Tiefe herauf, einige bewaffnete Männer, welche vorsichtig und leise die Anhöhe, auf der Georges und François waren zu gewinnen suchten.

Georges und François vertheilten ihre Leute, geboten ihnen Stille, und lauerten auf das Ankommen der Feinde. Nicht lange und die Bewaffneten hatten die Anhöhe gewonnen. „Wenn uns der Plan nur durchgeht?“ fing ein alter Anführer an zu sprechen. „Darob sorge nicht,“ erwiederte der Jüngere, „ich kenne die Führer dieser Vorposten; ist nur das Kleeblatt unser, dann bahnen wir den Weg uns leicht zum Sieg.“ — „„Wenn auch ein Blatt zu Grunde ging, so stehen zwei noch zum Kampf bereit,““ donnerte Français uno wie wenn auf Idas vielgipfigem Rücken die Blitze des Zeus die Opfer entzünden, so stürzten Georges und François auf die Feinde. Schlag auf Schlag tönte durch die Luft; der jüngere Anführer zog sich aus dem Gewühle, und die Schwerter blitzten, wie der Wetterstrahl in dunkler Nacht. Gerade als François am heftigsten kämpfte, stürzte der jüngere Führer herbei, um François von hinten den Todesstreich zu geben; allein Georges, der diese Absicht bemerkte, eilte auf ihn zu, führte einen kräftigen Streich — der jüngere Führer sank entseelt zu seinen Füssen. Georges lüftete dessen Helm und erkannte Philippo. Der ältere Führer der Feinde warf das Schwert weg, und bat, ihn zu ermorden. Georges und François erfuhren, daß der Erschlagene der Sohn des ältern Anführers war. Doch wehrlos wollten sie den Alten nicht tödten. Sie entließen ihn mit der Leiche, die übrigen Bewaffneten hatten schon zum Theil die Flucht ergriffen, und andern Theils waren sie von den Kriegern der beiden Freunde gefangen, oder todt.

Sie kehrten zurück ins Lager, als Bayard sie ablösen ließ. Bayard beehrte sie mit goldnen Ketten für ihre Heldenthat, und munterte sie zu neuem Kampfe auf. — Bei der Stadt, die nun erobert werden sollte, waren viele Schwierigkeiten zu besiegen. Viel Blut mußte von beiden Seiten geopfert werden und doch konnte der Ausgang zweifelhaft bleiben. Bayard wollte daher die Stadt auffordern lassen, Verträge mit ihm zu schließen, um so zum Ziele zu gelangen, was ihm weder durch Sturm noch Belagerung gelingen dürfte. Georges erfuhr zu dieser Gesandtschaft, und bevollmächtigte ihn zu Unterhandlungen, welche im Interesse seiner Nation lagen. Dieser schmeichelte sich, so hoch geehrt zu seyn, das Zutrauen seines Feldherrn errungen zu haben, und eilte, seine Aufträge zu erfüllen. Mehrere Tage vergingen, aber Georges kam nicht zurück. Durch einige Ueberläufer erfuhr man, Georges wäre gefangen genommen und hingerichtet worden, diese Nachricht wurde um so glaubwürdiger, als wieder einige Tage verstrichen, welche keineswegs Georges Ankunft herbeiführten. Bayard war ausser sich, darüber, daß die Stadt seine Gesandtschaft so schlecht respektire. Sogleich ließ er Befehl zum Sturm geben, und jauchzend eilten die Franken den Mauern zu. Furchtbar war der Kampf — mehrere Wolfsgruben bereiteten Verderben den französischen Streitern, Steine und Felsenstücke, die von den Mauern herabgeschleudert wurden, begruben viele der Stürmenden. Viermal wurden sie abgeschlagen und das Heer der Stürmenden schmolz ansehnlich zusammen, so daß sich der Feldherr einen fünften Sturm kaum zu wagen traute. Eben als Bayard seine zerstreute Schaaren sammeln wollte, bemerkte ihm François, daß ein schreckliches Waffengetös in der Stadt gehört worden sei. Den Augenblick benützend, ließ Bayard zum Sturm schlagen, und mit gespannter Kraft versuchten sie es, zum fünften Male, die Mauern zu erklimmen. François war es, der die Litien zuerst aufpflanzte, und gedrängter mit erfrischendem Muthe drang der Franke in die Stadt. Nun gewahrten sie, daß schon ein Haufe der Ihrigen in die Stadt gedrungen und im Kampfe mit den Erstürmten war, daher das Kampfgetöse von früher sich beurkunde. Schrecklich war das Gemetzel, Blut floß in Strömen auf den Strassen umher,

Digitized by Google

und der Franke hieb mit grauser Lust um sich, bis er erschöpft, kaum das Schwert noch zu halten vermochte. Das Machtwort des Feldherrn machte endlich am Abende dem langen Würgen ein Ende und gebot dem Krieger Ruhe nach den Strapatzen.

(Schluß folgt.)

Miszellen.

Die pfeifenden Todtenschädel.

Im Jahre 1808 wurden in der Stadt Meisen sechs Missethäter durchs Schwerdt hingerichtet; die Leichname wurden verscharrt, und die Köpfe auf Pfählen, nicht weit von einer Landstraße aufgesteckt. — Eines Tages gingen mehrere Bürger aus der Stadt, kurz nach dieser Begebenheit auf jener Straße nach Hause. Sie erschraken nicht wenig, als sie am Hochgerichte vorbeigingen, und von den Rädern herüber ein, bald schwächeres, bald stärkeres Pfeifen laut und vernehmlich hörten. Sie blieben stehen und horchten. Ein eiskalter Schauer überlief die Erschrockenen. Sie eilten nach der Stadt, und erzählten die Wundererscheinung. — Die Sache machte Aufsehen, und verbreitete sich bald durch die ganze Stadt. Viele erklärten sie für ein Mährchen, andere beschlossen, das Ding näher zu untersuchen. Sie gingen nach dem schauderhaften Orte, aber auch sie hörten mit Entsetzen jenes scharfe Pfeifen mehrere Abende hintereinander. — Die Obrigkeit wurde nun aufmerksam, und schickte zur nähern Untersuchung aufgeklärte Männer dahin. Diese vernahmen am ersten Abende Nichts. Aber am zweiten ließ sich die nämliche Nachtmusik in schneidenden Tönen vernehmen; und man bemerkte, daß der Virtuose seinen Standpunkt auf einem der Räder haben mußte. — Nun beschloß der Magistrat, die Räder und Schädel genau untersuchen zu lassen. Dieses geschah, und bald entdeckte man den Pfeifer. — Unter den Hingerichteten hatte sich nämlich einer befunden, der durch einen Fehler des Scharfrichters nicht gehörig getroffen worden, sondern einen tiefen Hieb in den Backen und die Kinnlade erhalten hatte. Erst beim zweiten Hieb trennte sich der Schädel vom Rumpfe, und durch den Fehlhieb entstand eine große Oeffnung, die sich durch das Austrocknen an der Luft vergrößert hatte. So oft der Abendwind aus Westen ging fieng er sich in der weiten Höhlung und drängte sich durch die engere, die Zähne, des Mundes, und so pfiff der Schädel. — Die Oeffnung wurde sogleich mit Werg verstopft, und wie das Schwerdt seinem Verbrechen im Leben, so machte dieses einfache Mittel, dem Spucke ein Ende.

Osterpasse.

Es ist bekannt, daß vor alten Zeiten die christlichen Feste durch eine Menge alberner unwürdiger Gebräuche entheiligt, die Kirchen in Schauspielhäuser und die heiligen Ceremonien in Possenreissereien verwandelt wurden. Hier nur eine solche Osterposse, oder vielmehr Unfug: In Toulouse war es seit undenklichen Zeiten Sitte, daß man einen Juden einfing und ihm am Osterfest vor der versammelten Gemeinde eine Ohrfeige gab, um ihm dadurch in's Gedächtniß zu rufen, daß seine Väter einst den Erlöser gekreuzigt haben. Nur hohe Personen hatten sich der Auszeichnung zu erfreuen, diese Ohrfeige an den Mann zu bringen. Ademar, ein alter französischer Chronikschreiber, gedenkt unter dem Jahr 1012, daß Hugo Chapellain d'Aymeric, Vicomte von Rochechuard, in besagtem Jahre die Ehre hatte, in der St. Stephanskirche dem Juden die Ohrfeige zu geben; er that dieß mit einem so christlichen Eifer, daß der arme Jude, todt zu seinen Füßen niederfiel.

Lesefrüchte.

Ein englischer Mathematiker hat ausgerechnet, daß alle seit Erfindung der Buchdruckerkunst gedruckten Bücher, eines neben das andere gestellt, den Gürtel um den Erdball bilden könnten. Er schätzt die Zahl der bis zum Jahre 1838 erschienenen Bücher auf 33,000,896,500. Man weiß, daß in jedem Jahre einige Nullen hinzukommen.

Doupont de Nemours, Verfasser eines Werkes über die Ameisen (Paris 1800) behauptete, von der Sprache der Thiere bereits so viel zu verstehen, daß ihm 11 Worte aus der Taubensprache, 11 aus der Hühnersprache und 22 aus der Rindviehsprache bekannt seyen. Die Rabensprache schmeichelte er sich so gut als seine Landessprache zu verstehen.

Ein Mädchen, das mit Putzwaaren handelt, ist doppelt zu bedauern; denn sie muß nicht nur sorgen, wie sie ihren Kopf unter die Haube, sondern auch, wie sie die Hauben über die Köpfe bringt.

Verlegt und redigirt unter Verantwortlichkeit der G. Geiger j.'schen Buchdruckerei.

Digitized by Google

№ 23. 18. März 1840.

Der Erzähler.

Ein

Unterhaltungsblatt für Jedermann.

Fünfter Jahrgang.

Augsburg. Dieses Blatt erscheint jeden Mittwoch und Samstag, und kostet dahier vierteljährlich 15 kr., halbjährig 30 kr. und jährlich 1 fl.; auswärts ist der Preis: vierteljährlich 18 kr., halbjährig 36 kr. und jährlich 1 fl. 12 kr. Bestellungen nehmen alle Buchhandlungen und Königl. Postämter, letztere mit der tarifmäßigen Portovergütung, an.

Die drei Freunde.

(Schluß.)

3.

Jeder Krieger suchte nun ein Obdach um sich zu erholen; auch François sah sich um, welches Gebäude ihm wohl die Aufnahme sichere, als ein hagerer Mann in einen weißen Mantel gehüllt, einen breiten Hut auf dem Kopfe, ihn einlud, in sein Haus zu folgen. François nahm die freundliche Einladung an, folgte ihm in seine Wohnung. Während er durch die Straßen ging, bemerkte er ein paarmal, daß Jemand von ferne ihn folge. Sein freundlicher Wirth führte ihn in das Haus, welches aussen wohl alterthümlich, aber ehrwürdig und prachtvoll sich darstellte. Eine steinerne Treppe führte ihn an ein Zimmer, welches vom Wirthe geöffnet, sehr niedlich sich präsentirte. Die Wände waren mit alterthümlichen Tapeten überzogen, die hohen Fensterstöcke, deren Fenster runde Scheiben hatten, mit grünen Vorhängen geziert, rechts seitwärts im Hintergrunde stand ein Bett mit seidnen Vorhängen, und in der Mitte des Zimmers ein Tisch mit einem Stuhle. Neben der Thüre hing eine Pendeluhr, und links sah man einen Schrank ehmaliger Pracht stehen. Das Zimmer beleuchtete eine düstere Lampe, welche auf dem Tische stand. „Machts Euch bequem," sagte der Wirth, der jetzt seinen Hut und Mantel abnahm, „hier könnt Ihr ungestört der Ruhe pflegen. Sogleich will ich auf eine Mahlzeit denken, die Euch nach so hartem Strauß behagen wird." François schnallte seinen Panzer ab, lüftete den Helm, gürtete sein Schwert los und setzte sich zu Tische. Der Wirth, dessen Haupt schwarze Locken umwallten, dessen schwarzgelbes Gesicht, und schwarze feurig rollenden Augen, die blitzend durch das Dämmernde des Zimmers funkelten, und von buschigen schwarzen Augenbraunen beschattet waren, etwas schaudererregendes bildeten, ein schwarzes faltiges Gewand, das nur bis an die Knie reichte, während die nackten Füße nur von Sandalen vor Verletzung geschützt waren, vermehrte noch das Unheimliche desselben, sagte freundlich dann zu seinem Gaste: „Vorerst will ich Euch einen Ladetrunk besorgen, denn nach der Schlacht, da stellt der Durst sich ein," und entfernte sich. François überließ sich ganz seinen Gefühlen, über den Verlust seiner Freunde sowohl, als über seinen räthselhaften Wirth. Auf den Straßen war man beschäftigt, die Todten und Verwundeten wegzuräumen und als dieß geschehen, war Alles ruhig. Die Krieger bedurften der Erholung nach so hartem Kampfe, und nachdem dieselben sich mit Wein und Speisen erquickt hatten, überließen sie sich dem Schlafe.

François konnte sich aber des Schlummers nicht erfreuen. Er hatte zwar am Tische sich weidlich erquickt, und doch ward seiner Schwermuth der Wein nicht einmal Meister. Alles war still und ruhig, seinen Kopf in die Hand gestützt saß er, sein Schwert vor sich liegend, und wollte seine Augen zum Schlafe zwingen. Nichts war zu hören, als der einförmige Gang des Pendels, und das Klopfen eines Todtenkäfers in der Wand. So in Gedanken versunken saß er, als heftige Regentropfen ans Fenster fielen, und ihn aus seinen Träumereien weckten. Er sah auf, und die Thurmuhr kündete mit dem zwölften Schlage Mitternacht an; ein heftiges Gewitter folgte. Der Donner erschütterte das ganze Gebäude und die Blitzeshelle breitete in dem kleinen Gemache sich so aus, als ob das Feuer desselben das ganze Gemach verschlingen wollte. Die Lampe war durch den starken Windstoß, der das Gewitter begleitete, und dessen

Digitized by Google

Gewalt einen Fensterflügel aufriß, erloschen. François stellte sich zum Fenster hin, um in die gewitterschwere Nacht zu sehen. Plötzlich entstand ein Gepolter, François blickte um, Alles still — ein zweites Gepolter, welches nach einer starken Pause hörbar wurde, machte den Gedanken rege, nach seinem Schwerte zu greifen; allein er fühlte sich plötzlich von hinten ergriffen, unmöglich war es ihm, sich wehren zu können, denn im Nu waren die Hände gefesselt. „Was ist das?“ rief er, und ein Blitzstrahl ließ ihm mehrere Vermummte erblicken, die vermuthlich durch eine Fallthüre, welche unter der Bettlade angebracht war, hervorgekommen. „Rufet nicht,“ sagte einer der Vermummten, den Dolch ihm an die Kehle setzend, „rufet nicht, sonst seid Ihr verloren.“ Er wußte nicht, wie ihm geschah, und durch eine Fallthüre wurde er hinweggebracht.

4.

Durch einen langen Gang geschleppt, erreichten sie mit ihm eine hohe Gitterthüre, welche, nachdem sie geöffnet, in einen schwarzen Saal führte. Die Vermummten, als sie François eingeführt hatten, entfernten sich wieder. Der weite Raum war durch eine Fackel erleuchtet, welche am Eingange in einem Ringe steckte. Im Hintergrunde erhob sich ein Katafalk, vor demselben eine Reihe schwarzer Stühle, welche um einen langen schwarzen Tisch gestellt waren. Kaum daß sich François von seinem Erstaunen erholen konnte, stand Georges sein Freund vor ihm. Wie freute sich François seinen Freund zu sehen, den er schon längst hingerichtet glaubte; aber eben so schrecklich schien ihm der Gedanke, daß das Wiedersehen, auf eine so furchtbare Art geschehen mußte. Georges erzählte, daß er, als man ihm die Stadt geöffnet habe, mit dem Auftrage des Feldherrn zum Statthalter gegangen sei, um Alles zum Besten seines Feldherrn zu besorgen. Er habe ihm die Friedensvorschläge zur Uebergabe vorgelegt; allein er habe ihn belacht, und in wenigen Minuten wäre er schon gefesselt im Kerker gelegen. Heute habe er geglaubt, sein Todesurtheil zu empfangen, indem man ihn aus dem Gefängnisse hieher gebracht. Sie trösteten sich, denn François entdeckte ihm ebenfalls, wie schurkisch er hieher gekommen, und sprachen sich Muth zu. Ihre Neugierde wollte nun wissen, wer in der Bahre auf dem Katafalk läge. Welcher Schreck bemeisterte sich ihrer, als sie Philippo in derselben erblickten. Nun erst vermutheten sie, daß sie in den Händen des Vaters desselben waren, und den Tod vor Augen sahen. Es war ihnen freilich empörend, so schurkisch in die andere Welt wandern zu müssen, ohne, wie der ehrliche Mann, beweint zu werden. Würden sie in der Schlacht gefallen seyn, wäre Ehre ihr Loos gewesen, und sie hätten dem Schicksale, das über Schlachten-Glück seine Würfel auch wirft, nicht zürnen dürfen. Der Siegesjubel hätte ihre Seele noch erfüllt, und gerne hätten sie der Erde das ihrige gegeben. Sie bereiteten sich zum Tode, befahlen ihre Seele in die Hände des Allmächtigen und erwarteten ruhig die Stunde, die als ihre letzte schlagen sollte.

Die Schlösser rasselten und eine Menge Vermummter trat ein, von denen die erstern Fackeln trugen. Zuletzt erschien der Wirth des François; alle nahmen an den Sitzen Platz. Der Herr des Hauses begann also: „Wisset Ihr, wer in der Bahre liegt? es ist mein Sohn; Ihr habt ihn erschlagen. Längst schon war ihm Euer Freundschaftsbund verhaßt, und Ihr suchtet ihm durch Eure Gleißnerei die Bahn der Ehre abzuschneiden. Seht, diese hier Versammelten haben sich verschworen, das ganze Frankenheer zu verderben, und eh' der Abend sich zum viertenmale röthet, soll kein Franzose mehr am Leben seyn. Doch weil die Freude, der Stolz meines Alters im Sarge liegt, geschah es mir zu Liebe, daß mit Euch der Anfang gemacht wird. Ich könnte plötzlich Euch vernichten; aber die Sache wäre mir zu klein. Ich will mich weiden an Euern Qualen. Von Hunden laß ich Euch zerreissen, und dann soll die Flamme dieses Haus verzehren, die Ueberreste meines Sohnes sind mit Euren dann zu Staub, denn wie der letzte Hauch von Euch geschieht, so...

Ein furchtbares Getöse unterbrach seine Rede, eine Thüre wurde eingesprengt und der Saal füllte sich mit Bewaffneten, an deren Spitze Pierre von Charlemont war. Wechselseitige Umarmungen erfolgten, sobald die beiden Freunde entfesselt waren, kaum konnten sie sich ermannen, den so lange Todtgeglaubten unter den Lebendigen und als ihrem Retter zu erblicken. Die Vermummten wurden festgenommen, so wie der Vater Philippos. Arm in Arm verließen sie das schauderhafte Gemach; der Zug bewegte sich zum Pallast des Feldherrn, während dessen erzählte Pierre ihnen seine Geschichte: „Als ich damals in meiner Krankheit, bei jenem schrecklichen Sturme, in die tobenden Fluthen geworfen wurde, machte ich mich auf mein Lebensende gefaßt. Ein

Digitized by Google

Schiffsmast, der zu mir geschwommeen, den ich in Todesangst ergriff, führte mich zu einer Insel, an welcher ich ein Felsenriff erfaßte. Mühsam mit Anspannung aller Kräfte, denn Gott verläßt die nicht, die zu ihm beten, erreichte ich das Land. Erschöpft lag ich hier und konnte nicht weiter. Die Sinne schwanden, nun schien es mir, daß ich wohl keiner Hilfe mehr bedürfe, und gab mich mit dem Ausruf: Herr in deine Hände empfehle ich meinen Geist, in den Willen des Allmächtigen. Todtenähnlich lag ich hier, als ich erwachte, sah ich einen Klausner, der diese Insel bewohnte, eifrig beschäftigt, mich zum Leben zurückzurufen. Ich fühlte mich etwas gestärkt, und ging, von ihm unterstützt, in seine Hütte. Nach einigen Wochen war ich hergestellt, die Kunst, die der fromme Mann, an mir ausübte, überwand im Vereine mit meiner Jugend die Krankheit, ich dankte Gott für die Erhaltung meines Lebens und lag täglich im Gebete zu ihm.“

„So froh ich übrigens war, daß meine Kräfte wieder gesundeten, so gerne wäre ich bei Euch gewesen. Ein halber Reiz war mir das Leben, denn ich hatte Euch nicht, und sollte meine Jugendkraft hier unthätig versiegen. Täglich war ich am Ufer, ob kein Schiff vorbeifahre, täglich war mein Gedanke bei Euch und täglich bat ich Gott, daß er mir dieses noch gewähre, Euch zu sehen. Mein Gebet ward erhört — welche Freude! ein Schiff landete an meiner Insel. Es geschah, weil es Mangel an Wasser hatte, und der Kapitän, der öfter diesen Weg passirte, genau die Quelle jener Insel kannte. Ich bat den Hauptmann, mich doch mitzunehmen. Es war ein Kaufmannsschiff nach Genua. Unbeschreiblich war meine Freude, denn bald hatte ich mein Heer erreicht. Ich kam zum Anführer Du Chatel, der sich über meine Ankunft wunderte, und mir, da gerade der letzte Sturm auf diese Stadt geschah, eine Abtheilung Bewaffneter übergab. Glücklicher Weise traf ich einen Spion, der mich, da ich ihm das Leben schenkte, durch einen verborgenen Gang zur Stadt geleitete, wodurch mein Angriff Euch den letzten Sturm erleichterte. Als der Kampf geendet, sah ich dich mit jenem Böswichte gehen, und verfolgte Euch von Ferne. Ich umschlich öfter dieß Gebäude, und wurde mehrere Vermummte gewahr, die dieses Haus betraten. Mein Spion entdeckte mir, daß hier die Versammlung zu einer Verschwörung statt finde. Sogleich versammelte ich meine Getreuen, erbrach die Thüre und kam — zur rechten Stunde. Hab' ich Euch nun vergolten?“ endete lächelnd Pierre. Neue Umarmungen erfolgten; sie bemerkten ihm ferner, daß diese Verschwörung das Verderben dem ganzen Heere gedroht, und so unter wechselseitigen Gesprächen standen sie beim Feldherrn in dem Zimmer. Bayards Freude stieg aufs höchste, als er die drei Freunde wieder, und so wunderbar gerettet sah. Die Verbrecher wurden auf öffentlichem Markte auf seinen Befehl hingerichtet. Bayard säumte auch nicht, den ganzen Vorfall seinem Könige zu berichten. Den Freunden aber übergab er höhere Ehrenstellen im Heere, umarmte sie selber und sagte: Stolz wäre ich, in Eurem Bunde verbrüdert zu seyn; denn Freundschaft ist eine heilige Tugend, die selbst der Himmel mit Wundern segnet. Bleibt stets Euch treu, bittet Gott, daß nichts Euch trenne, und die Nachwelt wird mit Ruhm noch von dem Kleeblatt inniger Freundschaft sprechen.

Selig.

Sage aus der Normandie.

Die Gräber.

Die alte Abtei Jumièges zeigte Gräber gar mancher hohen Herren. Sinnend schritt der Wanderer unter ihnen einher. Da bemerkte er ein Grabmahl, das fesselte die Blicke des Wanderers und forderte längeres Schauen. Und es trat ein frommer Bruder hinzu aus der Abtei und deutete des Grabes Zeichen. Die Zeichen aber waren diese:

Zwei jugendliche Ritter sahest Du friedlich neben einander gestreckt. Lange Gewänder bedeckten sie bis zu der Blöße des Halses. Von ihren Häuptern wallte ein lockiges Haar, gehalten durch ein schönes Stirnband, daran funkelte kostbares Edelgestein.

Der fromme Bruder der Abtei aber sprach: Siehe, o Wanderer, die Söhne Chlodwigs, es sind sein Erstgebornen. Sie waren arge Kinder und empörten sich gegen Chlodwig den König, ihren Vater. Der König aber siegte ihrer und strafte sie hart. Er war ein strenger Mann, unerbittlich und grausam. Mathilde, seine Gemahlin, sie flehte ihn an, zu verzeihen den ungehorsamen Söhnen, sie weinte und schluchzte. Der König hörte sie nicht. Denn siehe, er gebot, seinen Kindern die Nerven zu zerscheiden. Drauf legte man sie in einen Nachen, und inmitten der Seine überließ man den Nachen der Willkühr des Stromes. Aber ein Engel erbarmte sich der Verlassenen. Und er führte den

Digitized by Google

Nachen alle Wendungen des vielgekrümmten Flusses hindurch, und hieß ihn bleiben vor Jumièges dem Kloster. Und der Abt des Klosters, Philibertus war ein frommer Mann. Der hieß alsbald die Fürstensöhne herausnehmen aus dem Nachen, und ließ ihrer pflegen und warten, daß sie gesundeten. Danach aber blieben sie auch fürder im Kloster, und trugen ein härenes Gewand und thaten schwere Buße, und waren reuig und starben Beide zugleich.

Die Einsiedler.

Als Rollo mit seinen wilden Normannenschaaren ins Land hereinbrach, da zeichnete Verwüstung und Verheerung die Wege, die sie genommen. Es flohen die frommen Bewohner von Jumièges. Und als sie sich anschickten, ihren stillen Wohnplatz zu verlassen, da sprach Wandrille zu seinem Freunde:

„Auf, Freund, der Herr spricht. So laß uns denn wandern, und laß uns pilgern hin zum gelobten Lande, auf daß wir büßen an heiliger Stätte unsere Schuld, und die Schuld unserer Väter.“

Und die Freunde ergriffen den Stab, und pilgerten hin zum heiligen Grabe. Und danach zogen sie noch umher in allen Ländern der Christenheit, und waren gar fromme Männer, und thaten wohl, wo sie erschienen, und segneten. Nach vielen, vielen Jahren aber, als fast die Hälfte eines Jahrhunderts verflossen, da mochten sie nicht länger widerstehen dem Drange, der sie trieb wieder zu sehen die Stätte, da sie zuerst dem Herrn sich gelobt hatten. Und als sie nun heimkehrten, da war es wohl schwer zu erkennen, wo denn einst das heilige Kloster von Jumièges gestanden. Trauer und Einsamkeit und Schweigen und Verwüstung deckte die Flur. Nur wenige Trümmer waren noch der alten Mauern. Da baueten sie sich eine Hütte zwischen diesen Trümmern, dort zu harren, bis der Herr sie abrufen würde.

Als aber Wilhelm, den sie Langschwerdt nannten, einst jagte in der Nähe, da verirrte er. Und Hunger fing an, ihn zu plagen und Durst.

Da sahe er die Hütte der Freunde Er forderte mit Ungestüm, was stillen möchte seinen Hunger und seinen Durst. Aber die frommen Brüder waren arm, und hatten nichts ihm darzubieten als eitel Brod und klares Wasser.

Darüber erzürnt der kühne Jäger, und vermeint, zum Hohne reiche man ihm so Dürftiges. Und bös tobend verläßt er die Hütte. Wandrille aber ruft als Scheidewort ihm zu: „Der Herr behüte Dich, o Wilhelm. Er behüte Dich in jeglicher Noth und Gefahr.“ Wilhelm stürmte davon und lachte der Worte, doch nicht weit war er gekommen, da stürzte ein wüthender Eber ihm entgegen und warf ihn stracks zu Boden. Und er zerfleischte ihn nicht, sondern blieb unbeweglich stehen neben dem Herzog, als wollte er ihm Zeit geben zu denken der Gefahr, in der er war. Und der Herzog gedachte dieser Gefahr, und gedachte des Segensspruches, unter dem er aus der armen Hütte geschieden, und sahe nun, daß er gerettet sei durch das Wort. Und eilends ging er zurück zu den frommen Brüdern, und war reuig und versprach, das Kloster wieder in altem Glanz zu errichten. Und es geschahe also.

Anekdoten.

Vor alter Zeit, als in Deutschland der Titulaturen-Unfug noch nicht so weit gediehen war, wurden die Männer vom ersten Range, also die Adelichen und dergleichen „ehrlich und mannhaft“ benahmset. Als nun ein gewisser Bürgermeister einmal aus Versehen einen Brief mit solchem Anfange bekam: „Ehrlicher und mannhafter Herr Bürgermeister;“ konnte er diese Schmeichelei, daß man ihm einen adelichen Titel beilegte gar nicht leiden, und sagte zum Briefträger: „Grüße deinen Herrn und sage ihm, ich sei weder ehrlich noch mannhaft.“

Eine Theaterdirection ließ vor einiger Zeit den Blitzableiter von dem Schauspielhause abnehmen. „Das Möbel ist dort auch überflüssig,“ meinte der witzige Schauspieler Beckmann: „im — Theater schlägt nichts ein!“ —

Der Schauspieler B., welcher im Begriffe war, seine Rolle zu lernen, wünschte ungestört zu seyn und ruft deßhalb seiner Dienstmagd zu: „Laß Niemand zu mir herein, ich habe mit meiner Rolle zu thun.“ Bald darauf kam Jemand, der durchaus den Herrn sprechen wollte. Das Dienstmädchen aber sagte: „Ach! bester Herr, kommen Sie doch gefälligst ein anderes Mal wieder, mein Herr hat jetzt nicht Zeit — er rollt.“

Verlegt und redigirt unter Verantwortlichkeit der S. Geiger'schen Buchdruckerei.

Digitized by Google

№ 24. 21. März 1840.

Der Erzähler.

Ein

Unterhaltungsblatt für Jedermann.

Fünfter Jahrgang.

Augsburg. Dieses Blatt erscheint jeden Mittwoch und Samstag, und kostet dahier vierteljährlich 25 kr., halbjährig 50 kr. und jährlich 1 fl.; auswärts ist der Preis: vierteljährlich 28 kr., halbjährig 56 kr. und jährlich 1 fl. 52 kr. Bestellungen nehmen alle Buchhandlungen und königl. Postämter, letztere mit der tarifmäßigen Portovergütung, an.

Don Munio Sancho de Hinajosa.

(Legende.)

In den Kreuzgängen des alten Benediktinerklosters von St. Domingo zu Silas in Castilien befinden sich noch jetzt die verfallenden, aber vormals prachtvollen Denkmäler der ritterlichen Familie von Hinajosa. Bei ihnen ruht das Marmorbild eines Ritters, dessen Hände wie zum Gebet gefaltet sind. An der einen Seite seines Grabmals zeigt sich im Relief eine Schaar christlicher Ritter, welche eine aus männlichen und weiblichen Mauren bestehende Cavalcade zu Gefangenen machen; an der anderen Seite sind dieselben Ritter hingestellt, wie sie vor einem Altare knieen. Das Denkmal liegt, gleich den übrigen dort befindlichen Monumenten, fast gänzlich in Ruinen, und die Bildhauerkunst ist fast nur noch für das geübte Auge des Alterthümlers erkenntlich. Die Geschichte aber, welche damit in Verbindung steht, ist in den alten spanischen Chroniken aufbewahrt und lautet folgendermaßen:

Vor langer grauer Zeit (es sind seitdem mehrere Jahrhunderte dahingeschwunden,) lebte ein edler castilischer Ritter, welcher sich Don Munio Sancho de Hinajosa nannte, und der Herr eines festen Grenzschlosses war, das schon manchem Angriffe der Mauren Trotz gebothen. Er hatte siebzig Reiter zu seinen Haustruppen, alle von echt castilischer Abkunft; kräftige Krieger, gewandte Reiter, Männer von Eisen. Mit diesen verheerte er die Ländereien der Mauren und machte seinen Namen überall gefürchtet, wo er sich zeigte. Die Halle seines Schlosses war mit Bannern, türkischen Waffen und anderen Trophäen seiner Tapferkeit gefüllt. Don Munio war überdem ein tüchtiger Waidmann, und gab sich der Jagd mit großer Leidenschaft hin; Pferde, Falken und Hunde besaß er in großer Anzahl. Wenn der Krieg ihn nicht beschäftigte, war es seine Lust in den benachbarten Waldungen zu jagen, und nie verließ er sein Schloß ohne Hund und Jagdhorn, ohne den Jagdspieß, ohne den Falken auf der Faust, ohne ein Gefolge von stattlichen Jägern.

Sein Weib, Donna Maria Palacin, besaß eine sanfte, schüchterne Gemüthsart, und war zur Lebensgefährtin eines so kriegerischen Ritters nur wenig geeignet; manche Zähre vergoß die arme Frau, wenn er zu gewagten, kühnen Unternehmungen aus dem Schloßthore sprengte, und unabläßig sandte sie alsdann ihr Gebet hinauf zum Himmel für seine Erhaltung.

Als dieser tapfere Cavalier sich eines Tages auf der Jagd befand, nahm er seine Stellung in einem Dickicht, während er sein Gefolge absandte, das Wild aufzujagen und heranzutreiben. Er hatte hier noch nicht lange geweilt, als eine Cavalcade von männlichen und weiblichen Mauren durch den Wald herangezogen kam. Sie waren sämmtlich unbewaffnet, aber prachtvoll gekleidet in gestickte Gewänder, und geschmückt mit indischen Shawls und goldnen, mit Edelsteinen verzierten Spangen, welche in der Sonne glänzten.

An der Spitze dieses Zuges ritt ein junger maurischer Cavalier, der durch seinen edlen Anstand und seine würdevolle Haltung über die Anderen hervorragte, auch war sein Anzug noch glänzender als der der Uebrigen. Ihm zur Seite befand sich eine Dame, deren von dem Winde zurückgeschlagener Schleier ein Antlitz erschauen ließ, dessen Schönheit Alles überstrahlte, während die großen dunklen Augen mit jungfräulicher Schüchternheit niedergeschlagen waren, aber dennoch voll Zärtlichkeit leuchteten.

Don Munio dankte freudig dem Himmel, daß

Digitized by Google

er ihm eine solche Beute zuführte, und jubelte bei dem Gedanken, daß er seinem Weibe den kostbaren Schmuck dieser Ungläubigen heimbringen würde. Er stieß in sein Jagdhorn, so daß es laut in den Wald hineinscholl: sein Gefolge sprengte von allen Seiten hervor, die Mauren wurden umringt und zu Gefangenen gemacht.

Die wunderbar schöne Maurin rang verzweifelnd die Hände, während ihre Dienerinnen in ein Jammergeschrei ausbrachen. Der junge maueische Cavalier allein behauptete seine Fassung. Er fragte nach dem Namen des spanischen Ritters, welcher die Schaar befehligte, und als ihm Don Munio Sancho de Hinajosa genannt wurde, erheiterten sich seine schönen Züge. Er näherte sich dem Letzteren, küßte ihm die Hand und sprach: „Don Munio de Sancho, Euer Ruf als edler tapferer Ritter ist bis zu mir gedrungen, ich weiß, daß Ihr im Kampfe furchtbar, doch auch reich an erhabenen ritterlichen Tugenden seyd. Ich hoffe diesen Euren Ruf bewährt zu finden. Ihr seht in mir Abadil, den Sohn eines maurischen Alcayden. Ich bin auf dem Wege, meine Vermählung mit dieser Dame zu feiern, der Zufall hat uns in Eure Gewalt gegeben, aber ich vertraute auf Euren Edelmuth. Nehmt alle unsere Schätze und Kleinodien, verlangt für unsere Personen welches Lösegeld Ihr wollt, aber laßt uns weder mißhandeln noch beschimpfen.“

Als der tapfere Ritter diese Rede vernahm und auf das schöne, junge Paar blickte, ward sein Herz bewegt. „Der Himmel,“ sprach er, „verhüte, daß ich ein so glückliches Bündniß stören sollte. Meine Gefangenen müßt Ihr allerdings seyn, jedoch nur fünfzehn Tage lang, ich führe Euch auf mein Schloß, wo ich mir als Sieger das Recht vorbehalte, Eure Vermählungsfeierlichkeiten zu veranstalten.“

So sprechend sandte er einen gewandten Reiter voraus, um Donna Maria Palacin von seiner Ankunft mit den Hochzeitgästen zu benachrichtigen, während er und sein Gefolge den bräutlichen Zug nicht wie Gefangene, sondern wie eine Ehrenwache begleiteten. Als sie sich dem Schlosse näherten, waren dort bereits bunte Fahnen ausgehängt, und von den Mauern scholl ihnen Trompetenklang entgegen; die Zugbrücke war herabgelassen und Donna Maria erschien in Person, von ihren Damen, Rittern, Pagen und Minnesängern begleitet. Sie schloß die junge Braut, Allifra, in ihre Arme, küßte sie mit der Zärtlichkeit einer Schwester, und führte sie in das Schloß. Unterdessen sandte Don Munio Boten nach allen Seiten hin, um von der Umgebung Lebensmittel und Delicatessen aller Art herbeizuschaffen, worauf die Vermählung des schönen, jungen Paares auf das Glänzendste begangen wurde.

Vierzehn Tage herrschten auf dem Schlosse Freude und Jubel; da gab es Tourniere, Ringstechen, Stiergefechte, Festgelage und Tänze zu den Klängen der Minnesänger. Als aber die vierzehn Tage zu Ende gingen, machte der Schloßherr den Neuvermählten köstliche Geschenke, und gab ihnen und ihrem Gefolge ein sicheres Geleit bis über die Grenze. So galant und großmüthig betrug sich in alten Zeiten ein spanischer Chavalier.

Mehrere Jahre nach dieser Begebenheit forderte der König von Castilien seine Edlen auf, ihm in einem Feldzuge gegen die Mauren Beistand zu leisten. Don Munio Sancho war der Erste, welcher dem Aufrufe folgte, und sich dem königlichen Heere anschloß, begleitet von siebzig stattlichen, auserlesenen Rittern. Sein Weib, Donna Maria, hielt ihn mit ihren Armen umschlungen. „Ach, mein theurer Herr und Gemahl,“ jammerte sie, „wie oft wollt Ihr noch das Schicksal versuchen? Wann wird Euer Durst nach Ruhm gestillt seyn?“

„Nur eine Schlacht noch!“ rief Don Munio, „eine einzige Schlacht noch zum Ruhme Castiliens, und ich gelobe hiermit, mein Schwert in der Halle meiner Väter aufzuhängen, und mit meinen Rittern eine Wallfahrt nach dem Grabe unseres Heilandes zu unternehmen.“

Seine sämmtlichen Ritter vereinigten sich mit ihm zu diesem Gelübde, und Donna Maria fühlte ihr Gemüth dadurch einigermaßen beruhigt; nichtsdestoweniger war ihr Herz tief bekümmert, als sie ihren Gatten scheiden sah, und lange noch schaute sie seinem Banner nach, bis es unter den Bäumen der Waldung ihren Augen entschwand.

Der König von Castilien führte sein Heer bis zu den Ebenen von Salmanara, wo sie unfern Ucles auf die Mauren trafen. Die Schlacht währte lange und war blutig, die Christen wichen oft zurück, wurden aber von ihren Anführern ermuthigt und auf's Neue in den Kampf geführt. Don Munio war mit Wunden bedeckt, weigerte sich aber dennoch, das Schlachtfeld zu verlassen. Endlich mußten die Christen sich zurückziehen; der König ward hart be-

Digitized by Google

drängt und wäre fast zum Gefangenen gemacht worden.

Da forderte Don Munio seine Ritter auf, dem Monarchen zu Hilfe zu eilen. „Jetzt ist es an der Zeit, ihm unsere Treue zu beweisen," rief er, daß es laut durch die Reihen scholl; „hinan denn, wie es tapfern Männern geziemt, wir fechten für den wahren Glauben — fallen wir, erwartet uns jenseits ein besseres Leben."

Er warf sich mit seiner Schaar zwischen den fliehenden König und seine Verfolger, und hemmte dadurch den Andrang der Letzteren, so daß der Monarch Zeit gewann, seine Flucht zu bewerkstelligen — aber die Ritter fielen als Opfer ihrer Treue, sie fochten sämmtlich bis zum letzten Athemzuge. Don Munio wehrte sich lange und tapfer gegen einen kräftigen maurischen Ritter, da er aber in dem rechten Arme verwundet war, konnte er nur schwachen Widerstand leisten und ward getödtet.

Nach Beendigung der Schlacht wollte sich der Maure in den Besitz der Waffen seines erschlagenen Gegners setzen, als er aber den Helm des Erblichenen löste und Don Munio's Antlitz gewahrte, brach er in ein lautes Jammergeschrei aus, und schlug sich die Brust mit der geballten Faust. „Wehe, wehe mir," rief er, „ich habe meinen Wohlthäter getödtet, die Blume aller ritterlichen Tugenden, den hochherzigsten aller Ritter!"

* * *

Während auf der Ebene von Salmanara die Schlacht wüthete, war Donna Maria Palacin auf ihrem Schlosse der qualvollsten Angst preisgegeben. Ihre Blicke ruhten unabläßig auf der nach dem Gebiete der Mauren hinführenden Landstraße, und oftmals rief sie zu dem Wächter des Thurmes hinauf: „Sag' an, was erschauest du?"

Eines Abends, als schon die Dämmerung hereinzubrechen begann, stieß der Wächter in sein Horn. „Ich gewahre," sprach er, „einen zahlreichen Zug, der sich den Berg heraufwindet, es scheinen Christen und Mauren unter einander gemischt. Das Banner unseres Herrn flattert voran!"

„Frohe, herrliche Kunde!" rief der ergraute Seneschall; „unser Gebieter kehrt siegreich zurück und führt Gefangene mit sich!"

Lauter Jubel erfüllte das Schloß, die Banner wurden auf den Mauern aufgepflanzt, die Trompeten erschollen, die Zugbrücke ward hinabgelassen, und Donna Maria schritt hinaus, begleitet von ihren Frauen, Rittern, Pagen und Minnesängern, um ihren aus dem Kriege heimkehrenden Eheherrn zu begrüßen. Als sich aber der Zug näherte, erblickte sie eine mit schwarzem Sammt bedeckte Bahre, und auf derselben lag ein Krieger, so als ob er im Schlummer ruhe. Er lag da, in vollständiger Rüstung, das Haupt mit dem Helme bedeckt, das Schwert in der Hand, wie jemand, der nie besiegt worden — rund um die Bahre sah man die Wappenschilder des Hauses Hinajosa.

Eine Schaar maurischer Ritter umgab die Bahre, sie trugen Trauergewänder, und aus ihren Zügen sprachen Schmerz und Niedergeschlagenheit. Der Anführer warf sich zu Donna Maria's Füßen nieder, und bedeckte sein Antlitz mit seinen Händen. Sie erkannte in ihm den tapfern Abadil, den sie einst mit seiner Braut auf ihrem Schlosse bewirthet hatte, der aber jetzt mit dem Leichnam ihres Gemahls erschien, den er unwissend in der Schlacht getödtet.

* * *

Das Denkmal in den Kreuzgängen des Klosters San Domingo ward auf Kosten des Mauren Abadil errichtet, als einen schwachen Beweis seines Schmerzes über den Tod des tapfern Ritters Don Munio und seiner Ehrfurcht für das Andenken desselben. Die tiefgebeugte und liebende Maria folgte bald ihrem Gemahle in das Grab. An einem Steine neben dem Denkmale befindet sich folgende einfache Inschrift: „Hic jacet Maria Palacin, uxor Munionis Sancry de Hinajosa."

Die Legende des Don Munio Sancho schließt aber keineswegs mit seinem Tode. An demselben Tage, an welchem die Schlacht bei Salmanara gefochten wurde, bemerkte ein Priester des heiligen Tempels zu Jerusalem, als er an der äußeren Pforte stand, einen Zug christlicher Ritter, welche gleich Pilgern heranzogen. Der Priester war in Spanien geboren, und als die Wallfahrer näher kamen, erkannte er in dem vordersten Ritter Don Munio Sancho de Hinajosa, mit dem er in früheren Tagen wohlbekannt gewesen war. Er eilte zu dem Patriarchen und benachrichtigt denselben von dem hohen Range des nahenden Pilgers. Der Patriarch begab sich alsbald mit einem zahlreichen Gefolge von Mönchen und Priestern den Kommenden entgegen, und empfing sie mit großer Ehrerbietung. Es waren außer ihrem Anführer siebzig Ritter,

Digitized by Google

sämmtlich stattliche Krieger. Sie trugen die Helme in der Hand, ihre Gesichter waren leichenblaß. Sie begrüßten niemand, schauten weder rechts noch links, sondern traten schweigend in den Tempel, knieeten nieder am Grabe unseres Erlösers, und beteten in stummer Andacht. Nach Beendigung des Gebets erhoben sie sich aus ihrer knieenden Stellung, als wollten sie sich wieder hinwegbegeben; der Patriarch näherte sich ihnen mit seinen Mönchen, um seine Rede an sie zu richten, da aber verschwanden sie plötzlich vor seinen Blicken. Jedermann staunte und fragte, was dieß Wunder zu bedeuten habe. Der Patriarch zeichnete sorgfältig den Tag auf und sandte einen Boten nach Castilien, um über Don Munio de Sancho Kunde einzuziehen. Er erhielt zur Antwort, daß an demselben bemerkten Tage der würdige, tapfere Ritter mit siebzig seiner Mannen auf dem Schlachtfelde den Heldentod gefunden habe.

Es waren also die frommen Schatten jener Ritter, welche ihr Gelübde, eine Wallfahrt nach dem heiligen Grabe zu Jerusalem zu unternehmen, in Erfüllung brachten.

Sollte irgend einer der geneigten Leser an der Wahrheit dieser Erzählung zweifeln, so möge er in der Geschichte der Könige von Castilien und Leon nachschlagen, wo er sie auf der 106. Seite der Geschichte des Königs Don Alonzo des VI. bestätigt finden wird.

Miszellen.

Ein Zwiegespräch zwischen einem Leser und einem Bibliothekar der k. Bibliothek in Paris.

(Eine Schilderung aus dem Leben.)

„Mein Herr, ich möchte gern ein Buch über den ewigen Juden haben.“ — „Und was ist das für ein Buch?“ — Mein Gott, das müssen Sie wissen, dafür sind Sie Bibliothekar. — „Aber, mein Herr,“ antwortete der Beamte sehr höflich auf die Anfrage, deren Ton der Art ist, daß er fühlen soll, daß er ein Diener des Publikums, und zwar des nichts weniger, als artigen Publikums ist. — „Wie, Sie kennen das Buch nicht? das ist doch jämmerlich, unausstehlich!“ — „Allerdings kenne ich es nicht, wenn Sie mir indessen den Verfasser nennen wollen, so will ich es im Katalog suchen.“ — „Den Verfasser? weiß ich den etwa? ich brauche Notizen, um ein Leben des ewigen Juden zu schreiben, und wenn ich die nicht in der königlichen Bibliothek finde, wo soll ich sie denn sonst finden?“ — „Sie behaupten also, daß es ein Werk darüber gibt?“ — „Allerdings muß es so ein Werk geben, und ich muß bitten, daß Sie es mir sogleich schaffen, denn man wartet in der Zeitung schon auf meinen Artikel.“ — „Bei allem guten Willen, mein Herr, kann ich Ihnen nicht dienen. Ihre Angaben sind so unbestimmt, und außerdem glaube ich auch, daß es kein solches Buch gibt, nicht einmal im Deutschen.“ — „Ich verstehe kein Deutsch, das Buch muß französisch sein.“ — „Wenn wir es aber nun nicht haben?“ — „Sie müssen es haben.“ — „Wenn es nun aber gar kein solches Buch gibt?“ — „Alberner Grund! Sie wollen sich nur nicht die Mühe geben, es zu suchen.“ — „Im Gegentheil, würde es mir Vergnügen machen, Ihnen bei Ihrer Arbeit behülflich zu sein, aber wir haben keinen Real-Katalog.“ — „Da sieht man es nun, keinen Katalog! auf der königlichen Bibliothek gibt es keinen Katalog! das konnte ich mir denken: man hatte es mir wohl gesagt, aber ich wollte es nicht glauben, auf Ehre!“ — „Wir haben mehrere Kataloge, mein Herr, wie Sie sich selbst überzeugen können.“ — „Nein, es ist kein Katalog da, und das werde ich in die Zeitungen einrücken lassen: ich werde öffentlich sagen, daß man hier die Bücher, die man haben will, nicht bekommen kann, denn die Bibliothekare, die das Geld schlucken, das die Steuerpflichtigen zahlen müssen, sollten erst in die Schule gehen, um ihr Handwerk zu lernen!“

Früheres Künstlerhonorar.

Die Mutter der berühmten Schröder hatte bei der besten Gesellschaft jener Zeit in Hamburg — der Schönemann'schen — zwei Thaler wöchentlich Gage. Sie wollte 12 Groschen mehr haben, und ward deßhalb — entlassen.

Kean.

Als der große Mime Kean seinen Wunsch: Mitglied des Comité's zur Errichtung eines Shakespeare-Denkmals zu werden, vereitelt sah, rief er aus: Ich will ihm selbst ein Monument errichten, indem ich seine Charaktere darstelle! Etwas arrogant! Aber wenn doch alle arroganten Schauspieler Kean's wären!

Verlegt und redigirt unter Verantwortlichkeit der S. Geiger j.'schen Buchdruckerei.

Digitized by Google

№ 25. 25. März 1840

Der Erzähler.

Ein

Unterhaltungsblatt für Jedermann.

Fünfter Jahrgang.

Augsburg. Dieses Blatt erscheint jeden Mittwoch und Samstag, und kostet dahier vierteljährlich 15 kr., halbjährig 30 kr. und jährlich 1 fl.; auswärts ist der Preis: vierteljährlich 18 kr., halbjährig 36 kr. und jährlich 1 fl. 12 kr. Bestellungen nehmen alle Buchhandlungen und königl. Postämter, letztere mit der tarifmäßigen Portovergütung, an.

Die Sage von der Martinswand.

(Historische Erzählung.)

Am Ostermontag des Jahres 1490 begab es sich, das der teutsche Kaiser Maximilian I. in der Nähe der Hauptstadt Innsbruck, zwischen den Gebirgen des linken Innufers, auf die Gemsenjagd auszog. Der Kaiser befand sich gerade damals bei seinem Oheim, dem siebzigjährigen Erzherzog Sigismund von Tirol, zu Besuch, wobei er von einem glänzenden Hofstaat, Herren und Damen, Rittern und Edelknechten begleitet wurde. Fast täglich trieb ihn seine leidenschaftliche Liebe zur Jagd in die Alpen hinaus, und auch heute, Berg auf und ab, mit Geschoß und Armbrust verfolgte Kaiser Maximilian die flüchtige Gemse. Ob zwar wohl bekannt mit dem Zierlergebirge, hatte er sich dießmal doch etwas zu weit gewagt, und die gefährliche Beute verlockte ihn nur immer höher hinauf.

Nach der Tafel brachen auch alle übrigen hohen Gäste, sammt dem Erzherzog Sigismund, der in einer Sänfte getragen wurde, von Innsbruck auf, um den Kaiser in seinem Jagdgebiete zu überraschen. Allein dieser war nirgends anzutreffen. Nach langen und bereits sorgenvollen Nachsuchungen ergab es sich blos, daß der Kaiser vor mehreren Stunden in der Gegend der sogenannten Martinswand gesehen worden sey.

Die Martinswand nämlich ragt eine halbe Stunde von dem Städtchen Zier dicht an der Heerstraße empor, ein steiler und rauher, beinahe senkrechter Abhang einer der höchsten tirolischen Berggipfel, mehr als 296 Klafter hoch. Beinahe in der Mitte desselben ist ein nicht minder steiler und überhängender Absatz, zu dem man mittelst Springstangen und Steigeisen durch eine durchbrochene Höhlung gelangen kann, von welchem jedoch ehemals kein Entkommen möglich war. Mehrere Unglücksfälle hatten sich hier schon ereignet, als der unerschrockene Muth den mit allen Gefahren der Jagd vertrauten Kaiser beim Verfolgen eines Gemsbocks bis in die Nähe der eben genannten Höhlung verführte. Kühn und furchtlos erschien er zuerst am höchsten Gipfel des Felsens, mit Leichtigkeit sah man ihn, die schroffe überhängende Wand, blos auf seine Springstange gestützt, herunterklimmen, ein Anblick des Grauens und Entsetzens! Plötzlich gibt ein Stein nach, der Kaiser fällt zwei Klafter tief hinab, von hier aber kann er nicht mehr weiter!

Namenlose Ueberraschung ließ im ersten Augenblick Niemanden die Gefahr in ihrer ganzen Schrecklichkeit erkennen, aber wenige Secunden reichten dazu hin. Die dem Kaiser nachfolgenden Jäger, die seinen Fall nur wahrgenommen, aber ihn von oben herab nicht einmal mehr sehen konnten, rangen auf der höchsten Kuppe der Martinswand verzweifelnd die Hände, die Luft mit ihrem Klageruf erfüllend. Unten in den Gemüthern der, zu festlicher Freude und Lust beim Klang des Hüfthorns und der Schalmeien versammelten Fürsten und Grafen, und in den Herzen der treuen Tiroler herrschte ein versteinernder Schrecken über diesen fürchterlichen Uebergang. Was fromme Treue, was glühende Anhänglichkeit und Sorge um das theure, dem Hungertode preisgegebene Leben des angebeteten Kaisers, was Kühnheit und Erfindungsgeist nur immer vermögen, wurde zur Rettung aufgeboten. Der greise Erzherzog bot Geld und Gut. Es ward nach den Schwatzer Bergknappen gesendet. Alles sollte, so schien es, nur dazu beitragen, das entsetzliche Bild der gänzlichen Unmög-

Digitized by Google

lichkeit einer Erlösung zu rechter Zeit zu steigern und zu vollenden.

Der Kaiser gab sein Verlangen nach den heiligen Sakramenten zu erkennen. Der von dem nahen Zierl herbeigeeilte Priester segnete den für verloren geachteten Kaiser vom Martinsbühel hinauf mit der Monstranze. Von Dorf zu Dorf, von Hügel zu Hügel gaben Lärmfeuer das bestürzende Zeichen einer noch unbekannten allgemeinen Noth. Athemlose Boten rannten hin und wieder, und der Reiter auf das Roß, das Roß auf die Erde ausgestreckt, suchten den Blitz und den Schall zu überbieten. Wo die Nachricht hindrang, erscholl unaufhörlich das Sterbeglöcklein, als läge das ganze Land auf einmal in Todesnöthen. Alt und Jung strömte zu heißem Flehen in die Kirchen zu den Gnadenbildern, zu frommen Männern. Viele tausend Menschen aus dem Innthal zogen mit Fahnen und Trauermusik zu der Martinswand; beide Innufer waren von ihnen bedeckt. Jeder Augenblick der Zögerung schien ein unersetzliches Unglück.

Zwölf Stunden hatte Kaiser Maximilian bereits in dieser furchtbaren Lage zugebracht. Allmählich sank er erschöpft und in seinen Tod ergeben auf den harten Felsen nieder.

Die Schwatzer Bergknappen waren endlich angekommen. Verwegene Alpenjäger hatten gleichfalls Versuche gemacht, sich jener Stelle zu nähern. Die Knappen hatten auf der obersten Abdachung ein Gerüst aufgeschlagen, des Willens, starke Seile von dort hinunter zu lassen, und den Kaiser so heraufzuziehen. Aber bevor sie noch ihre Zurüstungen geendet hatten, war ein kühner Gemsenjäger durch alle Todesschrecken und Hindernisse hindurchgedrungen, und hatte, in Gemeinschaft mit einem Zweiten, den verschmachtenden Kaiser an starker, sicherer Hand auf den rechten Pfad zurückgeführt.

Die Sage schreibt diese allerdings wunderbare Rettung einem schützenden Genius zu, der nachher in dem großen Menschengedräng verschwunden sey. Aber das Wahre an der Sache ist nach Kaiser Maximilians eigenem Tagebuch Folgendes: Der Eine, von des Kaisers Rettern nämlich, war ein Jäger, Namens Zipfer; der Andere ein Schwatzer Bergmann, wahrscheinlich in Diensten der Grafen Fugger; der kühne Zipfer soll den verlornen Gebieter, ihn endlich erblickend, angerufen haben: „Holla! Herr Kaiser, lebt Ihr noch?“ — „„Ich laure auf die Rettung!““ war die Antwort. Sogleich hat er nun den Kaiser gefaßt und ihm an Händen und Füßen, mit Beihilfe des Schwatzer Bergmannes, Steigeisen angesetzt. Und als man von dem schwindelnden Abhang glücklich entkommen und ein zweiter Retter, der Bergmann aus Schwatz, zur weiteren Hilfeleistung erschienen war, rief der Kaiser beruhigt: „O, nun gehts heim!“ worauf er bald dem harrenden Erzherzog und allen seinen Lieben in die Arme sank.

Unten angelangt, beschenkte der gerettete Maximilian die beiden Männer nicht nur kaiserlich, sondern erhob sie Beide auch noch in den adeligen Stand. — „Wohlan,“ sprach er, „Du heißest nicht mehr Zipfer, sondern Hollauer, zum Andenken der ersten beiden Worte, die wir in Jammer und Noth gewechselt; und weil dieser hohe Felsen mein Grab geworden wäre, so Du mich nicht gerettet, so heiße auf ewig „Hollauer von Hohenfelsen,“ und Du mögest fortan nach dem Ausruf meiner Sehnsucht „von Oheim“ heißen, sammt Siegel und Helm für Kinder und Enkel zu schreiben, zu unterschreiben und Euch dessen aller Orten zu gebrauchen.“

Die Hollauer haben auch wirklich die springende Gemse mit dem Alpenblümlein auf weißem Felsen und blauem Grund; die hessischen Oheim eben daher einen Gemsenschädel mit sieben Blutstropfen in ihrem Familienwappen.

Miszellen.

Das Kloster Altomünster.

Seitwärts von der Straße, welche von Aichach nach München führt, lacht freundlich von einer Hügelreihe herab ins waldumkränzte blühende Thal der Markt Altomünster mit seiner herrlichen Kirche.*) Schon die ganze Lage zeigt, daß hier einst ein Urwald Bojariens gestanden sey, den erst der menschliche Fleiß gelichtet habe. Das dortige Kloster, dem der Markt und die lachenden Fluren ihr Daseyn verdanken, wurde von dem heil. Alto einem schottländischen Missionär und Gefährten des deutschen Heiden-Apostels des heil. Bonifazius gegründet. Alto, den die fromme Sage, zu einem Sohne eines Königs Wilhelm in Schlottland macht, war, vielleicht von Bonifazius abgesandt in diese Gegend gekommen, um nicht allein nur durch Lehre, sondern auch durch

*) Von seiner Hügelreihe aus sieht man den St. Ulrichsthurm des 6 Stunden entfernten Augsburgs.

Digitized by Google

thatenreiches Beispiel die dortigen Umwohner zur ächt-christlichen Religion zu gewinnen, denn viele waren noch dem blinden Heidenthume, andere aber dem Arianismus ergeben, alle aber noch ganz roh und unwissend, und vorzüglich war sein Zweck aus ihnen bessere Menschen zu bilden. — Nach der lobenswerthen Sitte des Benedektiner-Ordens, dem er angehörte, und welchem Orden wir bekanntlich soviel in der Geistes- und Landeskultur zu verdanken haben, hatte er einen Theil der Waldung ausgerottet, sich Sämereien und Vieh kommen lassen und mit einigen Gefährten, die er um sich versammelt hatte, die Belehrung der Umwohner in der Religion, in dem Ackerbaue und der Viehzucht begonnen. Gerne strömten diese zu der freundlichen Kapelle, die er sich auf dem Hügel erbaut hatte, um dort seine belehrenden Worte zu hören, und zugleich von ihm Hilfe zu besserer Einrichtung ihres Hauswesens und überhaupt zu einer andern kultivirten Lebensart zu erhalten. Kein Wunder, wenn sie ihn daher für keinen gewöhnlichen Menschen, sondern für einen reichen Königssohn, den Gott ihnen zu Hülfe gesendet, hielten. — Gerade damals war es, als der gewaltige Franke, der Major-Domus, Karl Martell, sein thatenschweres Haupt auf das Kissen des Todes gelegt hatte und seine Söhne die Frankenfürsten Pipin und Karlmann in ihres Vaters Fußstapfen zu treten begannen, unbekümmert um die königliche Person, die blos als König figurirte, das Recht hatte mit vier Ochsen zu fahren, und die Verbindlichkeit unter des Majordomus Befehle ihren Namen zu malen. — Selbst die schöne Hiltrude, die Schwester der beiden Fürsten fürchtete, nach der damaligen rohen Sitte von ihren Brüdern in ein Kloster gesperrt und dort ihr junges Leben vertrauern zu müssen, sie entfloh daher zum bojarischen Herzoge Odilo, der noch allein unbesiegt da stand, und ihr Schutz gewähren konnte. Nicht nur diesen gewährte er ihr, sondern ihre Reize gewannen ihr auch sein Herz, statt sie daher auszuliefern, reichte er ihr vor dem Altare seine Hand. Diese Widerspenstigkeit war ein Gräuel in den Augen der Machthaber, unabsehbar fluhten ihre Heere dem Lech zu, um Bajarien zu überschwemmen und den Ungehorsam furchtbar zu züchtigen. Die Freiheit der übrigen deutschen Völkerstämme hieng von einer Entscheidungsschlacht ab, daher versprachen die sächsischen, aquitanischen und allemannischen Völkerstämme drm Odilo Unterstützung. Ehe aber noch die Sachsen und Aquitanier sich zum Aufbruche gerüstet, war die Entscheidungsschlacht bereits geschlagen. Unter dem Schutze der Nacht hatten die Franken den Uebergang über den Lech, der damals noch stärkere Fluthen in seinem Bette wälzte als jetzt, sich erkämpft. Tausende und aber Tausende von ihnen hatten ihr Leben dabei zum Opfer gebracht. Nun riß Tod und Verderben unter den bojarischen und allemannischen Schaaren ein, was Leben hatte wurde niedergemacht. Zornig über den Verlust so vieler der Tapfersten ihres Heeres hatten die beiden Fürsten dem ganzen Lande den Untergang geschworen und ruhten nicht eher, bis unter Feuer und Schwert das ganze Bojarien vom Lech bis an den Inn rauchte und mit Schutt und Leichen bedeckt und zugleich des Bojarier Herzogs gehaßte Person ihren Händen überliefert war. (Im Jahre 742.) — Zu dieser Zeit kam Pipin auf seinem Verheerungszuge auch in die dortige Gegend, deren hohe Lage für ihn als Krieger wichtig seyn mußte, aber hier wurde seine wilde Kriegeswuth, — als er plötzlich mit seiner Schaar aus dem dichten Walde hervorbrechend, die lachenden Fluren gewahrte und Alto und seine Gefährten sich ihm ehrfurchtsvollst nahten, um Schutz für ihre neue Colonie und deren Umwohner flehend, in sanfte Milde verwandelt. Sich bereits als Landesherr nach dem damaligen Rechte des Stärkern betrachtend, schenkte er dem Alto einen beträchtlichen Theil der Waldstrecke, in Deserto Vindeliciae in den Urkunden genannt, weil er dieß eroberte Land nicht mehr zu Bayern, sondern zu Vindelizien, das bereits unter fränkischer Botmäßigkeit stand, rechnete. Es steht auch in den Urkunden blos Herzog Pipin, aus der Ursache, weil er damals nur Herzog von Neustrien, noch nicht aber fränkischer König selbst war, zu welchem er sich nachgehends durch den Papst machen ließ, worauf er die seitherige königliche Puppe ins Kloster steckte. Alto baute hierauf ein förmliches kleines Kloster, wobei ihm Herzog Odilo, den seiner Gemahlin flehendliches Bitten bei ihren Brüdern Befreiung und Rückkehr in sein verwüstetes Land, jedoch unter Anerkennung der fränkischen Oberhoheit, verschafft hatte, unterstützte. Altos großer Zeitgenosse, der heil. Bonifazius weihte das Kloster selbst ein und machte den Alto zum ersten Abte. Alto starb 775 im Rufe eines wahrhaft frommen Mannes. — Später 1047 verlegte Herzog Welf II. in das Kloster, Benediktiner-Nonnen und noch später wandelte Herzog Georg der

Reiche 1486 dasselbe in ein Brigittiner-Kloster mit 25 Brüdern und 60 abgesonderten Nonnen um. Im Jahre 1773 wurden die über 1000 Jahre alten Klostergebäude niedergerissen und nun mit der prachtvollen Kirche neu erbaut, im Jahre 1803 aber wurde das Kloster aufgehoben, jedoch dessen Lokalitäten den Klosterfrauen bis zu ihrem Absterben noch belassen. Die bequeme Lage des Klosters, rings von kleinen Ortschaften umgeben, und selbst die dankbare Erinnerung an den heil. Alto, dürften es zur Restitution zum Zwecke der Bildung weiblicher Jugend, wozu Frauenklöster so entsprechend gefunden werden, empfehlen. Auch der Markt Altomünster führt in seinem Wappen den auf zur Kultur gebrachten Boden stehenden Abt Alto im Bischofsornate mit Krummstab und Kelch und im Hintergrunde das von ihm errichtete Kloster. B.

Der Korporal.

Während der amerikanischen Revolution ritt ein Offizier in Civilkleidung an eine kleine Abtheilung von Soldaten heran, die damit beschäftigt waren, eine kleine Redoute in bessern Stand zu setzen. Der Commandant der kleinen Schaar gab seinen Untergebenen Befehle in Bezug auf einen Balken, der hinauf auf die Befestigung gehoben werden sollte. Der Balken war schwer und der kleine große Mann kommandirte unaufhörlich bald so, bald so. Der oben erwähnte Offizier hielt sein Pferd an, als er an die Stelle gekommen war und fragte, als er sah, daß die wenigen Leute das große Stück Holz kaum bewegen konnten, warum der Befehlende nicht auch mit Hand anlege. Der letztere schien über diese Frage etwas verwundert zu sein, wendete sich deßhalb mit wahrhaft kaiserlichem Stolze an den Offizier und antwortete: „Herr, ich bin ein Korporal!“ — „Ach! wirklich?“ entgegnete der Offizier darauf, „das hatte ich nicht bemerkt.“ Und er nahm seinen Hut ab, verbeugte sich und sagte: „ich bitte um Verzeihung, Herr Korporal.“ Darauf stieg er aber von seinem schönen Pferde ab, band dasselbe an und half mit heben, bis ihm der Schweiß in großen Tropfen auf der Stirne stand. Als das Holzstück sich an der Stelle befand, wohin es hatte gebracht werden sollen, wendete sich der Fremde an den Korporal und sagte: „Herr kommandirender Korporal, wenn Sie wieder eine solche Arbeit zu verrichten und nicht Leute genug haben, so schicken Sie nur zu Ihrem Oberbefehlshaber und ich werde Ihnen auch zum zweitenmale helfen.“ Der Korporal stand da wie vom Blitze getroffen. Der Reiter war — Washington.

Eine Buchdruckerei.

Eine der größten Buchdruckereien in der Welt ist die der Herren Clowes in London in welcher fortwährend neunzehn Dampfpressen (deren jede in der Stunde 1000 Bogen bedruckt) und dreiundzwanzig Handpressen beschäftiget sind. Gesetzt stehen da fortwährend ungefähr 1600 Bogen und die dazu gehörige Letternmasse wiegt im Durchschnitt 100 Pfund per Bogen. Die sonst vorräthigen Lettern haben zusammen ein Gewicht von 100 Tonnen (à 20 Centner), und die Stereotypplatten in dieser Buchdruckerei wiegen nicht weniger als 2000 Tonnen. Der Metallwerth derselben beläuft sich nahe auf anderthalb Millionen Thaler.

Entschädigung für Grund und Boden von Eisenbahnen.

Die größte Forderung, die wohl je für die Abtretung von Grund und Boden zu Eisenbahnen gemacht worden ist, dürfte die der Direktoren des Irrenhauses in Glasgow sein, welche ein Stück ihrer Besitzung abzutreten hatten. Sie verlangten nicht weniger als 286,000 Thlr., gingen dann auf 70,000 Thlr. herunter und die Jury sprach ihnen endlich 1500 Thlr. zu.

Himmlische Arithmetik.

Ein alter schlauer Jude hatte eine bedeutende Geldsumme verliehen und sich dafür 9 Procent Zinsen bedungen. Der Schuldner machte Einwendungen dagegen und fragte endlich den Wucherer, ob er denn nicht an Gott glaube? — „Ach,“ antwortete der alte Hebräer mit Augenblinzeln und höhnischem Lächeln, „ich habe auch daran gedacht, aber wenn der liebe Gott von oben auf das Papier herunter sieht; wird ihm die 9 als 6 erscheinen.“

Mein Herr, wollen Sie meinem Vater Ihr Zeitungsblatt leihen? — blos, um es zu lesen. — Ja mein Kind — und bitte deinen Vater, mir sein Mittagsmahl zu leihen, — blos, um es zu essen.

Verlegt und redigirt unter Verantwortlichkeit der G. Geiger j.'schen Buchdruckerei.

Digitized by Google

№ 26. 28. März 1840.

Der Erzähler.

Ein

Unterhaltungsblatt für Jedermann.

Fünfter Jahrgang.

Augsburg. Dieses Blatt erscheint jeden Mittwoch und Samstag, und kostet dahier vierteljährlich 15 kr., halbjährig 30 kr. und jährlich 1 fl.; auswärts ist der Preis: vierteljährlich 18 kr., halbjährig 36 kr. und jährlich 1 fl. 12 kr. Bestellungen nehmen alle Buchhandlungen und königl. Postämter, letztere mit der tarifmäßigen Portovergütung, an.

Die letzte Thräne.

„Mutter, Mutter, Deine Augen sehen es, wie ich dahinwelke, wie ich näher dem Grabe, als dem Leben stehe — und doch, doch bist Du so hart, so unerbittlich!“

„Ach, das hast Du mir schon oft gesagt; ich kenne diese Kunstgriffe schon, allein ich lasse mich nicht täuschen. Den armen Schlucker mag ich nun einmal nicht zu einem Tochtermann, das weißt Du schon lange. Ist mein Vermögen nicht werth, daß ein Anderer um Dich werbe?“

„O unglückselige Verblendung! Weil Richard arm ist, soll ich sein edles, gutes Herz nicht mein nennen dürfen! Verblendete Mutter, so viel die Täge Deines Lebens sind, hat Dich noch keiner gelehrt, ein tugendliches Herz dem nichtigen Gelde vorzuziehen. Können nicht hundert Beispiele Dir bezeugen, daß nicht Reichthum glücklich macht?“

„Das kannst Du unterlassen, mir zu predigen; ich ändere meine Meinung nicht!“

„Oder wenn es zu spät ist, Mutter!“

Diese Worte wurden zwischen der Wittwe Koller und ihrer Tochter gewechselt. Wir machen dadurch die traurige Wahrnehmung, daß die Mutter ihr Kind lieber ums Geld verkaufen mochte, als seine Zuknnft durch einen — wiewohl armen, aber edlen, geliebten Mann glücklich zu bereiten. Diese Handlungsweise von Seiten der Eltern findet sich leider gar häufig im Leben, obgleich die Vergangenheit gar manche Bilder vorzeigt, die eben nicht ermunternd sind, solche Beispiele nachzuahmen. —

Es war eine schöne, liebliche Sommernacht. Rosalia stund am geöffneten Fenster; in ihren Thränen badeten sich die Strahlen des Mondes. Vor ihr lag, vom Silberschein umflossen, ihr Gärtchen freundlich und still — nicht so ihr Schicksal. „Unmöglich, unmöglich!“ rief sie, und drückte ihr bleiches Gesicht in ein Tuch, das sie mit Thränen benetzte.

Unter ihrem Fenster bewegte sich eine Gestalt. Rosalie bog sich ein wenig hinaus und erkannte sogleich ihren Richard. „Komm, komm,“ rief sie mit gedämpfter Stimme, und bald hatte er sich auf einem Geländer so hoch gestellt, daß ihre Lippen sich berühren konnten.

„Unmöglich, hast Du gesagt, mein liebes Kind? So lacht uns denn noch immer keine Hoffnung?“

„Nein Richard, wenn uns Gott nicht hilft, so sehe ich keinen Ausweg. Unbeweglich, ungerührt bleibt die Mutter bei allen Bitten und Thränen.“

„Verzage nicht, theure Rosalie! Die reine Liebe ist von Gott — er wird sie krönen; seine Hand wird uns eine Bahn führen, die keine menschliche Hand hindern kann. Vertraue nur!“

„Wir wollen noch einen Versuch wagen, Richard. Mit einander wollen wir vor die Mutter treten und sie mit den innigsten Worten anflehen. Beschwören wollen wir sie bei Allem, was hoch und heilig ist, daß sie nicht länger noch ihren Segen uns vorenthalte.“

Richard dehnte sich und schlang seinen Arm um den Hals der Geliebten, so gut es gehen mochte. „Das wollen wir thun, sagte er; endlich wird der Gram sein Ziel erreicht haben, und Deine Wangen werden sich wieder röthen, wenn Dich der schöne Name Braut begrüßt.“

Der morgende Mittag wurde festgesetzt, den letzten Angriff auf das harte Mutterherz zu wagen. Richard entfernte sich vorsichtig.

Draußen durch die belaubten Aeste säuselte ein sanfter Nachtwind, und ruhiger, als flüstere eine

Digitized by Google

geheime Stimme ihr Tröstung zu, wurde das Gemüth Rosaliens. „Gott, der Du die Sterne leitest, lenke auch das Herz meiner Mutter!“ Noch lange blickte ihr trübes Auge in die stille Mondnacht, bis ein leises Zittern ihren ganzen Körper erschlich. Allmählig schwanden die nächsten Gegenstände vor des Mädchens Blicken; kaum noch blieb den Gliedern die Kraft, die Ohnmächtige auf das nahe Bett zu tragen.

Durch die Scheiben rund und hell
In das Kämmerlein,
Wo ein krankes Mädchen lag,
Schien der Mond herein.

Rosalia erwachte — kaum empfand sie noch ihr Daseyn. Sie wollte der Mutter rufen, welche unfern in einem Zimmer schlief; aber regungslos brachten die Lippen den Namen nicht hervor. Ihr Letztes war — eine Thräne.

Am andern Morgen öffnete die harte Mutter die Zimmerthüre ihrer Tochter. Mit einem Schrei des Entsetzens fuhr sie einen Schritt zurück — dort lag der Leichnam ihres Kindes, am geschlossenen Augenlied eine Thräne, in der die Strahlen der Morgensonne glänzten.

„Rosalie, mein Kind!“ schrie im höchsten Schmerz die Mutter, „erwache, erwache! Ich will Dir Alles gewähren, erwache nur!“ Umsonst der Schmerz, umsonst die Verzweiflung — die bleichen Lippen blieben erstarrt und das Auge geschlossen; aber fest daran und unzerstörbar heftete die letzte Thräne, wie am erlöschenden Frühhimmel der Morgenstern.

Am Mittag trat ein schöner, junger Mann, bescheiden in Haltung und Miene, in das Haus der Wittwe Koller. Mit den Geberden einer Wahnsinnigen lief die Frau auf Richard zu:

„Dort, dort nehmen Sie mein Kind, es ist ihre Braut!“ schrie sie, und zeigte dem armen Jüngling den Leichnam seiner Geliebten. Keine Worte bezeichnen hinreichend diesen Augenblick. Nur das Gefühl kann es empfinden, was Richards Seele vernichtete. Das unglückliche Weib bot ihm Alles, Haus, Vermögen an, und meinte so den Geist der Verblichenen zu versöhnen. Ohne ein Wort darauf zu erwiedern, ging der Jüngling hinaus. Unheilbar war diese Wunde. Still und freudelos blieben seine künftigen Tage. Bald fand sein Herz die Ruhe im stillen Frieden des Grabes.

Wie groß und herb der Schmerz auch sey, mit den Thränen entfließt seine Last. Wo das Auge weinen kann, mildert sich die Qual des Herzens. Unsäglich aber, wie Höllenpein, martert der Schmerz, der keine Thräne hat. Die Mutter der armen Rosalia, hinterm Sarge nachtrauernd, trug die Verzweiflung in ihrer Brust, des Schmerzes höchste Qual, aber ihr Auge blieb trocken — es schien, als habe jenen lindernden Balsam die Vollendete mit ins Grab genommen in ihrer letzten Thräne.

Miszellen.

Der Bernkastler Doktorwein.

Es war im Jahr 1360, als Erzbischof Boëmund II., von argem Fieber geplagt, auf der Burg zu Bernkastel anlangte, um entfernt von lästigen Geschäften, im Genuß einer herrlichen Natur des kranken Körpers zu pflegen. Aerzte über Aerzte wurden verschrieben, kamen, sahen, erschöpften sich in über die Maßen gelehrten Tiraden und entfernten sich kopfschüttelnd wie sie gekommen waren. Das kalte Fieber wollte nicht weichen. In seiner Herzensangst schrieb Seine erzbischöfliche Gnaden im ganzen Bisthum aus, „wer sich getraute, das böse Fieber zu bannen, möge kommen und der größten Belohnung gewärtig seyn.“ Da dachten wohl manche, das pretium affectionis zu verdienen; als sie aber vernahmen, wie viele graduirte Männer sich schon die Köpfe an dem leidigen kalten Fieber des Kurfürsten eingerannt hatten, sank ihnen der Muth und der Bischof gab die Hoffnung auf, je wieder von dem leidigen Gaste befreit zu werden. Endlich nach Verlauf mehrerer Monate vernahm ein alter, tapferer Rittersmann im Hundsrück, der den Rest seiner alten Tage größtentheils im Weinkeller zubrachte, wie unheilbar der gnädige Herr darniederläge. Nun hatte man dem alten Kumpan einige Tage vorher eine „Ahme“ edlen Bernkastlers zugeschickt, der ihm so trefflich mundete, daß er wohl den ganzen Tag den Mund am Spund hatte. „Soll mir Gott!“ rief er schier ergrimmt, „hat Se. erzbischöflichen Gnaden den Nagel in der Faust und weiß nicht, wo er ihn hinschlagen soll. Hat man seiner Lebtag ein köstlicher Gewächs als diesen Bernkastler in die Kehle gegossen? Das ist der wahre Doktor und hol mich der Gottseybeiuns, der brave Bischof hat mir in der Spanheimer Fehde das Leben gerettet, ich will ihn kuriren!“ Alsbald machte er sich auf, packte nicht ohne einige schmerzliche Blicke sein noch halbgefülltes Fäßchen auf und zog nach dem Bernkastler Schlosse. Die Erzbischöflichen mach-

Digitized by Google

ten gar große Augen, als der mannhafte Herr Ritter, das Fäßlein auf den gewaltigen Schultern, in das Vorzimmer trat. „Ich will den Herrn Kurfürst kuriren“ sprach er sehr naiv. Die Hofschranzen rümpften spöttisch die Nasen, zischelten untereinander; aber da es strenger Befehl war, Jeden ohne Ausnahme zu dem Kranken zu lassen, so öffneten sie behende die Thür. Der Bischof sah hoch auf, als der Ritter in das Gemach trat. „Ei Gott zum Gruß,“ rief er trotz seiner Schwäche lächelnd; denn er vermuthete einen Schwank. „Was bringt Ihr Schönes, Herr Ritter?“ — „Guten Dank,“ erwiederte dieser, sich keuchend seiner Last entledigend, indem er den Schweiß von der gebräunten Stirne abwischte. „Ich habe gehört, Ihr läget an einem üblen Gebreste darnieder, und da wollte ich als ein rechtschaffener Lehnsmann nichts verabsäumen, um Ew. bischöflichen Gnaden wieder auf die Beine zu helfen!“ — „Ihr seyd mir hoch willkommen,“ rief der freundliche Prälat zurück, „nur heraus damit, wißt Ihr einen guten Rath?“ — „Rath?“ entgegnete der Ritter mit komischem Zorn, „bei unsrer lieben Frauen. That, That! Ew. bischöflich Gnaden, und hier liegt der Hase im Pfeffer.“ Dabei schlug er mit der gewaltigen Faust auf sein Fäßlein, daß es durch das Gemach dröhnte. Der Kranke erhob sich erstaunt. „Träumt Ihr, Herr Ritter . . . dieß Faß? . . .“ und dabei deutete er zweifelhaft auf den großen Arzneibehälter. — „Nichts weniger als dieß Faß!“ rief der Ritter treuherzig. „Es allein enthält das wahre Lebensarkanum. Jagt Eure Quacksalber zur Burg hinaus, gießt ihnen ihre höllischen Tränke in die verruchten Gurgeln und haltet's mit meiner Medizin. Dabei drehte er den Krahnen und heraus in einen goldenen Becher strömte der edle Bernkastler Rebensaft. Viel Mühe kostete es zwar, ehe der Erzbischof zur Einnahme dieser wunderlichen Arznei zu bewegen war, endlich entschloß er sich und siehe da — der edle Herr Ritter hatte richtig kalkulirt. Das kalte Fieber schwand nach wenig Wochen. Der Wein aber, der dieß Wunderwerk vollbracht, führt noch bis auf heutigen Tag den Namen „der Doktor.“ Ob er seine Heilkraft auch in der neuern Zeit bewährte, darüber schweigt die Geschichte und wir vermögen es nicht wohl anzugeben, nur so viel wissen wir gewiß, daß dieser gepriesene Rebensaft ein unvergleichliches Getränk in Feuer, Feinheit und würzhaftem Geschmack ist.

Der Präsident der Vereinigten Staaten und der Bittsteller.

Die Vertraulichkeit, mit welcher in Amerika die am höchsten gestellten Personen von allen Klassen behandelt werden, läßt sich bei uns kaum denken. Jeder Beamte dort muß jede Stunde bereit sein, freundschaftliche Besuche von Personen anzunehmen, die bei uns bei Gleichgestellten an der Thüre unbedingt abgewiesen werden würden. Besonders werden die Beamten um Verleihung von Aemtern angegangen. So erzählt ein eben erschienenes Werk eine Anekdote von dem letzten Präsidenten Jackson und einem zerlumpten Manne, der sich ohne Umstände zu dem erstern begab, als derselbe sein Amt eben angetreten hatte, ihm die Hand reichte und sich rühmte, in seiner Gegend die Erwählung des Generals durchgesetzt zu haben. Der General dankte artig und der Unbekannte fuhr sodann fort: „da Sie nun Präsident der Vereinigten Staaten sind, könnte ich Ihnen vielleicht in irgend einem Amte nützlich werden.“ (Jackson machte ein verlegenes Gesicht.) „Haben Sie Ihre Kabinetsminister bereits gewählt?“ — „Das ist geschehen,“ antwortete der General. — „Nun, es schadet nichts, ich begnüge mich auch mit einem Gesandtschaftsposten in Europa.“ — „Es thut mir leid, daß kein solcher Posten erlediget ist.“ — „Dann brauchen Sie vielleicht einen ersten Sekretair oder Rath in einem Ministerium?“ — „Diese werden von den betreffenden Staatssekretairen (Ministern) erwählt.“ — „Das thut mir leid; ich muß mich also mit einem niedrigen Posten begnügen.“ — „Ueber diese habe ich nicht zu verfügen; Sie müssen sich an die betreffenden höhern Beamten wenden.“ — „Könnte ich nicht Postmeister von Washington werden? Bedenken Sie, General, welche Mühe ich mir wegen Ihrer Erwählung gegeben habe.“ — „Ich bin Ihnen sehr verbunden für die gute Meinung, die Sie von mir haben, aber der Postmeister von Washington ist bereits ernannt.“ — „Nun es liegt mir auch gerade nicht sehr viel an dieser Stelle; ich begnüge mich, Sekretair des Postmeisters zu werden.“ — „In diesem Falle müssen Sie sich an den Postmeister selbst wenden.“ — „Nun denn, General,“ fragte endlich der Bittsteller, da es ihm überall fehlschlug, „haben Sie nicht einen abgelegten alten Rock für mich?“ Diesen erhielt er. So unglaublich diese Geschichte auch klingt, so ist es doch Thatsache, daß sich zu jeder Zeit Hunderte von

Digitized by Google

Stellensuchenden in Washington befinden, von denen neunundneunzig ihren Zweck nicht erreichen, und die dann die Undankbarkeit derer schmähen; welche sie durch ihre Stimme mit haben erheben helfen. Alle diese schließen sich dann der Opposition an; weil sie glauben, bei einem Wechsel der Verwaltung mehr berücksichtiget zu werden.

Die Schachspieler.

Das Schachbret ist, wie ein Universalalphabet, allen Nationen bekannt, und seit vielen Jahrhunderten haben die 64 Felder desselben die Sorgen des Herrn der Schöpfung verscheuchen helfen. — Im Mittelalter reiseten die Schachspieler in der Welt umher, forderten Kaiser, Könige und Prälaten heraus und erwarben sich Reichthum und Ehre durch Siege. Boy, ein Syrakusaner, war der berühmteste Schachspieler in jener Zeit; er spielte mit Karl V. und Don Juan von Oesterreich, welchem letzterm dieses Spiel so wohl gefiel, daß er in einem Zimmer seines Palastes den Fußboden in ein großes Schachbret verwandeln, mit vierundsechszig Feldern von schwarzem und weißem Marmor belegen ließ und statt der Figuren Menschen nahm, die sich auf Befehl der beiden Spielenden bewegen mußten. Jetzt ist der Schachspielerkönig unstreitig der Herr von Labourdonnais, der das Scepter führt. Er ist etwa fünfundvierzig Jahre alt, der Enkel des berühmten Generalgouverneurs von Indien, ein Mann von seltenen Geistesgaben, dessen Ehrgeiz aber nur dahin strebte, der erste Schachspieler in der Welt zu werden; dieß ist ihm gelungen. Er wohnt in Paris in dem Pallaste des Schachklubs; hier empfängt er die Herausforderungen und giebt Unterricht. Fast jeden Tag kommen Fremde an, die ihn kennen lernen wollen. Was Philidor sonst gethan haben soll, Schach zu spielen, ohne das Schachbret zu sehen, das thut Labourdonnais in dem Schachklub sehr häufig. Er sitzt dann in einer Ecke des Zimmers und läßt sich von einem Anwesenden die Züge des Gegners sagen. Noch nie hat er so eine Partie verloren.

Volksglaube in Böhmen.

In Böhmen herrscht unter den cechischen Mädchen auf dem Lande der Gebrauch, sich am Charfreitag vor Sonnenuntergang im nahen Bache oder Flusse zu baden, oder wenigstens zu waschen. Dieses soll die Schönheit befördern, und sie vor jedem entstellenden Ausschlage bewahren. — Auf wen eine Katze, wenn sie ihre Pfote leckt, den ersten Blick wirft, den wird bald irgend ein Kummer treffen. Dasselbe erfolgt dem, der das Salzfaß auf dem Tische umwirft. Auch soll man kein Messer über Nacht auf dem Tische liegen lassen, denn so lange es nicht an Ort und Stelle gegeben wird, lauert der Feind. Legt man einen Laib Brod mit der schwarzen Rinde auf, so wird dadurch Gottes Segen abgewendet. — Einem alten Weibe oder einem Hasen begegnen, der über den Weg läuft, bedeutet Unglück, dagegen einem Juden oder Zigeuner begegnen, Glück.

Der Sultan Amurath war ein solcher Hundenarr, daß er allein 40,000 Jagdhunde hielt, von denen Jeder mit einem goldnen Halsband geschmückt war.

Quittung in Versen.

Ein geiziger Kirchenpatron gab seinem Prediger den Zehenten stets in dem schlechtesten Getreide. Endlich verlor der letztere die Geduld und schrieb dem Knauser statt der Quittung folgende Reimen:

Raden, Trespen und Vogelwicken,
Soll man mir nicht zum Zehent schicken,
Ich lehre das Wort Gottes lauter und rein,
Und so muß auch mein Zehent sein.

*Das Gebet.

Sagt nicht, die ihr Dorinden kennt,
Daß sie aus Eitelkeit nur in die Kirche rennt.
Daß sie nicht betet, und nicht horet,
Und andre blos im Beten störet.
Sie bat (mein eignes Ohr ist Zeuge;
Denn ihre Schönheit geht allmählig auf die Neige)
Sie bat mit ernstlichen Geberden:
„Laß unser Angesicht, Herr, nicht zu Schanden werden."

* Charade.

Zwölfe, eins und zwanzig nimm,
Achtzehn stell daneben,
Wird's ein Thier'chen, flink, auch schlimm, —
Schwarz — auch weiß, dir geben.
Eilfe, vierzeh'n, drei und acht
Nennt die enge Pforte,
Wo das Thierchen Tag und Nacht
Kriecht zum Heimath-Orte. —
Stell' das Thier'chen nun voraus,
Und darnach die Pforte:
Fällt das Ganze Dir heraus
In dem Doppelworte.

Verlegt und redigirt unter Verantwortlichkeit der G. Geiger j.'schen Buchdruckerei.

Digitized by Google

№ 27. 1. April 1840.

Der Erzähler.

Ein

Unterhaltungsblatt für Jedermann.

Fünfter Jahrgang.

Augsburg. Dieses Blatt erscheint jeden Mittwoch und Samstag, und kostet dahier vierteljährlich 15 kr., halbjährig 30 kr. und jährlich 1 fl.; auswärts ist der Preis: vierteljährlich 18 kr., halbjährig 36 kr. und jährlich 1 fl. 12 kr. Bestellungen nehmen alle Buchhandlungen und königl. Postämter, letztere mit der tarifmäßigen Portovergütung, an.

Eine Geschichte von der Morgue.

Die Straßen von Paris sind nach Mitternacht zum wenigsten nicht eben angenehme Aufenthaltsörter; am 15. Februar vorigen Jahrs aber waren sie es noch weit weniger. Wir hatten eine grauenvolle Nacht. Der schwarze Himmel ächzte gespensterhaft; während Blitze nach der Erde herunterzuckten gleich riesigen feuerigen Schlangen, und der Wind wie rasend einherfuhr. Außer dem Tosen der kämpfenden Elemente hörte man keinen Laut in den öden Straßen. Einmal vernahm das Ohr nur das Anschlagen des Regens an die Fensterscheiben; dann wurde dieses von dem wilden Geheule des Sturmes übertäubt, und ein andermal hörte man nichts als den betäubenden Donner, der durch die Himmel krachte, laut, erschütternd und grauenvoll wie der Ruf der Posaune des jüngsten Gerichtes.

Spät in dieser schrecklichen Nacht, in einem altmodischen Salon eines alten Hauses in der Faubourg St. Germain, saß ein alter Mann, der dem Aussehen nach wohl sechzig und einige Jahre zählen mochte. Die wenigen Haare, welche die Zeit ihm noch nicht von dem Haupte gerissen hatte, waren von dem Schnee des Alters bedeckt, während in seinem Gesichte die geschäftige Hand der Zeit oder die noch rauhere der Sorge manche tiefe Furche gezogen hatte. Nach den Bandstücken an seinem Rocke schien er ein Mann von hohem Range zu sein. Auf dem Tische vor ihm lag aufgeschlagen ein Buch, aber ein wichtigerer und minder angenehmer Gegenstand als der Inhalt der Schrift schien seine Gedanken zu beschäftigen; denn seine Augen hafteten starr auf dem Feuer, seine Augenbraunen waren eng zusammengezogen, seine Hände bedeckten halb sein Gesicht, und bisweilen entschlüpfte seinen Lippen ein unverständliches aber unwilliges Gemurmel.

Die Uhr auf dem Kaminsimse schlug jetzt die vierte Stunde und erweckte den alten Mann aus seinem träumerischen Sinnen. Er fuhr von seinem Stuhle empor, ging raschen Schrittes in dem Zimmer auf und ab und rief: „vier Uhr! vier Uhr! und noch immer abwesend! — Ja, es muß so sein, wie ich fürchtete. Was sonst konnte ihn bis zu dieser späten Stunde fern halten — in einer solchen Nacht! Es ist klar, ich kann mich nicht irren. Er ist, ach Gott! — ehe er dieß werde, möge ihn lieber das Grab aufnehmen!“

Der alte Mann stand still und bedeckte eine Zeit lang sein Gesicht mit den Händen. Dann fuhr er in dem Selbstgespräche fort: „Ich habe es lange gefürchtet. Seine späte Heimkehr seit vielen Nächten mußte mir es andeuten. Diese Nacht, diese schreckliche Nacht, in welche die ganze Hölle los gelassen zu sein und über sein Verderben zu jubeln scheint, bringt mir Gewißheit. Mein Sohn! — Mein einziger Sohn!“

Und der alte Mann sank in seiner Verzweiflung auf das Sopha. Seine Gefühle waren jedoch zu sehr aufgeregt und zu peinigend, als daß er hätte Ruhe finden können.

„Es giebt nur ein Mittel, ein gewaltsames, ein höchst demüthigendes Mittel, meinen Sohn zurückzuhalten, daß er nicht blindlings in den Abgrund hinuntertaumelt an dessen Rande er schwankt. Ja, es soll angewendet werden und wenn die schwere Aufgabe mich zu Boden drückte; alles will ich dulden und tragen, um meinen Sohn nicht zu dem niedrigsten der niedrigen Geschöpfe erniedriget zu sehen, zu einem . .“

Ein starkes Klopfen an der Straßenthüre des

Hauses unterbrach das Selbstgespräch des Alten. Seine Glieder zitterten, als wären sie gelähmt; er wankte nach seinem Stuhle und rief mit schwacher Stimme: „er ist es! er ist es!“

Bald darauf wurde die Thüre des Zimmers geöffnet und herein trat ein junger blühender Mann von zwanzig Jahren. Offenbar war er der Sohn des Alten und er schien sehr überrascht zu sein, als er seinen bejahrten Vater zu solcher Stunde noch wach fand.

„Warum bist Du so spät ausgeblieben, Alphons?“ fragte der Vater, indem er den jungen Mann aufforderte, Platz zu nehmen.

„Ich war bei einigen Freunden, lieber Vater,“ antwortete er.

„Freunden?“ wiederholte der Alte bitter; „ich kenne diese gutmüthigen, diese treuen, diese uneigennützigen Freunde. Man kann das Leben für ihre Treue einsetzen; nicht wahr, Alphons?“

„Ich begreife Dich nicht, Vater?“ entgegnete der Sohn.

„Du begreifst mich nicht? Wie könntest Du es auch, wenn ich von etwas so Unbegreiflichem spreche, wie die Freundschaft Deiner Gefährten in dieser Nacht? Sage mir, lieber Alphons, wo bist Du die ganze Nacht gewesen?“

„Ich sagte Dir es bereits,“ antwortete der junge Mann, den der Zweifel an seiner Aufrichtigkeit zu verdrießen schien, „in dem Hause eines Freundes.“

„In dem Hause des Teufels,“ wiederholte der Alte heftig, „wo Du es wahrscheinlich lerntest, so schamlos zu lügen.“

„Ich lüge nicht,“ antwortete der Jüngling ruhig.

„Nun dann,“ entgegnete der Vater, „mußt Du mit dem bösen Feinde so vertraut gewerden sein, daß Du ihn mit Recht Deinen Freund nennst; denn ich sage Dir es in's Gesicht, daß Du diese Nacht in dem Hause des Teufels und unter dessen Helfershelfern verbrachtest.“

„Ich verstehe Dich nicht,“ antwortete Alphons.

„So will ich es Dir gerade heraussagen, Du hast die Nacht am Spieltische verbracht.“

„Ich . . Vater . . ich . . . am Spieltische?“ stotterte der Jüngling.

Der Vater schwieg eine Zeit lang, dann fragte er in feierlichem Tone: „bei Deiner Ehre, bei Deiner Seele, warst Du diese Nacht im Spielhause?“

Alphons schlug die Augen nieder und antwortete kaum hörbar: „ich war dort.“

„Und Du gewannst?“

„Ja.“ — „Was?“

„Dieß,“ antwortete der junge Mann, indem er unter dem Mantel einen Geldsack hervorzog und ihn dem Vater überreichte.

„Das also ist der Sündenlohn dieser Nacht!“ rief der alte Graf, indem er den Sack nahm und das darin enthaltene Geld klingen ließ. „Wahrhaftig schweres Geld, — fast so schwer wie die Herzen derer, welchen Du es abgewannst. Laß sehen, wie viel es beträgt.“

Der alte Mann schüttelte das Geld auf den Tisch und fing an zu zählen. „So, fünftausend Francs,“ sagte er, als er zu Ende war. „Und das ist Dein Gewinn?“

„Ja, Vater.“

„Dann sprichst Du die Wahrheit nicht.“

„Der Himmel ist mein Zeuge, daß Du mir Unrecht thust,“ rief Alphons.

„Der Himmel ist mein Zeuge, daß ich Dir nicht Unrecht thue,“ entgegnete der Graf, „denn der Himmel weiß, daß das Spiel nur Verderben und Verlust bringen kann. Was Du für Gewinn hältst, ist nur Reiz, die Sucht des Spielens zu steigern. Diese Goldstücke da, die Du in Deiner Unkenntniß Deinen Gewinn nennest sind Dir vom Teufel nur geliehen, der seiner Zeit dafür so wucherische Zinsen verlangen wird, daß Du Haus und Hof, Ehre und Seelenfrieden, alles wirst hingeben müssen, um die Schuld zu tilgen. Mit welch' verschiedenen Blicken,“ fuhr er fort, indem er das aufgezählte Geld übersah, „betrachten wir das Geld, je nachdem es erworben ist! Wie schön sieht der Lohn aus, den der redliche Fleiß gewinnt. Auch die kleinste Silbermünze scheint in stolzer, fast selbstbewußter Keuschheit zu glänzen! Welches Aussehen haben dagegen diese verfluchten Goldstücke da! Sie sollen mein Haus nicht beflecken! — Einem armen Obdachlosen können sie Glück bringen, hier müssen sie Verderben wirken.“

Mit diesen Worten schüttete der alte Mann das Geld wieder in den Sack, band ihn zu, öffnete das Fenster, warf ihn auf die Straße hinunter und rief dabei: „fort mit Dir!“

„Jetzt,“ fuhr der Graf fort, nachdem er sich wieder gesetzt hatte, „jetzt will ich Dir eine Geschichte erzählen, die noch kein menschliches Ohr vernommen hat, eine Geschichte, die so reich ist an den stechenden Uebeln des Spieltisches, daß sie Dir

Digitized by Google

die wilde Spielluſt aus dem Herzen reißen wird, die eckelhafte Hexe: Habſucht müßte denn Dich ganz als den ihrigen gewonnen haben.“ —

„Es ſind jetzt,“ ſagte der Alte nach einer kurzen Pauſe, „etwa ſechsundfünfzig Jahre, als auch ich, wie Du jetzt, Alphons, jung, unerfahren, ſorglos, der Sklav meiner Leidenſchaft und der Sklav des Geizes, eine der Spielhöllen beſuchte.

„Ich will es nicht verſuchen, Dir die wilden Thiere zu beſchreiben, die ich da ſah, durch Zauber gefeſſelt. Der raubſüchtige Tiger ſtiert ſeine Beute nicht mit gierigerm, hungrigerm Blicke an, als ſie auf die Karten ſtierten; der Tiger ſtürzt ſich nicht mit gefräßigerer Wuth auf ſeine Nahrung, als ſie über ihren Gewinn herfielen. Unter dieſer geſpenſteriſchen Gruppe befand ſich Einer, deſſen unſchuldiger Geſichtsausdruck grell von den teufliſchen Geſichtern um ihn her abſtach. Es ließ ſich leicht errathen, daß ihm die Scene noch fremd war. Seine glatte Stirn, ſein lachendes Auge, ſeine lächelnde Lippe, alles zeigte, daß er frei war von der Krankheit der Habſucht. Man brauchte nur den glücklichen und ruhigen Ausdruck des Geſichtes dieſes jungen Mannes mit den ſtarren, von Sorgen bezeichneten Zügen der Andern zu vergleichen, um zu erkennen, mit wie tiefen und lesbaren Charakteren die Zeit „Spieler“ auf das Antlitz ſchreibet.

„Ich ſah, wie wenig erfahren dieſer junge Mann in allen Myſterien des Spieles war; ſoll ich Dir ſagen, welcher Gedanke mir in den Sinn kam? Ach, nein, nein; ich kann, ich darf mich Dir nicht als den ſchwarzen Böſewicht zeigen, der ich in jener Nacht wurde. Ich kann nicht mit eigener Hand Dir aus dem Herzen alle Achtung und alle Liebe reißen, die ein Vater ſo gern in dem Buſen ſeines Kindes pflegt. Und doch, was wagt ein Vater nicht, um dieſes Kind von einem ſolchen Schickſale zu retten! Alphons, ich werde Dir ſagen, welcher Gedanke mir in den Sinn kam, und ach! mögeſt Du ſchaudern, wenn Du die jähe Tiefe des Abgrundes erblickſt, an deſſen ſchwindelndem Rande Du ſo ſorglos geſcherzt haſt! Es kam mir in den Sinn, jenen jungen Mann zum Spiel zu veranlaſſen und ihm ſo — es muß heraus! — ſein Geld zu ſtehlen.

„Es gehörte nicht viel Kunſt dazu, den Jüngling zu dem erſten Theile meines Planes zu bringen. Das goldene Auge der Schlange hatte ihn mit aller unüberwindlichen Macht angeblickt und er war ihr Opfer.“

„Wir ſetzten uns, um zu ſpielen.“

„Du kannſt Dir leicht denken, daß, nachdem ich mich ſo tief zur Schändlichkeit geneigt, ich auch den gewöhnlichen Kunſtgriff nicht verſchmähete, das auserleſene Opfer durch den Gewinn der erſten Spiele zu locken, und ich bemerkte wohl, daß er von der würzigen Koſt des Spieltiſches kaum genoſſen, als ſein Verlangen darnach auch bereits unwiderſtehlich geworden.“

„Wir ſpielten, und ſpielten, und ſpielten von neuem und jedes Spiel brachte mir endlich eine neue goldene Ernte meiner Saat, bis er die 1000 Francs, die ihm noch übrig waren, auf eine Karte ſetzte. Die Karten wurden gelegt und die Summe war mein.“

„Verflucht!“ rief da der Jüngling, indem er in heftiger Verzweiflung ſich mit den geballten Fäuſten an die Stirn ſchlug.

„Nehmen Sie ſich die Sache nicht ſo zu Herzen,“ entgegnete ich. „Verſuchen Sie es noch einmal. Die Göttin Fortuna iſt nicht beſſer als eine öffentliche Dirne und wer weiß, ob ſie nicht bereits beim nächſten Spiele ihr Lächeln Ihnen zuwendet.“

„Ich habe kein Geld mehr,“ antwortete der junge Mann. „Sie haben alles — alles — gewonnen!“

Dieſer Gedanke war ihm eine Folter, er ſprang wild von dem Stuhle auf und eilte in einen andern Theil des Zimmers. Dort dicht neben ihm ſaßen zwei der eifrigſten Anbeter Fortunas, die ihrem blinden und unverſtändigen Götzen große Opfer darbrachten. Ich bemerkte, mit wie unabläſſigem, eifrigen Blicke der junge Mann ihrem Spiele durch alle Schwankungen desſelben folgte. Er war zu ſchwach, um mit dem böſen verführeriſchen Geiſte ſiegreich zu kämpfen, der ihn von neuem verlockte.

„Er kam wieder und wir ſetzten uns von neuem zum Spiele hin — nicht um Kleinigkeiten, wie vorher, ſondern um anſehnliche Preiſe. Er beſaß noch zweitauſend Francs. In drei Spielen waren 1500 davon mein. Mit verzweiflungsvoller Hand warf er die letzten 500 auf den Tiſch. Wir ſpielten und es entging mir nicht, daß die Karten meines Gegners zitterten. Er verlor.“

„Ach nie, nie werde ich den wahnſinnigen, durchbohrenden Blick vergeſſen, den er auf mich heftete. „Teufel!“ rief er mit geſpenſterhaft verzerrten Zügen, dann ſprang er von ſeinem Platze auf und ſtürzte wie ein Raſender aus dem Zimmer hinaus.“

(Schluß folgt.)

Digitized by Google

Miszellen.

Die Hemdfabrikanten in Paris.

Seit kurzem ist es in Paris zu einer wahren Manie geworden, — Hemden zu machen und wohin man sich in den modischen Straßen wendet, überall erblickt man in riesenhaften Buchstaben „Chemisier.“ Ein Spottblatt macht sich auf folgende Weise darüber lustig. Ein Bürger in einer Flanelljacke und mit einem baumwollenen Regenschirme unter dem Arme hat lange die glänzende Auslage von prächtigen Hemden hinter den Fenstern des „Chemisier“ bewundert und entscheidet sich endlich, eines zu kaufen. Er tritt ein; es kommt ihm ein Mann in Stutzertracht und einem ausgesucht schönen Hemd entgegen und es entsteht das folgende Gespräch: „Zeigen Sie mir doch einige Hemden.“ — „Zu welchem Preise? Wir haben sie von 30 bis 500 Francs.“ — „Das Dutzend?“ — „O nein, lieber Freund, — das Stück!“ — „Das ist ziemlich theuer.“ — „Keineswegs, wenn Sie bedenken, daß jetzt nur noch das Hemd den vornehmen Mann von dem gemeinen Volke unterscheidet. Jedermann trägt jetzt Fraks, seidene Hüte und gelbe Handschuhe; aber ein Mann, der ein gutes Hemd trägt, — mit einem Worte, einer der berühmtesten Schriftsteller hat mit Recht gesagt: la chemise fait l'homme (das Hemd macht den Mann.) Welche Art von Hemd würden Sie vorziehen? Wir haben sie mit breiten, mit schmalen und ohne Falten; mit und ohne Busenstreifen; zum Zuknöpfen vorn an der Seite und hinten; Hemden, die man über den Kopf und andere, die man wie Beinkleider anzieht.“ — „So machen Sie mir eines zu 50 Francs.“ — „Zu einem so niedrigen Preise wird es eine gewöhnliche Calicosache sein. Wünschen Sie ein Sommer- oder ein Winterhemd?“ — „Eins für den Sommer und den Winter.“ — „Ein Hemd für das ganze Jahr! Das macht 15 Francs extra. (Er nimmt das Maaß.) — Führen Sie Ihre Frau Gemahlin am linken oder am rechten Arme?“ — „Meist am rechten, glaub' ich. Aber was geht das Ihnen an?“ — „Wir müssen in diesem Falle den rechten Aermel um einen Gedanken länger machen als den linken und der Knopf vorn muß fester angenähet werden, damit er einen Druck aushält. — Nießen Sie bisweilen?“ — „Was kann der Schnupfen mit dem Hemd zu schaffen haben?“ — „Wissen Sie nicht, daß beim Nießen der ganze Körper von einer krampfhaften Bewegung erschüttert wird? Der Hemdkragen muß demnach so gemacht werden, daß er dieser Bewegung nachgibt, sonst könnte leicht ein Schlaganfall eintreten, oder, was eben so wichtig wäre, der Knopf am Hemdkragen abgerissen werden.“ — „So machen Sie den Kragen weit.“ — „Das macht 4 Francs extra.“ — „Und wenn ich die Leinwand selbst liefere?“ — „Das steht Ihnen vollkommen frei und wir werden Ihnen dafür nichts besonders berechnen. Ihr Hemd wird auf 79 Francs kommen und nach einem Monat fertig sein. Wollen Sie alle fünf Tage zu uns kommen, um es anzuversuchen, werde ich Ihnen dankbar sein.“

---

* Luftschwimmkunst.

Mit der „Luftschwimmkunst“ (zu fliegen nämlich, aber ein wenig besser, als der Schneider von Ulm) gehts rasch vorwärts, wenigstens auf dem Papiere. Im Allgemeinen Anzeiger sind schon die einzelnen Kurse für die „Schüler der Luftschwimmkunst“ und, was in demselben gelehrt werden soll, angegeben. Es fragt sich nur, wer den ersten „Professor der Luftschwimmkunst“ machen, und ob es ihm nicht, wie dem Ikarus in der Fabel gehen wird. — So bizarr diese neue Erfindung auch erscheint, so darf bei dem gegenwärtigen Zeitgeiste der Erfindungen und des Weiterstrebens an der Ausführung nicht gezweifelt werden, nur werden noch zuvor einige Arme, Beine und Hälse riskirt werden müssen, ehe die Sache zur Ausführung kommt.

Dichter X.

Treffend bezeichnest fürwahr dein Buch mit dem Titel:
„Versuche;“
Aller Leser Geduld hast du in Wahrheit — versucht.

---

* Verwandlungs-Charade.

An die Ungetreue.

Hah! du hast mir Wort und Schwur gebrochen,
Mit zwei Silben nenn ich Ganze — dich
Doch der Frevel bleibt nicht ungerochen
An dir selbst vergreifen will ich mich, —
Reiß das dritte Zeichen dir vom Leibe
Setze ihm dann kühn die Zweite nach —
Und ertrank den Gram zum Zeitvertreibe
Wenn dem Ganzen erst den Hals ich brach.

Auflösung der Charade in No. 26.:
Mausloch.
(Die Zahlen bezeichneten die Buchstaben nach der Reihe des Alphabets.)

Verlegt und redigirt unter Verantwortlichkeit der S. Geiger j.'schen Buchdruckerei.

№ 28. 4. April 1840.

Der Erzähler.

Ein

Unterhaltungsblatt für Jedermann.

Fünfter Jahrgang.

Augsburg. Dieses Blatt erscheint jeden Mittwoch und Samstag, und kostet dahier vierteljährlich 15 kr., halbjährig 30 kr. und jährlich 1 fl.; auswärts ist der Preis: vierteljährlich 18 kr., halbjährig 36 kr. und jährlich 1 fl. 12 kr. Bestellungen nehmen alle Buchhandlungen und königl. Postämter, letztere mit der tarifmäßigen Portovergütung, an.

Eine Geschichte von der Morgue.

(Schluß.)

„Früh am Morgen," fuhr der Graf fort, „war die Erinnerung an diesen Auftritt, gleich dem Hauche auf einem Spiegel, von meinem Geiste entschwunden und ich stand selbst leichtern Sinnes als gewöhnlich auf, da mich das gesteigerte Gewicht meines Beutels ohne Zweifel erfreute."

„Ich hatte mich mit einem jungen Freunde vom Lande verabredet, ihm einige der Merkwürdigkeiten von Paris zu zeigen. Er kam und wir machten uns zuerst auf den Weg nach der ehrwürdigen Notre Dame. Als wir so über den Pont Neuf gingen, sagte ich: „höre, Freund, hier haben wir eine unserer Stadt eigenthümliche Anstalt, die Du auch noch nicht gesehen hast. Es ist die Morgue, wohin man die Unglücklichen bringt, die man aus der Seine fischt, theils um die Wiederbelebung zu versuchen, theils um zu ermitteln, wer sie waren." Lachend schritten wir dahin; eine ziemliche Menge Volks drängte sich um das Gebäude. Ich bahnte mir einen Weg mitten durch das Gedränge. Auf den Stufen an der Thüre saß eine bejahrte Frau und weinte bitterlich; ihr graues Haar fiel verworren um ihr Antlitz, das sie mit ihren Händen bedeckte, während zwischen ihren dürren Knochenfingern hindurch die Thränen hervordrangen und tiefe schwere Seufzer ihre Brust hoben. Die arme alte Frau mußte durch ein schweres Unglück betroffen worden sein. Ich fühlte Mitleid mit ihr und fragte die Umstehenden, was der Alten geschehen sei. Sie meinten, es sei wahrscheinlich etwas wegen ihres Sohnes, denn bisweilen ringe sie die Hände und rufe: „mein Sohn! mein armer, lieber Sohn!"

„Was betrübt Sie so sehr, meine gute Frau?" fragte ich sie theilnehmend.

„Mein Sohn! Mein lieber, lieber Sohn!" jammerte sie.

„Was ist mit Ihrem Sohne?" fragte ich weiter.

„Ach Herr, sie haben ihn ermordet und dann in den Fluß geworfen wie einen Hund. Es ist gewiß so, gewiß." Und die arme Alte schluchzte wieder, als wollte eben ihr Herz zerbersten.

„Was aber giebt Ihnen diese Gewißheit, liebe Frau?" fuhr ich fort, als sie sich einigermaßen wieder erholt hatte.

„Mein Gott, er ist diese ganze lange, lange Nacht nicht nach Hause gekommen!" rief sie.

„Nun, gute Frau," tröstete ich, „wenn dieß Ihr einziger Grund ist, so trocken Sie Ihre Thränen, denn Sie haben wenig Grund zur Besorgniß."

„Wollte Gott — wollte Gott, es wäre so! — Ach, er war zu gut, zu liebevoll, zu zärtlich, als daß er seine arme alte Mutter eine ganze lange, lange Nacht in ängstlicher Besorgniß auf seine Rückkehr hätte warten lassen können. Hätten Sie ihn gekannt, Sie würden auch darauf schwören, daß, wäre ihm nur so viel Leben geblieben, um an die Thüre zu wanken, er gewiß zu seiner geliebten Schwester Bianca und zu mir gekommen."

„Ja, liebe Frau," antwortete ich, „ich zweifele nicht daran, daß Ihr Sohn ein ganz vortrefflicher junger Mann war, da er aber ein Mensch und kein Heiliger ist, so läßt sich wohl annehmen, daß er für die Reize des schönen Geschlechtes nicht ganz unempfindlich war und durch den Zauber eines schönen Auges — wie ein armer Vogel durch den Blick der Schlange — festgebannt gehalten wurde."

„Ach nein, nein," entgegnete sie mit allem Eifer einer Mutter, „mein Eugen war nicht wie andere

Digitized by Google

Jünglinge. Er war ein zu guter Sohn, ein zu liebevoller Bruder, um ein anderes Haus dem unserigen vorzuziehen. Waren nur unsere Augen nicht von Thränen getrübt, so verlangte er nichts weiter. Sein ganzes Herz hing an seiner armen Schwester Bianca und an mir.“ Und die Thränen stürzten von neuem in Strömen aus den Augen der alten armen Frau.

„Aber,“ fragte ich, „haben Sie nicht noch einen andern Grund zu Ihrer traurigen Besorgniß?“

„Ach ja wohl, Herr,“ antwortete sie; „er hatte eine große, für uns sehr große Summe Geld bei sich, seinen Vierteljahrsgehalt, der für die nächsten drei Monate die Noth von uns fern halten sollte, denn nur durch die Arbeit seiner fleißigen Hand lebten wir, seine arme kranke Schwester und ich, seine Mutter. Ach, sie haben ihn beraubt, sie haben ihn beraubt, sie haben meinen armen Sohn ermordet.“

„Nun, nun, gute Frau,“ antwortete ich, „betrüben Sie sich nicht also. Sie werden ihren Sohn gewiß zu Hause finden, wenn Sie dahin kommen.“

„Nie; nie werde ich ihn wieder am Leben sehen. Nein, hier,“ indem sie nach dem Innern der Morgue zeigte, „hier ist der Ort, wo ich allein ihn finden kann.“

„Haben Sie ihn schon gesehen?“

„Ihn gesehen?“ rief sie schaudernd. „Ich vermag es nicht, seinen theuern Leichnam hier anzublicken; vielleicht gar eine tiefe klaffende Wunde in seinem Fleisch oder ein großes Loch in seinem zertrümmerten Schädel und sein liebes goldenes Haar mit Blut befleckt zu sehen. Nein, nein, ich vermag es nicht, ihn hier anzublicken; aber gewiß, gewiß, er ist hier.“

„Wünschen Sie, daß ich hineingehe und nachsehe?“ fragte ich.

„Wenn Sie dieß thun wollten,“ antwortete sie leidenschaftlich, „würden Sie meinen besten, meinen ewigen Dank verdienen.“

„Ich drehete den Schlüssel um. Die Thüre knarrte ominös als ich sie öffnete und fiel mit einem heftigen Schlage zurück, von dem das ganze Gebäude erschüttert wurde. Ich stand nun in der grauenvollen Todtenhalle.“

„Wie außerordentlich, wie unaussprechlich grauenhaft ist es, unter Todten zu sein! Mit wie schwerem, erstickenden Grausen drückt die Stille auf das zuckende Herz. So furchtbar auch das betäubende Rollen und Schmettern des Donners ist, es spricht nicht mit halb so großer, ergreifender Gewalt zu dem Gemüthe als Todtenstille.

„Die tiefe Ruhe, die ringsum herrschte, ergriff mich tief. Kein Laut störte die feierliche Stille des grausenvollen Ortes. Ich stand da als sei ich gelähmt, bis ich wieder an die arme alte Frau dachte und ich mich dann auch erinnerte, warum ich eigentlich hier sei.

„Ich blickte flüchtig unter den kalten steifen sterblichen Resten umher, die da lagen und sah — ach Gott! ach Gott! wie kann ich Dir sagen, was ich sah? Die gewaltigste Sprache, der lebendigste Gedanke können nie, nie das Grauenvolle dieses Anblicks ausdrücken. Gleich einem Blitzstrahle schoß die Erinnerung an jede schlechte That durch meine Seele. Der teuflische Plan, den ich entworfen hatte, um den armen jungen Mann um sein Geld zu bringen, die höllische Freude, in welcher ich ihn seinem Verderben immer näher schreiten sah; der verzweiflungsvolle, wahnsinnige Blick, den er auf mich heftete, als ich ihn an den Rand des Verderbens gebracht, und, ach gerechter Himmel, das letzte schreckliche Wort: „Teufel!“ das er mir zuwarf, als er hinausstürzte — alles bestürmte folternd meine Seele.“

„Siehe, siehe, Alphons, welcher Wirbel dieses Laster ist; wagst Du Dich nur einmal auf den Strom, so weist Du nicht, ob Du nicht auch wie ich allmählig in den Strudel hineingezogen und — viele Unschuldige mit Dir — in unermeßliche Trauer gestürzt wirst. Ich hatte gethan, was Tausende vor mir gethan, was Du selbst gethan hast diese Nacht, Alphons; — und da saß eine alte Mutter, händeringend in Verzweiflung, beraubt ihres Sohnes, ihres Friedens und der Stütze, die der Stolz und Stab ihres Alters war; da stand eine arme kranke Schwester und die Schmerzen ihrer Krankheit wurden durch den Kummer noch höher gesteigert; — und da, da vor meinen Augen, in dieser grauenvollen Todtenhalle, auf dem kalten Steinlager, mit geballter Faust — wie zur Rache — lag alles, was übrig war von einem liebenden Sohne, von einem zärtlichen Bruder, der Stütze und dem Troste der Familie und — ach, ich Elender! — mein — mein Opfer!“

„Ich stürzte wie wahnsinnig aus dieser grauenvollen Halle hinaus. Die arme alte Frau saß noch immer auf der Stufe. Sobald ich heraustrat, faßte sie mich am Arme und sah mir forschend in's Gesicht. Die traurige Kunde stand zu deutlich auf

Digitized by Google

meinem blassen Antlitze geschrieben, als daß die Arme sich hätte irren können."

„Ach!" rief sie aus, „ich sehe es, es ist so, wie ich fürchtete." Dann erhob sie ihre Augen gen Himmel und setzte hinzu: „Gott, Dein Wille geschehe, wie hart und unerforschlich er auch zu sein scheint!"

„Es gelang mir endlich, die arme alte Frau zu bewegen, nach Hause zurückzukehren. Ich begleitete sie, will es aber nicht versuchen, Dir den herzzerreißenden Jammer der Schwester des Unglücklichen zu schildern, als sie die schreckliche Nachricht vernahm; jede Thräne des Mädchens fiel mir wie glühende Kohle auf das Herz. Die alte Mutter sah meine Angst und dankte mir für meine „freundliche Theilnahme," — denn sie ahnete es nicht, daß meine Hand es war, die den Frieden aus ihrer stillen Wohnung freventlich vertrieben. Ich bemühete mich so sehr, als ich es in diesem Augenblicke vermochte, den Kummer der beiden Bejammernswürdigen zu mildern. Ich sagte ihnen, daß ich mich freue, in einer Hinsicht wenigstens die Stelle ihres Eugens vertreten zu können, und versicherte, es solle nicht meine Schuld sein, wenn die Zeit mich nicht in den Stand setze, ihnen den Verlorenen in jeder Hinsicht zu ersetzen. Sie dankten mir von neuem für meine „Theilnahme" und äußerten, sie fürchteten allerdings, daß sie in einem Stücke wenigstens meine Großmuth würden in Anspruch nehmen müssen.

„Der Liebesdienst, um welchen wir den „guten Herrn" bitten, ist der," sagte die alte Mutter: „Wir vermögen den Leichnam Eugens nicht aus jenem schrecklichen Orte wegzubringen, wo er sich jetzt befindet; wollen Sie die Güte haben, dafür Sorge zu tragen, daß er nicht dort bleibe?"

„Du kannst Dir wohl denken, welche Ueberwindung dazu gehörte, ehe ich es vermochte, nochmals in jene grauenhafte Todtenhalle zurückzukehren. Ich that es endlich, traf die nöthigen Vorkehrungen und erhielt zuletzt einen Brief, den man bei dem Todten gefunden hatte. Sobald ich ein stilles Plätzchen außen erreicht hatte, erbrach ich zitternd den Brief. Der Inhalt desselben wird mir nie aus den Gedanken schwinden; er lautete:

„Ein Lebewohl, — ein langes Lebewohl Dir, geliebte Mutter, und ach! ein Lebewohl, ein langes Lebewohl Dir meine liebe Bianca! Ich schreibe Euch an der Pforte der Ewigkeit. Ich bin glücklich gewesen mit Euch in Noth und Sorgen; ich würde bei Euch glücklich gewesen sein in tiefster Armuth; aber ich vermag es nicht, vor Euch zu treten in Schande."

„Ich weiß, Ihr werdet es nicht errathen können, wie ich, da ich das Laster doch vom tiefsten Herzen verabscheue, in dieser Nacht dennoch zu demselben verlockt, wie ich, der das armselige Geld nur liebte, weil ich Euch dadurch einige kleine Bequemlichkeiten verschaffen konnte, eine Beute der Habsucht wurde."

„Ihr kennt den jungen Adolph Sebron, meinen Collegen, Ihr wißt, daß ich mich immer gewundert, wie er bei dem geringen Gehalte in großem Luxus leben konnte. Ich spielte endlich einmal darauf an und er gestand mir, die Mittel dazu geben ihm das Spiel; zugleich nahm er aus seinem Pult einen schweren Sack mit Gold, der vielleicht 3000 Francs enthielt, und sagte, dieß sei sein Gewinn von voriger Nacht. Das machte einen gewaltigen Eindruck auf mich und ich dachte, wie glücklich Ihr leben könntet, wenn mich das Glück auch so begünstigte."

„Als ich am nächsten Tage meinen vierteljährigen Gehalt erhielt, nahm ich mir vor, den Abend sogleich diese schwer verdiente Summe am Glücktische zu wagen."

„Schüchtern begann ich; als ich aber die ersten Einsätze gewann, wurde ich muthiger, spielte höher und immer höher und jeder Einsatz steigerte meinen Gewinn. Leider aber verließ mich das Glück bald; ich verlor — — verlor und verlor, bis ich endlich aufstand — als Bettler, ohne die Mittel mehr zu haben, Euern Unterhalt in den nächsten drei Monaten zu bestreiten."

„Ich selbst würde Hunger und Entbehrung ohne Klage ertragen haben; aber Dich, Mutter, in Deinem hohen Alter, und meine arme kranke Bianca leiden zu sehen, vermochte ich nicht; der Anblick würde mich zum Wahnsinn getrieben haben."

„Ich trat an eine andere Seite des Saales und sah dort einen der Spieler das Geld in Haufen gewinnen; ach, dachte ich, nur einen so glücklichen Wurf und Du bist wieder gerettet."

„Ich hatte 2000 Francs von meinem Principale bei mir und — ach, Mutter, Du wirst es nicht glauben von Deinem Eugen — ich nahm das Geld, um von neuem zu spielen. Die Verzweiflung trieb mich dazu. Ich warf 500 Francs auf die Tafel. Wir spielten. Ich verlor. Die zweiten, dritten und vierten Fünfhundert verschwanden. Meine einzige Hoffnung war dahin!"

„Wie wahnsinnig stürzte ich hinaus. Wohin

Digitized by Google

sollte ich gehen? Nach Hause? — nie. Ich wage mein schuldiges Antlitz vor Dir nicht zu zeigen. Nur einen sichern Ort der Zuflucht giebt es für mich, — das Grab, das stille Grab. — In einer halben Stunde werde ich nicht mehr sein; aber es zerreißt mein Herz, von Euch, Ihr Lieben, Abschied zu nehmen, Abschied auf Ewig. Ich muß — lebet wohl! — — Eugen.“

Der alte Graf vermochte nicht weiter zu sprechen. Gram erstickte seine Stimme. Thränen rollten über seine runzeligen Wangen und er schluchzete laut. Nach längerer Pause fuhr er endlich fort:

„Mein Gefühl, nachdem ich diesen Brief gelesen, vermag keine menschliche Zunge zu schildern, kein menschlicher Geist zu begreifen. Schließe von dem, was Du noch jetzt an mir siehst, auf das, was ich gelitten habe. Anfangs wollte ich meinem Opfer in das Grab nachfolgen; ernsteres Nachdenken aber hielt mich von diesem Schritte zurück und brachte mich zu dem Entschlusse, zu leben und durch Reue meine Schuld wo möglich abzubüßen.“

„Diesen Zweck meines Lebens habe ich nie aus den Augen verloren. Kein Ohr, nicht einmal das Deiner Mutter, hat jemals die traurige Geschichte des Todes jenes jungen Mannes von mir vernommen. Viele bittere Thränen weinte ich auf seinem Grab. Für seine Mutter, die stets glaubte, ihr Sohn sei von Mörderhand gefallen, habe ich unablässig gesorgt, und als sie starb, — segnete sie mich. Was die Kunst vermochte, wurde aufgeboten, um seine Schwester von ihrer Krankheit zu befreien; sie wurde endlich meine Frau — Deine Mutter.“

„Du aber,“ schloß sorgenvoll der alte Graf, „Du mein Sohn, nimm, was ich Dir sagte, in Dein Herz auf, und wenn Dir wieder die Lust ankommt, zu spielen, so gedenke, ach! so gedenke an Deinen Vater und an die Geschichte von der Morgue!“

Miszellen.

Landschlittschuhe.

Eine der sinnigsten Vorrichtungen, welche wir in der letzten Zeit gesehen haben, sind Schlittschuhe, die der Uhrmacher Wallace in London erfand. Die Maschinerie dieser kleinen Locomotive ist so eingerichtet, daß sie zu gleicher Zeit auf dem Eise und auf einem glatten Fußwege in Anwendung gebracht werden kann. Sie besteht aus zwei perpendiculären Eisenplatten mit drei Rädern, die sich nach jeder Richtung hin frei bewegen können. Diese Räder drehen sich um, wenn man Schlittschuh läuft und heben die Fußsohle von dem Boden. Vorn an der Fußspitze befindet sich ein etwas größeres Rad mit einer Vorrichtung, die es verhindert, daß der eine Fuß rückwärts geht, während der andere vorwärts eilt. Als wir diese Maschine sahen, wunderten wir uns, daß man nicht schon längst auf diese einfache Idee gekommen ist.

Vortheil der Unwissenheit.

Bei keinem Volke ist der Wahnsinn so selten als bei den Türken, wo die Leute am allerwenigsten zu denken pflegen. In Frankreich, in Deutschland und England, den Ländern, die sich durch ihre Geistesthätigkeit vor allen andern auszeichnen, ist die Zahl der Selbstmorde weit größer als in jedem andern Lande.

Durch mikroskopische Untersuchungen hat man erfahren, daß die Haut auf einem Zoll tausend Schweißlöcher hat: Rechnet man nun die ganze Oberfläche des menschlichen Körpers, wie gewöhnlich geschieht, zu 60 Fuß, so enthält sie nicht weniger als 2,304,000 Schweißlöcher.

Wiegenlied.

Du meiner Freuden Quell,
Kindchen, du mein!
Schließ' deine Aeuglein hell,
Schlafe, schlaf ein!
Schlummer, gar leis' und lind,
Naht schon, mein süßes Kind,
Lispelt: schlaf ein geschwind,
Schlafe, schlaf ein!

Du meines Lebens Lust,
Kindchen, du mein!
Still an der Mutter Brust
Schlafe, schlaf ein!
Engelein, so rein wie du,
Winken dir süße Ruh,
Lächeln im Traum dir zu:
Schlafe, schlaf ein!

Mutterhand wiegt dich sacht,
Kindchen, du mein!
Mutteraug' um dich wacht,
Schlafe, schlaf ein!
Lächle nur sanft und mild
Wie dieß Madonnenbild,
Das dir zu Schutz und Schild,
Schlafe, schlaf ein!

Verlegt und redigirt unter Verantwortlichkeit der S. Geiger j.'schen Buchdruckerei.

Digitized by Google

№ 29. 8 April 1840.

Der Erzähler.

Ein

Unterhaltungsblatt für Jedermann.

Fünfter Jahrgang.

Augsburg. Dieses Blatt erscheint jeden Mittwoch und Samstag, und kostet dahier vierteljährlich 15 kr., halbjährig 30 kr. und jährlich 1 fl.; auswärts ist der Preis: vierteljährlich 18 kr., halbjährig 36 kr. und jährlich 1 fl. 12 kr. Bestellungen nehmen alle Buchhandlungen und königl. Postämter, letztere mit der tarifmäßigen Portovergütung, an.

*Der Aufruhr zu Gent.

Als Karl der Fünfte einst regierte,
Sein Haupt die Kaiserkrone zierte,
Beherrscht' sein Scepter Belgien,
Italien und auch Spanien.

Doch unter seinen Ländereien,
Begann sich Zwietracht auszustreuen;
In Gent *) im schönen Niederland,
Da lodert hoch der Aufruhr Brand.

Die Bürger standen unter Waffen,
Den ganzen Rath sich abzuschaffen,
Das Muthigste, ward nun gewagt
Die spanischen Truppen schnell verjagt.

Verhohnend kaiserliche Ehre,
Erhingen sie die Commissäre,
Gefang'nen boten sie die Hand
Und setzten sie in Freiheitsstand.

Genug noch nicht in ihrem Wüthen,
Sie hatten sich zuletzt entschieden
Es werd' der Inquisition
Vernichtung nun zu Theil, als Lohn.

Und der Pallast, in Feuerflammen,
Er stürzte in den Schutt zusammen,
Durch alle Straßen führte man
Die Räth' mit Sanbenito *) an.

Kurz, was vom geistlichen Gerichte
Verschwand, zerstöret dem Gesichte,
Und stärker wuchs des Pöbels Wuth,
Tränkt' selbst die Erd' mit Bürgerblut.

Nach langem Sengen, langem Morden,
Versammelten sich diese Horden
Und zogen zu dem Rathhaus hin,
Was nun zu thun, schnell zu vollzieh'n.

Nach vielen langem Delibriren
Als gar nichts wollt zum Ziele führen,
Ward endlich doch herausgebracht,
Man unterwerf' sich Frankreichs Macht.

Ein Schreiben ward sogleich vollendet,
Ein Abgeordneter gesendet
Nach Frankreichs Hof, zu König Franz,
Sie unterwürfen Flandern ganz.

*) Donna Maria, die Schwester des Kaisers und Gemahlin des verstorbenen unglücklichen Königs Ludwig von Ungarn — der bei Mahacz im Jahr 1526 gegen die Türken im Kampfe geblieben, war nun Regentin der Niederlande. Bei dem fortwährenden Kriege des Kaisers gegen Frankreich hatte sie mehreremale Beiträge von den flandrischen Städten erhalten; allein eine neue auferlegte Taxe ward von den Gentern hartnäckig verweigert, indem sie sich auf ihre Privilegien beriefen. Die Regentin ließ sie auffordern, ihre Privilegien dem geheimen Rathe von Mechelu einzureichen, welcher dieselben näher untersuchen sollte. Bis zur Entscheidung möchten sie jedoch die Contribution entrichten. Die Genter verweigerten dieß und wandten sich an den Kaiser; allein dieser ließ ihnen zurücksagen, daß sie der Regentin gehorchen sollten, denn ihre Befehle wären die seinigen, und wer sich dagegen auflehne, sei ein Rebell. Hätte man übrigens ihre Privilegien verkürzt, so würde dieses beim hohen Rathe von Mechelu und beim Hofrathe entschieden werden. Die Bürger Gents hierüber aufgebracht, setzten sich diesem Beschluß entgegen. Die Regentin sandte daher Commissarien nach Gent, um mit Hilfe des dort anwesenden Militärs diese Contribution einzutreiben. Diese zu Aufständen leicht geneigten Genter griffen zu den Waffen.

*) Der Senbenito war ein safranfarbiges Kleid, mit einem Andreaskreuze auf der Brust und auf dem Rücken, und mit scheußlichen Teufelslarven bemalt. Es wurde zur Buße den, von der Inquisition Verurtheilten entweder zum letzten Gange, oder wenn eine Milderung eintrat, angezogen.

Digitized by Google

Doch Franz *), der Meuterei verachtet',
Die Unzufriednen nie geachtet,
Hat, weil ihn edle Tugend schmückt,
Dieß Schreiben gleich zu Karl geschickt.

Und Karl, er sammelt seine Heere
Zu strafen Gent mit aller Schwere,
Und schnell, als wie des Wetters Blitz,
War er von Gent in dem Besitz.

Und ruhig zwar war sein Verhalten,
Doch schau'rlich wollt' es sich gestalten,
Als auf dem Markt — wer denket dieß!
Vier Pfähle Karl errichten ließ.

Des Kaisers Mutter voller Sorgen
Was heute wohl, was etwa morgen,
(Denn tief war stets ihr Herz gerührt,)
Mit diesen Pfählen wird vollführt.

Sah rasch man zu dem Sohne schreiten,
Ihn fragend, was die Pfähl' bedeuten.
Und als er ihr nicht Antwort gab,
Ließ sie mit Bitten nicht mehr ab.

Nun wohl, sprach er, hört was ich sage:
Daß keinen Aufruhr Gent mehr wage,
Nicht mehr die Glock zur Gährung klingt,
Wird Alles, was von Gent, — gehängt.

O, bat sie, laß Dich, Sohn, erweichen,
Heb' auf das Urtheil sonder Gleichen,
Hat auch die Stadt sich arg verfehlt,
Sie dennoch viele Gute zählt.

Es bleibet fest bei meinem Willen,
Rief Karl, und pünktlich ihn erfüllen
Muß man ihn, so, wie ich begehrt,
Die Stadt ist keiner Gnade werth.

Nun wohl, sprach sie, nach ein'gem Sinnen,
Du kannst dem Urtheil nicht entrinnen,
Indem ich dich vor vierzig Jahr
Zu Gent, in dieser Stadt gebar.

Und Karl, er sank in stummes Brüten,
Ja, rief er endlich, Gnade bieten
Will ich der Stadt, die sich verfehlt
Da sie mich auch als Landsmann zählt.

Doch bleiben diese Pfähle stehen,
Die Nachwelt möge sie noch sehen,
Und zur Erinnerung dieser Stund,
Sei ferner dieser Stadt noch kund:

Die Stadt, die sich zum Aufruhr stellte,
Führ' einen Strick im Wappenfelde,
Und wo die Kett' den Rathsmann schmückt
Werd' künftig eine Schnur erblickt.

Dieß sei mein unbeugsamer Wille
Und so sei's daß man ihn erfülle.
Es sei der Nachwelt auch noch kund,
Was Karl einst sprach, in dieser Stund.

Was er befohlen, war geschehen,
Vor Kurzem noch kount' man es sehen
Das Wappen Gents, den Strick im Feld
Am Markt die Säulen aufgestellt.

Und wo die Kett'n die Rathsherr'n zieren,
Die goldne Schnur sie mußten führen,
Weil Gents Bewohner insgesammt,
Einst waren All' zum Strick verdammt.

Selig.

*) Franz der Erste, König von Frankreich lebte damals im Kriege mit Karl dem Fünften; allein durch Pabst Paul dem Dritten ward ein zehnjähriger Waffenstillstand geschlossen, welchen Franz nicht brechen wollte, und er verwarf daher den Antrag der Stadt Gent.

---

* Der
Zorn wird zur Quelle der Verzweiflung
oder
Rahabs Tod.

Im Jahre 1830, wo die Franzosen gegen Algier zogen, und nach Verlauf einiger Wochen diese alte Raubstadt glücklich eroberten, wurde mir unter vielen andern auch folgendes traurige Ereigniß bekannt — Mahud, ein leichtgläubiger aufbrausender und barscher Mann, hatte von seiner rechten Frau einen einzigen Sohn, Rahab mit Namen; — ihn liebte er über Alles, und gedachte schon, einen beträchtlichen Theil seiner Güter und Schätze abzutreten, um ein reiches, liebes Weibchen in seine Arme führen zu können, als plötzlich die rothe Fahne, die Fahne des Krieges, auf den Thürmen von Algier wehte; — er mußte fort für Recht und Glauben gegen Frankreich zu streiten. — Aber, ach! wie fein gesponnen sind nicht die Fäden des Schicksals, um der Intrigue ein Netz zu flechten, das auch den Umsichtigsten zu umgarnen weiß. — Der gute Rahab — denn rein war seine Seele von der Schuld, wie die Quelle, welche durch Wiesen wallet — wird lange schon wegen der besondern Zuneigung, die zu ihm sein Vater trug, von den Söhnen der Kebsweiber Mahubs verhaßt, und ihm viele Monden schon der Untergang zugeschworen. Welch

Digitized by Google

eine erwünschte Gelegenheit zur Vollführung ihres schwarzen Planes bot jetzt des Vaters Ferneseyn? — jetzt wurden alle Gedanken, die bisher den Tag gescheut, aus der dunkeln Tiefe ihrer Brust gezogen, frech an's Licht gebracht, und zum gräßlichen Untergang des schuldlosen Rahab zusammengeschmiedet; — ihr blutiges Netz stand vollendet, als der traurige Vater aus den Wirren des unglücklichen Krieges in die Heimath wiederkehrte. Schon sprengte das stolze Roß mit seinem kräftigen Krieger den letzten Abhang des furchtbaren Atlasgebirges herunter, als ihm ein Sclave einen Brief von den Söhnen seiner Kebsweiber überbrachte mit folgenden Inhalt: „Rahab, dein Sohn, hat dich, o Vater! so schändlich hintergangen, daß wir nur unter Thränen, Mitleid und Verzeihung für ihn zu erflehen wagen. Er wollte — ach der Schande! deine wahre Gattin, seine eigene Mutter, zum Spiel seiner Leidenschaft machen. — Auf ihren kläglichen Ruf stürzten wir, vom tiefsten Schlafe aufgeschreckt, in ihr Gemach zu Hilfe, und fanden dein Weib unter Seufzern und Stöhnen, — neben ihr den weißen, wollenen Mantel deines Sohnes, der in Eile die Flucht ergriff, und nun mit frecher Stirne wieder unter uns wandelt, festen Entschlusses, einen Andern als den schwarzen Thäter bei dir zu verklagen. Zürne nicht, o Vater! wenn wir dem Triebe unserer Pflicht und dem kindlichen Gefühle folgten. — Verzeihe ihm und uns!“ — Kaum hatte Mahud das scheußliche Gewebe durchlesen, als seine Augen wuthentbrannt auf den schwarzen Sclaven funkelten, den die, sein schuldloses Herz fast zerdrückenden Worte, beinahe zu Boden schmetterten: „Besteige einen stolzen Araber, und fliege mit Windesschnelle in meinen Pallast. Verkünde Rahad, er solle in Eile auf ewig mein Gebiet verlassen, und zur Rettung vor meinem Grimme mit meinen zwei besten Rappen nebst einem Sclaven schleunigst entfliehen; deine Gebieterin aber soll bis zu meiner Ankunft im tiefsten Kerker schmachten.“ Rahad, die ganz unabänderliche Strenge seines Vaters erfassend, fliegt fort ohne Weilen mit den zwei stolzesten Rossen und seinem treuesten Sclaven gen Marokko hin, um sich dort unter die schützenden Arme des Kaisers zu werfen. — Schon war sein Vaterland sechs Meilen hinter ihm, als seinen Rossen ein furchtbares Unthier begegnete. Sich bäumend sträuben sich ihre Mähnen, und sie gehorchen nimmer ihres gewohnten Führers Stimme. Quer über Berg und Thal rollet der Wagen, und schleifet bluttriefend den unglücklichen Rahab mit; denn er hatte sich herabspringend am Leitseile verwickelt. — Korab, sein treuer Sclave folgte thränend der blutigen Spur bis zum Felsen, wo die scheuen, ermüdeten Pferde nun ruhten. — „Freund!“ ruft mit schwacher, sterbender Stimme ihm Rahab entgegen, „sage dem geliebten Vater mein letztes Lebewohl — sage ihm treu, daß ich blutend mit dem letzten Röcheln für ihn mein schuldloses Leben verhauche — daß ich denen verzeihe, die meinen traurigen Untergang veranlaßten — daß ich endlich bei Gott für den getäuschten Vater“ — — hier brach sein Auge — hier verhauchte sein Geist unter bangem Schluchzen des treuesten Freundes. — — Der redliche Sclave trägt die blutige Leiche zu Mahads Füssen, und stammelt des Sohnes letzten heiligen Willen. —

Des Vaters Herz erweicht — Friedensstille nach des Zornes Sturm linderte längst seine bewegte Brust, und ruhige Vernunft gab der Ueberlegung wieder Platz. — Er zweifelt nun an seines Sohnes schwarzer That — forscht nach der Wahrheit Grund, und — ach, Schmerzgefühl! findet schuldlos seinen Sohn. — In Verzweifelung an den Verbrechern barbarische Rache übend, gibt er seiner grameskranken Gemahlin nnd sich den Tod. — —

de Valence.

Miszellen.

* Schicksale des Tabaks.

Kein Produkt hat so viele widrige Schicksale gehabt, als der Tabak. Im Jahr 1604 suchte König Jakob I. in England den Gebrauch des Tobaks durch eine starke Auflage abzuschaffen, indem er ihn ein schädliches Unkraut nannte. — Im Jahr 1610 wurde das Tabakrauchen in Konstantinopel bekannt. Um diese Gewohnheit lächerlich zu machen, ward ein Türk, der Tabak geraucht hatte, mit durch die Nase gestossener Pfeife in den Gassen herumgeführt. — Im Jahr 1624 that Papst Urban VIII. alle in den Bann, die Tabak in der Kirche nehmen würden, weil ihn schon damals spanische Geistliche unter der Messe nahmen. — Im Jahr 1634 ward in Rußland das Rauchen bei Verlust der Nase verboten. — Im Jahr 1653 fing man im Kanton Appenzell an, Tabak zu rauchen. Anfänglich liefen die Kinder denen nach, welche auf der Gasse rauchten, und der Rath bestrafte die Tabaksraucher. — In der Berner Polizeiordnung, die im Jahr 1661

Digitized by Google

gemacht wurde, steht das Verbot, Tabak zu rauchen, unter der Rubrik: „Du sollst nicht ehebrechen;“ denn die Polizeiordnung ward nach den 10 Geboten abgetheilt. Dieses Verbot wurde 1675 erneuert, und ein eigenes Tabaksgericht (ohne oder mit Tabaksfreunden?) niedergesetzt, das sich bis in die Mitte des vorigen Jahrhunderts erhalten hat. In Glarus wurde das Tabakrauchen 1670 und in den folgenden Jahren mit einer Krone Geld bestraft, (gab keine Cigaren, und keine Kinder und Lehrjunge, die Tabak rauchen; wie würden diese das Geld dazu herbeischaffen, um solche Strafen zu bezahlen, indem Pfeifen und Tabak der Eltern oder Lehrmeister Börse in Anspruch nimmt.) — Im Jahr 1690 that Papst Innozentius XII. alle in den Bann, die in der St. Peterskirche in Rom Tabak nehmen würden. Allein im Jahr 1724 hob Papst Benedikt XIII. diesen Bann wieder auf. Je mehr aber der Gebrauch des Tabaks verboten wurde, desto mehr nahm er überhand.

Eine Wette.

Zwei Engländer machten unlängst in Paris eine Wette, die darin bestand, daß der Eine von vier bis fünf Uhr Abends unbekleidet auf dem Thurm von Notre-Dame zubringen solle. Die Wettenden und zwei Zeugen begaben sich den andern Tag auf den Thurm. Das Thermometer stand 5 Grad unter Null. Der Engländer kleidete sich aus und begann mit bloßen Füßen auf den eisbedeckten Dielen herum zu gehen. Er hielt sich Anfangs tapfer, sprach recht heiter mit seinen Kameraden, und rauchte mit vielem Gleichmuth seine Cigarre. Nach zwanzig Minuten verlor sich seine Heiterkeit und die Cigarre entfiel seinem klappernden Munde. Die Einwirkung der Kälte wurde sichtbar, er litt viel. Aber die Zeugen hätten ihn können sterben sehen, ohne ihm zu helfen. Eine Wette ist eine heilige Sache. Die fatale Stunde verging. Als von der Uhr der letzte Schlag der fünften Stunde geschehen war, raffte man Sir James, der halb todt war, zusammen, wickelte ihn in einen doppelt mit Fuchspelz gefütterten Mantel, und brachte ihn in das schon vorher gemiethete Zimmer eines nahen Hotels. Man legte ihn zuerst in ein laues und darauf in ein warmes Bad, und so kam er nach und nach wieder zu sich. Er hatte seine Wette gewonnen, dürfte aber eine lebenslängliche Erinnerung an dieselbe behalten.

Englische Wirthe in Paris.

In Paris gibt es eine ziemliche Anzahl englischer Restaurationen, die aber meist sehr gemein sind, in einem niedrigen schlechten verräucherten Zimmer bestehen und fast nichts als Roastbeef verkaufen. Diese Wirthshäuser werden jedoch keineswegs von Engländern besucht, sondern von Franzosen, Deutschen und Russen, die Engländer drängen sich dagegen in die italienischen Restaurationen und die Italiener in die spanischen.

Anzeige eines Gefangenen.

Der einzige Gefangene in dem Gefängnisse zu Nantucket hat neulich bei dem Scherif Anzeige gemacht, wenn das Gefängniß nicht in dessern Zustand gesetzt würde, könne er nicht länger darin bleiben. Die Thüre, sagt er, habe kein Schloß und es werde ihm schwer, dieselbe zu und sich eingeschlossen zu halten.

Als der Schöngeist Bautou († 1665) die berühmte Bibliothek im Escurial besuchte und einen sehr unwissenden Bibliothekar antraf, antwortete er dem Könige, welcher ihn um die Bibliothek befragte: „Die Bibliothek ist sehr schön, aber Ew. Majestät sollten den Bibliothekar zum Finanzminister machen, da er sich nie an dem vergreifen wird, was seiner Verwaltung übergeben worden ist.“

Der vergnügte Bauer.

Den Mann von Stand, ich neid' ihn nicht
Auch wenn er sieben Sprachen spricht,
Und Orden trägt und Stern und Band
Und Stammbaum hat und andern Tand.
Ich stamm; wie er, von Adam her,
Und bin ein Freiherr Hand umkehr',
Und bin ich's nicht. Gesetz und Recht
Gilt so dem Herren wie dem Knecht. —
Die Aehre reift, ihr Korn ist mein,
Die Traube glüht, mir braut sie Wein;
Was Wasser, Luft und Wald enthält,
Auch das ist mein, wenn's mir gefällt;
Sprech' ich nur deutsch und das noch schlecht,
So denk' ich gut und handle recht;
Ein bos Gewissen im Gericht,
Besteht nicht, wenn's auch englisch spricht.
Doch irret Ihr Euch ganz und gar,
Glaubt Ihr mich aller Orden baar.
Zwei Sterne habe ich, o seht,
Wie Lieschen sie im Kopfe dreht!
Und ob sie weint und ob sie lacht,
Sie leuchten fort in ihrer Pracht; —
Kein König kriegt um Land und Leut
Die Stern' von mir, ich bin gescheut.

Verlegt und redigirt unter Verantwortlichkeit der S. Geiger'schen Buchdruckerei.

№ 30. **Der Erzähler.** 11. April 1840.

Ein

Unterhaltungsblatt für Jedermann.

Fünfter Jahrgang.

Augsburg. Dieses Blatt erscheint jeden Mittwoch und Samstag, und kostet dahier vierteljährlich 15 kr., halbjährig 30 kr. und jährlich 1 fl.; auswärts ist der Preis: vierteljährlich 18 kr., halbjährig 36 kr. und jährlich 1 fl. 12 kr. Bestellungen nehmen alle Buchhandlungen und königl. Postämter, letztere mit der tarifmäßigen Portovergütung, an.

Studiosi somnambulantes

oder:

Der griechische Pomadehändler.

Eine fürchterliche Geschichte.

1.

Die Marktbude des Griechen.

In der polnischen Stadt Kr** war Jahrmarkt. In den Gassen zwischen den Kaufständen und Krämerbuden wand sich wirr durcheinander und buntgemischt der lange Menschenknäuel. Jung und Alt, vornehmes und gemeines Gesindel, die Kinder des Reichthums und der Armuth, stolze Junker und zierlich gespreitzte Edelfräulein, die gnädige Dame und ihr Lakey, Christ und Jude, Türke und Grieche schwammen im tausendstimmig tosenden Menschenstrome hin und wieder, oder standen oder saßen feilschend und verkauften vor oder in den reich und köstlich gespickten Marktbuden und Ständen. Seiltänzer und Bärenführer, Komödianten und Bettelmusikanten, Englische Reiter und Affenkomödien, kurz, all die freien Künstler, die, wie Raben dem Aase, Messen und Märkten nachziehen, trieben da ihr tolles Unwesen. Lustig schollen aus den offenen Fenstern der Wirthshäuser und Schenken und Studentenkneipen die Geigen und Pfeifen, Trommeln und Hörner.

Da gingen zwei Studenten, akademische Bürger, Gideon, der Mediziner, und Dagobert, der Philosoph, Arm in Arm über den menschendurchwimmelten Marktplatz. Sie waren alle Beide noch jung und von Gestalt ziemlich schön, und hatten, um „flotte Burschen“ spielen zu können, Geld wie Heu. Sie waren trotz ihrer Jugend und ihren mit Dukaten gespickten Beuteln dennoch nicht die „fidelsten Häuser,“ und renomirten und randalirten nicht und schauten gar ernst das heitere, rothwangigte liebe Leben an; denn sie studirten zu viel und dachten über der Seele Unsterblichkeit vertieft nach, wie ein Professor der Philosophie. Sie verstiegen und vertieften sich so hoch und so tief, daß es ihnen zuletzt unheimlich und gräulich zu Muthe ward, und es ihnen fast ergehen wollte, wie weiland dem Doktor Faust, als er sich mußte dem Fürsten des ewigen Dunkels mit seinem Blute verschreiben. Sie hatten darüber so blaße Wangen und Lippen bekommen, als hätten sie schlaflos geschwärmt neun Nächte hindurch. Man nannte sie die Nachtwandler, und so viel war gewiß, daß Dagobert, der Jüngere, schon einige Male eine nächtliche Lustpartie im Mondschein über die Dächer gemacht.

Jetzt kamen sie zusammen in die Nähe einer besonders interessanten Marktbude, um die festgebannt wie von einem Zauber fast Alle, vornehmlich aber die Studenten still standen und die wunderbare Schönheit Aspasias, eines über allen menschlichen Ausdruck wohlgestalteten und reizenden griechischen Mädchens, betrachteten. Sie aber saß laut- und regungslos, wie eine Wachsfigur, in der Ecke der Bude, und wenn ihre großen, agathschwarzen und in süßer Wehmuth schwimmenden Augen sich nicht zuweilen bewegten, hatte sie vollkommen das Ansehen einer hingesetzten, äußerst schön gekleideten und vom köstlichsten Balsam duftenden Leiche. Eine Art von rothem Sammetkäppchen lag über ihrem erstaunlich reichen dunkeln Haare, das in schweren Flechten neben den krystallähnlichen Wangen über Hals und Nacken hinabglitt. Scheu und furchtsam war sie in ihrem räthselhaften Benehmen, und wenn man sie um Etwas fragte, so sprach sie nicht und nickte

nicht; sie dachte aber Vieles und Trauriges, aus ihren Augen quoll nicht selten eine stille geheimnißvolle Thräne.

Neben diesem griechischen Mädchen, das, wie es schien, die Aufmerksamkeit des kauflustigen Volkes auf diese Marktbude ziehen sollte, stand ein griechischer Kaufmann, den man fast hätte zu jung und auch zu lieblos halten sollen, als daß er des Mädchens Vater wäre. Er sprach ein schlechtes Polnisch, und pries, wie ein Quacksalber seine unübertreffliche Waare, die in nichts geringerem, als in einigen tausend zierlichen Pomadetöpfchen, langen, mit einer dunkelrothen Tinktur gefüllten Gläsern, in Balsam, wohlriechenden Wassern und Seifen, Spiegeln, Kämmen, Rasiermessern, Zahnpulvern und ähnlichen in die Kosmetik einschlagenden Artikeln bestand.

„Schöne Damen und edle Herren, kaufet Pomade, meine wunderbar wirksame Riesenpomade!“ so lockte er und strich dabei sein langes glänzend schwarzes Haar, das dick und lang wie die Mähne eines Pferdes von seinem unbedeckten Haupte hing. „Meine Pomade, gemacht aus Löwenmark, zaubert Haare wie fettes Gras aus dem kahlsten Schädel hervor, wunderbare Wirkung!“ — Man glaubte dem Wundermann, und die gepriesene Pomade ging reißend ab. Gideon versank neben Dagobert in das Anschauen der jungen Griechin so, daß er wie ein mit offenen Augen Träumender vor der Bude stand. „Ein Ideal von Schönheit!“ sprach er dann seufzend; wenn sie nur nicht so fürchterlich todt wäre!“ — Der Grieche bemerkte das und erhob drohend gegen Aspasia den Finger. Daß Beide, der Kaufmann und das Mädchen, seit einem Jahre schon hier in der Stadt wohnen, und nur zuweilen auf diese oder jene Messe verschwinden, wußte Gideon nicht. Dagobert zog ihn mit sich fort und vom jungen Mediziner über den Pomadehändler und das weibliche Wesen befragt, antwortete Dagobert: „Du kannst es, weil du erst jüngst bei mir eingezogen, freilich nicht wissen, daß dieser Grieche unser allernächster Nachbar ist. Man spricht nicht gerne von ihm, man weicht ihm mit einer mir unerklärlichen Scheue aus; und doch ist Niemanden ein Verbrechen von ihm bekannt. Er wohnt in dem alten verrufenen Hause, das hart an die Kirche angebaut ist, und läßt sich selten unter Menschen blicken. Das Mädchen sehe ich heute zum ersten Mal bei ihm, und ich möchte darauf schwören, sie ist nicht sein Kind; ich schließe dies aus ihrer Physiognomie und ihrem seltsamen scheuen Benehmen gegen den Griechen.“

„Wir machen seine Bekanntschaft,“ sagte Gideon. „Dessen Bekanntschaft?“ entgegnete Dagobert, „ich bin nicht dabei; denn unter uns gesagt, mir graut vor diesem Pomadehändler. Du meinst, er sehe dem Plato ähnlich? Ich sage Dir, der Satan selber guckt und lauert aus seinen verschmitzten Augen. Was fehlt ihm noch, als der klumpigte Pferdsfuß? Der Mensch muß es auf Menschen absehen und ein — Mörder seyn. Gideon, wir beide glauben an gewisse Vorahnungen im Leben, und ich ahne etwas Gräßliches hinter diesem Griechen. Von was glaubst Du wohl, daß er seine Pomade und Tinkturen macht? Wohin sind nach einander plötzlich die drei Studenten verschwunden? — Gib Acht! da gibts ein furchtbares Räthsel zu lösen. Begegnet' ich Dem bei Nacht allein — — Komm! komm!“ —

„He da! holla! Wohin ihr Nachtwandler? nehmt mich auch mit zum Commerce im Wallfisch!“ So rief jetzt hinter ihnen her ein anderer Student, und schloß sich, die klimpernden ungeheuern Sporen an den Kanonenstiefeln, in denen er wie in den Siebenmeilenstiefeln einherging, an Gideon und den mit diesem brüderlich sympathisirenden Dagobert. Es ward Abend und Nacht, die Buden wurden geschlossen, der Grieche zog sich mit dem stillen Mädchen in sein verrufenes Haus an der Kirche zurück, und die Studenten segelten, wie drei flotte Schiffe, auf den Wallfisch, ihre Kneipe, los. Der Chorus scholl ihnen schon von Weitem zu, und Gideon und seine Kumpanen sangen außen schon auf der Treppe mit:

Gaudeamus igitur,
Juvenes dum sumus.

Mit Dagobert traten sie in den schallenden Commercesaal, aus dessen kreiselnden Rauchwolken die düster brennenden Kerzen und die verehrten „bemoosten Häupter“ stiegen wie Ossians verklärte Helden aus einer mondhellen Nachtwolkenburg. Und Gideon und Dagobert zechten und sangen mit, bis zum Gläser- und Humpenklang herunter die eilfte Stunde der Nacht schlug.

2.

Studiosi somnambulantes.

Da stand der Präses auf, trank aus und ergriff und schlug das mächtige schartigte Haurappier auf die Tafel, daß die Gläser und Humpen aufhüpften,

als wären sie Frösche und Heuschrecken, und blickte ernst die bezechte Versammlung an, gebot Silentium und sprach: „Die drei fidelsten Brüder sind, wie ihr wisset, geheimnißvoll aus unsrer teanernden Mitte verschwunden. Aus der Liste der Lebenden sind sie ausgestrichen. So schwöret alle, zu vergelten, wenn schwarze Bosheit ihre Seelen in's Schattenland gesendet, nnd singet ihnen unisono auch heute znm Schluße den Trauergesang!“ Und sie sangen voll Wehmuth, tranken alle aus und verschwanden aus dem Saale.

Die Nacht war mondhell; schweigend und wankend, ohne daß der Geist genossenen Weines ihr Gehirn turbiliet hätte, steuerten Gideon und Dagobert ihrer Wohnung, dem Nachbarhause neben jenes Griechen Wohnung, über den Marktplatz entgegen.

Nach Haus gekommeu, wähnten sie, als sie sich auskleideten, zuweilen eine wimmernde weibliche Stimme nebenan zu hören. „Es ist Sinnentäuschung,“ meinte Gideon, weniger sentimental und geistergläubig, als Dagobeet, der, ehe er aus des Freundes Zimmer in das seine ging, das sich über dem Gange gegenüber befand, bei Gideon noch die Kerkerszene in Göthe's Faust las, und das so laut und ergriffen, daß Gideon sagte: „So laß mir doch jetzt den Faust Faust seyn und mich schlafen! Geh' zu Bett! 's ist bald zwölf.“

Gideon verstummte. „Ich weiß nicht, was mir gerade heute Abend so durch alle Nerven fröstelt,“ sagte dann Dagobert, blickte nach Gideon um, sah ihn schon eingeschlafen, nahm das Licht und bewegte sich so leis, als schwebte er auf den Zehenspitzen hinweg, in sein Zimmer. Auch er schlief bald darauf ein. Etwa eine halde Viertelstunde nachher erhob er sich im Bette, stand auf, kleidete sich im Mondscheine zur Hälfte an und begann Etwas laut zu deklamiren und einige Verse niederzuschreiben. Dann verließ er sein Zimmer und scheitt auf dem Gange voran und der Helle des Feusters zu. Hinter ihm kam Gideon und sang leise: Gaudeamus igitur, juvenes dum sumus. Dagobert sang im Schlafwandeln mit, erreichte das Fenster, stieg duech dasselbe hinaus, ließ sich an der äußern Wand auf den Dachrücken des Hauses jenes Griechen hinad und lief darauf, Schritt um Schritt, so sicher hin wie auf ebenem Boden. Hinter ihm her kam auch Gideon nnd sang, die Arme über der Brust gekreuzt: Vom hoh'n Olymp herad ward nns die Freude. — Der Leser hat zwei Nachtwandler vor sich. —

Die Kirche war an des Griechen Wohnnng so gebaut, daß der Thurm hart an ihr heradlief. Dagobert hatte jetzt den alten grauen Thurm vor sich, legte Hände und Füße an die alte morsche Thurmwand und kletterte daran langsam, aber sicher hinauf. Entsetzen darüber hätte Jedem, dessen Blick dieser Nachtwandlerszene begegnet wäre, die Haare zu Berge gesträubt. Unter Dagobert hing in stiller halsbrechender Geschäftigkeit Gideon. Wollen sie vielleicht die Thurmspitze erklettern? Jeden Augenblick konnte das Uhrwerk ausheben, und der schwere Hammer zwölf schlagen. Jetzt hing Dagobeet wie eine Fledermaus unter dem Gekremse, das unter dem Schallloch um den Thurm lief. Ein Laut der Glocke über ihn — und beide Studenten müssen erwachen und heradstürzen, um zerschmettert unten zusammengekehrt zu weeden. Dagobeet packt das verwitteete Gekremse mit deiden Händen, drückt die aufwärts gezogenen Knie fest an den Thurm, macht einen Grausen erregenden Ruck nach Oben und klammert sich mit dee Rechten an die faulen Bretter des Schallochs. Jetzt setzt er sich davor, den Rücken dem Thurme zugekehrt, keeuzt die Arme über einander hoch oben in luftiger Freiheit und sagt: „Die menschliche Seele muß duechaus unsterblich seyn; darin stimmen alle Philosophen überein; seldst Sokrates, der Weiseste der Griechen, hat das gelehrt; und was in den Eleusinischen Mysterien voeging — Hä! hä! es kommt mir so kühl im Bette vor!“ Seine nackten Füße daumelten über Gideons Scheitel.

Gide n spürte den widerstredenden Gegenstand über sich und kletterte etwas seitwärts, erreichte neben Dagobert, ohne dessen Gesellschaft zu demerken, das Schallloch, zog einige Bretter aus diesem, ließ sie senkrecht am Thurme hinunterfallen und sang: „Was kommt dort von der Höh'?“ darauf schlüpfte er in's monddämmerliche Innere und packte, um sich auf den luftigen Glockenstuhl, wie auf ein Katheder, zu setzen, den Sturhenhammer. Das Uhrwerk rauscht, die Räder schwingen sich um, der Hammer setzt sich in Bewegung und fällt, von Gideons Arme gepackt, doppelt schwer auf die Glocke. Ein Schall und der Schrei zweier Menschenstimmen war Eines. Gideon lag erwacht neben dem Glockenstuhl, und Dagobert — auf dem Dache des Griechen unten vor einer offenen Dachlucke, schmerzlich erwacht, wunderbarer Weise jedoch unbeschädigt.

Digitized by Google

Seine Wehklage drang hinauf zu Gideons Ohren, und dieser, über seine nächste Umgebung eben nicht besonders angenehm überrascht, lugte aus dem Schallloch hinab, sah ein menschliches Bild auf dem Dache liegen und glaubte Dagoberts Stimme zu erkennen. Ueberzeugt von der gräßlichen Wahrheit, wieder nachtgewandelt zu haben und den Freund dort unter sich zu sehen, eilte er über die vielen Treppen im Innern des Thurmes abwärts; ein schmales Thürchen hinter der Emporbühne führte ihn in die still nächtige Kirche. Die Heiligenbilder auf den Altären, vom Schimmer des Mondes überflossen, schienen ihn fragen zu wollen: Was thust du hier zu dieser Stunde? Er suchte einen Ausgang und fast überall verschlossen; er mußte einen verzweifelten Schritt wagen, um nicht für einen Kirchenräuber angesehen zu werden, ging in's Glockenhaus und zog einige Mal das Sterbeglöckchen. Der Nachtwächter lief zum Kirchendiener, und dieser erschien und ließ Gideon, nachdem ihm dieser das Räthsel gelöst, in Freiheit.

Sobald jener, scheu vor dem Nachtwandler, verschwunden war, nahm Gideon, über Dagoberts Schicksal beunruhigt, des Griechen Dach von unten in Augenschein. Nicht besser, als ihm, erging es dem Freunde; Dagobert machte aus der Noth eine Tugend und schlüpfte, devor Gideon frei war, in des Griechen Dachlucke und hinein auf den Boden, um, von Innen öffnend, während der Grieche schläft, den Ausgang zur Freiheit unten zu finden. Das Erste, was ihm hier bei dem schwach hereinfließenden Mondschein in's Auge fiel, waren — drei Studentenmäntel, ein paar noch bespornte Kanonenstiefel, ein sogenanntes Cereviskäppchen und einige in einen Winkel geworfene menschliche Gebeine. Hier lag eine Hand, dort ein Fuß. Wer möchte sich unterfangen, Dagoberts Entsetzen bei dieser Entdeckung zu malen? Sein innerstes Herzblut gefror ihm zu Eis, der Athem erstarrte ihm über der Lippe, seine Pulse standen still, sein Kopf drehte sich wie ein Rad im Kreise.

„Hier," dachte er und blickte scheu die Mäntel und Gebeine an, „hier haben geheim die Schlachtopfer des griechischen Pomadehändlers verblutet; und käme jetzt der bleiche Würgengel herauf und fände mich da so allein und wehrlos, er müßte mich, damit ich ihn nicht dem peinlichen Gerichte überliefere, hier schlachten, wie sie; und zu welchem Zwecke?" Er wagte es, gelähmt an allen Gliedern, jetzt gegen eine Bretterthüre zu blicken; in diesem Augenblicke spielte Etwas wie der gelbe Schein eines aufwärts kommenden Lichtes durch die Ritzen derselben. Die unsäglichste Angst schnürte dem armen Studenten die Kehle so zusammen, daß er nicht vermögend war, auch nur den leisesten Hilferuf auszustossen. Er lauschte athemlos, die Tritte eines Mannes bewegten sich gegen die Thüre. Eine erst noch lichthell gewesene Spalte derselben wurde jetzt dunkel, der Kommende mußte wahrscheinlich Dagoberts Nähe gewittert haben und, ungesehen sehend, durch die bedeckte Spalte herein den nächtlichen entsetzten Gast belauschen. Das Herz des Studenten stand still.

(Fortsetzung folgt.)

Anekdoten.

In dem Theater zu M. erschien auf einem Maskenballe eine langweilige Maske. Ein Redakteur bemerkte in seinem Blatte: daß eine Eselsmaske gesehen worden. Der Regisseur, der den Ball veranstaltet, erzürnt, daß eine solche Maske da gewesen, und im Blatte gestichelt war, schrieb an die Redaktion: „Ich war nicht auf dem Maskenballe anwesend! sollte das Geschichtchen mit der Eselsmaske nur Erfindung seyn, hätten Sie es nicht aufnehmen sollen." Der Redakteur, eben sehr beschäftigt, schickte einen Burschen, dem er das Nöthigste gesagt, an den Regisseur und dieser vollführte seinen Auftrag mit folgenden Worten: „Eine Empfehlung von meinem Herrn, und wenn der Herr Regisseur auch nicht auf dem Balle waren, ein Esel ist doch dort gewesen." —

Ein Gastwirth, der ein leidenschaftlicher Angler und nebenbei ein neuer Münchhausen ist, erzählte an der Table d'hôte, er habe unlängst eine Lachsforelle gefangen, die von der Schnauze bis zur äussersten Schwanzflosse sechs Fuß und zurück von der äussersten Schwanzflosse bis zur Schnauze sogar sieben Fuß maß.

Auflösung der Verwandlungs-Charade in No. 27:
Falsche — Flasche.

Verlegt und redigirt unter Verantwortlichkeit der G. Geiger j.'schen Buchdruckerei.

Digitized by Google

№ 31. **Der Erzähler.** 15. April 1840.

Ein

Unterhaltungsblatt für Jedermann.

Fünfter Jahrgang.

Augsburg. Dieses Blatt erscheint jeden Mittwoch und Samstag, und kostet dahier vierteljährlich 15 kr., halbjährig 30 kr. und jährlich 1 fl.; auswärts ist der Preis: vierteljährlich 18 kr., halbjährig 36 kr. und jährlich 1 fl. 12 kr. Bestellungen nehmen alle Buchhandlungen und königl. Postämter, letztere mit der tarifmäßigen Portovergütung, an.

Studiosi somnambulantes
oder:
Der griechische Pomadehändler.

(Fortsetzung.)

3.
Die laboratorische Küche.

Dagobert blickte in dieser unsäglich peinlichen Lage nach der Dachlucke um und fand sie nicht zu hoch, um nicht mit einem kühnen Satze sich frei zu machen; allein der Gedanke: „Spring ich hinauf, so packt und durchbohrt mich von hinten der fürchterliche Grieche," lähmte seine letzte Kraft.

Ein Kamin stieg neben ihm aus dem Boden und durch's Dach hinaus. Der arme, wie ein Espenlaub im Winde zitternde Student bewegte sich jetzt hinter die Wand des Kamines, um, wenn der Grieche hereinschliche, ihm einen schnellen Seitensprung abzugewinnen und die Treppe so hinunter zu eilen, als käme leibhaft die höllische Majestät selber hinter ihm her, um ihn beim Nacken zu packen und zu liefern. Leise schob man jetzt außen den Riegel zurück, die Thüre ging auf, und ehe noch Dagobert den Furchtbaren beim Scheine des Lichtes erkannt hatte, hatte dieser — es war der Fabrikant der wunderkräftigen Riesenpomade — das Licht ausgeblasen. In seiner Hand schimmerte beim Mondschein Etwas wie ein langes und breites Messer, dem ähnlich, das die jüdischen Schächter gebrauchen.

„Niemand hier?" murmelte der Grieche und warf die Blicke spähend umher; „war es eine Katze, die hier nach Menschenspeck gelüstete?" — Er sah, aus den halbgeschlossenen Augen blinzelnd, den armen Dagobert zusammengedrückt hinter dem Kamine stehen und that, als bemerke er den zum Tod Erblaßten nicht. Dagobert war ihm sicher. Er strich das Messer wie wetzend einige Male über den Arm, verschloß die Dachlucke und stieß mit dem Fuße die menschlichen Gebeine in einen Winkel. Langsam und schweigend näherte er sich Dagoberten; dieser, vom höchsten Entsetzen getrieben, sprang um den Kamin, erreichte glücklich die Thüre und hüpfte wie ein Wahnsinniger eine fast jählings aufwärts laufende, äußerst schmale Treppe hinunter, über ihm stand der Grieche und rief hämisch dem Flüchtigen nach: „Nur gemach, gemach, du tolles Närrchen! Was eilst du so schrecklich? Ich habe dich ja doch." Gemächlich stieg er, das Gesicht nach der Treppe gewendet und unterm Arm das Messer, abwärts von Staffel zu Staffel und wiederholte im langen Nachtmantel: „Habe dich ja doch."

Dagobert sprang an die Hausthüre, der Grieche lachte; in diesem Augenblicke erhob sich vor Dagobert ein Hund von ungewöhnlicher Größe, legte ihm die starken Vorderfüße auf die Brust und drängte ihn zurück. Er rang mit dem Thiere, doch dieser plutonische Höllenhund warf ihn wie eine Marionette zu Boden. Der Anblick des Pomadehändlers, der jetzt einige Staffeln über Dagobert stehen blieb und seines Opfers sich mit einer recht kakodämonischen Lust zu freuen schien, gab dem Studenten neue Kraft; er floh durch die dunkle Hausflur einer Helle zu, die ein Küchenfeuer ihm entgegen warf. Ein Küchenfeuer, und zu dieser Zeit? — Ein höchst widerlicher, fast betäubender Fettgeruch qualmte aus der Küche. Ein weibliches Wesen rührte in einem Topfe vor der sie beleuchtenden Herdflamme; ein flüchtiger Blick nach die-

Digitized by Google

ser nächtlich geschäftigen Gestalt überzeugte Dagobert, daß er hier — Aspasien wiedersehe.

„Hilf, o hilf mir!“ bat er und stürzte der weinenden Jungfrau zu Füßen; neben ihm stand, groß wie ein Kalb und kräftig wie ein Tieger, des Griechen Cerberus und heftete seine glühenden Augen fest auf die Augen des Studenten, während der Tinkturfabrikant dem Mädchen einen Wink gab, zu gehen und ihn mit Dagobert allein zu lassen. Sie ging, und dieser, den gewissen Tod in dieser Mörderhöhle vor Augen, raffte sich auf, und riß den Topf voll siedenden Bluts und Markes aus den Kohlen, und goß im Augenblicke der Verzweiflung den glühenden Sud über die feindliche Bestie so, daß diese heulend und mit verbrannten Augen in die Ecke der Küche fuhr und sich vor wüthendem Schmerz in einen unförmlichen Klumpen zusammen ballte.

„Jetzt,“ meinte Dagobert „hab' ich es nur noch mit dir, mörderischer Alter, zu thun, und deine Kraft hoff' ich zu brechen.“ Damit lief er gegen den Griechen, in blindem Eifer jedoch so unglücklich, daß ihm das horizontal vorgehaltene Messer desselben in die offene Brust glitt, ohne jedoch das Herz zu verletzen, das sich der griechische Würgengel zum Ziel gesetzt. Dagobert sank erschöpft und getroffen zu Boden, sein Blut quoll heiß und reichlich aus der Wunde.

„Hast mich verrathen wollen, Närrchen!“ lachte der Grieche, wischte das zurückgezogene Messer ab, und bückte sich, um den Verwundeten, der mit dem Tode zu ringen schien, so schnell als möglich beiseite zu schaffen. Inzwischen hatte Aspasia außen die Stimme Gideons gehört, der in der Schnelligkeit einige Schaarwächter auf der Straße aufgegriffen hatte und dem Herrn Aspasia's da innen befahl, das Haus zu öffnen, oder er werde die Thüre mit Gewalt einsprengen. Gideon aber wurde von dem Studentenmörder nicht gehört; denn die verbrannte Bestie heulte so entsetzlich fort, daß die Nachbarschaft, durch diese nächtliche Ruhestörung aus dem ersten Schlaf geweckt an die Fenster kam und den Pomadehändler zu allem Bösen verwünschte.

Aspasia glaubte in diesem Auftritte einen Wink der Vorsehung zu ihrer Befreiung aus der Gewalt des Unmenschen zu erkennen „stellte ihr Schicksal dem Himmel heim und öffnete, über den grausamen Herrn selbst erbittert und unbekümmert um das Schicksal des Verbrechers, dem Gideon willig das Haus. Mit dem Verlangen, seinen armen Freund Dagobert wo möglich noch zu retten, drang er mit den Bewaffneten ein.

„Otterngezücht, das in dieser Mordhöhle nistet!“ sprach Gideon und hielt das Mädchen, das er für mitschuldig hielt, am Arme fest; „wohin habt ihr den Studenten gebracht? Er muß in diesem verrufenen Drachenneste seyn. Ein gräßliches Licht geht mir auf.“ — Das Mädchen deutete nach der Küche und sagte: „Rettet ihn vor ihm, wenn er noch lebt, und erbarmet euch mein!“ Indem sie gegen die Küche schritten kam der Grieche aus derselben und fragte: „Wer ist eingedrungen? Aspasia, wer hat das Haus geöffnet?“ — Gideon lief auf ihn zu, entwand ihm glücklich das Schlachtmesser, und übergab zu einer ernsten Verhandlung vor den Schranken des Kriminalgerichtes den mit Verbrechen schwer belasteten Ertappten.

Die Glocke schlug Ein Uhr über die schlafende Stadt, als die Schaarwächter unter guter Bedeckung den Griechen dem Eisenmeister und einer Schauder erregenden Entschleierung seines geheimnißvollen Treibens in diesem Hause entgegen führten. „Du wirst ihm auf der Ferse folgen,“ sprach Gideon zu der Griechin, die eine ihm unbegreifliche Freude über die Verhaftung des Alten zeigte, und ging mit den Schaarwächtern in die Küche, um nach dem armen Dagobert zu sehen. Mit drei Häschern erschien und folgte ihm ein Gerichtskommissär.

(Schluß folgt.)

Miszellen.

Die Hochzeit auf dem Meere.

Ein Correspondent des England Review gibt folgenden Bericht einer interessanten Scene, welche sich kürzlich auf dem Schiffe ereignete, mit dem er von Amerika kam. Er erzählt: „Es befand sich am Bord unseres Fahrzeuges ein Herr H., der vormals Kaufmann in Massachusetts gewesen war, sich seitdem aber in Connecticut, und zuletzt in New-York aufgehalten hatte. Es war ein freimüthiger, offener Mann, stets lustig und guter Dinge, gescheid und obendrein von einem angenehmen Aeußern. Er war siebenundzwanzig Jahre alt. Als er an Bord kam, war er uns Allen fremd; da wir es uns aber vorgenommen hatten, am Bord gewissermaßen wie eine einzige Familie zu leben, und seine liebenswürdigen Eigenschaften bald entdeckten, war

Digitized by Google

er uns bald herzlich willkommen. Am sechsten Tage unseres Beisammenseyns kam er zu mir und fragte mich nach dem Namen und den Verhältnissen eines ältlichen Herrn, der sich mit seiner Tochter am Bord befand, in welch' letztere Herr H. sich sehr verliebt zu haben schien. Was mich betraf, so fand ich an Miß J. durchaus nichts Anziehendes, außer daß sie geistreich und sehr angenehm in ihrem Wesen war. Ich sagte ihm, was ich von Herrn J. wußte, und stellte ihn auf seine Bitte demselben vor. Die Folge war, wie es sich in Kurzem zeigte, daß zwischen Herrn H. und Miß J. bald ein inniges Verhältniß entstand, welche letztere dadurch ein Gegenstand der allgemeinen Aufmerksamkeit wurde. Man sah sie stets beisammen im vertrauten Gespräch, und selten fand eine Partie Whist Statt, in welcher sie nicht Partner waren. — Am zweiten Sonntage unserer Fahrt ersuchten wir den ehrwürdigen Geistlichen, Herrn M., der sich auf einer Reise nach Italien befand, vor uns eine Predigt zu halten. Der freundliche Capitän ließ ein Segel als Zelt ausbreiten. Sitze wurden angebracht, und die aus 76 Köpfen bestehende Gemeinde, Matrosen und Schiffsleute mit einbegriffen, wohnte der Andachtsübung bei. Ein kleines Pult ward zur Kanzel umgeschaffen, der Text ward vorgelesen und eine erbauliche Predigt gehalten. Nach Beendigung derselben nahm der Geistliche eine Karte, die vor ihm auf dem Tische lag, und las wie folgt: „William Benetley H. Esqr. aus New-York beabsichtigt, sich mit Miß Maria Louise J. in den Stand der heiligen Ehe zu begeben.“ — Wir waren mehr von der Art und Weise, wie uns die Sache verkündet wurde, als von ihr selbst überrascht, vergaßen den Ernst, den die Predigt bei uns hervorgerufen hatte, und brachten dem jungen Paare unsere lauten und herzlichsten Glückwünsche dar. Damit aber war die Geschichte noch nicht zu Ende; den Brautleuten ward der Vorschlag gemacht, die Hochzeit noch an demselben Abend zu vollziehen, und sie willigten zur Freude aller Passagiers ein. Es wurden demnach sofort alle Anstalten dazu getroffen, die beste Cajüte ward ihnen eingeräumt, und Jedermann freute sich bei Annäherung der Stunde, die ihren Herzensbund besiegeln sollte. — Der Abend war ruhig und schön, die größte Windstille herrschte, nicht das kleinste Geräusch war auf dem Verdeck vernehmbar, und sanft lächelte der Mond auf die friedliche Scene herab. Alles begab sich in das zum Tempel eingerichtete Zelt, und in weniger als fünfzehn Minuten war die Trauung vollbracht durch unsern würdigen Geistlichen, der seine Rede mit einigen frommen Bemerkungen und einem Gebete schloß. Die Scene war in der That eben so erhaben als romantisch. Die anmuthige Braut erschien in einem Kleide von blendend weißem Atlas, von ihrem Bräutigam geführt. Während der Ceremonie entperlten Freudenthränen den Augen mancher Anwesenden, und wahrlich nur ein Herz von Stein hätte ungerührt auf das glückliche Paar blicken können, welches sich erst seit einigen Tagen kannte, und sich dennoch gelobt hatte, alle Freuden und Leiden dieses Lebens fortan mit einander zu tragen, und in treuer unwandelbarer Liebe zu verharren, bis der Tod sie scheiden würde.

Die todte Lebendige.

Daß die europäischen Jongleurs Kinder gegen die indischen sind, ist eine bekannte Sache; diese sind Meister im Augenverblenden und in Darstellung ergreifender Scenen. Ein Prachtexemplar der Art macht jetzt in Paris Aufsehen. Ein Augenzeuge berichtet einen solchen Fall: Der Jongleur Tatovo-Kaib (so bringt der Anschlagzettel den Namen des Indiers) läßt in einem Korbe ein achtjähriges, halbnacktes Mädchen hervorbringen, richtet an dasselbe mehrere Fragen, welche Schlag auf Schlag aus dem Korbe beantwortet werden. Plötzlich wird er heftig, droht dem Kinde den Tod, dieses bittet um Gnade, doch jener zieht einen Degen und stößt ihn mit höllischem Gelächter in den Korb. Sein wüthendes Gesicht, der Schaum, der ihm vor den Mund tritt, Alles wirkt mit Entsetzen auf die Zuschauer. Jetzt rieselt Blut aus dem Korbe hervor, man hört das Todesröcheln des Kindes; nach und nach wird es still im Korbe; der letzte Seufzer — das Kind hat geendet! Jetzt spricht der Jongleur eine Zauberformel und öffnet den Korb: das Kind ist nicht darin; doch während alle Augen entsetzt nach dem Korbe schauen, erscheint das Kind am andern Ende des Saales, begrüßt die Zuschauer mit Verbeugungen und Lächeln und sammelt dankend die milden Gaben der weichgemachten Herzen. Das Wunderbarste dabei war aber der Umstand, daß der Jongleur nur wenige Schritte von den Zuschauern getrennt war, als er sie so in Schrecken setzte.

Wucher-Stückchen.

Vor dem Dubliner Gerichtshofe war kürzlich ein

Digitized by Google

Mann wegen Diebstahls in Untersuchung. Ein Constable schwor, daß er ein Halstuch dem Gefangenen abnahm, das er für gestohlen hielt. Der Gefangene berief sich auf den Schreiber eines Pfandverleihers, welchem seiner Behauptung nach das Halstuch gehören sollte, und es kam zum Vorscheine, daß der Gefangene das Halstuch, sowie den Rock, den er an hatte, jeden Montag versetzt hatte, und zwar seit den letzten siebzehn Jahren. In diesem Zeitraume hatte er für die beiden Sachen 25 Pfund 15 Schilling 8 Pence (257 fl. 40 kr. C. M.) Interessen bezahlt.

Eisen als Baumaterial.

Nach England muß man gehen, um den Werth des Eisens zu erkennen, denn die Engländer haben dieses Metall zu Dingen verwendet, wie man es kaum glauben sollte. Geschmiedetes und gegossenes Eisen sieht man dort unter jeder Form, — Maschinen, Pilaster, Säulen von allen Dimensionen von einem Paar Zollen bis zu vier Fuß im Durchmesser, Gas- und Wasserröhren, Dachtraufen, Geländer, Pfosten, Brücken, Hausflure, Dächer, ganze Kais, Schiffe und Straßen. An den St. Catharinen-Docks werden sechs Stockwerke hohe Lagerhäuser, die mit Waaren von ungeheurer Last gefüllt sind, von eisernen Säulen getragen, die sehr zierlich und schwach aussehen. Das Eisen eignet sich besonders zu Verzierungen an Gebäuden, namentlich an solchen in gothischem Geschmacke. Zu dem Preise von 90 Francs für 1000 Kilogramme läßt sich ein Haus ganz von Eisen herstellen, das nicht höher zu stehen kommt, als eines von behauenem Steine.

Anekdoten.

Ein alter Landvoigt im Osnabrückischen trat sein Amt sehr ängstlich an; der Oberamtmann aber beruhigte ihn mit den Worten: „Sie haben blos Acht zu geben, daß Sie Vide nicht mit F schreiben.“

Eine Mutter, die ihr Söhnchen sehr verzog, fragte ihren Haus-Arzt: „Herr Doktor, was für eine Tracht wäre wohl für das Kind am zweckmäßigsten?“ — „Eine Tracht Prügel!“ antwortete der Arzt.

Um die Tölpelei der Viganesken, eines italienischen Volksstammes, zu charakterisiren, werden sie von den Italienern andern Stammes gewöhnlich aufgezogen mit der Spitzrede: „Potztausend, wir haben drei Seltenheiten: die Vögel fliegen durch die Luft und fallen nicht; die Mäuse laufen durch die Stoppel und erblinden nicht; die Fische schwimmen im Wasser und ertrinken nicht.“

* Lebe wohl eines Deutschen der nach Algier zog, an sein Vaterland.

Schon schwebt am blauen Himmels-Saume
Der stolzen Phöbus Feuer-Glanz; —
Der Blume Kelch im Erden-Raume
Entknospet schon der Horen-Tanz.

Des Grases Perle funkelt wieder;
Die Erd umweht der Ceresflor; —
Und Segen thaut vom Aether nieder
Auf Herda's bunten Leuzes-Chor.

Des Götterfriedens leises Wehen
Umkost der Isar grünen Strand; —
Der theuren Heimath Lied' und Freuden
Verketten sich durch Hand in Hand.

Doch mich umflügeln Trauer-Geister! —
Der Liebe Lächeln heilt mich nicht; —
Der Harm im Innern drangt mich dreister
In Vaterlandes Sonnen-Licht.

Und ach, wohin der Schwermuth Blicke?
Woher des Busens wilder Drang?
Wie schmerzlich auch im Mißgeschicke
Tonet der „Trennung“ harter Klang.

Gen „Süden“ geht mein Sehnen, Flehen,
Wo Paradieses-Apfel glüht,
Wo unter Frankreichs Siegstrophäen,
Vielleicht ein schönes Glück mir blüht.

In Pappelbaumes breitem Schatten
Wo kosen mich der Lüfte Hauch
Wo gastlich träuft auf Blumen-Matten,
Der kühle Trank vom Blüthen-Strauch.

Vielleicht umfächelt Ruh' und Frieden,
Des Sieges Palmen, dort die Brust;
Und Engel weben noch hienieden
Für dieses Leben neue Lust! — —

So sinke denn, des Auges Thräne!
Auf meines Vaters stille Gruft,
Bevor mich führen Frankreichs Kähne
Wohin des Herzens Drang mich ruft.

O lebt denn wohl, ihr deutschen Hügel:
Ihr Thäler und der Mutter Haus; —
Des Vaterlandes Passes Siegel
Geleite mich zum Dorf hinaus!

So lebe wohl der Quelle Rauschen!
Wo froh das Leben mich umfloß. —
Den Plätschern werd' ich nimmer lauschen,
Wie einst, da Kindheit Wonne goß. —

de Valence.

Verlegt und redigirt unter Verantwortlichkeit der G. Geiger j.'schen Buchdruckerei.

№ 32. 18. April 1840.

Der Erzähler.

Ein

Unterhaltungsblatt für Jedermann.

Fünfter Jahrgang.

Augsburg. Dieses Blatt erscheint jeden Mittwoch und Samstag, und kostet dahier vierteljährlich 15 kr., halbjährig 30 kr. und jährlich 1 fl.; auswärts ist der Preis: vierteljährlich 18 kr., halbjährig 36 kr. und jährlich 1 fl. 12 kr. Bestellungen nehmen alle Buchhandlungen und königl. Postämter, letztere mit der tarifmäßigen Portovergütung, an.

Studiosi somnambulantes
oder:
Der griechische Pomadehändler.

(Schluß.)

4.
Des Griechen Bekenntnisse vor den Schranken des Gerichtes.

Die Herdflamme war erloschen; die Kohlenglut in des Griechen Laboratorium, der Küche, verglomm; Aspasia zündete eine Talgkerze an, die sie nur mit Grauen berührte, und leuchtete gegen ein an die Küche anstoßendes dunkles Gemach, in welchem sie etwas zu hören glaubten wie das tiefe Stöhnen und Röcheln eines Sterbenden. Und was fanden sie? Es war der unglückliche Student Dagobert, der in seinem Blut im Winkel lag und mit dem Tode kämpfte. Sogleich schickte Gideon nach einem Arzte, richtete mit Hilfe des Kommissärs den tödtlich Getroffenen auf, verband ihm die Wunde und brachte ihn auf ein Bett im Zimmer.

Der herbeigerufene Arzt kam, untersuchte die Wunde und seufzte bedenklich; die Lunge war durchdrungen, der Keim eines frühen Todes sproß üppig in Dagoberts heißer Brust, um zu erzählen, wie er hier herein gekommen und was er oben auf dem Boden entdeckt; war er auf den Blutverlust noch zu schwach; er brachte nur die Worte hervor: „Suchet über uns!“ und sank leichenblaß in die Kissen zurück.

Der Kommissär stieg, von Gideon begleitet, auf den Boden des Griechen, sah die menschlichen Gebeine, einige Schädel und Herzen von Kindern, mehrere gläserne, mit Menschenblut gefüllte Flaschen und die drei Studentenmäntel; mehr bedurfte es nicht, um in dem Pomadehändler den gräßlichsten Verbrecher an der Menschheit zu erkennen und ihm ohne Weiters den Halsprozeß zu machen. Die Helle des Tages brach an; Aspasia wurde, obschon sie unter Thränen ihre Unschuld betheuerte, festgehalten und wie der Grieche in's Justizgebäude abgeführt.

Dagobert wurde in einer Sänfte auf sein Zimmer gebracht. —

Die gespannte Erwartung auf die Bekenntnisse des alten Griechen war außerordentlich; das Gericht über den Vorfall und die Entdeckung in seiner Wohnung in letztverfloßner Nacht hatte schon um Sonnenaufgang die ganze bewegte Stadt durchflogen. Das ernste Kriminalgericht versammelte sich um neun Uhr zu einer Plenarsitzung, den Präsidenten an der Spitze. Es sollte jetzt zum Verhöre eines der schuldbeladensten menschlichen Ungeheuer geschritten werden, und die gerichtliche Verhandlung über den Griechen bei offenen Saalthüren vor sich gehen. Kein Student besuchte an diesem Morgen ein Kollegium; alle Bürger der Hochschule strömten, Dagobert ausgenommen, nach dem Gerichtsgebäude; der große Marktplatz war fast menschenleer, die Kaufstände waren verlassen und größtentheils geschlossen.

Eine grenzenlose Erbitterung und Wuth erfüllte aller Studenten Herzen gegen den griechischen Teufel in Menschengestalt. Kopf an Kopf gedrängt erwarteten seine Ankunft aus dem Gefängnisse Tausende über den breiten Marmorstiegen, vor und im Saal.

Endlich rasselten Ketten von Unten herauf und der Grieche, dessen gestern noch so glänzend schwarze Haare die letzte Hälfte der Nacht über völlig

Digitized by Google

grau geworden, wurde von zwei Gerichtsdienern gestützt, über die Stiege herauf und hinein vor die Schranken des peinlichen Gerichtes gebracht. Ihm gegenüber stand Aspasia.

Ein donnerndes Pereat! erscholl bei seiner Erscheinung aus dem Munde der entrüsteten Bürger der Hochschule. Der Furchtbare aber wandte sich nach den Studenten um und antwortete: „Pereat mundus! Erst aber will ich euch sagen, was pomadig ist, dann will ich sterben.“

Mit dem Gedanken sterben zu müssen, schien er sich so vertraut gemacht zu haben, daß er den Fragen des Präsidenten zuvorkam und bekannte, was folgt. „Und wisset ihr auch, aus was ich meine wunderbare Riesenpomade — denn sie zaubert üppigsten Haarwuchs aus dem nacktesten Hirnschädel — gemacht? Wisset ihr das? Soll ich's euch sagen? Nun, so wahr ich Ramas, der Grieche aus Olympia bin, aus jungem, frischkräftigem Menschenmarke hab' ich sie fabrizirt. Ist's nicht so, Aspasia?“

Aspasia bejahte, Grauen wälzte sich durch aller Anwesenden Seelen.

„Ich gebrauchte aber,“ fuhr der Grieche fort, zu meiner unübertrefflichen Pomade nur junges, recht kernicht saftiges Mark, und dazu schien mir, ihr Herren Studenten, gerade das eurige am Besten zu passen; denn ihr habt ein theures köstliches Mark in den gelenken Knochen, ihr blühenden und wo möglich noch unverführten Muttersöhnchen! Die zarten Dämchen werden jetzt freilich ein Grüseln und Fröstеln spüren, wenn sie wissen, womit sie ihre langen schönen und dichten Haare — lang und dicht durch meine Pomade — gesalbet. Auch muß ich gestehen, daß ich Jahre lang einen vortheilhaften Handel trieb mit meiner rothen Tinktur als Mittel, ein schönes Gesicht zu conserviren, wenn man sich täglich damit wascht, wozu einige Tropfen meiner Tinktur, in etwas frisches Quellwasser gegossen, genug sind. Diese meine weltberühmte Tinktur erlaubte ich mir aus dem Blute frischer Knaben zu fabriziren, die ich mir zuweilen in der Abenddämmerung von der Straße weggefangen und unter'm Mantel in mein Haus gestohlen. Damit die Kleinen nicht schreien konnten, drückte ich ihnen die Hand auf den Mund; freilich hab' ich dabei manchen Knaben erstickt nach Haus gebracht. Ich sage euch, ich bin's, der die drei räthselhaft verschwundenen Studenten nacheinander in mein Haus gelockt und sie geschlachtet; und den trauernden Müttern, die ihre süßen Knaben von Zigeunergesindel gestohlen geglaubt, sag' ich, ich habe die Kinder, oder vielmehr ihr Blut, dem ich eine ganz besonders belebende Kraft und Eigenschaft zuschrieb, zu meinen Tinkturen gebraucht. Ist's nicht so, Aspasia?“

Aspasia bejahte wieder.

„Und warum schwiegst du so lange über mein diabolisches Pomade-, Tinktur- und Talglichterfabriziren?“ — „Weil du,“ antwortete das Mädchen, „mich getödtet hättest, wär' ein Laut über meine Lippen gekommen.“

— „Da hört ihr nun, sie ist unschuldig,“ entgegnete Ramas; „genug, daß ich der Märtyrer meines erfindungsreichen Genies werde.“

Der Präsident fragte, was für eine Bewandtniß es mit den erwähnten Talglichtern habe, und der Grieche gestand, aus dem Fette gefallener Knaben und Studenten die allervorzüglichsten und wohlriechendsten und hellest brennenden Kerzen gegossen zu haben; „denn,“ sagte er, „mein Ungethüm von Cerberus, mein Werkgehilfe, ich meine meinen Hund, der hatte genug am Abfalle von solch eines kernkräftigen und wohlgenährten Studenten allerliebstem Kadaver.“

Ein donnerndes Pereat Satanos! scholl wiederholt und sturmähnlich durch den vor Entsetzen erstarrten Saal. Ramas stand da, nicht mehr wie ein Mensch, nein wie der sichtbare Böse selbst. Wohin er blickte, drückte man sich zurück.

„Und wer ist diese Jungfrau, die du im Hause gehabt?“ fragte der Präsident.

„Dies Mädchen? Nun ich erhielt sie aus dem Gebiete von Elis zugeschickt, gegen dreitausend Drachmen Silbers,“ erklärte der Grieche, „und ich gebrauchte sie für meine Marktbude und zur Fabrikation meiner höchst gangbaren Schönheit-Beförderungsartikel. Uebrigens hab' ich sie behandelt wie meine Tochter, außer daß ich sie zuweilen schlug, wenn sie die Arbeit weinend that. Ist's nicht so, Aspasia?“ Laut bejahte sie wieder.

„Ich kann mich rühmen,“ schloß er, „vielleicht der erste und einzige Verbrecher in meiner Art zu seyn, so weit die Sonne den Kreis um die Erde beschreibt, und jetzt, meine hochzuverehrenden Herren, möcht' ich wissen, was ihr mir zum Danke für meine geniale Erfindung im Reiche der Kosmetik zudenkt. Ihr denkt wohl an Schwert oder Tod

oder Strang für mich; ihr sollt mich aber nicht hängen, ihr hättet mich denn zuvor.“ Dies gesagt, erhob er die gefesselten Hände und versuchte, sich eine Gasse durch die weichende Menschenmasse zu bahnen. Gideon aber erhob und schwang gegen ihn den Stock, und drei Schergen hielten ihm die Spitzen ihrer Schwerter und ihrer Hellebarden vor die Brust. Er achtete ihrer und ward in's Gefängniß zurückgeführt. Die Richter stimmten sogleich und ungetheilter Meinung über ihn ab. Ohne Beispiel, wie seine Verbrechen, sollte auch die Art seines Todes seyn. — „Pereat!“ rief ihm noch ein Mal der hundertstimmige Chor der Bürger der Hochschule nach; der Saal wurde leer und Aspasia ging, für unschuldig erklärt, mit dem Präsidenten.

Den Tag darauf stand der Grieche — Angesichts alles Marktvolkes und der ihn verwünschenden Studenten, am Schandpfahl.

5.

Die lebendigen Wände und Schwerter.

Dagoberts tiefe Stichwunde führte, trotz der umsichtigsten Behandlung von Seite der erfahrensten Aerzte, den unvermeidlichen Tod des Jünglings herbei. Sieben Tage nach dem Stich in des Griechen Küche lag er auf der Bahre. Die Studenten alle folgten ihm mit Flambeaux, Trauergesängen und Thränen, und schwuren ihm über seinem frühen Hügel Vergeltung.

Der Tag für diese ging auf, das Todesurtheil sollte an dem verbrecherischen Griechen mit der eisernsten Strenge der beleidigten Gesetze vollzogen werden. Die Studenten jubelten; Gideon, des Ermordeten trauernder Freund, hieß willkommen zu tausend Malen das Morgenroth des Todestages des Pomadehändlers aus Attika. Ohne daß man Ramas erst das Urtheil vorgelesen hatte, wurde er aus der Tiefe seines Gefängnisses in das oberste Stockwerk des großen Gebäudes hinaufgeführt. Ein etwa zehn Schuh langes und eben so breites und hohes Zimmer nahm ihn auf. In diesem befand sich bis jetzt keine andere sichtbare Einrichtung, als ein von der Mitte der Zimmerdecke herablaufender eiserner Pfahl; an diesen wurde Ramas unbeweglich-fest geschlossen, so, daß er auch nicht die geringste Bewegung machen konnte. Die Sonne ging eben auf; man sagte ihm gute Nacht und entfernte sich. Er sah die eisernen Wände an und erblickte in jeder derselben ein Schwert, dessen scharfe Spitze gegen ihn starrte. Er zählte die Fenster, und es waren ihrer acht. Sein Schlaf war kurz und schrecklich.

Er schlug die Augen auf und sah, der Fenster waren noch vier, die Wände ihm näher gerückt, und acht Schwerter blitzten ihm entgegen. Vor seinem Munde hing, an eine Schnur befestigt, ein Stück rohes Fleisch. Seine Qual wuchs, die Angst des Todes preßte sein Herz. Halb ohnmächtig schloß er wieder die Augen.

Er schlug sie wieder auf und sah, der Fenster waren noch zwei, die Wände noch näher gerückt und sechzehn Schwerter zielten nach seiner Brust. Er hätte sie erreichen können, wären ihm die Hände frei gewesen; auf jedem der Schwerter saß, zunächst der Spitze, ein Talglicht. Seine Angst erreichte den höchsten und peinigendsten Grad. Die Decke sank, der Boden stieg, der Raum wurde fürchterlich enge. Fast bewußtlos sank er in den letzten Schlummer. Es war lange vor der ersten Helle des kommenden Tages, als er wieder zu sich kam, um einen Vorgeschmack der Qual der Verdammten zu kosten. Die Fenster waren alle verschwunden, zweiunddreißig Schwerter hatten jetzt seine Brust und seinen Rücken erreicht, die Talglichter brannten. Er hörte unter sich jetzt das Krachen einer Maschine, die Schwerter drangen ihm langsam in den Körper, die Flämmchen seiner fabrizirten Talglichter leckten glühend seine schmerzlich zuckende Haut. Halb verbrannt und durchbohrt wurde er losgelassen, unter den Händen eines Priesters gab er den Geist auf. Sein Haus an der Kirche wurde niedergerissen und der Erde gleich gemacht.

Das war Ramas Ende. Ob Gideon später wieder nachtgewandelt, ist nicht bekannt; aus den hinterlassenen Papieren eines Verstorbenen aber, die den Stoff zu dieser Geschichte geliefert, ist ersichtlich, daß er — Gideon — ein Jahr nach des griechischen Alten Tode die schöne und eben so tugendsame Aspasia als Braut heimgeführt.

Nebel.

Miszellen.

Napoleon in Wittenberg.

Als Napoleon durch diese Stadt ritt, brach ein fürchterliches Hagelwetter los, das ihn nöthigte, abzusteigen und mit einigen seiner Begleiter in

Digitized by Google

dem ersten besten Hause eine Zuflucht zu suchen. Da er nicht vermuthete, daß er gekannt sei, so bemerkte er die Ueberraschung zweier jungen Damen nicht, die sich in dem Zimmer befanden, eben so wenig als die ehrerbietige Weise, in welcher sie in seiner Gegenwart stehen blieben; Savary aber, der deutsch verstand, hörte eine der Damen sagen: Himmel, es ist der Kaiser! Napoleons Neugierde wurde dadurch erregt und er fing an zu fragen. „Sie kennen mich?“ sagte er. „Ja, Sire; Sie haben sich nicht verändert, ich erkannte Sie augenblicklich wie die Herren Generale Berthier und Savary.“ — „Wo haben Sie mich vorher gesehen?“ — „In Aegypten, Sire.“ Es ergab sich, daß die junge Frau, die in Wittenberg lebte, die Wittwe eines französischen Obersten war, der seinen Tod bei Abukir gefunden hatte, daß sie keine Pension erlangen konnte und, weil sie einen Sohn zu erziehen hatte, die Erziehung der Kinder der Dame übernommen hatte, in deren Hause der Kaiser sie jetzt fand. Es braucht wohl kaum bemerkt zu werden, daß sie nicht länger auf ihre Pension zu warten hatte; sie wurde ihr noch denselben Abend angewiesen.

Mitgefühl eines Hundes.

Eine unglückliche Katze fiel in die rohen Hände gefühlloser Buben, die, wie das Liverpool Paper sich ausdrückt, mit solcher nichtswürdiger Grausamkeit nicht selten die Bahn größerer Laster betreten, um mit einem schmählichen Ende aufzuhören. Diese kleinen Henkersknechte gingen von Marter zu Marter, steinigten die Katze wechselweise und tauchten sie dann wieder in tiefes Kothwasser, schlugen und verwundeten sie und hatten ihre Freude daran, daß sie doch nicht verendete. Allerlei zweibeinige Wesen gingen vorüber, hörten das schmerzliche Miauen, aber hinderten die Marter nicht; da kam ein Vierbeiniges, betrachtete sich das herzlose Treiben, sprach dann mit lautem Gebelle seinen Unmuth darüber aus, und fiel endlich die Peiniger einen nach dem andern wüthend an und verjagte sie gänzlich. Nun holte er das blutige Thier aus dem Koth und trug es im Triumphe nach Hause, legte es in seinen Stalle auf das Stroh, sich selbst daneben und erwärmte es mit seinem eigenen Körper. Als sich die Katze etwas erholt hatte, sorgte der pflegende Hund sogar für Nahrung, und das rührende Beispiel verfehlte nicht auch die Hausleute anzulocken, ihn in seiner Pflege zu unterstützen. Man brachte dem Thiere warme Milch, wusch es, worauf es in einigen Tagen gesund wurde. Beide Thiere sind seit dem unzertrennlich und die seltsamkeitssüchtigen Engländer reisen seit langer Zeit nach „Talbut Inn“ in Liverpool, den darmherzigen Hund kennen zu lernen.

Ein Wunderknabe.

Ein neunjähriger Knabe, Joseph Gatteri, macht in Triest durch sein Zeichnertalent außerordentliches Aufsehen. Das Kind hatte nie einen Unterricht in dieser Kunst erhalten und nur Weniges gesehen, als es sich zuerst im Zeichnen versuchte, jedoch seine Skizzen sorgfältig vor dem Vater barg, welcher ebenfalls ein tüchtiger Künstler ist. Auf die bloße mündliche Erzählung eines Herrn machte der Knabe eine Zeichnung des berühmten Ueberganges über die Beresina und gefeierte Maler versichern, daß sie den Reichthum an Gruppen, das dramatische Leben des Ganzen, den mannigfaltigen Ausdruck der Physiognomien und den Effekt des Ensembles kaum besser zu erreichen im Stande gewesen wären. Es ist nun ein Blatt, von dem Kinde erfunden, gezeichnet und in Stein gegraben erschienen, und dem Kleinen strömen Bestellungen zu wie einem erwachsenen Künstler. Möge ihn dieser Beifall nicht verderben.

Unsichtbarer Muslin.

Während die Fabrikation in Europa sich immer mehr und mehr vervollkommnet, soll sie in Indien, woher sie stammt, abnehmen. Sonst verfertigte man, erzählt ein Reisender, in Bengalen eine Art Muslin, der Abrowan hieß, für die vornehmen Frauen bestimmt war, 400 Rupien (Gulden) kostete, außerordentlich leicht und so fein war, daß man ihn kaum sah, wenn er auf feuchtem Grase lag. Man bestrafte einst den Diener eines Nababs, weil er ein Stück solchen Muslins, das auf dem Grase gelegen hatte, von einer Kuh verschlingen lassen. Eine junge Prinzessin, die Tochter des Kaisers Aurengzeb, wurde von ihrem Vater ausgescholten, weil man ihre Glieder durch ihre Kleidung hindurch fast so deutlich sehe, als wäre sie ganz unbekleidet. Sie entschuldigte sich, indem sie bewieß, daß sie sieben Gewänder von so feinem Muslin über einander trug.

Verlegt und redigirt unter Verantwortlichkeit der G. Geiger j'schen Buchdruckerei.

№ 33. 22. April 1840.

Der Erzähler.

Ein

Unterhaltungsblatt für Jedermann.

Fünfter Jahrgang.

Augsburg. Dieses Blatt erscheint jeden Mittwoch und Samstag, und kostet dahier vierteljährlich 15 kr., halbjährig 30 kr. und jährlich 1 fl.; auswärts ist der Preis: vierteljährlich 18 kr., halbjährig 36 kr. und jährlich 1 fl. 12 kr. Bestellungen nehmen alle Buchhandlungen und königl. Postämter, letztere mit der tarifmäßigen Portovergütung, an.

Abel und Jerome.

Um die Annehmlichkeiten eines heitern Frühlingsabends in freier Natur zu genießen, begab sich die Gräfin Dorfeuille in den Garten der Tuilerien. Seit längerer Zeit Wittwe hatte sie Niemand bei sich in dem Wagen, als den kleinen Abel, ihren einzigen Sohn. In der Stunde, wo die Chaise vor dem Gitter des Gartens hielt, war die große Allee schon belebt von Schaaren fröhlicher und munterer Kinder und von sorgsamen Müttern, welche auf alle ihre Bewegungen und Spiele acht gaben. Schon war die Mutter des kleinen Abel, aus dem Wagen gestiegen, als ein Greis vor ihr eine Hand ausstreckte, auf welcher die Arbeit und das Alter unverkennbar ihr Siegel aufgedrückt hatten. Der alte Jerome, welcher nicht mehr zu arbeiten vermochte, sah sich genöthigt sein Leben durch Allmosen zu fristen. Madame Dorfeuille wollte aus ihrer Börse eine kleine Unterstützung für den unglücklichen Greis nehmen, als sie sich von einer kleinen Hand an ihrem Kleide angefaßt fühlte. Es war der kleine Abel, welcher, zu seiner Mutter mit Rührung aufblickend, in dem Tone des tiefsten Mitleids zu ihr sprach: „Ich will ihm das Geld geben.“

Die Gräfin bis zu Thränen gerührt, zog nun aus ihrer Börse ein beträchtliches Geldstück, und gab es dem kleinen Abel, der in dem Augenblick, als er es in die Hände Jerome's niederlegte, hoch vor Freuden aufsprang.

Der Greis hätte wohl andere Geldstücke von demselben Werthe empfangen können, vorzüglich an dieser Stelle, wo das reiche und vornehme Paris nach den Tuilerien fährt. Aber die Art, eine Wohlthat zu spenden, kann selbst in den Augen des Dürftigen den Werth derselben verdoppeln. Nie hatte eine kleinere, weißere und niedlichere Hand, sich zum Allmosenspenden geöffnet, niemals hatte ein Herz von einer reineren Freude geschlagen, als die war, welche Abel bei dieser Gabe empfand.

Als der Knabe in dem Garten war, und sich seinen Spielen hingab, war er viel fröhlicher, als sonst, denn nichts vermag die Freude eines guten Kindes mehr zu erhöhen, als die Erinnerung an eine gute That. Im Strome der Vergnügungen aber, die ihm an diesem Abend kaum zu athmen erlaubten, vergaß er den alten Bettler. Nicht so dagegen der alte Jerome. Er gedachte des kleinen Abels, seines frohen, anmuthigen Lächelns, seines rosigen Gesichtchen, und seines ganzen Wesens, das so viel mitleidige und edelmüthige Güte verrieth. Noch am Abend, als der Wagen der Madame Dorfeuille vorbei nach ihrem Hause fuhr, stand der alte Jerome an einer Straßenecke und raffte für einige Minuten seine ganze Kraft zusammen, um ihn nicht aus dem Gesichte zu verlieren. Die Chaise hielt in der Straße Gaillon an, und wahrlich, es war Zeit; der gute Greis begann bereits den Athem zu verlieren und seine Kniee wankten. Er lehnte sich an eine Wand und trocknete sich den Schweiß, der auf seiner Stirne stand.

„Wohl,“ sagte er, „ich weiß nun, daß da der Engel wohnt; Dank sey ihm, denn heute werde ich meine Schlafstätte haben.“ — Hierauf ging er weg.

Um sich sein armseliges Leben zu erhalten war der alte Jerome genöthigt, in den Straßen von Paris Lumpen zu sammeln und ging sogar öfters außer den Barrieren umher, um Schutthaufen zu durchwühlen. — Man nannte ihn deßwegen nur den alten Wolf, der die verlassenen Stadtviertel nach Mitternacht durchirrte, wohl auch den lustigen Job, mit seiner Fälbelmütze, seinem Dornenstock und sei-

Digitized by Google

nem unbegränzten Vertrauen auf die Vorsehung. Was den kleinen Abel betrifft, so dachte er in seinen schönen, warmen Kleidern und auf seinem weichen Lager wohl nie daran, wie es einem armen Manne in einer kalten, regnerischen Nacht ohne Obdach zu Muthe ist. Indeß besaß er doch ein gefühlvolles Herz, wie wir schon gesehen haben. Als ihren einzigen Sohn liebte seine Mutter ihn unaussprechlich, und wachte mit zarter Sorgfalt jede Minute über ihn. Ihn zu verlieren wäre für sie ärger als der Tod gewesen. Sie fürchtete für ihn um so mehr, als die Gesundheit ihres lieben Sohnes höchst zart war. Er hatte erst kürzlich eine Krankheit überstanden, während welcher Madame Dorfeuille alle Nächte an seinem Lager gewacht und nicht gelitten hatte, daß eine andere Hand, als die ihrige ihn pflegte. Endlich war der kleine Abel außer Gefahr: Madame Dorfeuille, die sich zum erstenmal von ihrer Angst und ihrer Anstrengung erholte, lag in tiefem Schlummer, als in der Küche des untern Stockwerks im Hause der Straße Gaillon Feuer ausbrach, und im Wachsen ein Oelfaß ergriff, so daß bald das ganze Gebäude in Flammen stand.

Es war ein großes Wagestück von den Sapeurs-Pompiers in das Zimmer der Madame Dorfeuille einzudringen. Man fürchtete, das Gebäude werde einstürzen. In einem kleinen Zimmer, welches an das seiner Mutter stieß, schlief Abel in seinem zierlichen Bettchen. Madame Dorfeuille erwachte, warf einen Mantel um und stürzte nach der Thüre des Zimmers; — aber schon hatte sie ein Pompier ergriffen .... der Schreck lähmte ihre Zunge und vergebens drehte sie den Schlüssel des Kabinets um. In der Meinung, es handle sich nur um ihre Kostbarkeiten, trägt ihr Retter sie ohnmächtig hinweg und entrinnt durch tausend Gefahren. Vergebens wehte die kalte Nachluft in der Mitte der Straße in das Antlitz der Madame Dorfeuille; sie blieb lange Zeit wie eine Todte liegen; und als sie erwachte rief sie mit durchdringender Stimme:

„Es ist geschehen! Alles ist verloren! Mein Gott, warum muß ich noch leben.“ —

„Nein, Madame, nicht Alles ist verloren,“ antwortete eine Stimme hinter ihr, — „und Sie werden nicht sterben; denn sehen sie hier in meinen Armen ihren Sohn Abel, dem kein Haar gekrümmt ist .... er ist noch ein wenig erschreckt, — das ist Alles.“

Es war Jerome, der an diesem Abend ohne Schlafstätte gewesen war und der den Sapeurs-Pompiers die erste Nachricht vom ausgebrochenen Feuer gebracht hatte; es war er der sich die Treppe hinaufgestürzt und Abel in dem Augenblick gerettet hatte, wo die Flammen das Kind zu ergreifen drohten.

Madame Dorfeuille wäre beinahe aus Ueberraschung und Freude in Ohnmacht gesunken. Während die Pompiers beschäftigt waren, der Feuersbrunst Meister zu werden, waren Madame Dorfeuille, Abel und Jerome in ein benachbartes Gasthaus gebracht worden.

Kaum hatte die erstere sich von ihrem Schrecken erholt, als sie gegen Jerome ausrief:

„Welches Unglück, daß wir nicht mehr so viel Vermögen haben, einen so braven Mann zu belohnen! Wenn ich doch wenigstens mein Kistchen gerettet hätte.“ Bei diesen Worten bedeckte sie Abel mit Küssen und Thränen. Zu gleicher Zeit bemerkte sie eine zitternde Hand, welche etwas auf ihren Schoß legte; es war das kostbare Kistchen .... und Jerome, der sich gleich einer Schlange hinter die Gräfin Dorfeuille geschlichen hatte, bemühte sich, zu entwischen, ohne von ihr bemerkt zu werden. Aber Madame Dorfeuille rief ihn rasch zurück:

„Wie? — Jerome,“ rief sie, — „Ihr also seid unser Retter? ich hoffe, Ihr werdet wenigstens die Hälfte von dem annehmen, was dieses Kästchen enthält; es ist mein ganzes Vermögen.“

„Ich? — mein Gott und Herr! — und was soll ich denn damit thun. Wie soll ich Gott von so vielem Gelde Rechenschaft geben? In der That, ich weiß nichts damit anzufangen; überdieß verstehe ich das Rechnen nicht. Aber, da kommt mir ein Gedanke, und wenn ich es wagen darf, so möchte ich Ihnen einen guten Rath geben. Lassen Sie Ihr Haus wieder ausbessern. Das Feuer hat es nur sehr unbedeutend beschädigt, der Schrecken war, wie man zu sagen pflegt, größer, als das Unglück. Blos der unterste Stock ist beschädigt: wenn Sie es da von einer Ecke zur andern ausbessern lassen, so wird man bald nicht mehr davon sprechen.“

„Aber Jerome, ich muß nothwendigerweise etwas für dich thun.“

„Nun wohlan, es geschehe. — Die Hand aufs Herz, ein kleiner Winkel neben dem Zimmerchen Ihres Thürhüters würde mir anstehen. Denn ich fange an, zu glauben, daß es einem guten Christen

Digitized by Google

nicht ziemt, in meinem Alter einen Theil der Nacht umher zu irren. Ich habe immer vorgehabt, mich gegen das Ende meiner Tage in Ruhe zu setzen; dazu kommt, ich will es nur gestehen, ich kann mich nicht mehr von dem kleinen Schelm trennen, der mich mit einer so fröhlichen Miene ansieht.“

Abel hatte so eben den Greis wieder erkannt, und hätte, da er nichts weniger als schläfrig war, gerne den Rest der Nacht mit ihm gespielt; aber er mußte sich in den Zimmern, welche ihre Wirthe für sie eingerichtet hatten, zur Ruhe legen.

(Schluß folgt.)

Miszellen.

Das Strafgericht um Frühlings Anfang. *)

Unsre Vorfahren im alten Deutschland hatten ihr Märzfeld. Man kam da an einem Tage genannten Monats öffentlich zusammen und hielt Gericht, untersuchte die Händel des Jahres und schlichtete die Sachen mit Strafe und Buße.

Altes aber wird immer wieder neu. So kam ich vor wenig Tagen in ein Dorf, wo sie auch ihr Märzfeld hielten. Es war der 21. des Monats, gerade Frühlings Anfang, wie er nämlich im Calender steht. Ich fand die Gemeinde in der großen Gaststube schon zu ordentlicher Gerichtsfrühe versammelt, und da das Gericht, das sie hielten, zwar ein eigenthümliches, nicht aber ein geheimes war, ließen sie mich zuhören und, was ich nicht verstand, erklärte mir der Schulz. Sie hatten nämlich ausgemacht, daß jährlich an dem Tage bei ihnen Urtheil und Recht ergehen sollte, und zwar über die Lügen, die das Jahr und des Winter über gemacht worden wären. Raub, Diebstahl und Betrug, meinten sie, bestrafe das Amt, das Lügen gehe aber gewöhnlich frei aus und beleidige doch den Nächsten auch. In ihrem Dorfe aber finde es nun schon seit Jahren nach Gemeinde-Recht und Gesetz und je nach der Größe seine Buße. Habe Einer z. B. versprochen, Kirmse auszurichten und dann niemanden geladen, der müsse es in Geld bezahlen; habe Einer groß gethan, was er seiner Tochter mitgeben werde und es war nachher klein, der habe in Bier abzubüßen, und wer als Junggeselle aufgeboten worden sey und dann eher Gevattern gebraucht habe, als recht war, müsse Abbitte thun. Wie die Lüge, so der Lohn. In besondern Fällen lege der Ausschuß noch besondere Strafe auf.

Einen solchen ganz besondern Fall nun hatten sie an dem Tage, wo ich dort war. Einer im Dorfe nämlich war zum Lügner im Großen worden, hatte falsch gesagt, statt wahr, hatte den Leuten vielfach den Mund aufgesperrt und ihnen nichts hineingegeben. Und was er gesagt, war nicht bloß im Dorfe geblieben, es war erschollen durchs Land. Schwarz auf weiß war es zu lesen gewesen, und Viele, die drauf gerechnet, hatten die Rechnung ohne den Wirth gemacht. Da wurden denn scharfe Register gegen den Missethäter gezogen, und von den Schiedsrichtern stand für ihn, wie ich merkte, nichts Gutes zu erwarten. Ueberhaupt erschienen mir die Versammelten übel gelaunt. Denn das Wetter war für die zweite Hälfte von März abscheulich. Der Wind blies seit fünf Tagen wieder aus dem rechten Loche, und an dem Bischen Sonnenschein über den Schnee hin mochte sich niemand sehr erquicken. Der Wirth klagte über Holznoth, die Schafhalter kratzten sich hinter den Ohren, und Andere wieder meinten, auch die Saat und der Raps hätten gelitten. Nach allen diesen Gesprächen aber kamen sie immer wieder auf ihren Lügner und dessen Strafe zurück. Die ganze Verhandlung konnte ich indeß nicht abwarten, weil eben der Schlitten fertig war, den der Wirth mir zu Weiterkommen hatte anspannen lassen.

Gegen Abend aber kehrte ich ins Dorf zurück, und da bekam ich wenigstens noch ein Stück von der Execution zu sehen, die sie mit ihrem Lügner vorgenommen hatten. Einen ältlichen Mann nämlich sah ich auf dem Hügel unter der Linde stehn, wo im Sommer die Schaafe Mittags zu ruhen pflegen. Jetzt aber pfiff der Nordwind durch die Aeste. Der Mann war leicht an den Stamm gebunden und oben auf einer Tafel stand: „Der Prophet und seine Strafe.“ Den Prophetenmantel aber hatten sie ihm abgenommen, sogar den Schafpelz ausgezogen, der Mann stand in Hemdärmeln dort, und daß ichs kurz mache und euch nicht lange rathen lasse, es war — der alte Schäfer, der den linden März, das gute Frühjahr und die Heuerndte heuer zu Walpurgi prophezeit hatte. Noch stand im Urthel, daß er an jedem Tage, der bis Pfingsten wieder so kalt wäre, auch wieder eine halbe Stunde auszustehen habe.

Wer das Dorf mit Namen wissen will, dem

*) Als Abwechselung einmal eine launige Skizze aus dem Plauderstübchen.

Digitized by Google

kann ichs sagen. Ich blieb dort über Nacht und hatte auch noch das Vergnügen, mit dem alten Schäfer selbst zu reden zu kommen, der, nachdem er gesetzlich losgebunden war, auch wieder in die Versammlung trat und vom Biere einiger anderer Lügner Abends mit trinken durfte. Sein Urthel trug er, ich will nicht sagen, wie ein Märtyrer, doch wie Einer, der zu dulden versteht. Besonders aber gefiel mir die Bemerkung, die der alte Schlaukopf mir ins Ohr sagte: Er habe nun seine Strafe gelitten und sey aus der Schaar der Propheten „ausgemärzt," und unbillig aber würde es seyn, meinte er, wenn auch diejenigen nachträglich und in jeder Gemeinde in Buße genommen würden, die — so dumm gewesen wären, seiner Prophezeihung zu glauben. Er selber habe nie daran geglaubt. Denn das wisse er wohl, das Wetter komme von Einem, der sich nicht in die Karte schauen lasse. — So war ich zur rechten Stunde in das Dorf gekommen, den Lesern unsrer Blätter einen Bericht abstatten zu können, der manchen derselben wohl näher angeht, als er nun gern zugeben möchte.

Rossini

verdient als geistreicher Mann und als Gutschmecker einen gleich großen Ruf wie als Componist. Eines Abends machte er in Foyer des italienischen Theaters in Paris mit einem kleinen italienischen Fürsten eine Wette, deren Einsatz ein mit Trüffeln gefüllter Truthahn war. Rossini gewann und da er in der Welt nichts weniger vergaß als einen solchen Truthahn, so wartete er mit Ungeduld, daß der Fürst ihm den Tag anzeige, an welchem der verwettete Hahn verspeist werden solle. Da der glückliche Augenblick nicht erschien, so erinnerte der Maestro den Fürsten, der nichts weiter zu entgegnen wußte, als er habe erfahren, daß die Trüffeln noch nicht die völlige Reife und das wünschenswerthe Parfüm erlangt hätten. „Ach, lieber Freund," antwortete Rossini, „dieses Gerücht haben die Truthähne ausgesprengt; lassen Sie sich dadurch nicht irre führen." Das half und am andern Tag stak der Truthahn am Spieße. — Bei der Gelegenheit müssen wir übrigens noch einen charakteristischen Zug von Rossini erzählen. Daß er geizig ist, weiß man; er hat ein jährliches Einkommen von 80,000 Liv. und braucht des Jahres nur 1200; er wohnt allein und ohne Bedienten in einem ärmlichen Zimmer und betreibt jetzt den Fischhandel, der ihm noch mehr einzubringen scheint als seine Opern. Dabei ist er auf einen sinnreichen Einfall gekommen, noch mehr Geld von seinem Ruhme zu ziehen. Er treibt nämlich einen besondern Handel mit Häusern; er kauft ein Haus nach dem andern in Bologna, wohnt eine Zeit lang darin und verkauft es dann theuer an irgent einen reichen Bewunderer, der gern das Doppelte für ein Haus giebt, das Rossini gehörte und von diesem bewohnt wurde.

Thier-Reste aus der grausten Vorzeit.

Bei St. Louis in den Vereinigten Staaten hat man vor kurzem zum erstenmale einen ganz vollständigen Schädel des Mastodon giganteum, eines der Riesenthiere der vorsündflutlichen Wunderwelt ausgegraben, der jetzt in dem Museum jener Stadt zur Schau aufgestellt ist. Wie groß dieser Schädel sei, möge man aus der Bemerkung abnehmen, daß derselbe ein einfensteriges Zimmer unserer gewöhnlichen Wohnhäuser ziemlich ausfüllen würde, das ganze Thier aber nach seiner muthmaßlichen Höhe schwerlich in unsern höchsten Kirchen Platz finden könnte. Die Stoßzähne dieses Thieres standen horizontal, mit den Spitzen seitwärts. Die Länge eines jeden derselben, auf der Krümmung gemessen, betrug zehn Fuß, und der Abstand des einen von dem gegenüberstehenden zweiten in gerader Linie einundzwanzig Fuß. Die menschliche Einbildungskraft erliegt der Aufgabe, sich eine deutliche Vorstellung von einem Zustande zu machen, wo irdische Fluren von solchen nach einem ganz andern Maßstabe geformten Ungeheuern verwüstet wurden, und man sieht sich gezwungen, um eine Art Harmonie in das damalige Ganze zu bringen, auch den Bergen und Strömen, den Bäumen und Gräsern ꝛc. ꝛc. jener vorsündflutlichen Welt ganz andere Dimensionen zu geben. — Jenes vorweltliche Riesenthier scheint übrigens über die ganze damalige Erdfläche verbreitet gewesen zu sein. —

*** Logogryph.**

Sechs Zeichen nennen jene Wesen,
Die mir am liebsten stets gewesen.
Wollt aber ihr von diesen Zeichen
Das erste und das vierte streichen,
So sind die Reste zu verspeisen
Und ich muß sie als schmackhaft preisen.

Verlegt und redigirt unter Verantwortlichkeit der G. Geiger j.'schen Buchdruckerei.

Digitized by Google

№ 34. 25 April 1840.

Der Erzähler.

Ein

Unterhaltungsblatt für Jedermann.

Fünfter Jahrgang

Augsburg. Dieses Blatt erscheint jeden Mittwoch und Samstag, und kostet dahier vierteljährlich 15 kr., halbjährig 30 kr. und jährlich 1 fl.; auswärts ist der Preis: vierteljährlich 18 kr., halbjährig 36 kr. und jährlich 1 fl. 12 kr. Bestellungen nehmen alle Buchhandlungen und königl. Postämter, letztere mit der tarifmäßigen Portovergütung, an.

Abel und Jerome.

(Schluß.)

Als das Haus wieder hergestellt war, bezog Jerome in der prächtigen Wohnung, eine Art Nische, die zwischen der Treppe und dem Zimmer des Thürhüters angebracht war. Unter dem Vorwande, daß er die großen Zimmer nicht liebe, hatte er sich selbst diesen Winkel ausersehen, den St. Hubertus selbst, dieser Heilige, der, wie man sagt, sein Leben unter einer Treppe zubrachte, nicht verschmäht haben würde. Der Kopf Jerome's berührte die Decke. Aber dieses bescheidene Gemach hatte etwas Kostbareres, als alle Verzierungen der Welt; dieß war eine Glasthüre, durch welche man auf die große Treppe sehen konnte. Von da aus vermochte der Greis den kleinen Abel zu erblicken, wenn er allein oder an der Hand einer Erzieherin die Treppe herabkam. Manchmal, wenn Jerome mit der Brille auf der Nase und in einem alten Schlafrock, der schon seit Jahrhunderten existiren mochte, in seinem Gebetbuche las, schlich sich Abel, um nicht gehört zu werden, leise herbei, näherte sich der Thüre und schlug ein helles Gelächter auf. Ueberrascht blickte der Alte in die Höhe und freute sich herzlich über den Anblick des Kleinen, der sich auf seine Kosten lustig machte.

Für Abel hätte er sein Leben gegeben und jener hätte seine ganze Fröhlichkeit verloren, hätte er Jerome nicht mehr in seinem Palaste von sechs Quadratfuß besuchen können.

O Tod! du allein konntest das zarte Band zerreißen, das die Sympathie zwischen einem Kinde und einem Greise geknüpft hatte. —

Und wer glaubt ihr wohl, wurde zuerst das Opfer? der Greis? nein, es war das Kind. Eines Tages kehrte die Unruhe und der Schrecken aufs Neue im Hause der Madame Dorfeuille ein. Die Croupe, diese fürchterliche Kinderkrankheit, diese Geißel der Mütter befiel den kleinen Abel. Das Haus wimmelte von den berühmtesten Aerzten; das Leben Abels hing an einem Hauche.

Obwohl die Aerzte keine schwarzen Röcke zu tragen pflegen, wie die Prediger, so ist ihre Gegenwart doch gewöhnlich das Zeichen des Schmerzes, und Jerome sah sie nie ohne Todesangst die Treppe des Hauses hinaufgehen. Gegen jede andere Gefahr war sein Herz gewaffnet. Aber was sollte er hier bei einer Krankheit anfangen, welche bei ihrem Erscheinen schon die Hälfte des Lebens hinwegnimmt.

Der arme Jerome, der selbst zwischen Leben und Tod schwebte, hielt sich beständig in den Vorzimmern auf, um den Verlauf der Krankheit zu erfahren, fragte alle Bediente aus, bemühte sich, auf ihrem Gesichte eine günstige Antwort zu lesen. In dieser Spannung seiner Seele blieb das kleine Mahl, das man ihm aus der Küche auf sein nußbaumenes Tischchen stellte, gänzlich unberührt.

Er war es, der zuerst auf den Gedanken kam, Stroh vor den Fenstern Abels auszubreiten. Kam in den Hof ein Musikant, ein Kleiderhändler, ein Orgelmann, ein Marktschreier und dergleichen, so hieß sie Jerome, sich auf der Stelle packen, begleitete sie bis an das Ende der Straße, und erkaufte sogar, wenn es nöthig war, ihr Stillschweigen mit seinem eigenen Gelde. So gelang es ihm, die Straße Gaillon so still zu halten, wie die Begräbnißplätze Thebens.

Aber ach, was vermag ein schwacher Greis, was vermag alle menschliche Macht gegen die Gewalt des Todes.

In einer Nacht, (es war die fünfte, welche der

Digitized by Google

alte Jerome schlaflos zubrachte) ließ sich ein kurzer Schrei und darauf ein lautes Schluchzen vernehmen, in dem Augenblicke, als er ein Gebet endigte .... dieser Schrei war der letzte Seufzer Abels; dieses Schluchzen kam aus dem Herzen seiner Mutter....

Der arme Bettler brachte die Nacht am Fuße seines Bettes knieend in Gebeten und Thränen zu. —

Wer wird nun den kleinen Abel bewachen in seinem Sarge und in der weißen Leinwandhülle? — Wer sonst, als Jerome hat ein Recht zu diesem traurigen Vorzuge? Erstreckt sich die wahre Freundschaft nicht über das Grab hinaus?

Der Sarg war nicht geschlossen, und mitten in der Nacht enthüllte der Greis das Antlitz des kleinen Abel. Da lag er, der holde Kleine, wie eine frisch gepflückte Lilie in seiner Blässe und in seiner Unschuld. —

„Leb wohl, lieber Engel," — sagte Jerome seinen Freund das Letztemal umarmend. — „Lebe wohl, gutes, gefühlvolles, sanftes Kind. Du wärest gewiß ein vortrefflicher Mann geworden, wenn die Erde deiner würdig gewesen wäre." — Und die letzte Thräne des Greises floß auf das Antlitz des so früh dahingerafften Kindes.

Am folgenden Morgen wandelte der Leichenwagen vor der Kirche Saint Roche vorbei; auf ihm stand ein Sarg mit schwarzem Sammt überzogen und mit silbernen Borden geschmückt; hinter dem Sarge fuhren zahlreiche Kinder alle in Trauer gekleidet, in schwarzen Wagen und bei ihnen saßen Abels vornehme Verwandte. Hinter allen aber kam zu Fuße daher auf einen Knotenstock gestützt, ein Greis. Es war Jerome. Der Priester las die Todtenmesse und aus der Hand des Bettlers fiel jetzt ein großes Goldstück, es war das nämliche, welches Abel einst Jerome gegeben und das dieser aufbewahrt hatte ...

Jerome folgte seinem Freunde bis zu dem Kirchhofe Pere Lachaise. Aber als das Grab über dem Sarg des Kindes sich schloß, sah man den Greis weder im Hause Gaillon, noch auf den Tuillerien, noch sonst wo wieder ...

Wenn Madame Dorfeuille ihr Kind überlebte, so war es nur darum, weil die Religion mit ihren mächtigen Tröstungen ihre Seele auch im tiefsten Schmerze stärkte und aufrichtete. Ueberdieß hielt sie eine Pflicht in dieser Welt zurück, die süße Pflicht das Grab ihres Sohnes vor Verödung zu schützen. Madame Dorfeuille bepflanzte es mit Blumen und schmückte es mit mütterlicher Sorgfalt stets mit frischen Blüthen aus, wie die Jahreszeit sie bot. Aber sonderbar! während die andern Blumen des Kirchhofs oft abgebrochen, zertreten oder zerstört wurden, blieben die, welche Abels Grab umgaben, stets frisch und unverletzt; es schien, als schütze sie eine höhere Hand vor aller Beschädigung ....

Einst an einem schönen Morgen, als der Geburtstag Abels einmal wiederkehrte, kam Madame Dorfeuille sehr früh an das Grab ihres Sohnes und überraschte dort einen Greis: es war Jerome.

Zum erstenmal fühlte sie ihren Schmerz gemildert. —

„Was? Jerome, bist du es," rief sie —

„Seyn Sie nicht eifersüchtig auf meinen Schmerz; gnädige Frau," erwiederte Jerome — „ich habe mich in die Nähe des Einzigen begeben wollen, was ich geliebt habe, und in die Nähe des Grabes, das mich bald aufnehmen wird. Der Aufseher des Kirchhofs hat mich in seine Dienste genommen." —

Miszellen.

Elsässische Merkwürdigkeiten alter und neuer Zeit.

1.

Am Johannistag 1439 wurde der Bau des Straßburger Münsters vollendet; an diesem Tag wurde auf die höchste Spitze des Gebäudes ein Kreuz und über dasselde das Bild der heiligen Jungfrau, der Schutzpatronin des Doms, gesetzt. Man feierte demnach im vorigen Jahre das vierhundertjährige Münsterjubiläum.

2.

In einem Hause, beim grünen Berge, dem ehemaligen, vor dem Weißenthurmthor zu Straßburg gelegenen St. Arbogastkloster, wohnte von 1430 bis 1444 Johann Gutenberg, der Erfinder der Buchdruckerkunst. Er beschäftigte sich hier mit Steinschleifen, Spiegelpolieren und andern geheimen Künsten, wozu die Versuche, Bücher mit beweglichen Buchstaben zu drucken, gerechnet werden müssen, wie dieß aus einem unverwerflichen Zeugenverhöre vom Jahr 1439 hervorgeht, welches Schöpflin im Stadtarchiv, auf dem ehemaligen Pfennigthurme, fand.

3.

In der Maurerstube (der jetzigen Réunion des arts) zu Straßburg wurde 1576 der Schmauß zu Ehren der wackern Züricher gehalten, die in einem

Tage, zu Schiff, einen noch warmen Hirsebrei aus Zürich's Küche, nach Straßburg brachten.

4.

Die ersten Kanonen sollen zu Straßburg schon 1318 gegossen worden seyn; bestimmter ist die Angabe 1430; sie waren von Eisen und wurden Büchsen, das Wallgeschütz Darres- oder Tarrasbüchsen (von darrassen einen Wall aufführen, befestigen) genannt. Geiler von Kaisersberg sagt in seiner Emeis: „Es ist nit loblich eim turn das er steiff stot, da nie kein Darrasbuichs daran gericht ist gewesen.“ — Das Straßburger Geschütz war von jeher berühmt, „Nürnberger Witz, Straßburger Gschütz,“ lautet ein altes Sprichwort. Eine 28 Fuß lange Feldschlange, die Meise genannt, womit die Straßburger 1552 Heinrich II. von Frankreich, vom Wall aus, eine Kugel in sein zu Niederhausbergen aufgeschlagenes Zelt schossen, soll den Straßburgern den Namen Meisenlocker verschafft haben.

5.

St. Veitstanz. Diese Nervenkrankheit zeigte sich 1374 zuerst in Europa; 1418 kam sie auch ins Elsaß. Die Kranken geriethen dabei in heftige Zuckungen und bekamen eine ungewöhnliche Schnellkraft in Arme und Beine, welche sie zum Springen und Tanzen antrieb, was sie so lange fortsetzten, bis sie erschöpft niederfielen. In Straßburg befiel diese Krankheit besonders Weiber; sie wurde am Ende so ansteckend, daß sie mehrere Hunderte bekamen. Der Magistrat eröffnete ihnen eigene Säle, damit sie ihre Lust oder besser ihre Unlust, desto bequemer büßen könnten. Man führte die Kranken auch auf großen Wagen nach der St. Veitskapelle, bei Zabern, sie tanzten dort um den Altar und versprachen sich Heilung davon. „Daß dich der Sant Veitstanz ankum!“ — „Got geb dir S. Veltinsplag!“ — sind Verwünschungsformeln, welche bei Geiler, Brandt und Murner oft vorkommen. Eine alte handschriftliche Straßburger Chronik sagt:

Wil hundert fiengen zu Straßburg an
Zu tanzen und ispringen, Fraw und Mann,
An offnem Marck, Gassen und Straßen
Tag und Nacht ihren viel nicht assen,
Bis in das Wüten wieder gelag.
St. Veit's Tanz ward genant die Plag.

Schlangenverschlinger.

Ein Engländer, der in seiner Jugend in Indien lebte, erzählt: Besonders deutlich erinnere ich mich eines alten Dieners mit Namen Puti Glum, dessen Aufsicht ich vorzugsweise anvertraut war. Er übte eine seltsame Art Bezauderung über die Schlangen, welche, wie man gewöhnlich glaubt, eher durch einen gewissen Zauber fesseln als sich selbst fesseln lassen. Auch die gewaltigste Klapperschlange vermochte nichts über den alten Puti. Sobald seine kleinen, rothen, durchdringenden Augen auf die Schlange fielen, schien sie, statt sich eilig zu entfernen, durch irgend eine seltsame und unerklärliche Macht zu ihm hingezogen zu werden. Sie näherte sich ihm übrigens nicht mit erhobenem Kopfe und drohender Miene, sondern langsam und wie zitternd vor Furcht und sobald Puti sie erreichen konnte, faßte er sie im Genicke und nahm sie am andern Ende zwischen die Zähne. So verschlang er sie wirklich lebendig. Dieß wird, wie ich erwarte, manchen Lesern in hohem Grade fabelhaft erscheinen, ist aber nichts desto weniger vollkommen wahr; auch beschränkt sich diese seltsame Liebhaberei nicht blos auf den alten Puti Glum, sondern man kennt unter den Hindus gar manche Personen, welche eben so Schlangen lebendig verzehrten.

Wundersänger

giebts. Was für Wundersänger? Zwei Papageien! Ein Vogelhändler zu Genua hat sie gelehrt, Duette zu pfeifen. Es sind bereits das Duett zwischen „Norma“ und „Adalgisa“ und das berühmte Baßduett aus den „Puritanern“ einstudirt. Vielleicht heißt es bald: der berühmte Papagei, erster Diskantist, erster Baßsist bei der neuen Oper, giebt heute eine musikalische Abendunterhaltung.

Das Lachen.

Ein Schriftsteller hat das verschiedenartige Lachen auf folgende Weise classificirt: 1) das graziöse Lachen oder das Lächeln; 2) das würdevolle oder protegirende Lächeln; 3) das alberne oder dumme Lachen; 4) das Lachen der Selbstgefälligkeit und Eitelkeit; 5) das Lachen aus Artigkeit; 6) das Lachen der Affectation oder der Verachtung; 7) das Lachen der Aufrichtigkeit und Offenheit, das seine Heiterkeit über das ganze Gesicht verbreitet; 8) das Lachen der Heuchelei und Verstellung; das 9) von dem Lachen der Bosheit unterschieden werden muß; 10) das gezwungene Lachen; 11) das unnatürliche Lachen, das durch Kitzeln, durch Verwundung des Zwergfelles und gewisse schädliche Getränke hervor-

Digitized by Google

gebracht wird; 12) das Lachen der Rache und endlich 13) das unauslöschliche Gelächter, wie es Homer nennt, ein Lachen, dessen man sich trotz aller Anstrengung nicht erwehren kann. — Im Jahre 1662 veröffentlichte ein italienischer Astrolog eine sechs Bogen starke Abhandlung, in welcher er die verschiedenen Temperamente der Menschen nach den verschiedenen Arten zu lachen unterschied. Nach ihm bezeichnet das „hi! hi!“ den Melancholischen; das „he! he!“ den Phlegmatiker; das „ha! ha!“ den Choleriſchen und das „ho! ho!“ den Sanguiniker.

Die Recensenten Amerika's

sind noch toller wie die deutschen, wenn es gilt, die Triller einer Sängerin oder die Beine einer Tänzerin zu loben. In Deutschland ward es sehr hoch aufgenommen, als ein Deutscher das welthistorische Wort sprach: „Die Taglioni tanzt Goethe,“ in Amerika sagte aber ein Berichterstatter von der Tänzerin N . . . .: „daß ein Blitzstrahl um den andern der Bewegung ihrer musikalischen Beine folge.“ Potz Blitz! Die Sängerin kam noch besser weg, da ein Recensent New-Yorks drucken ließ: „Ihr Mund läßt so entzückende Töne vernehmen, als ob Nachtigallen in ihrer Kehle säßen und zärtlich mit einander thäten.“ — „Und Nester darin bauten,“ müßte ein Anderer hinzusetzen, der ihn übertreffen will.

Makrobier in Rußland.

Es muß sich doch gut leben in Rußland, da nirgends so viele Makrobier (Langlebige) sich befinden als hier. Ueber 800 Personen sind zwischen 100 bis 105 Jahr alt, 125 über 110, — 130 über 116, — 111 über 120, — 3 über 125 — und 5 über 130 Jahr alt. Einer war bei der letzten Zählung 145, 3 über 150, einer war 160 und ein Anderer sogar 165 Jahr alt. Die russische Luft kann also gar nicht so ungesund seyn, wie manche liberale Deutsche fürchten.

Anekdoten.

* Ein Dieb stieg zur Nacht, als er Alles im Schlaf versunken glaubte, das Rebengeländer am Pfarrhause hinan, und war so schon von einem Erwerbszweig zum andern bis an das Fenster des zweiten Stockes gelangt, als der Hausbewohner durch das Geräusch erwachte. Da er den ungebetenen Besuch nicht vermuthete, riß er das Fenster auf, um die Katze, wie er meinte, zu verscheuchen; aber wie groß war sein Erstaunen, als er ein bekanntes Gesicht vor sich auf schwanken Latten erblickte. „Was willst denn du da, Wilhelm,“ rief der Ueberraschte voll Verwunderung. „„Ach,“ antwortete wimmernd der Gefragte, „ich habe so fürchterlich Zahnweh, daß ich meine, ich müßte an der Wand hinaufklettern.““

In jener schönen alten Zeit, als der Heroismus den Soldaten noch vermittelst eines spanischen Rohres eingebläut wurde, stand eine Kompagnie in Reih' und Glied, und der Hauptmann, welcher als ein strenger Regent bekannt war, schritt die Fronte hinab, die Uniformen und die Waffen der Krieger zu mustern. Er machte einem Burschen mit einigen Donnerwettern und Kreuz-S . . . . . Vorwürfe über das Riemenzeug und schritt weiter. Plötzlich glaubte er hinter sich ein Wort der Klage zu hören. „Wer raisonnirt?“ rief er, stillstehend und den Soldaten, der so eben ausgescholten war, für denjenigen nehmend, der gesprochen hatte, befahl er diesem, vorzutreten, und dem Korporal, ihm 25 aufzuzählen. Der Befehl wurde prompt ausgeführt. Als der Abgestrafte wieder in der Reihe stand und den Hauptmann fern genug glaubte, um nicht von ihm gehört zu werden, flüsterte er lächelnd seinem Nebenmanne zu: „Heut hab' ich den Hauptmann schön angeführt! Mich hat er hauen lassen, und ich bin es gar nicht, der raisonnirt hat.“

* In einem Verordnungsblatte eines benachbarten Staates von diesem Jahre lies't man unter Aufzählung von Maaßregeln gegen die Hundswuth folgenden Satz: „Sind nutzbare Hausthiere, als: Pferde, Rindvieh, Schweine oder anderes Geflügel gebissen worden, so ꝛc. ꝛc.

* Charade.

Meine beiden Letzten bringen
Oft uns in der Ersten Schlingen;
Doch das Ganze wohl erwogen,
Hat uns oft heraus gezogen.
Anderst denken Theologen.

Auflösung des Logogryphs in No. 33:
Weiber. Eier.

Verlegt und redigirt unter Verantwortlichkeit der S. Geiger j.'schen Buchdruckerei.

Digitized by Google

№ 35. 29. April 1840.

Der Erzähler.

Ein

Unterhaltungsblatt für Jedermann.

Fünfter Jahrgang.

Augsburg. Dieses Blatt erscheint jeden Mittwoch und Samstag, und kostet dahier vierteljährlich 15 kr., halbjährig 30 kr. und jährlich 1 fl.; auswärts ist der Preis: vierteljährlich 18 kr., halbjährig 36 kr. und jährlich 1 fl. 12 kr. Bestellungen nehmen alle Buchhandlungen und königl. Postämter, letztere mit der tarifmäßigen Portovergütung, an.

Der Druckfehler.

Der emeritirte Professor Neumann war ein ausgezeichneter Gelehrter; es gab beinahe keine Wissenschaft, in welcher er nicht im Stande gewesen wäre, gründlich Red' und Antwort zu geben; daher besaß er auch eine so leidenschaftliche Vorliebe für Literatur und Literaten, daß er keinen Menschen schätzte, der nicht wenigstens ein Buch geschrieben, und daß er rund heraus erklärte, kein Fürst und kein Millionär würde seine Tochter Caroline heimführen, wenn er nicht in irgend einer Wissenschaft bereits etwas Namhaftes geleistet hätte. Da Caroline ein recht artiges Gesichtchen, und der Professor ein recht artiges Vermögen besaß, so fehlte es nicht an Freiern aus allen Fakultäten, die nicht durch das Cölibat gebunden sind; da aber ceteris paribus die Wahl des Vaters immer auf denjenigen fiel, der schon die größern Proben seiner Gelehrsamkeit abgelegt hatte, das Gelehrtwerden aber, sowie später der Beweis des Gelehrtseyns viele Zeit kostet, so hatte natürlich der Auserwählte auch immer die meisten Jahre auf dem Rücken, was unserm Carolinchen um so weniger behagte, da sie gesehen, wie ihre verstorbene Mutter so manche stille Thräne über die Gelehrsamkeit ihres Mannes geweint hatte, der die heitern Wünsche der lebenslustigen jungen Frau, als nicht classisch, rücksichtslos verdammte.

Der alte Schreiber des Professors hatte sich zu Tode geschrieben. Ein junger Mensch, Namens Dommeyer, hatte seine Dienste angetragen, und saß nun seit ein Paar Wochen an dem Pult und an dem Gedecke des Verblichenen. Die alte Susanna, die Köchin, wollte bemerken, daß es zwischen dem jungen hübschen Federhelden und Fräulein Linchen nicht ganz richtig wäre, und der Schlingel Franz sah, als die Herrschaft vom Tische aufstand, ganz deutlich Spuren auf Herrn Dommeyers gewichstem Stiefel, und ebenfalls wieder Spuren auf des Fräuleins schwarzsammtener Fußbekleidung, die mit mathematischer Gewißheit auf das Bestehen einer unterirdischen Correspondenz schließen ließen. — Die Kunde drang zu des Professors Ohren. „Principiis obsta" sagte er, und kündigte dem Schreiber zu dessen nicht geringer Bestürzung an, daß er ihn aus gewissen Ursachen nicht mehr im Hause behalten könne, doch ließe er ihm einige Zeit, sich um eine andere Bedienstung umzusehen.

Neumann hielt die allgemeine Literaturzeitung, welche er auf dem Wege des Buchhandels in monatlichen Heften bezog. Die Akademie der Wissenschaften hatte eine schwierige Preisfrage gestellt, deren Erörterung das gründliche Zuhauseseyn in mehreren verschiedenartigen Büchern eeforderte. Er hatte ebenfalls sein Schärflein beigetragen, und war nun über die Maßen begierig zu lesen, wem der Preis zuerkannt worden sey? Die Zeitung nannte einen: Herrn Dommeyer! Vergebens setzte er die Brille zurecht, um neben dem Namen ein: D., ein: Prof., ein: Rath, ein: Mitglied, oder eine sonstige Ad-, Prae-, oder Postposition zu entdecken; es hieß ganz einfach: Herr Dommeyer, aus H***. Der Name war ihm in der Gelehrsamkeit fremd! Desto mehr brannte er vor Begierde, den Mann, der ein wahres Phaenomen der Gelehrsamkeit seyn mußte, kennen zu lernen, und wenigstens schriftlich mit ihm in Berührung zu kommen.

„Guten Morgen, Herr Dommeyer," hörte er Carolinens Stimmchen außerhalb der Thüre, und der Begrüßte trat bald darauf in das Zimmer, und setzte sich nach einer stummen Verbeugung an sein

Digitized by Google

Pult. Jetzt fiel dem Professor erst ein, daß sein Schreiber auch Dommeyer hieße, und laut der vorgewiesenen Zeugnisse noch obendrein aus H*** gebürtig sey. Ein Gedanke loderte in ihm auf — aber: „Nein! unmöglich! wie kann man nur so eine alberne Idee haben?“ sprach er halblaut vor sich hin, aus welcher Phrase der Schreiber schloß, daß die Literaturzeitung einen Artikel enthalten müsse, der mit den Ansichten des Principals nicht übereinstimmte. —

Nach fünf Minuten fragte der Professor: „Haben Sie keinen Anverwandten Ihres Namens mehr in H***?“ und indem er die Zeitung hinreichte, „kennen Sie diesen?“ Dommeyer las, und mit nicht geringem Erstaunen gewahrte der Antwort Erwartende durch seine gute Brille, daß das Urtheil der Akademie der Wissenschaften einen außergewöhnlichen Eindruck auf die Schreiberseele hervorbrachte, und daß, da die Seele in genauester Verbindung mit dem Körper steht, dem Lesenden das Blut ins Gesicht schoß, der Athem kürzer wurde, und derselbe mit schwankender, beinahe zitternder Stimme sein: „Allerdings, ich kenne ihn gut!“ hervorstammelte. Noch wußte der Professor nicht, was er eigentlich vermuthen oder nicht vermuthen sollte, als Herr Dommeyer von seinem Stuhle aufstand, und nicht läugnete, daß er der Glückliche sey, dem es gelungen, durch seine geringe Wissenschaft der Aufforderung der Akademie Genüge zu leisten, und daß dieser günstige Erfolg seiner angestrengten Bemühung nunmehr sein Lebensglück begründen könnte, indem er jetzt das Geständniß ablege, daß, obschon er längst andere Aussichten hätte, nur seine Liebe zu Carolinen, und der Wunsch, in ihrer Nähe zu seyn, ihn vermocht habe, pro forma als Schreiber hier Dienste zu nehmen, und er es nun wage, um ihre Hand und den väterlichen Segen zu bitten! —

In der ersten Aufwallung der Freude fiel der Professor dem jungen Weisen um den Hals und bedeckte ihn mit Küssen; plötzlich hielt er inne, und bat um die Vorzeigung des ruhm-, ehr- und lorbeergekrönten Manuscripts. Dommeyer entschuldigte sich, daß er den rein geschriebenen Aufsatz der Akademie eingesandt, das Maculare aber erst gestern zum Abschreiben gegeben habe, in wenigen Tagen aber würde er damit dienen können. Diese wenigen Tage waren dem Professor eine Ewigkeit; bei jeder Gelegenheit brachte er die Rede auf solche Gegenstände, die mit der gelösten Preisfrage und den dahin einschlagenden Wissenschaften in Verbindung standen, aber aus dem jungen eigensinnigen Nestor war nichts herauszubringen, als ein kaltes: „Sie werden schon lesen!“ — „Hm! Gelehrtengrillen! Schriftsteller-Capricen!“ brummte der Alte vor sich hin, und — ergab sich in Geduld.

Endlich erschien die ersehnte Copia. Neumann war in seinem Himmel, er vergaß Speise und Trank, und wollte nichts Anderes verdauen, bis er nicht den Inhalt dieser Blätter verdaut hätte. Er war noch nicht zum letzten Abschnitt gekommen, als Dommeyer und Carolinchen sich schon seines väterlichen Segens erfreuten, und da Ersterer nun mehrere ansehnliche, bis jetzt verborgen gehaltene Röllchen Louisd'ors ans Tageslicht förderte, so wurden die Anstalten möglichst beschleunigt; in einer Woche lag das junge Ehepaar in den Armen des entzückten Vaters — und sie lebten selige Tage! —

Das neue Monatheft der Literaturzeitung erschien. Professor Neumann schwelgte in dem Genuß des Dargebotenen; aber wer beschreibt sein Entsetzen, als er am Ende des ersten Blattes, nach dem mit großen Frakturbuchstaben gedruckten Worte: „Berichtigung“ folgenden Satz liest: „In Nr. 28. unserer Zeitung pag. 224. Zeile 9. v. o. ist zu lesen, statt: Herr Dommeyer — Herr D. Ommeyer!“ —

Das Heft entfiel seiner Hand; alle Möglichkeiten und Nichtmöglichkeiten kreuzten sich wie Blitze durch sein Gehirn; er klingelte, und warf den Bedienten die Treppe hinunter, um ihm in möglichster Eile den Schwiegersohn sammt Gattin herzubitten. Ein Brief aus der Residenz, ebenfalls mit der heutigen Post angelangt, lag vor ihm auf dem Tische: hastig erbrach er ihn und las Folgendes:

„Wertheſter Herr Professor!

So eben erfahre ich durch einen Brief meines Sohnes, daß, und auf welche Art er Ihr Schwiegersohn geworden ist. Ich habe ihm zwar, da ich ihm jetzt nach vollendeten Studien einen Theil meiner Güter zu übergeben gesonnen bin, die Erlaubniß ertheilt, sich eine Gattin, ohne jeder Rücksicht, ganz nach seinem Herzen zu wählen, vorausgesetzt, daß ihre Moralität und Bildung der Familie nicht zur Schande gereiche. Daß der Bursche den Druckfehler in der Literaturzeitung aber mit solcher Keckheit zu seinem Vortheile benützte, war freilich über die Grenzen meiner Erlaubniß. Weil aber das

Geschehene nicht mehr ungeschehen gemacht werden kann, und seine Wahl auf die Tochter eines so allgemein geachteten Mannes fiel, so habe ich ihm verziehen, und bitte Sie, Herr Professor, deßgleichen zu thun. Der Carl ist sonst brav, und ich stehe gut dafür, daß Ihre Tochter mit ihm glücklich seyn wird. Es wird mich herzlich freuen, Sie alle recht vergnügt bei mir zu sehen; kommen Sie bald, und freuen wir uns in Compagnie über das Glück unserer Kinder!

Friedrich Graf Sternau."

Carl Graf Sternau, sein Carolinchen am Arm, trat ein. Papa hatte noch nicht Zeit gehabt, sich zu überlegen, wie er ihn eigentlich empfangen sollte; er wollte sprechen, aber es ging nicht; er ergriff den Brief, und hielt ihn dem gräflichen Schwiegersohn vor die Nase; dieser erkannte seines Vaters Schrift, und wußte gleich, woran er war. Die innigen Bitten und herzlichen Liebkosungen der geliebten einzigen Tochter, sowie die physischen, moralischen, bürgerlichen und pecuniären Verhältnisse ihres jungen Gatten, überwanden bald alle Streitkräfte, womit der greise Gelehrte zu Felde ziehen wollte. Graf Carl erzählte nun lächelnd, wie er, durch seines Vaters Erlaubniß zur freien Wahl einer Gattin ermuthigt, sich in Carolinen verliebt, wie er nur, um in ihrer Nähe zu seyn, die Schreibermaske angenommen, und zu diesem Zwecke sich von einem armen Studenten Namens Dommeyer gegen klingende Belohnung die Zeugnisse ausgeborgt; wie er bei Lesung des lorbeergekrönten Namens Dommeyer mit sich selbst gekämpft habe, um sich die nöthige Unverschämtheit zur neu gespielten Rolle zu erkämpfen; wie er dann eine Staffette an seinen Erzieher in die Residenz geschickt habe, um die Copie der Preisschrift von der Akademie zu erhalten — und wie er nun überaus glücklich sey, mit seinem geliebten Carolinchen sein Herz und Alles, was ihm die Laune des Schicksals sonst beschieden, theilen zu können. In acht Tagen ging die Reise in die Residenz. Der menschenfreundliche und lebenslustige alte Graf Sternau empfing die Ankömmlinge mit wahrhaft herzlicher Freude, und ließ auch seinen Collega, wie er den Professor scherzhaft nannte, nicht mehr fort, bis er ihm den einträglichen, und seiner Leidenschaft anpassenden Posten eines fürstlichen Bibliothekars verschafft hatte. Von nun an war Professor Neumann, obschon sein Carolinchen ihr nunmehriges Glück nur einem — Druckfehler verdankte, die Geisel aller Correctoren; denn die Erfahrung hatte ihn gelehrt, welch' wichtige Folgen selbst der kleinste Druckfehler nach sich ziehen könne.

Miszellen.

Künstler-Industrie.

Die berühmte tragische Schauspielerin Rachel ist am Schlusse des vorigen Monates März ausgepfiffen worden. Diese Demonstration des Parterres galt nicht dem Talente oder der Leistung der Künstlerin, sondern der Habsucht, die entweder sie selbst oder doch ihre Eltern und ihr Anhang, was alles ein pariser Blatt mit dem Worte juiverie bezeichnet (Dlle. Rachel ist bekanntlich eine Jüdin), bei der Erneuerung ihres Engagements beim Theatre français an den Tag gelegt hat. Die Direction dieses Theaters bot ihr tausend Franken für jede Vorstellung an und setzte es in ihre Willkür, wie oft sie spielen wolle; Dlle. Rachel fordert aber 100,000 Franken fixes Gehalt, drei Monate Urlaub und nach Willkür so selten zu spielen, wie sie wolle.

Seltene Heirath.

Ein Mann und eine Frau, die zusammen gerade 160 Jahre zählten, wurden dieser Tage in Paris unter folgenden Umständen getraut: Beide wohnten im nämlichen Hause in einer schlechten Straße, und waren genaue Bekannte. Der Mann, der sich in besseren Glücksumständen befand, als die Frau, für welche er seit mehr denn 60 Jahren eine zärtliche Leidenschaft genährt zu haben scheint, hatte ihr in verschiedenen Zeitperioden kleine Vorschüsse gemacht, die sich im Ganzen auf 28 Franken beliefen. Da sie außer Stande war, die Schuld abzutragen, so willigte ihr alter Freier ein, seine Forderung zu streichen, wenn sie, die eben 78 Jahre hatte, ihn heirathen wolle. Sie willigte ein, und die Heirath ging vor sich. Der Honigmonat war aber von kurzer Dauer; denn nach wenig Tagen trennten sie sich mit gegenseitiger Einwilligung.

Gaunerstreich.

Neulich wollte ein Kaufmann in Borbeaux, der auf der Börse war, eine Prise nehmen, fand aber seine goldene Dose nicht in der Tasche, und schnupfte von einem Bekannten, indem er laut äußerte, daß er seine Dose, wie ihm eben einfalle, zu Hause auf dem Kamingesims habe stehen lassen.

Digitized by Google

Gleich darauf vermißte er seine goldene Uhr, und da er sie erst vor fünf Minuten herausgezogen hatte, so war erwiesen, daß man sie ihm gestohlen. Er verließ die Börse und ging eiligst nach Hause. Sobald seine Frau ihn sah und seine verstörte Miene wahrnahm, sagte sie: „Sei unbesorgt, deine Dose war hier, und ich habe sie dir geschickt; aber du hast nicht so lange gewartet, um sie zu empfangen.“ — „Es ist ja nicht meine Dose,“ sagte er, „sondern meine Uhr, welche“ — „Sie sind beide bei einander; der Herr, der wegen der Dose kam, brachte ja auf dein Verlangen die Uhr mit, damit ich ersähe, daß er zur Abholung der Dose von dir autorisirt sei; hättest du nur an der Börse seine Rückkehr abgewartet, so würdest du jetzt Beides haben.“ Es versteht sich, daß der Kaufmann weder Uhr noch Dose wiedersah.

Ein träger Mensch.

Eine amerikanische Zeitung erzählt, der Besitzer eines Landgutes habe zwölf seiner Leute faul auf dem Boden liegend gefunden und dem Faulsten einen Dollar zu geben versprochen. — Alsbald sprangen elf auf, und machten Anspruch auf die Belohnung, indem jeder sich für den faulsten Menschen auf Gottes Erdboden erklärte. — Der Gutsbesitzer gab indeß den Dollar dem zwölften, der ganz gemächlich liegen geblieben war und, als der Lohn ihm geboten wurde, den Geber gähnend ersuchte, er möchte ihm doch den Dollar in die Tasche stecken.

Englisches Schriftsteller Honorar.

In einer Eingabe an das Parlament finden sich unter Anderm auch folgende Angaben über das Honorar, das einige englische Schriftsteller für ihre Werke erhalten haben, z. B. James Mackintosh für seine Geschichte 34,000 Thlr.; Walter Scott für „das Leben Napoleons“ 152,000 Thlr.; Moore für „das Leben Byrons“ 26,000 Thlr. und für „das Leben Sheridans“ 20,000 Thlr.; Byron für seine Werke nach des Verlegers Angabe 130,000 Thlr.; Moore für sein Gedicht „Lalla Rookh“ 20,000 Thlr.; Murray zahlte für die neue Auflage von Crabbe's Werken 20,000 Thlr.; Bulwer erhält für einen Roman 8 bis 10,000 Thlr.; für den „Rienzi“ bekam er 11,000; Marryat empfängt für einen Roman 7 bis 8000 Thlr.; Hannah More bezog mehrere Jahre lang aus dem Verlagsrechte von ihren Schriften jährlich 20,000 Thlr.; Rundall erhielt für sein Kochbuch 14,000 Thlr.; Boz (Dickens) für seinen „Nicolaus Nickleby“ (ist deutsch bei Westermann in Braunschweig erschienen) 20,000 Thlr.; für das Tagebuch des Bischoffs Heber in Ostindien zahlte der Verleger an die Wittwe 35,000 Thlr.; und Murphy erhält für seinen „Wetterkalender“ die ungeheure Summe von 20,000 Thalern. —

Ein paar Miscellen, ein wenig hart zu glauben.

Ein riesenhafter Cactus.

Ein Reisender hat einen der größten Cactus beschrieben, den man kennt; er hat weiße starke, bis neun Zoll lange Stacheln, ist von kegelförmiger Gestalt mit sehr vielen platten Seitenzweigen und kann nicht weniger als 250 Centner wiegen.

Eine Miniatur-Landschaft.

Van Mander erzählt, Anna Smyters, die Frau eines niederländischen Bildhauers, habe eine Landschaft gemalt, eine Windmühle nämlich, auf deren Treppe der Müller mit einem Sacke auf dem Rücken hinaufgeht; unten neben der Mühle sah man ein Pferd und einen Karren und auf der Straße mehrere Landleute. Das Ganze war mit bewundernswürdiger Feinheit und Zierlichkeit gemalt und jeder Theil vollkommen deutlich zu erkennen; dennoch war das Gemälde so außerordentlich klein, daß es mit einem Waizenkorne bedeckt werden konnte.

Todesanzeige. Der Einband des schönen und hoffnungsvollen Werkes, Oskar M., stud. theol., wurde am 2. Oktober, nachdem er wenige Wochen vorher von der Heilquelle Salzbrunnen in's elterliche Haus zurückgekehrt war, der Mutter Erde wieder zurückgegeben.

Das Werk wird neu revidirt und verbessert vom großen Autor im großen Lichte erscheinen. Dieß ist der einzige Trost der sehr betrübten Eltern und des einzigen Bruders.

Züllichau, im Oktober 1832. M.

* Entschuldigung.

Guter Vetter, ach denkt!
Michel hat sich erhängt. —
— Ei, was soll das Geschrei!
Hat er doch jetzt gelehrt,
Daß er keinen Schuß Pulver werth.

Verlegt und redigirt unter Verantwortlichkeit der G. Geiger j.'schen Buchdruckerei.

Digitized by Google

№ 36. 2 Mai 1840.

Der Erzähler.

Ein

Unterhaltungsblatt für Jedermann.

Fünfter Jahrgang.

Augsburg. Dieses Blatt erscheint jeden Mittwoch und Samstag, und kostet dahier vierteljährlich 15 kr., halbjährig 30 kr. und jährlich 1 fl.; auswärts ist der Preis: vierteljährlich 18 kr., halbjährig 36 kr. und jährlich 1 fl. 12 kr. Bestellungen nehmen alle Buchhandlungen und königl. Postämter, letztere mit der tarifmäßigen Portovergütung, an.

*Maria Chiganecka.

Kaum hatte es Sechs geschlagen, und bereits hatte sich eine lange Reihe von Schlitten, vor dem Portale des großen kaiserlichen Theaters in St. Petersburg aufgestellt. Die mit langen Bärten versehenen Kutscher, klatschten sich von Zeit zu Zeit in die Hände, oder wärmten ihre erstarrten Glieder, an der öffentlichen, in der Mitte des Platzes errichteten Erwärmungsanstalt. Zwei junge Gardeoffiziere stiegen aus dem Wagen, übergaben ihre Mäntel den Bedienten und eilten vorwärts unter das Peristyl. Der Eine sah höchst bewegt aus, der Andere aber sagte: „Nun! Feodor, warum hast Du denn die Tafel so schnell aufgehoben? Warum schleppst Du mich hieher zu dieser Stunde. Bei Gott! meine Freundschaft für Dich muß groß seyn, daß ich ....“

„Wir würden sonst keinen Platz mehr finden.“

„Nun das ist mir einerlei, was hätte das zu sagen?“

„Für mich aber nicht!“

„Aha! nun verstehe ich Dich .... die schöne Maria singt diesen Abend ....“

Die beiden Sprechenden waren Prinz Feodor Pougatchine und der Graf Iwan Sbrogoff, beide Capitain's in ein und demselben Garde-Regiment, und verbunden durch die Bande einer innigen Freundschaft, die sie während ihrer gemeinsamen militairischen Studien in einem Cadettenhause geschlossen hatten. Lange Zeit galten Pougatchine und Sbrogoff für die zwei heitersten, ausgelassensten, aber auch für die liebenswürdigsten jungen Leute der vornehmen Zirkel St. Petersburg. Doch plötzlich war Feodors Charakter ernst und mürrisch geworden, und dieser Trübsinn hatte auch auf Sbrogoff eingewirkt. Die Ursache dieser Veränderung, war aber nur beiden Freunden bekannt; Feodor nämlich hatte sich sterblich in die Sängerin Maria verliebt.

Maria war keine jener aus Frankreich, oder Italien eingewanderten Damen, deren Rouladen und Triller von dem Direktor der kaiserlichen Theater mit Gold aufgewogen werden. Maria war eine Russin, gieng aus dem Conservatorium von St. Petersburg hervor, und war die erste Zöglingin dieser Anstalt, die zu einem so ausgezeichneten Rufe gelangte; denn gewöhnlich bringen es die jungen Mädchen, die man dort erzieht nicht weiter, als daß sie auf der Bühne in den Chören mitsingen; die Hauptrollen werden in der Regel stets durch fremde Virtuosinen besetzt.

Mariens Geschichte war höchst seltsam:

Der alte Fürst Pougatchine, Prinz Feodors Onkel, war lange Zeit als Gesandter seines Monarchen in Florenz gewesen und enthusiastisch für Musik eingenommen. Während eines Besuches, auf einem seiner, im mittäglichen Theil des Reichs gelegenen Güter, bemerkte er unter den Bäurerinnen, die Abends auf dem freien Platze im Dorfe tanzten, ein junges Mädchen, deren reitzendes Gesicht und deren Bewegungen, unendlich viele natürliche Anmuth besaßen. Endlich sang das zarte Wesen noch eine Volksmelodie. Aber, ach Wunder! welche Stimme! Der alte Dilettant, der alle Primadonnen Italiens gehört hatte, täuschte sich nicht in diesem Punkte. Diese Stimme war ein Diamant, der nur des Schliffes bedurfte, um die funkelnsten Strahlen um sich her zu verbreiten. Außer sich vor Vergnügen, nahm Pougatchine das junge Mädchen mit sich nach St. Petersburg, und präsentirte es dem kaiserlichen Conservatorium. Einstimmig wurde sie in dasselbe aufgenommen; doch Pougatchine ließ sie nur unter einer Bedingung in dasselbe treten, daß sie nämlich nicht wie alle ihre Gefährtinnen, die von leibeigenen

Digitized by Google

Eltern abstammten, Eigenthum des Kaisers sey, sondern daß sie nicht aufhöre sein Eigenthum zu bleiben. Eine Bedingung, die der Direktor, nach zuvor eingeholten Befehlen seines gnädigsten Herrn, Kaiser Paul I., auch wirklich unterzeichnete.

Nach zwei Jahren, debütirte Maria bereits in den Rollen der Primadonnen; ihre Fortschritte waren auffallend und versetzten den alten Pougatchine bis in den Himmel. Der stets wachsende Ruf Mariens, erfüllte das Publikum um so mehr mit Freude, als er von nationellem Interesse war, da ihr Auftreten den Russen gestattete, ein drückendes Joch abzuwerfen, das — fremder Talente. Maria wurde das Idol von Allen, denn die Beifallsbezeugungen wurden ihr eben so gut aus den Logen des Adels, als von den Plätzen zu Theil, die das Volk einnahm; denn die Leute aus den niedern Volksklassen, die Moujiks drükten ihre Bewunderung für sie auf höchst energische Weise aus, indem sie dieselbe Maria Thiganecka, das heißt Maria die Zigeunerin, Maria die Zauberin, nannten.

Maria war schön, daher fehlte es ihr auch nicht an Anbetern; allein sie wieß alle von der Hand, und ihr tugendhafter Ruf wurde nicht durch eine einzige Verläumdung befleckt. Sie lebte in sich gekehrt, studierte fleißig und empfieng täglich die Besuche des alten Pougatchine. Mehreremal bat sie ihn so schonend als möglich, er möchte ihr erlauben, sich ihre Freiheit zu erkaufen; doch, obgleich er Marien wie eine Tochter liebte, hatte er ihr dieses dennoch stets abgeschlagen; nicht daß er den geringsten Nutzen hinsichtlich seiner Einnahmen von ihr zog; nein, er ließ ihr ihren ganzen Gehalt, und machte ihr noch sogar außer diesem, von Zeit zu Zeit, beträchtliche Geschenke. Allein wäre Maria frei gewesen, so würde er gewisse Convenienzen gegen sie zu beobachten gehabt haben; er würde bei der großen Tonkünstlerin seine Besuche nicht nach Gefallen haben machen können; er hätte sie nicht zu jeder Stunde hören und sehen dürfen. Während nun aber Maria, diese Maria, die Jeder bewunderte, diese Maria deren Auftreten auf der Bühne die ausgelassensten Ausbrüche von Bewunderung und Freude hervorrief, diese Maria sein Eigenthum war, im ganzen Umfang des Wortes; deren Stimme, deren Manieren, deren Methode ihm gehörten. Sagte er zu ihr präludire mir auf dem Piano-Forte, so spielte sie; wünschte er ihren Gesang, so ertönte er. Er war nicht so thörigt, diesen Schatz so leicht hinzugeben. Einige legen großen Werth auf ein kostbares Pferd; Anderen sind Kleinodien etwas Unschätzbares; für Dritte ist es ein mit Marmor belegter und von Gold strahlender Palast; und seine Lieblingsneigung war auf eine Sängerin gefallen!

Der alte Dilettant, hatte jedoch Marien zugesagt, ihre Freilassung einst in seinem Testamente festzusetzen.

Pougatchines Verhältniß zu Maria gab keinem kleinlichen Argwohn Raum: seine Entstehung war bekannt. Maria gab sich ganz ihren Studien hin, die Kunst war ihr Götze, und doch muß man gestehen, daß Marias Herz nicht so kalt war, daß es nicht auch einer Neigung fähig gewesen wäre; allein jedesmal, wenn sie von Liebe träumte, stieg das bittere Gefühl in ihr auf: nicht frei zu seyn. Ueber ihren Körper, über ihr Herz, über ihren Willen, über Empfindungen, über Nichts konnte sie verfügen. Dieser Gedanke empörte sie, denn sie hatte die Ansicht gefaßt, daß man um Achtung zu erwecken unabhängig und selbstständig seyn müsse. Bemächtigten sich diese Betrachtungen ihres Geistes, so war sie allerdings sehr unglücklich, dann röthete sich ihre Stirne und sie zerfloß in Thränen. Gewählte Lektüre und Pougatchines Unterhaltung, der ein sehr aufgeklärter, erfahrner Mann war, hatten ihren Geist und ihr Herz ausgebildet; ihre vielfachen Verbindungen mit der Künstlerwelt, entwickelten ihre glänzenden Anlagen, und keine Spur ihres Herkommens würde bei ihr zu finden gewesen seyn, wenn es sich nicht durch eine wilde Härte verrathen hätte, der sie den Schein von Stolz zu geben wußte. Zwanzigmal war sie wohl auf dem Punkte gewesen, sich dem Kaiser, der Interesse für sie gezeigt hatte, zu Füssen zu werfen, um seine allerhöchste Gerechtigkeit anzuflehen; doch hatte sie dieses unterlassen, weil sie fürchtete den alten Pougatchine dadurch zu beleidigen, dessen Wohlthaten sie nicht vergessen, und den sie bis auf seine kleinste Laune verehrt hatte.

Es ist wahr, sie litt schmerzlich, allein ihr Groll wurde durch ihre Dankbarkeit besiegt; war er zwar nun auch vor der Hand unterdrückt, so war er doch keineswegs gehoben, und der Haß, den Maria am Onkel nicht geltend machen durfte, hatte sich, ich weiß nicht aus welcher Sonderbarkeit, auf den Neffen übergetragen.

Durch Fürsprache seines Verwandten, war es endlich Feodor gelungen bei einigen Besuchen, von

Digitized by Google

Maria angenommen worden zu seyn. Beim ersten Anblick hatte er ihr jedoch mißfallen. Der Gedanke an ihre Sclaverei, der dem Stolze der Künstlerin unaufhörlich entgegentrat, versinnlichte sich für sie gewissermaßen in Feodor. Sprach er von Liebe, so kam es ihr vor, als wollte er sie zu diesem Gefühl zwingen; seine Bitten erschienen ihr als Befehle, seine Thränen als Drohungen. Alles empörte sich in ihr gegen ihn, und die Abneigung, die er Marien einflößte vermehrte sich in dem Grade, daß sie ihren Wohlthäter bat, ihm den Zutritt in das Palais, das sie bewohnte zu untersagen.

Der Kummer des jungen Mannes, der sich denken läßt, hätte ihn zum Aeußersten zwingen können, wenn Sbrogoffs Gesellschaft nicht über ihm gewacht hätte. Dieser suchte ihn durch Spielpartien, Genüsse der Tafel und Jagden, zu zerstreuen; doch kam er nicht zum Zweck. Feodor verbrachte seine Tage in tiefer Schwermuth, und die Wolken, die seine Stirne umdüsterten, zertheilten sich nur dann ein wenig, wenn der Comödienzettel verhieß, daß Maria Abends singen sollte; diese Zeit erwartete er mit Ungeduld, und wann die Stunde schlug vermochte ihn nichts mehr zurückzuhalten.

Wir verließen Feodor und Sbrogoff in einem solchen Augenblick, als sie das große kaiserliche Theater betraten. Feodor eilte seinen gewöhnlichen Platz in Parquet, nächst dem Orchester einzunehmen und Sbrogoff setzte sich neben ihn, in einen Armstuhl.

Das Parterre war bereits voll; und die Logen füllte jener Theil der hohen russischen Gesellschaft, der so Vieles mit der vornehmen Gesellschaft in Frankreich gemein hat, indem bei ihr französische Sprache, französische Moden, und französische Munterkeit als vorherrschend zu betrachten sind. Die obere Gallerie und das Parterre waren durch ernste Kaufleute, die meist, ein bis auf die Brust herabhängender Bart bezeichnete, und Moujiks in orientalischer Kleidung besetzt. Diese Menschenmasse bot den auffallendsten Contrast, der sich übrigens, im russischen Volksleben, bei jedem Schritte herausstellt.

Jenen Abend wurde der Freischütz in russischer Uebertragung gegeben. Maria's Stimme war klar und rein, so daß sie in der Rolle der Agathe den vollendetsten Triumph feierte. Als der Vorhang gefallen war, wurde sie herausgerufen, und bei ihrem Erscheinen erscholl ein tausendstimmiges Bravo. Pougatchine trippelte vor Freude. Feodor, der vor Entzücken außer sich war, und kaum zu athmen wagte, hatte in diesem feierlichen Augenblicke das Auge fest auf Maria geheftet; er haschte nach einem ihrer Blicke, und begegnete ihm auch; — allein dieser Blick sprach so ganz Zorn und Verachtung, daß er völlig betäubt zurücksank. Die Sclavin empfand dem Gebieter gegenüber, eine Art von Genugthuung; und von der Höhe ihres Thrones herab, machte sich die Königin des Augenblicks, gegen denjenigen geltend, den sie als ihren Unterdrücker betrachtete.

Nach der Oper, im Augenblick, als Maria ihren Schlitten bestieg, um in ihre Wohnung zurückzukehren, bemerkte sie einen Mann, welcher die eine Hand auf das Herz gelegt, die andere nach ihr ausgestreckt hatte, eine Stellung die er erst verließ, als er nichts mehr von ihr erblickte. Dieser Mann war — Feodor.

Noch dieselbe Nacht, wurde der junge Prinz mit der Nachricht geweckt, daß sein Onkel vom Schlage getroffen, dem Tode ganz nahe sey. Als aber Feodor, der so sehr als möglich war eilte, an das Bette des Alten trat, hatte dieser bereits aufgehört zu athmen. Er hatte kein Testament gemacht, und daher war Feodor sein unumschränkter Erbe.

Nach einigen Tagen, die durch die Trauer in Anspruch genommen worden waren, verfügte sich Feodor zu Marien. Er fand sie streng und kalt wie sie eigentlich immer gegen ihn gewesen. Die neuen Verhältnisse, die zwischen ihnen eingetreten, hatten nichts in ihrer gegenseitigen Stellung geändert, vielleicht die Stimmung Marias gegen den jungen Offizier nur noch minder wohlwollend gemacht; denn als er seine Neigung berühren wollte, schloß sie ihm den Mund mit den Worten:

„Ich bin Ihre Sclavin mein Herr, aber ich werde niemals Ihre . . . .“

„Maria!“ rief Feodor mit einem Tone des Vorwurfs.

„Und wenn Sie mir selbst die Ehre Ihres Namens zudächten, versetzte sie, „so würde ich sie zurückweisen. Sie sehen wohl, gnädiger Herr, daß es vergebens ist, länger auf dieser Idee zu bestehen.“

Das war Alles so trocken, und mit so fest entschlossenem Tone gesagt, daß Feodor einen Augenblick glaubte er müßte rasend werden. Er weinte, — er klagte, — er fiel der Sängerin zu Füßen.

Mariens Mitleid wurde rege; sie reichte ihm die Hand und sprach so sanft, als sie es zu seyn vermochte: „Gnädiger Herr beruhigen Sie sich. Warum betrüben Sie sich so sehr? Ich hasse Sie

Digitized by Google

nicht, allein ich gestehe es Ihnen aufrichtig, es ist mir rein unmöglich Sie zu lieben . . . .“

Dieses mit so vieler Milde ausgesprochene Urtheil, schmerzte Feodor mehr, als jene Worte die Maria hart und kalt gegen ihn ausgestoßen hatte. Die Unmöglichkeit geliebt zu werden, breitete sich in vollem Lichte vor seiner Seele aus, und beschämt so viele Anstrengungen vergebens gemacht zu haben, um dieses gefühllose Herz zu rühren, eilte er hinweg.

Mit diesem Momente, trat bei Feodors Leidenschaft eine neue Krise ein. Seine Verzweiflung ging in Wuth über, und er empfand das Bedürfniß sich zu rächen.

Eines Morgens erscholl in ganz Petersburg die Kunde, die schöne Maria, die Zauberin, die Fee, sei verschwunden; zu gleicher Zeit aber verbreitete sich die Nachricht, von der Abreise des Prinzen Feodor Pougatchine, der bei dem Kaiser die Erlaubniß zu einer Reise nach Frankreich nachgesucht habe. Der Eindruck den dieses Zusammentreffen der Umstände herbeiführen mußte, läßt sich denken. Die Phantasie ergänzte das Mangelnde, und bald zweifelte niemand mehr, daß Maria in Feodor verliebt, mit ihm eine Reise nach Frankreich unternommen habe, um ihre Schwachheit vor solchen zu verbergen, die bisher die Bewunderer ihrer Tugend gewesen waren. Dieses Ereigniß gab der Chronik scandaleuse des Hofs und der Stadt, für mehr als 14 Tage Stoff zur Unterhaltung. Die Welt wird jedoch Alles satt, warum nicht auch der Tagsneuigkeiten; überdieß traf zu jener Zeit in St. Petersburg eine Tänzerin ein, deren Auftreten fast alle Köpfe verdrehte, und über diese Tänzerin wurde Maria vergessen.

(Schluß folgt.)

Miszellen.

Seltsame Bewerbung.

Wilhelm der Eroberer hatte sich lange vergeblich um die Hand Mathildens von Flandern beworben und nahm sich endlich vor, die Glut seiner Leidenschaft auf folgende neue und rohe Weise zu erkennen zu geben. Er lauerte Mathilden in den Straßen von Brügge auf, als sie aus der Messe zurückkehrte, ergriff sie, warf sie in den Schmutz, zerriß ihr die prachtvolle Kleidung, schlug sie sogar mehrmals und jagte sodann davon. Dadurch wurde die Sache zur Entscheidung gebracht, denn Mathilde willigte ein, seine Gattin zu werden, entweder weil sie sich durch dieses gewaltsame Benehmen von der Stärke der Leidenschaft Wilhelms überzeugte oder weil sie eine Wiederholung dieser rohen Behandlung fürchtete.

Keine Charlatanerie?

Eine Wiener Buchhandlung kündigt einen „Englischen Dampftrichter an, wodurch Jedem die englische Sprache in drei Lektionen eingegossen wird,“ verwahrt sich aber durch den Beisatz: „Keine Charlatanerie!“ gegen den etwaigen Vorwurf einer solchen. — Wenn nur nicht dieser Beisatz die Sache eben erst recht verdächtig machte!

Ein Menschenfresser.

Zu Toulouse wurde am 13. Dezember 1782 ein Menschenfresser hingerichtet, Blaise Jorraye, genannt Saye, welcher, laut Geständniß, 81 Personen aufgefressen (?) hatte.

* Der alte Geiger.

Der Himmel hing voll Geigen,
Ich hörte melodei'n,
Wie konnt' ich da wohl schweigen,
Ich stimmte froh mit ein.

Und wenn auch Finst're murrten,
Ich hörte nicht darauf,
Wenn meine Saiten schnurrten,
So zog ich dess're auf.

Bald flog ich aus in's Weite
Den Fruhlings Sängern nach,
Da sang des Herzens Saite
Manch schones Liebchen wach.

Doch Keiner durft' ich sagen:
„O folg' dem flücht'gen Wicht;“
Sie hätt' es nicht ertragen,
Die Geige litt es nicht.

So flog ich mit den Jahren
Um diese Erde bald,
Um endlich zu erfahren,
Das meine Saiten alt.

Die Welt hab' ich empfunden,
Sie ist mir nimmer neu; —
Der Himmel ist verschwunden,
Die — Geige blieb mir treu.

L. Scharrer.

Auflösung der Charade in No. 34.:
Nothlüge.

Verlegt und redigirt unter Verantwortlichkeit der G. Geiger j.'schen Buchdruckerei.

Digitized by Google

№ 37. 6. Mai 1840.

Der Erzähler.

Ein

Unterhaltungsblatt für Jedermann.

Fünfter Jahrgang.

Augsburg. Dieses Blatt erscheint jeden Mittwoch und Samstag, und kostet dahier vierteljährlich 15 kr., halbjährig 30 kr. und jährlich 1 fl.; auswärts ist der Preis: vierteljährlich 18 kr., halbjährig 36 kr. und jährlich 1 fl. 12 kr. Bestellungen nehmen alle Buchhandlungen und königl. Postämter, letztere mit der tarifmäßigen Portovergütung, an.

* Maria Chiganecka.

(Schluß.)

Feodor war jedoch ebenso wenig nach Frankreich abgereist, als Mariens Verschwinden freiwillig.

Eines Abends, als sie vom Theater zurückkehrte, erwartete sie der Intendant des jungen Prinzen, der auf Befehl seines Herrn und in Kraft einer Beglaubigung die er vorzeigte, sie ersuchte in eine Postchaise zu steigen, sich neben sie setzte, und dem Postillon befahl, den Weg in der Richtung von Petersburg nach Nowogorod einzuschlagen. Maria das Erbärmliche ihrer Stellung wohl einsehend, folgte gehorchend dieser Weisung, doch blieb sie den ganzen Weg über lautlos.

Dem Wunsche Feodors gemäß, mußte der Intendant Maria in das Dorf führen, in welchem sie geboren wurde. Dieser Ort befand sich sieben hundert Stunden von der Hauptstadt entfernt, an den Gränzen der Grimm. In Mitte von weiten Ländereien gelegen, war er auch selbst von der Gouvernementsstadt der Provinz gänzlich abgeschnitten. Feodor wußte zu genau, daß zwischen St. Petersburg und diesen abgeschiedenen Thälern wenig Verkehr statt hatte, kaum kamen die Militärkommandanten, von Zeit zu Zeit, mit den dortigen Centralstellen, wegen Staatsangelegenheiten in Berührung; und daher mußte das Dorf Viantza für Maria schon lebendig zum Grabe werden.

Feodors Anwesenheit, ließ sich für die Bewohner des Distrikts, durch den natürlichen Wunsch, der in ihm entstehen mußte, ein Eigenthum zu besuchen, das ihm sein Onkel überlassen hatte, sehr leicht erklären; um so mehr da man noch ausstreute: er suche durch Entfernung von Hofe, Vermögensangelegenheiten in Ordnnng zu bringen, die ungeachtet der gemachten Erbschaft, als sehr herabgekommen bekannt waren.

Alles war daher gut berechnet, und als Maria bei ihrer Ankunft in Viantza aus dem Wagen stieg, war Prinz Feodor die erste Person, die sie erblickte. Ihr die Hand reichend, grüßte er sie. Doch das Gesicht abwendend griff sie nach dem Arm des Intendanten. Feodor hierüber aufgebracht, überließ sich nun der ganzen Leidenschaftlichkeit seines Charakters.

Der Intendant bezeichnete als Marias Wohnung, jene Hütte, in der ihre Eltern gelebt hatten; er befahl: ihre seidenen, mit Gold durchwirkten Kleidungsstücke, mit einem grob wollenen Kaftan zu vertauschen, ihre schönen Haare nach Weise der andern Bäuerinnen, in zwei Flechten über die Schultern herabhängen zu lassen; und endlich verkündete er ihr noch, daß sie von nun an, alle Arbeiten der Leibeigenen zu theilen habe. Maria erröthete für Feodor, ließ aber keine Klage vernehmen.

Diese Maria konnte aber, mit ihren seidenen mit Gold durchwirkten Kleidern, und überhaupt mit ihrem Putze, das nicht ablegen, was ihr eine Ueberlegenheit über ihre Umgebungen einräumte, ihre Charakterfestigkeit; und die Wirkung dieser Ueberlegenheit, trat so schnell, so entscheidend hervor, daß ihre neuen Gefährtinnen von ersten Augenblick an weniger ein Wesen ihrer Art, als eine Regentin in ihr erblickten. Alle bewunderten ihre edle stolze Haltung, alle zitterten vor ihrem großen schwarzen Auge, und als sie vollends Abends auf dem großen Versammlungsplatze des Dorfes, deren Wunsche entsprach, und ihnen voll Enthusiasmus einige vaterländische Balladen sang, küßten sie ihr die Hände, und wollten sie auf ihren nervigten Armen, im Triumph umhertragen. Unter den jungen Leuten im Dorfe war Einer, der sich sowohl durch seine

Digitized by Google

körperliche Stärke, als durch die männliche Schönheit seiner Züge auszeichnete; er nannte sich Piotze und war eine jener wilden, starken großherzigen Naturen des Nordens. Mariens Anblick hatte einen so heftigen Eindruck auf ihn gemacht, daß er sich in sie verliebte. Seine Leidenschaft äußerte sich roh und plump wie er selbst war; ja es dünkte ihm, er würde um Mariens Beifall zu erwerben, Felsen geebnet und seinem Herrn den Gehorsam verweigert haben. Jeder Morgen fand ihn vor Mariens Thüre, um ihr Feldblumen zu bringen, die er Abends zuvor auf entfernten Haiden gepflückt hatte, oder ein wenig Honig zu bieten, den er in einem hohlen Baume gefunden.

Maria war seine Verwandte; er wußte wohl, daß sie das Land sehr jung verlassen hatte, um in eine große Stadt des Nordens zu ziehen; dessen ungeachtet überließ er sich aber doch der Hoffnung, ihr Herz könnte noch frei seyn, und ihm deßwegen, wenn er durch den Intendanten und den Aeltesten der Familie, einen Heirathsantrag bei ihr machen lassen würde, eine günstige Antwort zu Theil werden. Um vorerst noch mehr Gewalt über sich zu gewinnen, damit ein solcher Schritt ohne Zittern und Angst unternommen werden konnte, wartete er noch zu, und bewunderte einstweilen Maria in der Stille.

Eines Tags (es mochte ungefähr in der zweiten Woche von Mariens Aufenthalt in Biantza seyn,) trat Feodor in ihre Hütte: wahrscheinlich um sich eines Theils zu überzeugen, wie sie sich in ihre Lage zu finden wisse; andern Theils aber, um seine Anträge und Bitten zu erneuen. Sie gab ihm aber auf eine so herabwürdigende und gebieterische Weise ein Zeichen, sich sogleich zu entfernen, daß er es nicht über sich vermochte zu widerstehen, sondern gesenkten Hauptes von dannen ging.

Doch erhielt er die Energie, die er seinem Opfer gegenüber verloren hatte, sogleich wieder, sobald er von demselben entfernt war.

Den folgenden Morgen verkündete der Intendant, nach herkömmlicher Sitte, vor allen versammelten Bewohnern des Dorfes: Maria, die Tochter Johannes, werde auf Befehl des Herrn, Geronimo, einen Sohn des Ambrosius, heirathen.

Wenige Stunden nachher, wurde aber Geronimo, der in den Wald gegangen war, um Wild zu der bevorstehenden Hochzeitfeier zu erlegen, das Herz von einer Kugel durchbohrt, todt im Walde gefunden.

Die thätigsten Nachforschungen führten auf keine Spur des Mörders.

Kaum war der zweite Morgen angebrochen, so berief der Intendant die Bauern wieder zusammen, um ihnen anzukünden: daß nun Maria, die Tochter Johannes, auf Befehl des Herrn, Simon, einen Sohn des Nikolaus heirathen werde.

Doch Simon starb, nach Verfluß weniger Stunden, gleich nachdem er ein Glas Hydromel getrunken hatte. Der Arzt aus der benachbarten Stadt, dem man das in der Flasche zurückgebliebene Getränk vorzeigte, glaubte in demselben die Spuren eines sehr feinen aus dem Safte gewisser Pflanzen bereiteten Giftes zu entdecken, doch ließ sich dieses nicht mit Gewißheit bestimmen.

In dem Dorfe herrschte aber nur eine Stimme, daß über Maria ein unseliges Verhängniß schwede, und alle Familienvorgesetzten erklärten daher dem Intendanten, sie wollen ihre Söhne lieber in die benachbarten Militär-Colonien schicken, um Soldaten für den Kaiser aus ihnen zu machen, als sie dem Schicksal Géronimo's und Simons ausgesetzt wissen.

Feodor, voll Aerger, zerstört und erbittert, unternahm, um andern die Spuren des Verdrusses, die seine Züge verriethen zu verbergen, einen Ausflug in die benachbarte Gegend. Kaum hatte er aber Biantza verlassen, so ließ Maria Piotze zu sich rufen und sagte ihm:

„Du hast mir durch Mancherlei bewiesen, daß Du Anhänglichkeit für mich hegst . . . . .“

Hierauf antwortete Piotze nur durch einen Blick, der mehr sagte, als alle Entgegnungen durch Worte.

„Nun! so nimm dieses Geld, erkaufe vom Intendanten, um welchen Preis es sey, Deine Freiheit, verfüge Dich nach St. Petersburg, suche bis zum Kaiser zu gelangen, und überreiche ihm in meinem Namen dieses Schreiben.“

Piotze nahm das Schreiben, und war noch ehe der Tag sich neigte auf der Straße nach Nowogorod.

In den wenigen Tagen, die Feodor fern von Maria hinbrachte, hatte sich sein Inneres ganz anders gestaltet. Die Vernunft behauptete wieder ihre Rechte und sein Zorn hatte nun die Richtung gegen sich selbst genommen. An die Stelle des Wahnsinns war Niedergeschlagenheit getreten, und dieses Herz, das eine heftige Leidenschaft für einen Augenblick auf furchtbare Irrwege geleitet hatte, war nach und nach wieder für bessere Gefühle empfänglich geworden. Feodor schämte sich der Rolle, die er

Digitized by Google

gespielt, so wie der Verfolgungen, denen er eine junge, schöne Person, die er früher so sehr geliebt, die er noch jetzt mehr als je liebte, ausgesetzt hatte. Gleich jenen Träumenden, die noch halbschlaftrunken die Augen reibend, sich besinnen, ob das fürchterliche Schauspiel von dem sie Zeuge waren, ein Spiel ihrer Phantasie sey, oder ob es der Wirklichkeit angehöre, fragte er sich selbst, ob er wirklich fähig gewesen sey, sich einer so grausamen, unsinnigen Handlungsweise zu überlassen?

Die erste Handlung Feodors, bei seiner Rückkehr nach Viantza war, Marien einen Freiheitsbrief zu schicken, der von seiner Hand unterzeichnet und mit seinem Wappen gesiegelt war. Das stolze Mädchen empfieng ihn aus der Hand des Intendanten, ohne ein Wort über denselben zu sagen, noch das geringste Zeichen des Dankes zu bezeugen, sondern traf nur sogleich Anstalten zur Abreise. Im Momente, als sie in den Wagen stieg begegnete sie Feodor, so blaß auch seine Stirne, so bittend sein Auge war, so weilte doch ihr Blick, so kalt wie sonst auf ihm, und der Ausdruck ihrer Züge sprach dieselbe Verachtung wie früher gegen ihn aus; denn Maria war unverändert. Feodor empfand in seinem Herzen nicht mehr dieselbe Wuth, doch füllten sich seine Augen mit Thränen.

Piotze, der inzwischen Petersburg erreicht hatte, war es gelungen, Mariens Bittschrift dem Kaiser, gerade in einem Momente zu überreichen, als dieser Fürst die Stufen der Metropolitankirche hinanstieg, um einem Gottesdienste anzuwohnen, der als Dankopfer, eines mit Frankreich geschlossenen Friedens abgehalten wurde. Paul hatte zwar einen ganz besondern, doch sehr edeln und großmüthigen Charakter. Mariens trauriges Schicksal rührte ihn in demselben Grade, als es ihn betroffen machte.

Er schrieb eigenhändig an Feodor Pougatchine, nicht um ihm seinen Willen kund zu geben, denn der russische Adel ist höchst verwundbar, wenn es sich um das Eigenthumsrecht seiner Leibeigenen handelt, sondern vielmehr nur, um ihm seinen Wunsch anzudeuten, dessen Erfüllung er sich schmeichelte.

Die ganze Geschichte erzählte er noch den nämlichen Abend im Cirkel der Kaiserin; dieselbe machte Aufsehen und verbreitete sich bald in der ganzen Stadt. Ueberall sprach man nur von der Sängerin, die in die Reihe der Sclavinnen zurückversetzt worden war, von den zarten Händchen die durch rauhe Arbeiten verunreinigt wurden, und der schönen Stimme, die das Echo verödeter Thäler vervielfachte.

Das Ganze hatte allerdings etwas Romantisches, dem auch sogar die Folgen entsprachen. Hinsichtlich Feodors, wußte man aber nicht, ob man ihn mehr beklagen oder mehr tadeln sollte.

Sobald Marias Ankunft in St. Petersburg bekannt wurde, äußerte sich allgemeine Freude. Die angesehensten Herren warteten ihr auf; die schönsten, die liebenswürdigsten Damen von Hofe, ließen sich nach ihr erkundigen. Und als endlich auch der Comödienzettel ihrer Rückkehr erwähnte, läßt sich nicht beschreiben welche Menge, welche Toiletten, welche Beklemmungen, welches Entzücken er herbei führte. Als Maria auf der Bühne erschien, glaubte man das Haus müßte, durch die vielfach wiederholten Freudenbezeugungen, in seinen Grundvesten erschüttert werden. Maria wurde mehr als jemals die gefeierte Sängerin von St. Petersburg. Der Kaiser selbst verschmähte es nicht, ihr zuweilen in seiner Loge zuzuhören, und Piotze war stets in ihrer Nähe.

Feodors Zustand hatte sich indessen so gestaltet, daß er seinen Freunden ernstliche Besorgnisse einflößte. Alle jugendliche Blüthe war von seinen Wangen geflohen, und ein fortwährendes Fieber schüttelte seine Glieder. Vergebens versuchte man ihn von dem Gegenstande seiner Leiden zu entfernen; da er darauf bestand, auf der Bresche zu verweilen. Man fieng an, ihn zu beklagen, — eine Sache die vorzüglich in den Damenkreisen Anklang fand, weil ja nur die Heftigkeit seiner Neigung alle seine Vergehen verschuldete.

Der Kaiser ließ den jungen Mann rufen, und fragte ihn mit seiner ihm eigenthümlichen rauhen Stimme:

„Feodor würdest Du dieses Mädchen heirathen?“

„Ich würde sie heirathen, Sire . . . . .“

„Nun wohl denn! dann werdet ihr miteinander nach Italien ziehen. Gieb Dich zufrieden, ich will für Dich handeln.“

Er ließ sich sogleich zu der Prima Donna führen. Sie war gerade mit ihrer Toilette beschäftigt und tändelte vor einem Spiegel.

„Maria Ihr seyd schön.“

„Sie sind sehr gnädig gegen mich, Sire.“

„Liebt Ihr Jemand?“

„Niemand, Sire.“

Digitized by Google

„Und solltet ihr keinen Mann kennen der Euch aufrichtig liebte?“ — „O ja, Sire.“

„Nun so müßt Ihr heirathen.“

Daran habe auch ich schon gedacht. Allein ich schmeichle mir, Sire, daß wenn Sie auch auf eine Heirath für mich bedacht waren, Sie sich doch nicht herabließen, auch den erforderlichen Mann zu derselben zu wählen?

„Nein . . . . ich traue Euch zu viel Verstand zu, als daß ihr nicht selbst denjenigen wählen solltet, der Euch aufrichtig liebt. Ich verlange, daß die Verbindung noch heute statt finde . . . Diesen Abend um acht Uhr, werde ich im rothen Palais einige Personen von Hofe versammeln; dort wird der Ehecontrakt ausgefertigt parat liegen, den ich selbst unterzeichnen werde . . . .“

„Ich gebe meine Einwilligung nur unter einer Bedingung, Sire, und die ist, daß ich nicht gezwungen werde den Namen desjenigen zu nennen, den ich zum Gemahl erwähle, ehe Sie Ihre Unterschrift ertheilt haben.“

„Nun wohl denn! das ist wieder eine jener Weiberlaunen! doch wollen wir uns nicht um dieselbe bekümmern.“

Zur bestimmten Stunde war in einem der Salons des rothen Palais eine zahlreiche und auserwählte Gesellschaft versammelt. Feodor zitternd, jedoch heiterer aussehend als gewöhnlich, verweilte in einer Ecke des Saales in Mitte seiner Freunde. Maria saß zwischen der Fürsten Brahiloff und der Baronin von Landen, die sich ihrer, man möchte sagen, in einer für sie neuen Sphäre annahmen. Hinter ihr stand Piotze, als Repräsentant ihrer Verwandten.

Der Kaiser trat zu dem Tische, auf welchem der Contrakt lag und unterzeichnete.

Sogleich erhob sich auch Maria, nahm Piotze bei der Hand, führte ihn in den Kreis der Versammlung und sagte mit starker Stimme: „Ich erkläre vor Gott, vor dem Kaisee und vor sämmtlichen hohen Anwesenden, daß ich diesen Mann zu meinem Gemahl erwähle . . . .“

Dann sich zu Feodor wendend, fuhr sie fort:

„Gnädiger Herr, hier sind die Quittungen ihrer sämmtlichen Gläubiger; ich verdanke Ihnen die Freiheit, nun ist unsere Rechnung abgeschlossen. Und warf ihm mit diesen Worten, ein Paket Papiere zu.

Feodor trat, nachdem er seinen Leibeigenen ihre Selbstständigkeit geschenkt, und sein ganzes Vermögen den Armenhäusern von St. Petersburg vermacht hatte, in ein Kloster.

Miszellen.

Ein Rockprozeß.

Vor einigen Tagen erschien vor einem Friedensrichter in Paris ein Kleidermacher und ein Architekt, dem jener einen Rock gemacht hatte, welchen dieser nicht bezahlen wollte. Der Architekt meinte, er habe einen Rock bestellt, nicht aber einen Sack. Der Schneider entgegnete darauf: „ich gestehe, daß der Rock, den ich dem Herrn gemacht habe, nicht ganz gut anliegt, aber an wem liegt die Schuld? Sie können sich nicht vorstellen, Herr Richter, wie viel Watte ich aufgewendet habe, um alle Lücken auszufüllen, aber trotz meinen Bemühungen gelang es mir nicht, alle zu verstopfen und der Rock wirft also auf dem Rücken noch immer Falten. Aber ich fordere alle Schneider in Paris auf, dem Herrn einen enganliegenden Rock zu machen; sie können es nicht, weil, nun es muß gesagt seyn, weil der Herr verwachsen ist.“ — Der Architikt wollte das übel nehmen, der Kleiderkünstler entgegnete ihm aber mit Recht, er habe ihn nicht beleidiget, denn man könne ein ganz braver Mann seyn, wenn man auch ungleiche Schultern oder eine vorstehende Hüfte habe. Der Richter, der sich selbst überzeugte, daß der Architekt schlecht gebaut sey, auch hörte, daß der Schneider den Rock schon dreimal geändert habe, ohne zum Ziele kommen zu können, verurtheilte den Architekten, den Rock ohne Weiteres zu bezahlen. —

Eine Reise vor 266 Jahren.

Eine gleichzeitige Relation über die Reise der polnischen Gesandtschaft, welche im Jahre 1573 nach Paris die Nachricht bringen sollte, daß der Herzog von Anjou zur Krone berufen worden sei, bemerkt, die Gesandten seien am 25. Julius in Metz angekommen, haben aber, wegen der weiten Entfernung dieser beiden Städte von einander, Paris erst am 3. September erreichen können.

*Epigramm.

Fräulein Stultitia trägt das Näschen hoch,
Damit nicht Alles an ihr niedrig ist.
Das merkt ihr doch? L. Sch.

Verlegt und redigirt unter Verantwortlichkeit der G. Geiger j'schen Buchdruckerei.

№ 38. 9. Mai 1840.

Der Erzähler.

Ein

Unterhaltungsblatt für Jedermann.

Fünfter Jahrgang.

Augsburg. Dieses Blatt erscheint jeden Mittwoch und Samstag, und kostet dahier vierteljährlich 15 kr., halbjährig 30 kr. und jährlich 1 fl.; auswärts ist der Preis: vierteljährlich 18 kr., halbjährig 36 kr. und jährlich 1 fl. 12 kr. Bestellungen nehmen alle Buchhandlungen und königl. Postämter, letztere mit der tarifmäßigen Portovergütung, an.

Der Pachter.

Im Jahre 1814 wurde Petit-Bourg vom Fürsten von Schwarzenberg, Commandant en Chef der alliirten Armeen, besetzt. Er schlug hier sein Hauptquartier auf und von dieser Stellung aus beobachtete er die Armee-Bewegungen um Paris und Fontainebleau, wo die großen geschichtlichen Begebenheiten des Augenblicks sich knüpften und auflösten. In den benachbarten Besitzungen waren die vornehmsten östreichischen, preußischen und bayerschen Offiziere einquartirt, die Soldaten lagen in den Flecken und Dörfern der Umgegend und zwar in so großer Anzahl, daß viele Familien gezwungen waren, deren Zwanzig aufzunehmen, was freilich eine zernichtende, aber durch den Krieg unvermeidlich gemachte Last war. Wie streng man nun auch die Disciplin unter den verbündeten Truppen zu halten suchte, so wurden doch täglich und stündlich Gewaltthätigkeiten verübt. Bald war ein Feld niedergetreten, bald waren Bäume ausgesägt aus dem schönen Park von Petit-Bourg, zum Feuerbedürfniß für die entsetzlichen Stücke Rindfleisch, die dem Gedächtniß der Generation nicht entschwinden werden. Wie viele gestohlene Vorkosten, wie viele unreif abgerissene Früchte, über deren Luxus die Kosaken sich lustig machten! Wie viele kleine Plünderungen der Pachthöfe, an Eiern, Hühnern und Hähnchen. Der Sieger ist der größte aller Entwender. Alles kommt übrigens dann auf Eins heraus, ist's ein erobertes Königreich, oder ein geraubter Ochs oder ein Huhn: das sind kleine Königreichel — In dieser Zeit erlitten die Landeigenthümer den Todesstoß. Bald dem Einstürmen der Feinde preis gegeben, bald von Franzosen besetzt, die einen kurzen Vortheil gewonnen oder auf dem Rückzug begriffen, wurde eine solche Pachterwohnung oft zwei Mal in einem Tage, bald von Feinden und bald von feindlich handelnden Franzosen überschwemmt. — Dennoch gab es während dieses Kampfes eine Zeit, wo man nicht einmal eine Klage beim Chef wagte, ein so strenges Kriegsgesetz war gegen den kleinsten Fehltritt der Soldaten gegeben und bei ersteren Vergehen war das Todesurtheil gleich fertig! Aus Menschlichkeit ließ man sich lieber den Verlust eines Hammels oder einiger Pfund Früchte gefallen, als den unglücklichen Marodeur der Strafe zu überliefern. Indessen wurde einst ein so ausgelassener Diebstahl begangen, daß der Beraubte, ein Pachter zu Soisy-sous-Etioles (in der Umgegend von Villeneuve-Saint-Georges), in den allerheftigsten Zorn ausbrach. Durch eine wichtige Angelegenheit genöthigt, drei bis vier Tage mit seiner Familie zu Villeneuve-Saint-Georges zuzubringen, vertraute der Pachter seine Wirthschaft einigen Bauerfrauen an, die zwei Mal die Woche Butter und Käse auf den nächsten Markt verkaufen mußten. Von der Reise des Pachters unterrichtet, brachen die deutschen Soldaten Nachts in seinen Weinkeller ein, entwendeten in der ersten Nacht all seinen auf Flaschen gezogenen Wein und die beiden folgenden Nächte fünfhundert Flaschen extra feinen Wein, aufgespart für besondere Feierlichkeiten. Alles ging unter dem Deckmantel der Finsterniß fein still und geräuschlos. Ich weiß nicht, ob Eier und Hühner nicht auch sehr zu leiden hatten, die Hauptsache hat für die Nebengriffe keinen Platz gelassen. Als nun der Pachter zurückkam, wie mußte dieser Schlag ihn treffen! Einem Wolf ähnlich, denn Wuth macht zum wilden Thiere, hatte er bald mit heftigen Sätzen das Terrain zwischen seiner Wohnung und der Seine

übersprungen, setzte über den Fluß, und begab sich in's Hauptquartier zum Fürsten von Schwarzenberg; denn er zweifelte nicht, daß die Diebe zu den in der Umgegend liegenden Regimentern gehörten, was auch durch verlorene Knöpfe, Schuhnägel, Pompons und viele andere Beweise bestätigt war. Ein Deutscher ist viel zu naiv, um nicht solche, eine gehörige Sentenz bildende Proben hinter sich zu lassen. Der Fürst bewilligte dem Pachter mit seiner gewöhnlichen Gefälligkeit Audienz und nachdem er die Klage vernommen, fragte er ihn: ob er die Strafe kenne, zu welcher die von ihm Verklagten unwiderruflich verdammt werden müßten? — „Ich weiß es," erwiederte der in Wuth kochende Pachter; „aber sie haben es verdient!" — „Bedenken Sie sich noch," fügte der Fürst hinzu, „und kommen Sie morgen früh wieder. Bestehen Sie darauf, so soll Gericht gehalten werden, wonach das Todesurtheil erfolgt, das versteht sich von selbst."

Mein Entschluß bleibt fest, dachte der Pachter beim Nachhausegehen; was soll ich diese Plünderer noch schonen? Ist es übrigens meine Schuld, daß ihre eignen Gesetze sie zum Tode verurtheilen? Mir wäre ihre Gefängnißstrafe genug gewesen.

Am andern Morgen reicht der Fürst dem unbeugsamen Pachter die Hand entgegen und sagt: „Nun, was haben Sie beschlossen?"

„Daß ich nicht darauf verzichte, die Diebe vor das Kriegsgericht zu bringen!" erwiederte der Kläger hart.

„Sind Sie vielleicht auch Soldat gewesen?" fragte der Fürst.

„In meinem Alter ist Jeder schon Soldat gewesen."

Der Fürst sann nach. Dann hob er wieder an: „Die drei Deutschen sind mir bereits ausgeliefert; bevor ich jedoch morgen den Kriegsrath versammle, lade ich Sie ein, um zehn Uhr früh zu mir auf's Schloß zu kommen."

Der Pachter fand sich abermals pünktlich ein, nichts hatte aber bis jetzt seinen Rachedurst erschüttert. In seiner alten Soldatennatur vereinte er den Groll des geplünderten Landmannes mit dem stillen Haß des besiegten Soldaten und zwischen diesen beiden Leidenschaften waren Vernunft und Mitleid in die Enge getrieben.

„Hier sind die drei Soldaten, gegen die Sie als Kläger auftreten; es sind drei Sachsen und drei Brüder!" sagte der Fürst zum Pachter.

„Es thut mir leid, daß es drei Brüder sind. Freilich ist's hart, drei Brüder füsiliren zu lassen; aber das ist ihre Schuld!"

„Ehe wir sie vor Gericht schicken," fiel der Prinz ein, „sollen Sie und die Deliquenten bei mir essen. Wir wollen alle fünf erst ein Frühstück einnehmen. Meine Herren, setzen Sie sich!"

Als die sonderbaren und Anfangs in ihrer Stellung sehr verlegenen Gäste zwei bis drei Gläser Wein getrunken, wonach die Diener ihnen noch immer einschenkten, gewöhnten sie sich allmählig an ihre wunderliche Lage.

„Wo haben Sie den Krieg mitgemacht, Herr Pachter?" fing der Fürst die Unterhaltung heiter an.

„In Italien und Deutschland, mein Fürst!"

Die Sachsen, der französischen Sprache vollkommen mächtig, horchten mit gespannter Aufmerksamkeit dem nun beginnenden Gespräch.

„Sind Sie bei der Einnahme irgend einer Stadt gewesen?"

„Gewißlich!"

„Auch bei andern Ueberfällen?"

„Ja, mein Prinz! Es ging heiß her. Wir störten den Feind hinter einer Pachterwohnung aus, legten diese in Asche, dann kam Alles an uns!"

„Auf Ihre Gesundheit!" sagte der Fürst, ihm selbst ein Glas Bordeaux-Wein einschenkend. „Fahren Sie fort!"

Die drei Soldaten athmeten kaum.

„Sapperment! Wir machten es, wie man es mit einem eroberten Lande zu machen pflegt. Wir aßen, tranken und quartierten uns bei den Bürgern ein. Ich gerieth zu einem Prediger und während der zwei bei ihm zugebrachten Monate, kann ich sagen, daß die Hühner den Bratspieß nicht verließen."

„Auf Ihre Gesundheit, Herr Pachter!" — der Fürst schenkte ihm ein.

„War sein Wein gut, so waren seine Hühner fett; ich trank seine letzte Flasche."

„Ohne Zweifel hat er Sie Ihnen sehr freundschaftlich aufgedrungen?"

„Ach bewahre! Der alte Geizhalz! Aber ich hätte den doch sehen mögen, der mich hätte verhindern sollen, den Keller zu zapfen?"

„Wenn er Ihnen nun die Schlüssel versagt hätte?"

„Dann wäre ich zur Thür eingebrochen."

„Auf Ihre Gesundheit, Herr Pachter!" — der

Digitized by Google

Fürst schenkte ein. „Also, Sie würden die Thür erbrochen haben? Aber — der Kriegsrath —?“

„Bah! Ein Kriegsrath in einem eroberten Lande! Nun ja! Zum Nachtrab des Regiments wäre ich allerdings verdammt worden!“

„Feder und Papier!“ rief der Prinz seinem Bedienten zu.

Er schrieb und las dem Pachter dann folgende Zeilen vor:

„Ich, Pachter zu Soisy-sous-Etioles, alter Soldat, der den Krieg in Italien und Deutschland mitgemacht, und zuweilen aus eignem Antrieb und gegen den Willen meines Wirths dessen Wein getrunken, aber niemals dafür eine Strafe erlitten, ich willige nichts desto weniger ein, daß gegenwärtige drei sächsische Soldaten, zur Strafe, meinen Weinkeller geplündert zu haben, ohne Gnade zum Tode verurtheilt werden.“

„Unterzeichnen Sie, Herr Pachter!“

Der Pachter nahm aber nicht die Feder, sondern Stock und Hut und suchte schleunigst die Thür zu gewinnen.

„Nein! So sollen Sie doch nicht fort!“ rief der Prinz ihm lachend nach; „berechnen Sie Ihren Verlust und wir werden Beide einig. Thun Sie, als ob ich Ihnen den Wein abgekauft.“

„Geht,“ sagte hierauf der Fürst zu den vor Freude und Rührung bestürzten Sachsen: „Ich verdamme Euch unwiderruflich zu dreimonatlichem Wassertrinken.

Miszellen.

Ein Fest am Brüsseler Hof.

Als Beweis von dem Geschmack, der im sechszehnten Jahrhundert herrschte, mag folgende Beschreibung eines im August 1549 zu Brüssel am Hofe des Kaisers Carl V. gegebenen Festes dienen. Der Saal war schön tapezirt und die Decke bestand aus gemalter Leinwand, Wolken vorstellend, an denen viele kleine Lampen, Sternen gleich, befestigt waren. In einer Ecke erblickte man einen Felsen, aus welchem Springbrunnen hervorbrachen von frischem Wasser, Wein, Meth und wohlriechenden Essenzen. In einem andern Winkel des Saales sah man einen Thurm, der Blitze und Feuer spie, der Rauch war wohlriechend, und der Hagel bestand aus Zuckergebackenem. (So einen Hagel könnte sich jeder Bauer gefallen lassen.) Jetzt ließ sich von oben herab eine Tafel auf 4 Pfeilern nieder, besetzt mit Schüsseln voll Gebackenem jeder Art. Augenblicks war dieselbe von vielen Gästen geleert, sie versank in die Erde; Blitz und Donner begannen von Neuem, und eine zweite Tafel, noch reicher mit Marzipan und andern Dingen besetzt, ließ sich herab und verschwand wie die erste. Auf der dritten Tafel, welche nach dem dritten Donner erschien, standen drei Lorbeerbäume, an deren Blättern die Wappen des Kaisers und mehrerer Herren befestigt waren. Außerdem standen zur Seite Speisen mancherlei Art in goldenen Gefäßen. Erst nach neun Tagen nahmen die Feste, Tourniere, Ringelrennen u. s. w. ein Ende, welche die Königin Maria von Ungarn zu Ehren ihres Bruders, des Kaisers, und ihrer Schwester, der Königin von Frankreich, angeordnet hatte. So ein Donnerwetter, wie bei jenem Feste war, könnte jeder ehrliche Christ mit gutem Gewissen auch seinem besten Freunde an den Hals wünschen.

Sonderbare Rache.

Pater Cotron erzählt in seiner „Geschichte der Mongolen“ einen sonderbaren Gebrauch, den die Fürstin Cande von ihrem Geschütz machte, als der Großmogul Akebar ihre Haudtstadt Amanabegar belagerte. Jener Schriftsteller sagt nämlich: „Als Cande nach einer zweimonatlichen Vertheidigung sich gezwungen sah, der Uebermacht zu weichen, ersann sie folgendes Mittel, um den Sieger zu hintergehen und sich an ihm zu rächen. Aus dem Gold und Silber, das sie besaß; ließ sie Kugeln gießen, auf welche sie in der Landessprache Verwünschungen gegen Akebar eingrub. Diese Kugeln wurden in einige Feldschlangen geladen, welche dieselben eine Stunde weit tragen konnten, und auf diese Art über das feindliche Lager hinaus in die Wälder und Gebüsche verschossen, welche die Stadt umgaben. Nachdem sie auf solche Weise alle ihre Reichthümer verschleudert hatte, übergab die Prinzessin die Stadt dem Mogul. Einige dieser goldenen und silbernen Kugeln werden noch von Zeit zu Zeit in der Gegend von Amanabegar gefunden, und noch vor Kurzem fand ein Bauer eine goldene, welche acht Pfund wog; Herr Manouchy hat sie gesehen und die Inschrift, die sie trug, gelesen.“

Eine Sitte und ihre Entstehung.

Einige Volksstämme in Yukatan haben die Gewohnheit, eine sehr große Affenart zu braten und

Digitized by Google

gern zu essen. Als Friedrich von Waldeck einst einen Indier nach der Ursache dieser Liebhaberei fragte, antwortete dieser: „Unsere Vorfahren tödteten und fraßen ihre Feinde; seitdem aber die Spanier gekommen und die Stärkeren geworden sind, durften wir nicht mehr dieser unserer Sitte frei folgen, weil sie mit uns Krieg führten, uns umbrachten, unsere Götter verachteten, und uns nicht einmal erlaubten, zu essen, was uns gehört, nämlich unsere Kinder. Nun griffen unsere Vorfahren die kleinen Waldmänner an, deren Fleisch eben so gut ist. Und weil man sie nicht verfolgte, als sie diese Thiere gegessen hatten, so sind wir ihrem Gebrauche gefolgt, und dieses Mahl ist eine große Leckerei für uns.“

Erfindung.

Dem Grundbesitzer Vertelli in Alessandria, im Piemontesischen, ist es nach langjährigen Versuchen gelungen, die von ihm gezogenen Seiden-Raupen nach Willkür rothe oder blaue Fäden spinnen zu lassen. Die von den letztern gebildeten Cocons tragen, statt der gewöhnlichen weissen oder gelben Farbe, die obengenannten, und bieten den für die Bearbeitung zu Stoffen hohen Vortheil, daß die Seide keiner künstlichen Färbung bedarf, und die blaue oder rothe Naturfarbe unzerstörbar bewahrt. Vertelli's Verfahren ist bisher von ihm geheim gehalten, doch scheint es keinem Zweifel unterworfen, daß dasselbe in einer besondern Behandlung der den Raupen als Futter gestreuten Maulbeer-Blätter besteht.

Originelles, wiewohl sehr unwahres Urtheil eines Ausländers über die Teutschen.

Ein teutscher Gentleman geht zu Fuß, als reite er; reitet, als schwimme er; schwimmt, als säße er in Gesellschaft, und sitzt in Gesellschaft, als liege er im Bette. Er spricht englisch wie französisch, französisch wie italienisch, italienisch wie teutsch und teutsch wie spanisch. Vom Fuß bis zum Knie riecht er nach seinem Hund, vom Knie bis zur Brust nach seinem Pferd, von der Brust bis zur Nase nach seiner Pfeife, von der Nase bis über die Ohren nach seiner Amour, und von den Ohren bis über's Gehirn nach gar nichts. Er hat in der Hand eine Gerte, am Auge eine Lorgnette, im Mund Fadaisen, im Kopfe sein Geld, in der Tasche seinen Kopf; spricht mit Gelehrsamkeit von seiner Cigarre, mit Bewußtseyn von seinem Stocke, mit Salbung von seinem Schneider, mit Geringschätzung von Allem, mit Verstand von gar nichts.

Anekdoten.

Der Sohn eines Theaterfriseurs, welcher schon geraume Zeit Statistenrollen versah, bat, man solle ihm doch auch eine kleine Rolle geben. Seine Bitte wurde gewährt, und er erhielt in einem Ritterschauspiel die Partie eines Knappen, welcher zu melden hatte: „Herr, da draußen stürmen die Feinde in hellen Haufen heran!“ — Diese so complicirte Rede hatte er fleißig gelernt. Abends aber, als er schon am Platze stand, um auf das fallende Stichwort hinaus zu eilen, bekam sein Vater Streit mit dem Theatermeister, der damit endete, daß dieser dem Ersten eine Ohrfeige gab. Der Sohn wollte seinem Vater beispringen, aber in dem Augenblick fiel das Stichwort, und ein Anderer schob ihn aufs Theater. Verdutzt stand er da und stotterte: „Herr, da draußen, da draußen“ — „Nun was gibt's da draußen?“ fragte der Schauspieler, dem die Anrede galt. „Da draußen hat eben der Theatermeister meinem Vater eine Ohrfeige gegeben.“ — „Auf denn, meine Freunde,“ versetzte Jener, der Rolle getreu, „so laßt uns, die bedrängte Unschuld zu rächen, unsere Schwerter in das Blut des Frechen tauchen;“ — und er eilte mit seinen Kumpanen hinaus.

Ein sehr komischer Auftritt fand neulich auf einem Boulevard in Paris statt. Ein prächtiger Papagei brüstete sich vor einer Bude und belustigte die Gaffer durch sein Geschrei, als plötzlich ein Jagdhund, ohne Zweifel neugierig, die Ursache dieses Zusammenlaufs zu erfahren, sich durch die Menge drängte, auf den Papagei zusprang, und ihn eiligst davontrug. Das arme Papchen stieß vergebens klägliches Angstgeschrei aus, bis ihm endlich einfiel, Hülfe, Wache, Wache! zu rufen. Sein Entführer, erschrocken, eine Stimme zu hören, die er für eine menschliche hielt, ließ den armen Papagei fahren, und rannte mit hängendem Schweif eiligst von dannen, als ob wirklich die Wache ihm auf den Fersen sitze.

* Logogryph.

Immer lösch' ich den Durst, obgleich mich mancher verachtet.
Nimm ein Zeichen hinweg, bin ich aus Jakobs Geschlecht.

Verlegt und redigirt unter Verantwortlichkeit der G. Geiger j.'schen Buchdruckerei.

Digitized by Google

№ 39. 13. Mai 1840.

Der Erzähler.

Ein

Unterhaltungsblatt für Jedermann.

Fünfter Jahrgang.

Augsburg. Dieses Blatt erscheint jeden Mittwoch und Samstag, und kostet dahier vierteljährlich 15 kr., halbjährig 30 kr. und jährlich 1 fl.; auswärts ist der Preis: vierteljährlich 18 kr., halbjährig 36 kr. und jährlich 1 fl. 12 kr. Bestellungen nehmen alle Buchhandlungen und königl. Postämter, letztere mit der tarifmäßigen Portovergütung, an.

Kotzebue in Paris.

Eine wunderliche, aber wahre Anecdote.

Die ungeheure Kluft zwischen der Stellung eines französischen dramatischen Dichters und jener eines deutschen kann wohl auf keine bündigere und einleuchtendere Weise, als durch folgende Thatsache, dargethan werden:

Es ist bekannt, daß Kotzebue's „Menschenhaß und Reue“ unter dem Titel: „Misantropie et Repentir,“ ins Französische übersetzt und seiner Zeit in Paris und in allen Departements Frankreichs vielleicht noch enthusiastischer, als in Deutschlands Gauen, aufgenommen wurde; denn damals war der Kunstenthusiasmus noch nicht wie jetzt bei uns Deutschen zur Mode geworden. Minder bekannt dürfte sein, daß eine Frauenfeder die Uebertragung geliefert und das Original unbarmherzig verballhornisirt hatte. So verwandelte sie, um nur ein Beispiel anzuführen, den langen dummen Peter in ein zierliches Bürschchen, das von einem jungen Mädchen gespielt werden muß, und auch stets gespielt wird, wobei denn natürlich alle derben Späße verloren gehen. Trotz dieser und ähnlicher Verballhornisirungen machte das Stück im Ganzen Furore. Es war noch sehr en vogue, als Kotzebue im Jahr 1793 nach Paris kam. Misantropie et Repentir“ ward an demselben Tage zum 92. Male aufgeführt. Wer war begieriger, als K., sein Stück in der Uebersetzung kennen zu lernen? Die Ungeduld trieb ihn lange vor Anfang der Darstellung ins Theater. Ein Freund, der K. begleitet, führte ihn im Foyer der Schauspieler ein. Fast alle Beschäftigten waren hier schon in den betreffenden Costümen versammelt. K. wurde ihnen als der Verfasser des Originals vorgestellt. Allgemeine Aufregung, allgemeiner Zudrang, allgemeine jubelnde Beglückwünschung! Da kam eine blasse, hohläugige Dame mit langen, fliegenden Haaren auf ihn zugestürzt und präsentirte sich ihm als Eulalia. K. erschrack über ihren Anzug, besonders über ihren Kopfputz, und wollte eben seine Verwunderung in Worten bezeichnen, als er von einem artigen Bauernknaben im Lockenkopfe, und wie ein Tänzer in seidene Strümpfe und Schuhe gekleidet, unterbrochen wurde. Es war der lümmelhafte Peter. K. stand sprachlos. Aber sein Erstaunen sollte nun erst den höchsten Gipfel erreichen. Ein großer, breitschultriger und wohlbeleibter Herr schritt auf ihn zu. Er trug einen langen blauen Rock, eine Art von Uniform, eine gelbe Taschenweste, rothe Beinkleider und hohe Kappenstiefel. Sein ganzer Kopf war eingepudert. Auf der Stirn saß ihm ein hohes Toupee, an den Seiten zwei dicke Buckel, auf den Wangen ein struppiger Backenbart und im Nacken ein ungeheurer Zopf. Nach den ersten Höflichkeitsformeln fragte ihn K., was er spielte. — Den Meinau. — Den Meinau? in diesem Costüme? — Ja, mein Herr, so gehen in Deutschland die Colonels. — Nein, mein Herr, so gehen in Deutschland die Kutscher!

Im höchsten Unmuthe verließ K. das Foyer, und nur mit vieler Mühe gelang es seinem Begleiter, ihn zu vermögen, daß er der Aufführung beiwohnte und die Loge einnahm, die ihm von der höflichen Direktion angeboten war. Endlich traten sie ein, und fanden das Haus schon gedrängt voll. Ist es denn möglich? rief K. halb verwundet, halb ärgerlich aus. Mit so karrikirten Figuren muß ja mein Stück zur gemeinen Posse herabgezogen werden! Und heute die 92. Darstellung! Die Pariser müssen verrückt sein! — Aber sie waren nicht verrückt. K.

Digitized by Google

selbst überzeugte sich davon. Bald hatte sein Auge sich an die äußern barroken Erscheinungen gewöhnt. Sein Unmuth verwandelte sich in Staunen, sein Staunen in Freude, seine Freude in Entzücken. Er fühlte seine ganze Seele hingerissen und in das Wesen der Darstellung selbst versunken. Alles Störende war, wie durch einen Zauber, seinen Blicken entschwunden und lös'te sich in die vollkommenste Harmonie auf. Die Art, wie gesprochen, gehandelt, sich benommen — mit Einem Worte, wie gespielt wurde, sehnte ihn nicht allein mit den Befremdlichkeiten im Einzelnen aus, sondern schien ihm dieselben sogar bedingt zu haben. Er mußte gestehen, das er bis dahin auf keiner Bühne Deutschlands ein so vollständiges und bis in die kleinsten Nuancen abgerundetes Ensemble erlebt hatte. Auch das beste deutsche Theater ließ ihm in dieser Beziehung noch Manches zu wünschen übrig. Bald war es ein ungeschickter Schauspieler, der nicht in den Rahmen paßte, bald war es ein geschickter, der aber seine Rolle nicht gut memorirt hatte und stocken mußte, weil ihm der Souffleur zu leise anschlug; bald war es dieser selbst, weil er zu laut soufflirte. — Kurz, es war immer ein Hacken oder ein Häkchen, wodurch der Totaleindruck verletzt und verkümmert wurde. Erst in Paris empfing K. eine ganz reine und durchaus ungetrübte Anschauung seines „Menschenhaß und Reue," so unzufrieden er sonst auch mit dessen Uebersetzung sein mochte.

(Schluß folgt.)

Miszellen.

Anastasie in Paris.

Von einem wackern Landeigenthümer wird ein ganz artiges Quid pro quo erzählt. Der gute Mann besitzt ein hübsches Grundvermögen und eine einzige noch viel hübschere Tochter. Er läßt seiner lieben Anastasie, die er für zu zart zum Landbau hält, eine bessere Erziehung geben, und faßt den glücklichen oder unglücklichen Gedanken, sie zur Vollendung ihrer Bildung nach Paris zu schicken. Ein guter alter Vetter, Gewürzkrämer allda, ist bereit, das niedliche Cousinchen in sein Haus und Geschäft zu nehmen; da kann es sich mit dem Handel bekannt machen, und später eine Kaufmannsfrau im väterlichen Dorfe werden. Der Entschluß wird schnell ausgeführt, ein ehrlicher Bauer dem Mädchen zum Begleiter, diesem selbst nur ein offener Brief an den Vetter mit gegeben, der wohlgepackte Koffer mit der nähern Adresse, Stadtviertel, Hausnummer des gewürzten Vetters, zur Diligence geschickt, und Anastasie eilt freudetrunken der zaubervollen Hauptstadt entgegen. Endlich hält die Diligence mitten in Paris, und überläßt die Ankömmlinge des Schicksals dunklen Mächten. Anastasie uno ihr verblüffter Mentor suchen ihr Gepäck zusammen, um schnell zum guten Vetter zu eilen, aber — die Adresse ist verloren. Das lange Fahren und Rütteln hat die Karte mit ihr vom Koffer abgerieben, auf dem Briefe steht nur à Monsieur Gavard à Paris; wo soll man den nun auftreiben? Der kluge Mentor, der in wenigen Stunden wieder mit der Diligence zurück will, packt den Nächsten Besten auf der Straße an; zum Glück ist's ein Lohnbedienter, ein Kommissionär. Kennen sie Herrn Gavard? Ja mein Herr, Kaufmann um die Ecke, in der nächsten Straße Saint Honoré. — Vortrefflich! bringen Sie uns hin. — Der Kommissionär schreitet voraus, der Mentor mit seiner Schutzbefohlenen nach, ein Träger mit Koffer, Haubenschachteln ꝛc. hinter drein. Die Karavane hält vor einem eleganten Laden, der Bauer und seine liebliche Gefährtin treten ein. Monsieur Gavard, Fremde, ruft der Kommissionär; ein artiger Mann kommt ihnen freundlich entgegen, und mit dem Ausruf: Lieber Vetter! hängt die hübsche Anastasie an seinem Halse. Einem Augenblick höchlich erstaunt über die plötzliche Vetterschaft faßt sich Herr Gavard als gewandter und galanter Pariser schnell, und fragt, die allerliebste Ländlerinn noch in seinen Arm haltend, woher ihm dieß unverhoffte Glück zu Theil werde. Lesen Sie, Cousin; hier ist der Brief meines Vaters. Der neue Cousin liest: Meine Tochter, lieber Vetter! soll Euch nicht zur Last sein, sie kann und soll Alles gut zahlen, sorgt nur recht für ihre Aufnahme und Ausbildung. Monsieur Gavard begreift nun Alles; er erinnert sich sogleich, daß er lange nicht gesehene Verwandte in St. Quentin habe, freut sich herzlich der Ueberraschung, welche ihm die liebe Cousine gemacht, heißt sie tausend Mal willkommen, fertigt den harrenden Mentor mit den besten Grüßen an den Vetter Papa ab, und installirt Anastasie alsbald in seinem Laden als erste Gehülfinn. — Nach vier Wochen empfängt der gute Alte in St. Quentin einen kläglichen Brief seiner Tochter, worin sie ihn beschwört, zu ihr zu eilen, um sie aus den Händen des schlimmsten aller Cousins zu retten, der

Digitized by Google

sie gar übel behandle, in eine höchst peinliche Lage bringe — mehr wolle sie mündlich ihm vertrauen. Der Alte macht sich augenblicklich auf den Weg; in Paris angelangt, eilt er zum Vetter Gewürzkrämer, stürzt in dessen Laden, überhäuft den Erstaunten mit Vorwürfen und Schmähungen, verlangt drohend sein Kind, und ist, als dieser, durch solches Betragen in Harnisch gebracht, ihn für einen Narren erklärt, dem man die Thüre weisen müsse, im Begriffe, mit seinen derben Fäusten über ihn herzufallen. Seine Garçons werfen sich zwischen die wüthenden Cousins; der Lärm zieht die Menge auf der Straße herbei, endlich erscheint der Polizeikommissär, Ruhe gebietend, und verlangt den Thatbestand. Der Vetter von St. Quentin und der Gewürzkrämer von Paris schreien ihm gleichzeitig die Ohren voll, doch enträthselt er aus ihrem unbezähmten Toben so viel, daß eine Verwechselung im Spiele ist. Der Droguist Gavard in der Straße St. Honoré, sagt er zum Papa aus der Provinz, wird den Cousin bei Eurer Tochter spielen und sie in der Lehre haben. Die feindlichen Alten fangen an, dieß zu begreifen, und gehen alsbald versöhnt mit dem Kommissär zu Monsieur Gavard Droguiste. Richtig sitzt Anastasie trübselig am Fenster hinter der Etalage; der Alte rast in den Laden, wirft Tische und Kasten um, zerschlägt Flacons und Büchsen, und packt sein Lämmchen, als wollt' er es einem Kondor entreißen. Auf ihren Schrei des Schreckens und der Freude, eilt Herr Gavard aus dem Comptoir herzu, und von allen Seiten stürmen der Vater, der echte Vetter, die Cousine auf ihn los, aber wie ein Fels in der Meeresbrandung versichert er lächelnd, er sei auch ein Herr Gavard, an dem quid pro quo ganz schuldlos, und solle er nicht der Vetter sein, so könne er ja der Mann der hübschen Cousine werden. Dieses Schlagwort entwaffnet plötzlich den guten Vater, der sich mit einem Male auf der Spitze seiner höchsten Wünsche, das geliebte Herzenskind schon als Herrin des eleganten Ladens, als Kaufmannsfrau in Paris erblickt. Sein Zorn ist gebrochen, er sieht seine Tochter fast flehendlich fragend an, und — Anastasie meint, mit dem — Vetter hätte sie es nicht ausgehalten, mit dem — Ehemann aber werde es sich schon thun lassen. Kurz, die verlorne Adresse und die unterschobene Vetterschaft führen zu einer Verlobung, wobei der echte Vetter und der Polizeikommissär sogleich als Zeugen figuriren.

Ole Bull,

erzählt ein französisches Blatt, kehrte in diesen Tagen aus einer Soirée nach Hause. In seinem Zimmer angekommen, findet er eine große, ihm unbekannte Kiste vor, auf welcher geschrieben steht: „Brennholz!“ Er fragt die Diener, was das bedeuten solle? und erfährt, es sey dieselbe von Arbeitsleuten mit der Adresse Ole Bull's hier abgesetzt worden. Man öffnet sie, und findet — was meint man wohl? einige Dutzend Violinen allerlei Gattung mit Kästen und Bögen, und dabei die Auskunft, ebenso viele Kunstjünger der modernen Lyra hätten beschlossen, nachdem sie Ole Bull spielen gehört, von nun an weiter keine Geige zu berühren, und bäten den Meister, ihre Instrumente dem Feuer zu opfern. Der Norweger lachte, und nach acht Tagen sah man bei ihm eine Tafel, gedeckt für ebenso viele Gäste, als Geigen in der Kiste waren, und an jedem Stuhle hing ein Instrument mit einem Zettel, bezeichnet mit: „Beharrlichkeit und Fleiß.“ Die jungen zur Mahlzeit eingeladenen Leute erfuhren nebenbei das abenteuerliche Ringen Ole Bull's nach Ruhm, Widerwärtigkeit und Gelingen nach unsäglichen Mühen, und die jungen Thoren griffen beschämt wieder zum Bogen, um den Weg zu Ruhm und Geld gleichfalls zu verfolgen. Man sieht, der blasse Norweger hat noch immer Raffinement, von sich reden zu machen und seinem Ruhm um jeden Preis zu dienen. — Einiger Anekdotenwind schwellt den Ballon.

Das Fritschifest.

In Luzern feiert man, was vielleicht in keiner andern Stadt der Fall ist, statt des Andenkens großer Helden, das Fest eines fröhlichen Mannes, der die Kunst verstand, ein halbes Jahrhundert lang Luzern und die übrige Eidgenossenschaft mit seinen witzigen Einfällen, Schwänken und Streichen zu erheitern. Er hieß Fritschi, und war ein lustiger Bruder zu Ende des 15. Jahrhunderts, der sein Vermögen — und er war reich! — dem Gott der Freuden widmete, so lange er lebte, und durch sein Vermächtniß selbst noch nach dem Tode. In diesem Vermächtnisse ordnete er an, alljährlich an einem gewissen Tage sollten die Mitglieder der Stadtzunft, zu welcher er gehörte, einen Umzug durch die Stadt halten, Musik voran und ein Mann von seiner Gestalt und Art dabei. Dieser soll als sein Stellvertreter erscheinen, den großen, silbergeschmückten

Digitized by Google

Pokal, den er hinterlassen (den Fritschikopf genannt,) tragen, und wohlgefüllt mit Wein Jedem andieten, der einen guten Trunk begehre. Dann müsse der Zug der Männer, Alle in Harnisch und Waffen, hinaus nach den Halden, wo er gewohnt, um dort zu lachen und zu trinken, um seiner nicht zu vergessen, von da aber in den Zunftsaal zurück, den Tag bei Spiel und Tanz, Wein und Gesang zu beschließen. — Die Luzerner ließen sich ein Testament dieser Art wohl gefallen. Selbst ehrbare Rathsherren marschirten in den ersten Zeiten feierlich und gewissenhaft mit. Diese Feierlichkeit wird noch heutigen Tages gefeiert.

Wunderliches Vermächtniß.

Die drolligen, sonderbaren, ja oft halb wahnsinnigen Launen mancher Engländer sind bekannt. Sie sind fast sprüchwörtlich geworden, und die launischen, blondhaarigen, spleensüchtigen Insulaner sorgen dafür, daß die Erinnerung daran von Zeit zu Zeit recht bedeutsam verjüngt und aufgefrischt werde. Der Eine reist, um sich eine Sammlung von Fluß- und Quellwassern anzulegen. Er hat in Flaschen Donau- und Tajo-, Nil- und Ganges-, Maranhon- und Newa-Wasser. Aus den Quellen des Rheins und Ohio hat er geschöpft, und prunkt nun nicht wenig mit dem chimären Werthe seines Wasserkabinets. Der Zweite hat eine Sammlung von Stricken aufzuweisen, mit denen berüchtigte Verbrecher gehängt wurden. Der Dritte besitzt Erde von allen Schlachtfeldern Napoleons, und sofort haben sich Andere noch anderer und noch wundersamerer Kuriositäten zu rühmen. Miß Tortly reiste vergangenes Jahr eigens nach Pisa, weil sie vernahm, daß der schiefe Thurm daselbst bei Mondlicht sehr eigenthümlich sich ausnehme. Abends bei Vollmondschein kam sie an, und fuhr Morgens wieder ab nach London. Sir Murrey besuchte auf dieselbe Art den Gipfel des Aetna. Master Harlington liebt nur die grüne Farbe. Alles an ihm ist grün. Er gleicht einem Mensch-gewordenen Laubfrosche. Und um von tausend und aber tausend Fällen solcher britischen Eigenheiten noch einen zu erzählen, so sey bemerkt, daß ein reicher Londoner Brauer, der im vergangenen Jahre starb, seinem Neffen das hinterlassene ungeheure Vermögen nur unter der Bedingung testamentarisch vermachte, daß dieser sich, so lange er Zähne im Munde habe, alljährlich an seinem Sterbetag einen davon ausreißen lasse. Er wollte dadurch bezwecken, daß der Neffe noch nach langen Jahren an diesem Tage seines Onkels mit ungeheucheltem Schmerz gedenke.

„Ich kann Ihnen," sagte eine Dame, welche einen Prozeß verloren hatte, zu ihrem Sachwalter, „ich kann Ihnen für Ihre viele Mühe, welche ich Ihnen durch Führung dieses Prozesses verursacht habe, nichts anders geben, als mein Herz." — „Schenken Sie dieß nur," erwiderte dieser ernste Priester der Themis, meinem Schreiber; diesem lass' ich alle die kleinen Sporteln."

Charade.

Das, was dieses Räthsel nennt,
Wird von Weiten gern geflohen,
Weil, wo seine Fackel brennt,
Meist Gefahr und Unheil drohen,
Oft als letzter schlimmer Gast
Drängt es sich zum Mahl, dem frohen,
Wahre Freude, die es hasst,
Weicht alsdann der thierisch rohen.

Will man aber nun die beiden
Sylben von einander scheiden,
Jede — haucht man nur hinein, —
Wird für sich lebendig seyn.

Die Erste ist das Manna,
In Gaben unbeschränkt,
Womit der Himmel täglich
Die durst'ge Erde tränkt.
Man sieht es allwärts leuchten;
Am kleinsten Halm sogar
Nimmt man den Schmuck, den feuchten,
Mit stiller Andacht wahr.

Die Zweite nährt als Manna
Der Sterblichen Geschlecht;
Es gibt die beste Speise
Dem Herrn, gleichwie dem Knecht.
Der gütige Welterhalter
Läßt Jedem es gedeih'n;
Doch ist der Geiz Verwalter,
Stellt sich der Mangel ein.

Wenn man das Getrennte jetzt
Wiederum zusammensetzt,
Wird es einen Giftstoff geben,
Der der Pflanze zartem Leben
Traurige Zerstörung droht,
Hoffnungsvoller Saaten Tod.

Auflösung des Logogryphs in No. 38:
Wasser. Asser.

Verlegt und redigirt unter Verantwortlichkeit der G. Geiger j.'schen Buchdruckerei.

Digitized by Google

№ 40. 16. Mai 1840.

Der Erzähler.

Ein

Unterhaltungsblatt für Jedermann.

Fünfter Jahrgang.

Augsburg. Dieses Blatt erscheint jeden Mittwoch und Samstag, und kostet dahier vierteljährlich 45 kr., halbjährig 30 kr. und jährlich 1 fl.; auswärts ist der Preis: vierteljährlich 48 kr., halbjährig 36 kr. und jährlich 1 fl. 12 kr. Bestellungen nehmen alle Buchhandlungen und königl. Postämter, letztere mit der tarifmäßigen Portovergütung, an.

Kotzebue in Paris.

(Schluß.)

Am andern Morgen, als K. noch allein war und eben seine Betrachtung über die Ursachen anstellte, warum es den deutschen Darstellern noch nicht gelingen wolle, im Schau- und Lustspiel den Grad der Vollendung zu erreichen, den er auf französischen Bühnen wahrgenommen habe — da hörte er an seine Thür pochen. Auf den Ruf: „Herein!“ trat eine — Dame ins Zimmer, nicht alt, nicht jung, schmächtig, blaß, wie vor Kurzem erst von einer Krankheit erstanden, aber sehr anständig gekleidet, und es entspann sich folgende Unterredung. Dame (mit zitternder Stimme und sichtbar bewegt:) Verzeihung, mein Herr! Habe ich die Ehre, mit Herrn von Kotzebue zu sprechen? — K. Aufzuwarten, Madame! — D. (hastig:) Mit dem berühmten Verfasser von „Menschenhaß und Reue“ und von andern vortrefflichen Werken? — K. Bitte sehr — aber ich bin derselbe Kotzebue. — D. (heftig erschüttert nach seiner Hand fassend:) O, so erlauben Sie mir, diese Hand mit Thränen des innigsten Dankes .... — K. (zieht schnell seine Hand zurück,) Was wollen Sie thun, Madame? — D. Sie haben Recht. Mir geziemt es, meinen Dank auf den Knieen auszusprechen. (Sie will sich ihm zu Füßen werfen.) — K. (der sie nur mit Mühe zurückhalten kann,) Madame! — D. O, lassen Sie mich! — K. Nein, ich muß ernstlich bitten, mich nicht beschämen zu wollen. Was Sie mir auch zu sagen haben, ich kann es nur anhören, wenn Sie ruhig sind, Ihre Thränen zu trocknen und bei mir Platz zu nehmen. (Sie zu einem Sopha führend.) Fassung, Madame, und setzen Sie Sich! (Beide sitzend.) — D. So erfahren Sie denn, mein gütiger Herr, wie sehr ich mich Ihnen verpflichtet fühle. Ich bin eine Deutsche, kam aber schon in meinem fünfzehnten Jahre mit meinen Eltern nach Paris. Vier Jahre später ward ich die Gattin eines wackern Mannes. Wir lebten im Wohlstande. Ich war glücklich, sehr glücklich als Tochter, Weib und Mutter; aber, ach! zu bald sollte ich es nicht mehr sein. Der Tod meiner guten Eltern erschütterte zuerst mein häusliches Glück; doch fand ich Trost im Besitz eines braven Mannes und dreier hoffnungsvollen Kinder. Allein vor fünf Jahren .... (Sie stockt.) — K. Nun, Madame, vor fünf Jahren? — D. (mit ausbrechenden Thränen:) Ward ich Wittwe, meine Kinder Waisen! — K. Sie verloren Ihren Gemahl? — D. Ich verlor ihn, und mit ihm Alles! — K. Wie sehr beklage ich Sie! — D. Sein Verlust warf mich aufs Krankenlager, wo ich neun Monate lang zwischen Leben und Tod schwebte; endlich erholte ich mich, aber nur, um mein ganzes Unglück überschauen zu können. Was die schnell nach einander folgenden Todesfälle noch übrig gelassen, hatte meine Krankheit vollends aufgezehrt. Ich war mit meinen Kindern an den Bettelstab gebracht. Die Arbeit meiner Hände mußte mich und sie ernähren, genügte aber bald nicht mehr. Die Kleinen wuchsen heran — die Bedürfnisse vermehrten sich — ich sah der verzweiflungsvollsten Zukunft entgegen — da — da — (Thränen ersticken abermals ihre Sprache.) — K. Fassen Sie Sich doch! — D. (indem sie sich wieder vor ihm niederwerfen will,) Nein, Sie müssen mir vergönnen, daß ich mich zu Ihren Füßen ausweine! — K. (es wieder verhindernd:) Nimmermehr! Sprechen Sie frei, Madame! Was wünschen Sie? Was kann ich für Sie thun? — D. Ach, Sie haben ja schon so viel für mich gethan! — K. (höchst erstaunt.) Ich? — D.

Digitized by Google

Sie haben mich zu einer reichen Frau gemacht. — K. Ich, Sie? — D. Zur glücklichsten Mutter, die Ihnen die Mittel verdankt, ihren Kindern eine gute Erziehung geben zu können. — K. Wie ist das möglich? — D. Und die nun, von Ihrer Anwesenheit in Paris unterrichtet, hieher geeilt ist, mit ihrem Danke zugleich einen kleinen Theil dessen, was sie durch Sie bezogen, Ihnen zu Füßen zu legen. — K. Ich begreife nicht. — D. (eine volle schwere Börse hervorziehend.) O, nehmen Sie! Es sind nur zehntausend Franken in Gold. — K. Was muthen Sie mir zu? — D. Es ist nicht der fünfte Theil der Summe, die ich Ihnen wahrscheinlich noch zu verdanken haben werde. — K. Aber wie, Madame? Auf welche Art und Weise? Sie sehen meine Neugierde aufs Höchste gespannt. Ich muß um endliche Befriedigung bitten. — D. Haben Sie denn noch nicht errathen? Ich war die getreue Uebersetzerin, wurde aber, nach Vorschrift des Theater-Comite, das meine Uebersetzung verwarf, die treulose Verarbeiterin von „Menschenhaß und Reue.“ — K. (mit langem Gesichte:) In der That! — D. Zürnen Sie nicht über die Verunstaltung Ihres Drama. Sie war durch dessen Verpflanzung auf französischen Boden zum Theil nothwendig, und der Erfolg hat sie auch in so fern gerechtfertigt, als er der glänzendste ist, den je ein ausländisches Produkt in Frankreich erlebt hat. Sie haben gestern selbst die zweiundneunzigste Darstellung in dem überfüllten Hause mit angesehen. Wer mag in dem unermeßlichen Paris ermessen, wie viele ihr noch folgen dürften? Und da sich dieß Stück auf allen Provinzbühnen eines verhältnißmäßig gleichen Succesſes erfreut .... — K. So kann auch der Verfasser die Uebertragung um so mehr billigen, als ihm dadurch die Bekanntschaft mit einer geistreichen und achtungswerthen Dame zu Theil wurde. — D. O, mein Herr! — K. Aber ich begreife noch immer nicht, warum Sie mir deßhalb eine so beträchtliche Summe anbieten. — D. Beträchtlich? Sagte ich Ihnen doch, es sei nicht der fünfte Theil von dem, was ich bereits für Ihr Stück bezogen habe. — K. (erstaunt:) Nicht der fünfte Theil des Honorars? — D. Nein, denn meine Tantièmes trugen mir bis jetzt schon über dreiundfünfzigtausend Franken ein. — K. (erstaunt:) Dreiundfünfzig ...? — D. Die bei dem außerordentlichen Beifall, den das Stück allenthalben findet, binnen einigen Jahren möglicher Weise bis auf zweimalhunderttausend gestiegen sein können. — K. (nach einer Pause, mit bitterm Lächeln:) O Deutschland! — D. Was meinen Sie? — K. Nichts, Madame! Ich gedachte nur unseres gemeinschaftlichen, lieben Vaterlandes, und gratulire meiner verdienstvollen Landsmännin von ganzem Herzen. — D. Sie verschmähen also den kleinen Tribut nicht? — K. O nein, ich danke vielmehr so warm dafür, als ob ich ihn annehmen dürfte. — D. Wie! Sie dürfen nicht? — K. Aus zwei Ursachen: Erstens, weil ich nicht des Geldes wegen Komödien zu schreiben brauche, und zweitens, weil ich die sechszig deutschen Theater, welchen „Menschenhaß und Reue“ die Kassen füllt, nicht beschämen möchte. — D. Beschämen? — K. Ja, Madame! Träfe sie nicht gerechte Schmach, wenn es ruchbar würde, daß mir die edelmüthige Uebersetzerin meines Schauspiels eine fünfmal größere Summe zugetheilt, als mir von sämmtlichen Bühnen Deutschlands für das Original worden ist? Denn ich kann Ihnen schwören, daß ich für dasselbe im Ganzen nicht volle 300 Thaler als Honorar, und diese nur von einigen Hauptbühnen, empfangen habe. — D. Unerhört! Und die andern Theater? — K. Haben mein Manuskript gestohlen oder gewartet, bis es im Drucke erschien, wo es dann als gute Prise behandelt wurde. — D. Und gegen so schreiende Mißbräuche schützen keine Gesetze? — K. Jetzt noch nicht, aber vielleicht in einem kommenden Jahrtausend. — D. O, so wählen Sie Paris zu Ihrem künftigen Aufenthalte! Hier ärntet der Dichter die Früchte seiner Saaten. Mit Ihrem eminenten Talente — ich prophezeie es Ihnen — sind Sie in wenigen Jahren ein Millionär geworden. — K. Sie schmeicheln, Madame, aber — ich bin ein deutschgesinnter Deutscher — ich lebe und sterbe in meinem Vaterlande.

Und Kotzebue hat Wort gehalten.

Die Wahrheit dieser Anekdote kann der Erzähler um so mehr verbürgen, als ihm deren wesentlicher Inhalt von Kotzebue selbst mündlich mitgetheilt wurde.

Miszellen.

Der dankbare Sohn.

Der Husarenmajor von Kordshagen war der einzige Sohn unbemittelter Eltern, die sich im Dorfe Spornitz von einem kleinen Ackergute nothdürftig ernährten. Beim Ausbruch des ersten schlesischen Krieges zog er mit dem Ziethenschen Re-

Digitized by Google

giment als gemeiner Husar zu Felde. Ordnung im Dienste und ein musterhaftes Betragen empfahlen ihn bald zum Unteroffizier; ausgezeichneter Muth, kühne Entschlossenheit und andere kriegerische Talente führten ihn während des siebenjährigen Krieges auf die höheren Stufen des militärischen Ranges. Mit Vergnügen finden wir in den hinterlassenen Werken des königlichen Regenten den Lieutenant Kordshagen als einen der tapfersten Offiziere des berühmten Leibhusaren-Regiments aufgezeichnet. Nach dem Frieden kehrte er als Rittmeister und Inhaber einer Schwadron, mit dem Verdienstorden geziert, in das Standquartier zurück. Von der Anwesenheit seiner alten geliebten Eltern, aus deren Stande er mit so vieler Würde hervortrat und die ihn auf den Markte erwarteten, wurde er sehr angenehm überrascht. Er sprang vom Pferde und umarmte sie herzlich. Schon als Unteroffizier hatte er angefangen, die Eltern von dem kleinen Solde zu unterstützen; jetzt nahm er sie in seine Wohnung auf, gab ihnen die im Alter nöthigen Bequemlichkeiten und zog sie täglich an die Tafel. — Es ist nicht selten, daß edle Handlungen falsch beurtheilt und getadelt werden. So fand man auch das Betragen des Rittmeisters gegen seine Eltern äußerst unanständig und sogar pöbelhaft, besonders deßhalb, weil er sie in Gegenwart der Offiziere mit zur Tafel zog. — Dieser niedrige Tadel wurde endlich so laut, daß ihn der General erfuhr. Was that der edle Ziethen? Er benachrichtigte den Rittmeister, daß er an einem bestimmten Tage seine Schwadron mustern und bei ihm absteigen werde. Die Musterung fiel zur völligen Zufriedenheit des Generals aus. Die bei der Schwadron stehenden Offiziere versammelten sich in dem Hause des Rittmeisters; man wollte sich eben zur Tafel setzen, als der General sich nach den Eltern erkundigte und es auffallend fand, daß sie nicht in der Gesellschaft waren. Die Entschuldigung des Sohnes wurde nicht angenommen; die Alten erschienen in gewöhnlicher, ländlicher Tracht, der General empfing sie zuvorkommend, unterhielt sich mit ihnen und sie mußten an seiner Seite bei der Tafel Platz nehmen. Die erste Gesundheit, die er ausbrachte, war: „Auf das Wohl der würdigen Eltern eines so braven Sohnes.“ Die hierin liegende Deutung wurde verstanden und seitdem verstummte der niedrige Tadel. — Bei Gelegenheit der Revue wurde Kordshagen bald nachher zur königlichen Tafel gezogen. Hier befand er sich in Gesellschaft von ausgezeichneten Generalen und Stabsoffizieren, unter den Augen des großen Königs. — „Aus welchem Hause stammt Er, mein lieber Kordshagen?“ fragte ihn der Monarch, wahrscheinlich um seine Gesinnungen zu prüfen. — „Aus gar keinem, Ihre Majestät; meine Eltern sind arme, ehrliche Bauersleute; aber ich möchte diese Eltern nicht um Alles in der Welt vertauschen,“ erwiderte Jener. — „Das heißt edel gedacht,“ sagte Friedrich, „ein solcher Sohn verdient geadelt zu werden.“ — Kordshagen wurde seiner Verdienste wegen bald nachher in den Adelstand erhoben und mit Gütern beschenkt. — Er starb im 50. Jahre seines Lebens. Sein einziger, hinterlassener Sohn zeichnete sich im deutschen Freiheitskriege ebenfalls rühmlich aus.

Das goldne Service.

Das folgende Geschichtchen ist wirklich, wie unglaublich es bei der französischen National-Eitelkeit seyn mag, in einer französischen Zeitschrift erzählt: Der französische Kriegskommissär R., der in den vielen glorreichen Feldzügen ein reichliches Vermögen erworben, hatte sich bei Clamecy eines der angenehmsten Landhäuser gekauft, das er mit seiner Familie bewohnte. Der Glückswechsel wollte indeß im Jahre 1814, daß die Sieger von 1806 von den damals besiegten Preußen jetzt zurückgedrängt wurden und Madame R., deren Gemahl auf Kosten so manches Preußen sich früher satt gegessen, einen preußischen General zu bewirthen bekam. Zum Glück für Madame R. war dieser General der Fürst * *, ein sehr artiger und gutmüthiger Mann, und Madame, die Anfangs aus Furcht vor den Kosacken alle ihre Habseligkeiten versteckt hatte, ward nach und nach zutrauend, ließ ein Stück nach dem andern wieder hervorbringen und vergaß zuletzt ganz, daß ihr Gast ein feindlicher Krieger sey. Sie durfte auch ihr Vertrauen nicht bedauern. Der Fürst blieb sich immer gleich und sah die silbernen Couverts eben so ruhig wieder abtragen, als er mit den werthlosen vorher gethan. — Eines Tages, es war der Geburtstag ihres abwesenden Gatten, überließ Madame R. sich dem unbedingten Selbstvergessen, und es erschien auf einmal zu Mittag ein vergoldetes Service. — Fürst * * machte seiner artigen Wirthin Komplimente über ihre Zuvorkommenheit und Madame R., im höchsten Grade geschmeichelt, gestand, daß sie dasselbe vor acht Jahren von ihrem Gatten

zum Geschenk erhalten. Fürst** schien das zu überhören und blieb, wie immer, auch dießmal bis zu Ende der Tafel derselbe angenehme Gesellschafter. Aber — wer malt das Erstaunen der Madame R., als sie nach Tisch zufällig in das Hinterzimmer geräth und dort die fürstlichen Leute so eben beschäftigt sieht, das ganze Service unter Aufsicht des Fürsten selbst sorgsam einzupacken. — „Aber, mein Gott, mein Herr, was ist das? Mein Service.“ — „Entschuldigen Sie, Madame“ — unterbrach sie der General — „Sie wollten sagen, Ihr Service. Haben Sie nur die Güte, das Wappen der Teller und Schüsseln mit meinem Wappen, das Sie hier z. B. an diesem Siegelringe, an meinem Wagen u. s. w sehen, zu vergleichen, und Sie werden mit Einem Blicke finden, daß Beide ein und dasselbe sind. Gerade vor acht Jahren nahm Ihr Herr Gemahl meiner Gattin dieses Service weg, und ich schmeichle mir, daß Sie nach Ihrem eigenen Nationalsprichwort: daß Jeder nach dem Seinigen greift, wo er es findet, mir nicht übel wollen, wenn ich hier mein Eigenthum wieder in Besitz nehme. So geht es einmal in der Welt — heute Sieger, morgen der Besiegte. Der bescheidene Sieger nimmt indeß nur, was er nehmen darf.“ — Und so kehrte das goldene Service, auf so wunderbare Weise aufgefunden, in sein heimathliches Schloß zurück; und — mußte verschmerzt werden.

Die Frauen in Canton.

Die Hautfarbe der chinesischen Frauen in Canton ist außerordentlich weiß, ihr Haar dagegen glänzend schwarz, mit goldenen und silbernen Nadeln aufgesteckt und mit Blumen geschmückt. Ihr Wuchs ist ungemein zierlich und ihre Kleidung die anständigste, natürlichste, bequemste und glänzendste, die man sich denken kann. Leider sind die Gelegenheiten selten, sie zu sehen. Nur bisweilen erblickt man sie in ansehnlicher Entfernung von ihren Häusern, und da ihre Füße so klein sind, so können sie nicht gehen und laufen, sondern nur trippeln und müssen sich dabei oft an den Wänden anhalten. Wenn ein Fremder sie ansieht, fürchten sie sich so sehr und gehen so unsicher, daß er gern zurückbleibt, damit sie nur nicht fallen, denn dafür bekäme er sicherlich die Bastonnade.

Gebrauch der Zehen.

Die Eingebornen von Australien besitzen eine Fähigkeit, ihre Zehen zu gebrauchen, und können damit Dinge thun, welche Personen, die Schuhe und Stiefel tragen, in Erstaunen setzen. Diese Fähigkeit erlangen sie hauptsächlich durch ihre Gewohnheit von früher Jugend an auf Bäume zu klettern, da sie dabei sich der Zehen fast eben so bedienen müssen wie der Finger. Mit den Zehen holen sie Süßwassermuscheln aus dem Schlamme der Flüsse und Lagunen und die Haufen dieser Schalen neben ihren alten Feuerplätzen, die zahlreich an den Ufern sind, zeigen, daß die Muscheln die tägliche Nahrung wenigstens der Frauen und Kinder sind. Bei ihren Versuchen zu stehlen, spielen ihre Zehen ebenfalls eine große Rolle. Sie treten leise auf irgend einen Gegenstand, fassen denselben mit den Zehen und werfen ihn auf den Rücken oder unter den Arm, oder zwischen den Bart und den Hals, so daß sie ihn verbergen können.

* Lied im Lenze.

Der holde Lenz erschien. Durch Hain und Flur,
Die mit dem Festgewande sich geschmückt,
Ertönt der Sänger Lied, von Lieb beglückt
Weiht ihren Duft die Blume der Natur.

Der Epheu schlingt sich fester an den Ast,
Der Baum ist Schutz, sein Wehn spricht leis' ihm zu:
Sei du mir treu, ich bin dir dann zur Ruh
Und so vereint sind wir der Vogel Rast.

Die Blütenkron' tönt von der Sehnsucht Lied;
Der Nachtigall entzückender Gesang
Schallt aus dem Busch, der Abendglocke Klang
Weckt ihr die Sehnsucht, die im Busen glüht.

O Wonne, die aus jeder Knospe dringt
Wie füllst auch du so freudig meine Brust,
Das Lied der Lerche regt zu froher Lust,
Das jedem Herzen heiter wiederklingt.

Und steh' ich auch im Reich der Lieb allein,
Von Hoffnung blos, von aller Freude fern,
So schweif ich doch durch Flur und Wald so gern
Und träume dort von Liebe, Lied und Wein.

Zur Zerstreuung fürwahr ist Viper so zornig den Tag durch,
Weil er im Zorne sich selbst immer am schnellsten vergißt.

L. Sch.

Auflösung der Charade in No. 39.:
Taumel, (Thau, Mehl), Mehlthau.

Verlegt und redigirt unter Verantwortlichkeit der S. Geiger j.'schen Buchdruckerei.

Digitized by Google

№ 41. 20. Mai 1840.

Der Erzähler.

Ein

Unterhaltungsblatt für Jedermann.

Fünfter Jahrgang.

Augsburg. Dieses Blatt erscheint jeden Mittwoch und Samstag, und kostet dahier vierteljährlich 15 kr., halbjährig 30 kr. und jährlich 1 fl.; auswärts ist der Preis: vierteljährlich 18 kr., halbjährig 36 kr. und jährlich 1 fl. 12 kr. Bestellungen nehmen alle Buchhandlungen und königl. Postämter, letztere mit der tarifmäßigen Portovergütung, an.

Der Apfelbaum.

Nach einer wahren Begebenheit.

Der reiche Bauer Martin saß mit seinem Weibe an einem trüben Herbstabende in seiner warmen Stube und schmauchte noch sein Pfeifchen nach dem Abendbrod; behaglich lächelnd blickte er auf ein kleines Bett, das neben ihm stand, und worin rothwangig und kräftig sein einziges Kind, ein blühender Knabe von vier Jahren, schlummerte. Wohl gibt es keinen friedlicheren und behaglicheren Anblick zugleich als ein gesundes, schlafendes Kind. Dieses noch ganz makellose Bild der Unschuld, diese Engelsruhe eines harmlosen, frischen Lebens, dieser Hoffnungsspiegel künftigen Glückes müßte jedes fühlende Herz mit der höchsten Seligkeit beleben, hielte nicht die graue, unheimliche Gestalt der Erfahrung in der Nebelferne der Zukunft einen Dornenkranz über das Haupt des schlafenden Engels, den unsere Phantasie so gerne nur mit Rosen bekränzen möchte. Der reiche Bauer Martin war beiläufig von denselben Gefühlen und Ansichten ergriffen, nur sprach er sie mit folgenden schlichten Worten aus: „Ein hübscher Bursch, unser Johannes, er soll aber auch brav und glücklich werden; wir hinterlassen ihm ein schuldenfreies Haus, eine prächtige Wirthschaft und ein hübsches Stück Geld noch obendrein; die schönste und reichste Dirne im Marktflecken wird sein Weib, was kann dem Burschen noch in der Welt fehlen?“ — „Gott bewahr ihn vor allem Unglück und lasse ihn fromm und gottesfürchtig wandeln,“ antwortete mit gefalteten Händen die gute Mutter Anna, und Beide konnten die Blicke und die Herzen nicht mehr wegwenden von dem kleinen backigen Hans! —

Da klopfte es plötzlich an das Fenster leise und wiederholt; ein Klageton drang durch die Scheiben herein; erschrocken faßte Anna ihren Mann am Arm, der beherzt und eilig mit der Leuchte in der Hand zur Thüre hinaustrat. Ein junges Weib lag an der Schwelle des Hauses, halb ohnmächtig und stöhnend. Martin faßte sie hülfreich unter den Arm, da zeigte sie ängstlich auf einen Bündel, der neben ihr am Boden lag, Anna hob ihn auf, und Beide trugen nun die Leidende auf ihr gastliches Bett, das stets zur Zierde, nie zum Gebrauch aufgerichtet stand. Immer wieder deutete die Kranke auf den Bündel, und als Anna ihn öffnete, lag ein kleines, halbnacktes Mädchen, kaum wenige Tage alt, in demselben, blau und erstarrt, ohne Zeichen des Lebens. Schnell hatte Anna stärkende Brühe für die Kranke, warme Linnen und Milch für das Kind bereitet, welches sie mit großer Mühe ins Leben zurückbrachte; dann legte sie es schlummernd zu ihrem kleinen Hans, dessen warmer Lebenshauch bald in die Kleine stärkend überging. Noch in der Nacht holte Martin den Arzt; doch trotz aller angewandten Mühe schwanden die Kräfte des armen Weibes bedeutend, und als der Morgen graute, war sie schon eine Leiche, unfähig ein Wort über ihre Herkunft oder Lebensereignisse kund zu geben.

So verwundert der kleine Hans auch über das Schwesterchen war, das er bei seinem Erwachen neben sich fand, so erfreut war er, als sie zu gehen und endlich zu sprechen anfing, und als seine einzige und liebste Gespielin heranwuchs, mit ihm zur Schule ging, und des Abends täglich spielend mit ihm unter dem großen Apfelbaume saß, der an der Grenzmark der weiten Aecker, Wiesen und Weingärten seines Vaters stand.

Doch nicht lange währte diese selige, frohe Kin-

Digitized by Google

derzeit! — Ach, wenn ist sie nicht auch die liebste Erinnerung des zu schnell entschwundenen Morgentraums des Lebens! Mutter Anna fing an die kleine Martha (diesen Namen hatte sie ihr in der Taufe geben lassen) zu häuslichen Beschäftigungen zu verwenden; als sie fünfzehn Jahre alt war, befahl Martin sie zu den gröbsten Arbeiten anzustrengen; „sie muß sich ihr Brod verdienen lernen, und nie vergessen, daß sie ein armes Bettelkind ist, das von unseren Wohlthaten lebt," pflegte er zu sagen, und sein Unmuth gegen das heranblühende Mädchen nahm in demselben Grade zu, als die Liebe des neunzehnjährigen Hans zur sanften, stillen, frommen Martha. Beinahe mit jeder Stunde wuchs diese unausgesprochene, aber tief glühende Liebe in ihm bis zur verzehrenden Flamme, die sein innerstes Leben störend ergriff.

Wie verschieden sind doch die Ausbrüche und Aeußerungen derselben Empfindung, stets nach der Brust geformt, in welcher sie entsteht; so wie der gleiche Saame in dürren Sand oder in üppiges Erdreich gesäet, dort karg verwittert und hier zur reichsten Ernte gedeiht. Durch romanhafte Verbildung und verzärtelte Empfindelei wird die Liebe, dieser reine Diamant, der den Abglanz der Gottheit in sich trägt, in der gezierten Städterin zur verkrüppelten Berechnung, während sie in dem reinen Gemüthe der einfachen edlen Jungfrau zum schönsten Zweck ihres Lebens sich gestaltet.

Hans war ein sonderbares Gemisch von der stürmischen Heftigkeit des Vaters und der frommen Ergebung seiner Mutter; seit er Martha liebte, waren alle Kräfte seiner Seele in ihr vereint. Martha liebte ihn, wie Kinder ihren Schutzengel, Unterthanen den milden Herrscher lieben; tausend Leben hätte sie für sein Glück willig hingeopfert. Beide ahneten kaum, was in ihnen vorging, noch daß eine Trennung möglich sey; ohne je darüber nachgedacht zu haben, was sie sich waren, oder seyn durften, ohne ein Wort der Liebe ausgesprochen zu haben, war jeder ihrer Gedanken, jeder Hauch ihres Lebens die innigste, tief in der Seele gewurzelte Liebe und Hingebung.

Martha war schwächlich, unendlich zart gebaut, und erlag beinahe der Schwere der ihr aufgebürdeten Arbeiten; da mußte sie viele harte Reden vom Vater Martin ertragen, er warf ihr ihre Herkunft, ihr Lage bitter und heftig vor; dieß erregte in Hans eine Empfindung, die oft an stille Wuth grenzte. „Dich soll der Vater nicht mehr kränken, ich kann's nicht sehen, nicht ertragen," sagte er oft zu Martha, die still weinend den Kopf an seine Brust lehnte, mit der Schürze die heißen Thränen abtrocknete, und ihn bat, ruhig zu seyn; sie wisse wohl, für sie sey nichts besser als der Tod; sie hätte Gott schon oft gebeten, sie bald abzurufen, denn zum schweren Dienst fühle sie sich zu schwach; „ach! ich bin ja zu nichts auf der Welt," schluchzte sie, „dort oben ginge es mir besser; du darfst auch nicht um mich weinen, Hans; wenn ich todt bin, dann bin ich Niemand mehr zur Last."

Aehnliche Scenen wiederholten sich oft; der Unmuth des Vaters ward immer größer, besonders als die Liebe seines Sohnes zu Martha ihm klar wurde; endlich als er eines Tages sie wieder weinend in Hansens Armen überraschte, der den ersten glühenden Kuß auf ihre bebenden Lippen drückte, riß er sie gewaltsam weg, gab ihr einen Schlag, daß sie betäubt zu Boden stürzte, schalt sie eine undankbare, nichtswürdige Betteldirne, die nur Unheil in sein Haus gebracht habe, und befahl ihr, augenblicklich ihren Bündel zu schnüren, da er sie nicht mehr diese Nacht im Hause dulden wollte.

Hans blickte mit wildrollenden Augen den erzürnten Vater an, seine Rechte ergriff mechanisch eine Hacke, die neben ihm lehnte, krampfhaft ballte sich seine Faust und gräßlich verzerrten sich seine Züge. — Da trat seine Mutter zu ihm, und blickte ihn wehmüthig unter Thränen an: „Habe Gott vor Augen und laß keinen bösen Gedanken in dir aufkommen, mein Hans," sprach sie leise, indem sie seine kalte Hand in ihre beiden zitternden Hände drückte, „es wird Alles besser gehen als du meinst, und Martha kann noch recht glücklich in der Fremde werden. Meine Paar Sparpfennige gebe ich ihr auf die Reise, es ist noch meine Taufmünze schwer in Silber dabei, mit dieser kömmt sie weit, bis sie einen Dienst findet; dazu hat ihr der Pfarrer ein Zeugniß ihres Wohlverhaltens gegeben. Das hatte ich schon längst Alles besorgt, als ich zu fürchten anfing, daß es hier im Hause nicht mehr länger für sie taugen würde. Nun gehe hin zu ihr, nimm Abschied, weine dich aus, wie dir ums Herz ist; und wenn es dich drückt, so komme wieder zu mir, ich will dich trösten, so gut ich kann." Martha nahte mit wankendem Schritt und rothgeweinten Augen, knieete schluchzend vor Mutter Anna

Digitized by Google

hin; diese legte segnend die Hände ihr auf das Haupt, bethete ein kurzes Gebet, umarmte das weinende Mädchen und sagte zu ihrem Sohne: „Begleite sie bis zum Apfelbaum, dort nehmt Abschied, und kehre gefaßt zurück; Gott wird euch helfen!“ — „Ja, bis zum Apfelbaum,“ schluchzte Martha, „dort sollst du mir auch beweisen, daß ich dir lieber als das ganze Leben bin. Doch laß uns noch früher den Vater versöhnen; im Groll darf ich nicht von ihm scheiden; sey sanft, mein Hans! und begleite mich zu ihm.“ —

Als sie den Vater fanden, bat ihn Martha kniend mit aufgehobenen Händen, ihr allen Kummer zu verzeihen, den sie ihm verursacht, den Sohn es nicht entgelten zu lassen, und in Frieden ihrer zu gedenken. Der harte Mann konnte solchem rührenden Anblick nicht widerstehen; „da hast du meinen Segen,“ rief er, „möge es dir wohl ergehen, aber geschieden muß es seyn, lebe wohl!“ So schritten nun Beide, Hans ihren Bündel auf der Hacke tragend, fort auf den Weg zum Apfelbaum, einst der Zeuge ihrer kindlichen Freuden, und nun des schmerzlichsten Augenblickes ihres Lebens. Lange blickte Mutter Anna ihnen nach, bis es anfing zu dunkeln, dann kehrte sie, ihren Sohn erwartend, langsam und trübsinnig in ihr Haus zurück.

Zwei lange Stunden waren verflossen, und Hans kehrte nicht wieder; unruhig ging der Vater hin und her, stopfte seine Pfeife und blickte unverwandt nach dem Fußsteig, der zu dem großen Apfelbaum führte. „Der Junge wird doch der Dirne nicht gefolgt seyn?“ rief er endlich unmuthig aus; „nein, nein,“ sagte Anna beschwichtigend, „er wird sich nur ausweinen, um uns kein trübes Gesicht zu zeigen.“ — „Dummes Zeug, wegen so einer Dirne! das sind die Freuden, die man an Kindern erlebt,“ tobte Martin; man plagt sich für sie, man weint sich halb todt, wenn eines erkrankt, und wachsen sie gesund auf, so spielen sie die Herren, und Alles soll nach ihrem Sinne gehen! Wahrhaftig, wer keine Kinder hat, lebt viel glücklicher!“ — „Frevle nicht, Martin,“ sagte Anna mit zitternder Stimme, denn ihre Angst mehrte sich mit jeder Minute. Ein schwarzes Gewitter rollte in der Entfernung, Blitze zuckten, und allmählig fingen schwere Tropfen zu fallen an; da kam ein Wanderer den Fußsteig herauf. Mutter Anna strengte ihre Augen an, ihn zu erkennen; ihr Herz pochte, als er näher kam, sie eilte ihm entgegen trotz Sturm und Regen; ach! es war nicht Hans. Wolfgang, der Wildschütze war es, in der ganzen Gegend bekannt; ein wilder, unheimlicher Mensch, den die Kinder flohen und die Männer nur ungerne in ihrer Nähe duldeten; sein rothes Haar, das struppig um die Stirne hing, seine kleinen grauen Augen gaben ihm ein teuflisches Ansehen. So widrig der Mensch Anna auch war, schien er ihr jetzt doch ein Himmelsbothe. „Habt Ihr Hans nicht gesehen?“ rief sie ihm ängstlich zu. „Nichts hab' ich gesehen,“ antwortete er barsch und blickte scheu umher; „gute Nacht,“ rief er forteilend noch zurück, als trieben böse Geister ihn davon. Die Nacht brach herein, und steigerte die Sorge der Eltern bis zur Verzweiflung. Jeder Kummer mehrt sich in nächtlichen Stunden; die Bilder, welche die fruchtbare Phantasie uns vorzaubert, werden zu unheilbringenden Riesen in der düstern Umgebung, während beim Anbruch des Tages Ruhe und Lebensmuth wieder in der Seele Raum gewinnen, die in der schwarzen Stunde der Mitternacht zu verzagen drohte. Das Gewitter tobte fürchterlich, Sturm und Donnerschläge schütterten die Fenster des Hauses, in welchem Martin und Anna neben dem brennenden Lichte saßen und nur mit besorgten Blicken die Angst ihres Herzens sich mittheilten. Anna betete, und Martin starrte mit hochaufathmender Brust vor sich hin. Da ward es allmählig lichter durch das zerrissene Gewölk und der Mond trat wieder, die Gegend belebend, hervor. „Jetzt muß ich hinaus, muß ihn suchen;“ mit diesen Worten eilte Martin an die Thüre, von welcher Anna ihn vergebens zurückhalten wollte. Er riß sie mit Gewalt auf und — — vor ihnen stand Hans, ganz durchnäßt, mit triefendem Haar, bleich und starr, mit glanzlosem stieren Blick, unbeweglich und kalt wie eine wandelnde Leiche. (Schluß folgt.)

Miszellen.

Ein seltsamer Mann.

Vor mehreren Monaten starb im Dorfe Schakwitz unweit Dresden der reiche russische Fürst Putiattin, ein Mann, der sich durch Sonderbarkeiten auszeichnete. Er hatte sich dort ein Gartenhaus erbauen lassen, welches, mit besondern Einrichtungen versehen, sich von ähnlichen Bauwerken unterschied. Der Fürst pflegte am liebsten Gänge an Tagen zu unternehmen, wenn der Regen in

Digitized by Google

Strömen herabfloß. Dann sah man ihn in Dresden, von einem aus Glasstäben zusammengesetzten Regenschirme, wie von einer Taucherglocke bedeckt, herumspaziren. Sobald der Regen aufhörte, legte er das Instrument zusammen, und hing es an einem auf der Schulter befestigten Knopf auf. Geängstigt von der Furcht, auf der Straße von einem tollen Hunde in die Füße gebissen zu werden, trug er stets Kanonenstiefel, deren Schäfte von feinem Eisenblech verfertigt waren. Sein Park und seine Gartenanlagen werden von Fremden sehr besucht. Sie gewähren eine angenehme Erinnerung an die freundliche Gemüthsart des Stifters. Er hatte den armen Dorfbewohnern in Noth stets als guter Genius beigestanden, auch in Schakwitz eine Schule erbauen lassen, die von ihm reichlich mit zur Unterstützung derselben nöthigen Fonds ausgestattet ist.

Eine seltsame Frau.

Die Fürstin Daschkaw wird von einer Engländerin also geschildert: „ich wünsche, Sie könnten die Fürstin sehen. Ein altes braunes Kleid und ein seidenes Tuch um den Hals ist ihre Kleidung; das Tuch ist ganz zerrissen, worüber man sich nicht zu wundern braucht, denn sie trägt es seit achtzehn Jahren und wird es tragen, so lange sie lebt, weil es ihrer Freundin, der Hamilton gehörte. Sie ist ein Original und unterscheidet sich von allen andern Menschen. Sie hilft den Maurern bauen, bessert eigenhändig mit an den Straßen, füttert die Kühe, componirt Musik und schreibt für die Presse; sie spricht laut in der Kirche und corrigirt den Prediger, wenn er etwas Irriges sagt; auch in ihrem kleinen Theater spricht sie laut und verbessert die Schauspieler: sie ist ein Arzt, ein Apotheker, Chirurg, Hufschmidt, Zimmermann, Advokat; sie correspondirt mit ihrem Bruder, der die höchste Stelle im Reiche inne hat, mit Schriftstellern, mit Philosophen, mit Juden, mit Dichtern, mit ihrem Sohne und ihren Verwandten und doch scheint ihr die Zeit noch immer eine Last zu sein. Sie spricht dabei bald englisch, bald französisch, bald russisch, deutsch oder italienisch.“

Ein Fürstenbrief.

Wie die Fürstin Daschkow erzählt, erhielt die Kaiserin Katharina einmal ein Schreiben von dem Schah von Persien, worin unter anderm die Stelle vorkam: „ich hoffe, meine vielgeliebte Schwester, Gott werde Dich vor der Liebe zu starken Getränken bewahren. Ich, der ich Dir schreibe, habe Augen wie Rubinen, eine Nase gleich einem Karfunkel und die Wangen glühen mir wie von Feuer, weil ich mich jener unglücklichen Neigung hingegeben habe; auch muß ich nun meine Tage und Nächte auf dem Bette des Jammers verbringen.“

(Merkwürdige Annoncen.) Das Rheinland, welches in Mainz erscheint, bringt folgende „Inserate aus dem Dotzheimer Wochenblatte.“

Alle, welchen mein abgelebter Mann noch etwas schuldig seyn sollte, bitte ich, sich an mich, die schmerzlich überlebende Wittib, unter der Adresse: „A. S. Treuttlers selige Wittib“ zu wenden. Zugleich zeige ich an, daß ich mein Milchgeschäft, unbeschadet meinem Manne, fortsetzen werde.

Allen meinen und ihren Verwandten und Freunden, denen sie allen in jeder Periode des Lebens eine liebende Gattin und Mutter war, gebe ich mir die Ehre anzuzeigen, daß die Wege der Vorsehung unberechenbar sind, und daß es dem Schöpfer bei einer Durchreise durch Frankreich gefallen hat, meine geliebte Frau an einer langen Flechte zu sich zu nehmen.

Vorgestern ist ein Pferd entlaufen und hat die Deichsel mitgenommen, wem dieselbe in's Gesicht gekommen, beliebe sie abzugeben an H. K., alltäglicher Lohnwagen-Vermiether.

Logogryph.

1 2 3 4
Farben und Miasmen störend,
Bin ein Kind ich der Chemie,
Sieht mich, Geistern angehörend,
Rein des Menschen Aug' fast nie.

1 3 4
Also zeigt' ich mich den Alten,
Warb um Beifall leicht und kühn,
Doch die Zeit, mich zu entfalten
In der Mimenwelt, ist hin.
Besser bin ich zu verwenden,
Wenn auf mir die Künstler steh'n,
Und des Liedes heil'ge Sprüden
Auf der Töne Schwingen weh'n.

2 3 1
Bin ein seltsam Ding auf Erden,
Denn je mehr von mir Ihr nehmt,
Desto größer muß ich werden,
Bis durch Zuthun Ihr mich hemmt.

Verlegt und redigirt unter Verantwortlichkeit der S. Geiger'schen Buchdruckerei.

Digitized by Google

№ 42. **Der Erzähler.** 23 Mai 1840.

Ein

Unterhaltungsblatt für Jedermann.

Fünfter Jahrgang.

Augsburg. Dieses Blatt erscheint jeden Mittwoch und Samstag, und kostet dahier vierteljährlich 15 kr., halbjährig 30 kr. und jährlich 1 fl.; auswärts ist der Preis: vierteljährlich 18 kr., halbjährig 36 kr. und jährlich 1 fl. 12 kr. Bestellungen nehmen alle Buchhandlungen und königl. Postämter, letztere mit der tarifmäßigen Portovergütung, an.

Der Apfelbaum.

Nach einer wahren Begebenheit.

(Schluß.)

„Hans!“ riefen Beide mit dem Schrei der Freude; doch bald ward diese Freude zu neuem Jammer, als er gleichsam in stillem Wahnsinn sich leiten ließ, wie ein willenloses Kind; sie brachten ihn auf den Lehnstuhl, gaben ihm Wein; er ließ Alles geschehen, ohne Blick oder Haltung zu verändern. „Mein Gott, Hans, wo warst du so lange?“ frug ihn die Mutter, indem sie mit der Hand, ihm die blasse Wange streichelte. „Beim Apfelbaum,“ antwortete er tonlos, die Hände ringend — und umsonst waren alle Bemühungen, mehr aus ihm hervorzubringen. Aus Schonung für seinen Zustand wollten sie Martha's nicht erwähnen und hofften, als er in einen dumpfen Schlaf endlich verfiel, der Morgen werde freudebringend sein Gemüth wieder umgestalten.

Doch vergebens! — er sprach nicht ein Wort, ging wie ein Schlaftrunkener im Hause herum und nur des Abends verschwand er, wieder zu dem Apfelbaum eilend, wo man ihn täglich knieend und betend fand. So gräßlich und herzzerreißend dieser Anblick für seine Eltern auch war, so bewährte auch hier, wie überall im Leben, die Gewohnheit ihre wunderbare Macht. Nachdem alle Versuche, den armen Hans aus seinem Stumpfsinn aufzuheitern, vergeblich blieben, ging endlich die Beschäftigung im Hause wieder ihren alten Gang; nur Heiterkeit und Frohsinn waren gewichen. Vater Martin ward einsylbig, und floh seine Nachbarn, da jede Frage um Martha ihm wie ein Dolchstich in das Herz fuhr. Man hatte vergebens in der Umgegend nach Martha's Schicksal geforscht; sie war spurlos verschwunden. Mutter Anna betete oft unter Thränen, wenn Hans wieder zum Apfelbaum gegangen und noch bleicher und stiller davon zurückgekehrt war. So vergingen drei volle Jahre ohne bedeutende Veränderung; da erkrankte Vater Martin und in wenigen Tagen war es um ihn geschehen. Trostlos beschwor die Mutter ihren Sohn, dem Sterbenden zu geloben, sein zweckloses Hinbrüten, sein unthätiges Leben zu ändern, und ihr eine Stütze zu werden, wenn sie allein und hülflos zurückbliebe. Der sterbende Vater rief ihm mit schwacher Stimme noch Worte der Ermahnung zu, und der schwere Augenblick des letzten Todeskampfes wirkte so mächtig auf den tief erschütterten Sohn, daß er plötzlich, wie aus einem bösen Traume sich ermannend, des Vaters kalte Hand ergriff, ausrufend: „Ja Vater, ich will versuchen, gut zu machen, was ich verbrochen habe. Ich will wieder arbeiten, der Mutter beistehen in Noth und Tod!“ Segnend legte der Sterbende die kalte Rechte ihm auf das Haupt; in der tiefsten Seele zermalmt lag Hans auf seinen Knieen und zwei Tage darauf folgte er des Vaters Leiche. Und er hielt Wort; arbeitete den ganzen Tag, stand der Mutter zum Nutzen und Frommen in allen Angelegenheiten bei, und nur öfters des Abends sagte er weich gestimmt zu ihr: „Mutter, laß mich zum Apfelbaum gehen, dort hole ich mir wieder Kraft für den kommenden Tag.“

Als diese wohlthätige geistige Veränderung mit Hans vorging, erholte sich auch bald sein Aeußeres wieder, und in kurzer Zeit kamen schon von allen Seiten Anträge zu vortheilhaften Heirathsbündnissen für ihn. Er wies sie alle von sich, doch Mutter Anna fing bedeutend zu kränkeln an. Da bat sie herzlich, und eindringlich ihren Sohn,

Digitized by Google

ihr doch vor ihrem Tode noch den Trost zu gewähren, Enkel auf ihrem Schooß zu wiegen, ihn an der Seite eines braven Mädchens gut versorgt zu wissen; besonders schlug sie ihm des Schulzen Tochter Marie vor, die gottesfürchtig und brav, schon längst im Stillen ihre Neigung für ihn zu erkennen gegeben, und die sein Vater stets für ihn ausgesucht hatte. „Dringt nicht in mich, Mutter," rief er ängstlich aus, „es könnte nichts Gutes daraus entstehen." — „Du wirst doch nicht mehr an die alte Geschichte mit der Martha denken, sagte die Mutter lächelnd; „wer weiß, wo die schon verheirathet ist, und sollte sie vielleicht gestorben seyn, so schaut sie gewiß auf dich herab, und freut sich, wenn du meinen Wunsch erfüllst." Hans wurde bleich, senkte den Blick zur Erde; „glaubt Ihr, Mutter?" sagte er mit gebrochener Stimme, „nun so will ich sie fragen, wenn Ihr meint!" — Bald darauf schlug er den Weg zum Apfelbaum ein, kehrte mit rothgeweinten Augen heim, und sagte still der Mutter vor dem Schlafengehen: „Wenn's Euch beruhigt, Mutter, so geht morgen zum Schulzen, ich war heute zum letzten Mal beim Apfelbaum — — — sie hat es erlaubt!"

Dieser Entschluß erfüllte so sehr alle Wünsche der alten Mutter, daß sie, auf die sonderbare Art desselben nicht achtend, die ganze Nacht vor Freuden nicht schlafen konnte, am frühen Morgen schon zum Schulzen im Sonntagsstaate ging, und in wenig Wochen festlich die Hochzeit für ihren Hans anstellte, der seiner Braut versprach, redlich Freud und Leid mit ihr zu theilen, nie zärtlich aber auch nie unfreundlich mit ihr war, und bald als ein Muster eines guten braven Hausvaters galt, denn nicht ohne Kinder blieb seine Ehe. Mutter Anna erholte und erquickte sich an dem Anblicke des Gedeihens ihres Hausstandes, noch mehr aber an jenem von drei gesunden Enkeln, die so, wie einst Hans, ihr ganzes Herz erfüllten. Allgemein hochgeachtet im Dorfe ward Hans bald zum Richter erwählt; von seinem Weib innig geliebt, reich und kräftig, sah er noch im Mannesalter seine Söhne mündig werden; was konnte Hans mehr zum Glück fehlen, und doch war es oft, als bleiche eine trübe Erinnerung die frischen lebendigen Farben seiner Gegenwart.

Plötzlich wurde Hans einmal des Nachts geweckt; man hatte einen zerlumpten alten Bettler eingefangen und brachte ihn fest gebunden vor den Richter, denn er ward ertappt, als er in der Scheuer des Hauses, das Hans bewohnte, eine Brandlegung versucht hatte, deren Ausbruch nur durch schnelle Hülfe verhindert wurde. Hans zog sich eilig an und ging, als der Tag graute, zum Pfleggericht, wohin er den alten Verbrecher führen ließ. Dort angelangt, fing das Verhör an; der Bettler lachte höhnisch, als man um seinen Namen ihn befragte. „Sollte denn der gestrenge Herr Richter den Wolfgang nicht mehr kennen?" rief er spottend aus, „er muß sich doch erinnern, daß wir uns vor dreißig Jahren, heute ist es gerade Jahrtag, begegneten, als er von seiner Liebsten beim Apfelbaum Abschied nahm. Ha, ha, nicht wahr, er denkt noch daran, und wird blaß und zittert nicht wenig? Seht ihn nur an mit dem Armensündergesicht: der kann weder Richter noch Geschworner bei meinem Verhöre seyn, denn sein Verbrechen ist größer als das meinige; haltet ihn fest und laßt mich los, denn er ist ein Mörder!" — Mit einem Laut des Schreckens stürzte Hans bewußtlos zur Erde, und Alle starrten vor Entsetzen ihn an. — „Laßt nachgraben beim Apfelbaum," fuhr Wolfgang ruhig fort, „dort findet Ihr sicher Martha's Gebeine; ich war Zeuge des Mordes, hinter einem Zaun versteckt, und sah wie sie vor ihm kniete und er sie mit der Hacke todtschlug, und unter dem Apfelbaum begrub. — Ich hätte es wohl verhindern können, doch will ich einmal im Leben wahr sein: ich hatte die Martha wie ein Verrückter jahrelang geliebt, und es ihr auch gestanden, sie wies mich aber schnöde zurück, und zog den Hans mir vor. Bald darauf hörte ich, daß der Vater sie aus dem Hause jagte: da fing ich zu hoffen an, schnürte mein Bündel, nahm einen Paß, wollte sie erwarten und mit ihr, wenn sie allein und hülflos wäre, in die weite Welt gehen. Zu diesem Zweck versteckte ich mich, als ich sie aber den Hans so fest umarmen und küssen sah, spannte ich den Hahn meiner Flinte und wollte sie geradewegs zusammenschießen, denn eine Wuthbrannte in meinen Adern; da übernahm der zärtliche Hans unbegreiflicher Weise mein Amt und schlug statt meiner sie todt. Ich fürchtete mich vor Gerichtsverhandlungen, wenn ich eine Anzeige machte, der Paß war gelöst, Martha todt, die weite Welt vor mir, so trieb es mich fort; bald als Soldat, bald im Gefängniß, bald in den Wäldern, bin ich grau und alt geworden; ich wollte in der Heimath enden, aber

noch zu Ehren des Herrn Richters ein Feuerwerk anstellen: es ist mißlungen, doch will ich nicht allein den Galgen besteigen; haben wir zusammen um Martha gefreit, können wir auch zusammen aus der Welt gehen.“

Schaudernd hörten die Richter die Aussage des Wütherichs an, und blickten mitleidig auf Hans, der wie im Starrkrampf vor ihnen lag. Kaum hatte er die Augen geöffnet, bat er zum Apfelbaum geführt zu werden, er wolle Alles treu bekennen. Man gab seinen Bitten nach, ließ dort nachgraben, und wirklich fanden sich weibliche Gebeine, eine silberne Taufmünze und ein Ring. Hans lag nebenan auf den Knien, bethete still und sagte dann mit gefaßter Stimme: „Höre mich, geliebte Martha, kein unwahres Wort soll dein Andenken entehren! Ja, Herr Pfleger, ich habe sie erschlagen, denn meine Seligkeit habe ich hingeopfert, um die ihre zu erkaufen. Sie ließ mir aber keine Wahl, wollte sich in den Brunnen stürzen, zur Selbstmörderinn werden, oder von meiner Hand sterben. Lange sträubte ich mich in Todesangst, doch sie hing schluchzend an meinem Halse und rief: „Hans, rette meine Seele vor ewiger Verdammniß! Du bist ja kein Mörder, wenn du mir den Tod gibst, denn ich bitte dich ja darum, und wenn du Abends zum Apfelbaume kommst, unter dem ich begraben seyn will, werde ich dich trösten, und meine Seele wird als dein Schutzgeist immer um dich schweben, du hast sie ja für die ewige Seligkeit erhalten.“ Ich wollte mit ihr mich fortbetteln durch die Welt, für sie arbeiten, da sagte sie: „Wenn du deine Eltern um meinetwillen verlässest; stürze ich mich in den nächsten Teich, und nie können wir uns dann mehr im Himmel wiedersehen.“ So verwirrte sie mir den Sinn, lag vor mir und bat und flehte, das Blut drang mir in den Kopf: ich erhob in fürchterlicher Verzweiflung, und meiner Sinne nicht mehr mächtig, die Hacke, sie sank, und mit ihr Martha vor mich hin, die lächelnd mir die Hand reichte und verschied.“ —

Eine furchtbare Stille herrschte rings umher! —

Da fuhr Hans fort: „Laßt mein armes Weib und meine Söhne die Schuld des Vaters nicht entgelten; zum Sterben bin ich bereit, Martha erwartet mich!“ — Der Pfleger, ein alter, gewandter Criminalrichter, war tief erschüttert von der seltsamen Aussage, und dem noch seltneren Irrwahn einer solchen Schwärmerei in so einfacher Hülle.

Hans ward vorläufig in den Kerker abgeführt, allein die milde Vermittlerin „Natur“ kam dem Ausspruche der unbestechlichen Gerechtigkeit zuvor; die heftige Erschütterung der Entdeckung, der Anblick von Marthens Gebeinen, zogen dem Unglücklichen ein tödtliches Fieber zu, welchem er in wenig Wochen erlag. In seinen Phantasien spielte er als ein glückliches Kind mit Martha unter dem verhängnißvollen Apfelbaume, und ihr Name war der letzte Laut, der seinen Lippen entfloh.

Miszellen.

Die Galizier, ein spanisches Sittengemälde.

Die Galizier sind in Spanien das, was die Auvergnaten in Frankreich sind. Gleich den Kindern von Cantal und Puy de Dôme wandern sie aus, und suchen ihr Glück in der Fremde. Zuweilen bringen sie jedoch ihren Verstand, mit dem sie die Natur ausstattete, auf eine höchst verwerfliche Weise in Anwendung. Als Beleg hiezu, möge ein ganz kürzlich erst vorgefallenes Abentheuer dienen. — In Madrid an der Kreuzstraße, die die Puerta del Sol genannt wird, befindet sich ein sehr besuchter Kaufladen, in welchen ein Galizier Namens Santiago trat. „Was willst Du mein Lieber?“ sagte der Herr zu ihm. — „Ich wollte Ihnen nur sagen Senor, daß ich in mein Vaterland zurückkehre.“ — „Nun und was wünschest Du deshalb?“ erwiederte der Kaufmann. — „Ach das wissen Sie wohl Senor, fuhr Santiago mit erheuchelter Gutmüthigkeit fort, ich verlange etwas, das Ihnen wohl bekannt ist.“ — „Wie? Was denn?“ — „Ich weiß von Nichts.“ — „Ey was! Sie erinnern sich doch der zweihundert Piaster, die Sie die Güte hatten mir aufzubewahren.“ — „Was sagt ihr? Zweihundert Piaster; ihr seyd betrunken, guter Mann!“ — „Ach Senor, ich weiß wohl, daß Sie mich immer zum Besten haben und daß Sie Ihren Scherz mit mir treiben; da ich aber in meine Heimath zurückkehre, möchte ich mein Geld haben von dem Sie recht gut wissen; denn ich wünschte mir mit demselben, wie Sie leicht einsehen werden, in Carregal ein kleines Gütchen zu kaufen.“ — „Verfluchter Trunkenbold,“ versetzte der ungeduldig gewordene Kaufmann, „ich bin Dir so wenig einen Piaster, als einen Maravedis schuldig.“ — „Ach Senor, ich weiß recht gut, daß Handelsleute nicht immer baares Geld vorräthig haben. Quälen will ich Sie nicht, sollte es Ihnen

Digitized by Google

so unentbehrlich seyn, so will ich ein paar Tage warten.“ — „Ich wiederhole es Dir noch einmal, daß ich Dir Nichts schuldig bin.“ — „Ey sieh doch, Sie werden sich doch der zweihundert Piaster erinnern, die ich Ihnen nach und nach in kleiner Münze brachte.“ Und weinend fuhr er nun fort, seine zweihundert Piaster zu fordern. — Während dieses Gespräches hatte sich eine Menge von Menschen vor der Ladenthüre versammelt. „Was ist das? was gibt es hier?“ fragte man sich von allen Seiten, als der Kaufmann, der dieser Scene ein Ende zu machen wünschte, den Galizier mit der Elle, die er noch vom Abmessen der Stoffe in der Hand hatte, zurückstieß. Hatte sich nun Santiago dem Stabe selbst entgegengestürzt oder wollte der Zufall, daß er eine schlimme Richtung erhielt, kurz die Elle traf in das Gesicht des Galizier. — „Heilige Mutter Gottes,“ rief dieser mit den Händen nach dem Gesichte fahrend und sich mit seinen großen Nägeln die Haut noch mehr zerfetzend, um auf diese Weise, sich abscheulich mit Blut besudelnd, der Menge zu beweisen, wie sehr man ihn mißhandelt habe. — „Heilige Mutter Gottes! steht mir bei, man bringt mich um. Es ist nicht genug mir mein bischen Geld, meine zweihundert Piaster abzuläugnen, die ich mir sauer im Schweiße meines Angesichts verdient habe, man sucht mich nun auch noch zu ermorden. In Thränen zerfließend, stieß er nun noch weitere Klagen und Verwünschungen aus. Die Menge, die, wie schon so oft erprobt, bei allen Vorfällen stets sogleich der Sache der Klagenden beipflichtet, schrie und wiederholte laut: „Das ist ja abscheulich diesem ehrlichen Mann sein Geld abzuläugnen. Ja so sind diese Spitzbuben von Kaufleuten, es reicht ihnen nicht hin, an der Elle und der Qualität der Waaren zu betrügen, sondern sie entziehen auch noch dem Armen seinen letzten Heller. Man muß ihn zum Bezahlen zwingen.“ Andere die gemäßigter dachten, sagten: „Man muß die Sache bei den Gerichten verfolgen.“ Jetzt erblickte der Kaufmann aber nur noch die Alternativ zwischen einer Plünderung oder einer gerichtlichen Untersuchung. Letzteres ist eine Sache, die aller Orten vorkömmt und fatal ist; jedoch in keinem Lande unangenehmer, als in Spanien ist, und um sich nun dieser Plackerei zu entziehen, wollte er daher gerade die zweihundert Piaster opfern, als einer seiner Nachbarn, seine Verlegenheit und seine Absicht errathend, sich durch die Menschenmenge Bahn brach, und als er bis zu Santiago vorgedrungen war, so laut rief, daß er von Jedermann gehört werden konnte. „Braver Mann, Ihr irrt Euch, nicht Diesem, sondern bei mir habt ihr diese zweihundert Piaster hinterlegt. So unerwartet dem Galizier auch dieser Zuruf kommen mochte, so brachte er ihn doch nicht aus der Fassung, vielmehr antwortete er sogleich auf denselben. „Ach, nein diese Piaster hier, sind Andere . . . . daß Ihr ein ehrlicher Mann seyd weiß ich wohl und deßhalb auch nicht läugnet was ich bei Euch hinterlegte; dieser hier will mir aber nicht zurückgeben was ich ihm anvertraute. Und nun begann er wieder so rasend zu schreien, daß beiden Kaufleuten, um Exzesse zu verhindern, die sich der Pöbel so gerne erlaubt hätte, kein anderes Mittel blieb, als jene zweihundert Piaster zu bezahlen die er forderte.

Merkwürdige Annoncen.

Für die leidende Menschheit bin ich von Morgens sechs Uhr bis neun Uhr Abends täglich in meiner Wohnung zu sprechen. Ich behandle allopathisch und homöopathisch, nach dem geehrten Wunsche meiner Kranken. In meinem Hintergebäude befindet sich auch eine Wasserheilanstalt, welche nach Belieben in Wirksamkeit treten kann. Dr. Medicinae Strohmann. Wurmgäßchen.

In dem Intelligenzblatte einer sächsischen Stadt mittlerer Größe wurde neulich unter „verlorene Sache“ der Verlust eines weiblichen Umschlagetuches bekannt gemacht.

---

*An Sie.

Kennst Du den Strom, im Norden stolz entsprungen,
Das größte Band, das seine Silberfluthen
Durch Rußlands schönste Auen hat geschlungen! —
Ein Zeichen weg — dann flammen Sehnsuchts-Gluthen,
Mit welchen still ein edles Herz genungen,
Empor zum Eden, wo die Engel ruhten,
Die Geist und Form der Sängerin entfaltet,
Die hohen Sinn mit Anmuthskraft vermählten,
Wie sich mein Traum sein Ideal gestaltet! —
Wie lange war's, daß meine Wünsche wählten,
Zu finden das Idol, das heilig waltet
In meiner Träume unermeßnen Welten! —
Da hab' ich Dich, mein schönstes Glück, gefunden: —
Nun bluten, brennen meine Herzenswunden,
Bis sie von Dir des Balsams Heil empfunden!

Bruno.

Verlegt und redigirt unter Verantwortlichkeit der S. Geiger j.'schen Buchdruckerei.

Digitized by Google

№ 43. 27. Mai 1840.

Der Erzähler.

Ein

Unterhaltungsblatt für Jedermann.

Fünfter Jahrgang.

Augsburg. Dieses Blatt erscheint jeden Mittwoch und Samstag, und kostet dahier vierteljährlich 15 kr., halbjährig 30 kr. und jährlich 1 fl.; auswärts ist der Preis: vierteljährlich 18 kr., halbjährig 36 kr. und jährlich 1 fl. 12 kr. Bestellungen nehmen alle Buchhandlungen und königl. Postämter, letztere mit der tarifmäßigen Portovergütung, an.

Der Daguerreotype im Harem.

Man weiß, daß der berühmte Maler Horace Vernet vor Kurzem beim Pascha von Aegypten war. Er erlebte ein echt orientalisches Abenteuer bei diesem Besuche. — Bereits über eine Woche befand sich Horace Vernet in Alexandrien. Im Pallaste des Vicekönigs selbst einlogirt, eilte er, in einen langen ägyptischen Mantel eingehüllt, alle Tage durch die Stadt. Auf diesen Ausflügen mußte er jeden Morgen durch dieselbe Straße gehen, unter den unersteiglichen Terrassen vorbei, auf welchen die Frauen des Pascha's lustwandeln. Eines Tages war er sehr zeitlich früh ausgegangen und befand sich fast allein auf der Gasse, als zu seinen Füßen etwas in den Staub niederfiel. Er hob es auf, es war eine weiße Rose mit einem rothen Bande. Die Spitze einer Schärpe von derselben Farbe sah er auf der Brustwehr der Terrasse flattern. — „Was bedeutet dieß?“ fragte der erstaunte Maler sich selbst. Er gedachte der Erzählungen der Tausend und einen Nacht und flüsterte: „Es ist eine Liebeserklärung!“ Wer hätte auch die Bedeutung dieses Symbols nicht zu enträthseln gewußt? Bedeutete die weiße Rose nicht: „Ich bin eine Jungfrau des Harems,“ und das rothe Band am Stängel: „ich brenne für Dich, aber ich bin eine Sclavin.“

Unglücklicherweise ist Horace Vernet ein Mann, dessen Lorbeern bereits mit weißen Haaren untermengt sind. — „Ohne Zweifel hält man mich für einen Andern,“ sagte er mit philosophischem Lächeln zu sich selbst. Als er aber um sich blickte, sah er zu seinem Erstaunen die Straße ganz leer. — „Gilt auch die Rose nicht mir,“ dachte er, „so habe ich doch ein Recht, sie aufzubewahren.“

Darauf setzte er seinen Weg fort, den Duft der Rose einathmend, und nicht ohne unwillkürlich über die Bizarrerie des Abentheuers nachzudenken. Er dachte auch noch am folgenden Morgen daran, als er wieder an derselben Stelle vorüberging. Und wieder fiel ihm eine Rose zu Füßen, und wieder flatterte eine Schärpe über seinem Haupte. Eine dritte Rose und eine dritte Schärpe am nächstfolgenden Morgen, und so immer fort, die ganze Woche hindurch. — „Gewiß, es gilt doch mir,“ sagte der Maler, als er die sechste Rose aufhob; „ohne daß ich's ahnte, haben meine Reize eine der Frauen meines Wirths bezaubert.“ Obwohl er aber scherzte, war Horace Vernet doch in Verlegenheit, und so oft er zu Mehmed Ali kam, fühlte er einige Gewissensbisse und Beklemmung. Uebrigens machte er nicht die geringste Entdeckung, die ihn auf die Spur der Unbekannten hätte führen können; er sah in dem Pallaste des Pascha nicht den Schatten einer Frau, und die Rosen hatten aufgehört, von den Terrassen des Harem zu regnen.

Unterdessen hatten der Künstler und der Vicekönig täglich sehr lange Unterhaltungen. In einer derselben erklärte Horace dem Pascha den Daguerreotype. Mehmed war von den Wundern dieser Entdeckung so entzückt, daß er mit eigenen Händen den Versuch machen wollte, und nun sah man den Pascha Früh und Abends die Gesetze dieser Kunst studieren. In wenigen Tagen war der Schüler gewandt genug, um des Meisters zu entbehren, und er wollte eine feierliche Probe seiner Geschicklichkeit ablegen. — „„Wenn das Wetter morgen schön ist,““ sprach er zu dem Maler, „„so besuchen wir unsere Hafenarbeiten; ich lasse das wundervolle Instrument nachbringen, und will selbst die Vollbringung der Wunder übernehmen.““

Am folgenden Morgen strahlte die ägyptische

Digitized by Google

Sonne in blendendem Glanze; der Vicekönig und der Künstler ritten mit mehreren Offizieren nach dem Hafen. In dem Augenblicke, wo sie vor einem der Frauenbäder vorbeikamen, hielt Horace plötzlich sein Pferd an. Ein prachtvoller Strauß war auf seinen Vordersattel herabgeflogen, und der ganze Zug beglückwünschte ihn ob seines Glücks. — „Das zweite Capitel meines Romans," dachte der Künstler, „meine verliebte Unbekannte badet sich in diesem Hause." Da er bemerkte, daß man den Strauß mit der lebhaftesten Aufmerksamkeit betrachte, so begann er selbst, ihn sehr aufmerksam zu beschauen. Die Blumen darin waren ebenso seltsam als selten, und die Anordnung des Ganzen war noch seltsamer. Es lag gewiß ein tiefer Sinn darin verborgen, und der Künstler war untröstlich, daß er ihn nicht deuten konnte. — „„Sie suchen die Bedeutung dieser balsamischen Botschaft,"" redete ihn ein junger Mamelukenoffizier im geläufigsten Französisch an. „„Wollen Sie mir erlauben, sie einen Augenblick zu studieren, so will ich Ihnen die Bedeutung des Straußes auseinandersetzen."" — „Vom Herzen gerne," erwiederte der Maler, und überreichte den Strauß dem Offizier. Dieser betrachtete denselben von allen Seiten, sog den Duft jeder einzelnen Blume ein, und begann endlich seine Erklärung.

„„Das Pochen meines Herzens verräth mir, daß ich Dich liebe; verräth auch Dir das Pochen Deines Herzens, daß Du mich liebst? Mein Leib ist so rein von jedem Makel, wie meine Seele frei von jeder fremden Neigung; ist auch Deine Seele so jungfräulich standhaft? Ich seufze nach der Freiheit nur um Deine Sclavin zu werden, willst Du Dich meinen Gebieter nennen und mir zur Freiheit verhelfen? Gehe nicht mehr des Morgens, sondern des Abends unter den Terrassen vorüber; die weißen Rosen werden noch fortan auf Dich hinabregnen, mein Vielgeliebter, und der Duft der Rosen ist nicht minder süß am Abend als am Morgen. — Wenn Du mich siehst, so erkennst Du mich an meiner rothen Schärpe.""

Nachdem der Offizier diese eigenthümliche Lectüre geendet, reichte er dem Künstler wieder den Strauß, und dießmal vom Pascha selbst beglückwünscht, lächelte Vernet eine Weile still für sich. — „Ich danke Ihnen," wandte er sich endlich zu dem galanten Dolmetsch, „aber ich bitte Sie zugleich, Ihr Werk zu vollenden, und eine dieses Schreibens würdige Antwort abzufassen."

„„Keine langwierige Arbeit,"" erwiederte der Offizier, brachte einen kleinen Wechsel in die Vertheilung der Blumen und las nun die Bedeutung des Straußes in seiner veränderten Gestalt.

„„Ja, das Pochen meines Herzens verräth mir, daß ich Dich liebe; ja, meine Seele ist rein wie die Deine, und hat sich keine Unbeständigkeit vorzuwerfen. Unter einer Bedingung will ich Dich befreien, unter der nämlich, daß ich Dein Sclave und nicht Dein Gebieter werde. Ich werde, o meine Vielgeliebte, heute Abends unter den Terrassen ein Andenken von Dir erwarten. Alle meine Gedanken sind bei Dir, am Morgen, wie am Abend. Wo Du auch immer mich siehst, wirst Du mich an meinem blauen Mantel erkennen.""

„Herrlich!" rief der Maler und erfaßte den Strauß.

„„Herrlich!"" wiederholte das ganze Gefolge, welches in diesem Augenblick den Hafenplatz erreichte.

Einige Minuten sprach man hier noch von dem Abenteuer des Malers; er selbst aber vergaß bald darauf, um alle seine Aufmerksamkeit der Operation mit dem Daguerreotype zuzuwenden. Dank sey es einigen Winken und einiger Unterstützung, der Pascha bestand ehrenvoll die Probe, die strahlende Sonne hatte zierlich die Perspective der Stadt und des Hafens auf das Metall hingezeichnet; der Hafen war mit vor Anker liegenden Schiffen bedeckt, in der Ferne blitzte das weite Meer, schwarze Felsen ragten starr empor mit hohen Leuchtthürmen, granitene Molos erstreckten sich weit hinein in die Fluthen; aus den düstern Trümmern der Nekropolis erhoben sich die weißen Häuser der neuen Stadt; Araber lagen unbeweglich mitten zwischen Gräbern, oder agirten auf den Gipfeln der Moscheen mit den Armen. — Dieß war das Tableau, welches der Daguerreotype fixirt hatte. Dreimal nahm der Pascha den Versuch von verschiedenen Ansichtspunkten vor, und dreimal ward er mit dem glänzendsten Erfolg belohnt, so daß er, von seinem Professor darüber beglückwünscht, nun selbst Professor zu werden beschloß. Er rief die Offiziere seines Gefolges herbei und machte vor ihren Augen einen vierten Versuch, und auch dieser gelang auf das glänzendste.

„„Kehren wir in den Palast zurück!"" rief der Pascha ganz entzückt dem Maler zu. „„Sie müssen mir diesen Daguerreotype auf eine Stunde überlassen, und mir einige präparirte Metallplatten beigeben.""

Digitized by Google

„Euer Hoheit Wünsche sollen erfüllt werden," erwiederte Horace höchst artig. Er konnte ein freudiges Beben nicht unterdrücken, als er Mehmed Ali seine Frauen erwähnen hörte. — „Ihren Frauen, Hoheit?" rief er und drückte den Strauß, den er noch in der Hand hielt, an's Herz — „Ihren Frauen wollen Sie einen daguerreotypischen Versuch zum Besten geben?"

„„Ganz wie Sie sagen,"" erwiederte der Pascha lächelnd, „„und deßhalb bedarf ich auch diesesmal Ihres Instruments ohne Ihre Rathschläge.""

„Welch' herrliche Gelegenheit, die Odaliske mit der rothen Schärpe zu sehen," dachte Horace, „wenn ich nur mit in den Harem könnte!" Und er mühte sich ab, dem Pascha begreiflich zu machen, wie wenig er noch seiner Sache sicher sey, wie sehr er noch der Leitung bedürfe, welcher Demüthigung seine Eigenliebe preisgegeben werden könnte, wenn sein Versuch vor den Augen der gesammten Frauen mißlänge, aber vergebens. Endlich stellte er dem Pascha vor, daß sein eigenes Alter und seine Erfahrung ihm doch Ansprüche auf die Ehre einer Ausnahme geben sollten — aber der Pascha beantwortete alle diese gewiß trefflichen Gründe nur mit einem malitiösen Kopfschütteln, und wiederholte an der Schwelle des Palastes seine frühere Bitte, indem er dabei mit einer Hand seinen weißen Bart streichelte. „„Auf eine Stunde Ihren Daguerreotype, mein werther Gast, und fünf Metallplatten, die zu dem Versuche schon bereitet sind."" — Horace Vernet ergab sich seufzend in sein Geschick, und der Photograph betrat allein die Gemächer der Frauen.

Auf dem unzugänglichen Gipfel des Harems, auf der schattenreichen Terrasse, von welcher die weißen Rosen herabfielen, ist der Pascha mit seinen jungen Odalisken. Vorsichtig nimmt er den Daguerreotype, legt ihn auf die Brustwehr, und alle Frauen verlassen ihre Divans und ihre Teppiche, und eilen herbei, um die Wunder der Kunst zu schauen. Mehmed nimmt eine der vom Maler präparirten Platten, legt sie unter den Brennpunkt der Linse und wartet einige Minuten. Als er glaubt, daß das Sonnenlicht seine Funktion vollendet, zieht er die Platte aus der Camera obscura, — und alle Frauen beugen sich neugierig über das Wunder vor. Aber, welche Enttäuschung, — kein Wunder ist zu sehen. Das silberplattirte Metall hat nichts von seiner ursprünglichen Weiße verloren, und blos das Gesicht des Pascha ist es, welches die Farbe wechselt. — „„Ich habe mich übereilt,"" sagt Mehmed ärgerlich. Und er nimmt die Operation von Neuem vor, und dießmal viel langsamer, aber dennoch mit nicht besserem Erfolge. — „„Was soll das heißen?"" ruft er ganz verwirrt. „„Hätte ich die Operation noch nicht recht inne, oder habe ich eine Kleinigkeit vergessen?"" — Er denkt eine Zeitlang schweigend nach und beginnt dann mit weit größerer Sorgfalt als je von Neuem. Ach, alle Sorgfalt ist unnütz, das Wunder schlägt auch jetzt wieder fehl. Er versucht's zum vierten, er versucht's zum fünften Male — immer vergebens.

Der Pascha wirft sich ermüdet auf's Sopha, aber das Kichern seiner Frauen bringt ihn in Wuth. Er eilt noch einmal zu dem verwünschten Instrumente, und wenig fehlte, so hätte er's in Stücke zertrümmert. Er wendet es nach allen Seiten, prüft es in jeder Beziehung, begreift aber nicht um ein Haar mehr. Indessen, wie sich aus dieser Verlegenheit ziehen? Durch welches Mittel soll er seine Kunst bei den Frauen wieder zu Ehren bringen? — Er kennt nur ein Mittel, und dieses ist, Horace Vernet — in's Harem einzulassen. — Bevor er solch' einen äußersten Schritt unternimmt, schwankt er noch lange, die Eigenliebe trägt endlich den Sieg über die Eifersucht davon, und ein Sclave wird abgesandt, um den Künstler zu holen. Der Künstler kommt mit sehr leicht begreiflicher Bereitwilligkeit, und die erste Frau, die er unter allen erblickt, ist die Odaliske mit der rothen Schärpe, eine wahre Perle des Harems, ganz strahlend in ihren siebzehn Jahren! Aber warum scheint sie so ruhig, während er so aufgeregt ist? Ist dieß Gleichgiltigkeit oder Folge einer Enttäuschung? Ist es ein Quiproquo oder Verstellung? Ein seltsames Geheimniß, welches aber der Maler sich zu erklären scheint, und welches auch uns sehr bald erklärlich seyn wird. Ebenso hingerissen als aufmerksam, horcht Horace Vernet kaum auf die Worte des Pascha, und würdigt den machtlosen Daguerreotype erst dann einer Prüfung, nachdem er einen langen Blick im Harem umherschweifen ließ. — „Beim Propheten!" ruft er mit verstellter Ueberraschung, „Euer Hoheit verzeihe mir meine Zerstreutheit, ich habe vergessen, die Platten mit Jod zu überstreichen."

Man weiß, daß dieser Theil der Operation immer im Voraus vorgenommen werden muß. Der Pascha hatte sich darauf verlassen, daß Horace dafür

geſorgt habe, und hatte die Rechnung ohne den Wirth gemacht. Daher alſo die mißlungenen Verſuche, welche den Paſcha ſo gedemüthigt hatten, und an denen die vorgebliche Vergeßlichkeit des Malers die alleinige und willkürliche Urſache war. Der Paſcha ahnte die Liſt, entſchuldigte ſie aber um ſo bereitwilliger, als er darin ſeine eigene Rechtfertigung fand. — „„Sie ſcheinen in den Anblick meines Harems ebenſo verloren zu ſeyn,““ flüſterte er dem Maler lächelnd in's Ohr, „„wie ich in Ihren Daguerreotype, wir können einen freundſchaftlichen Vergleich ſchließen. Suchen Sie für Mehmed Ali einige mit Jod überſtrichene Platten, und ſehen Sie ſich dann nach Bequemlichkeit in meinem Harem um.““ — Horace Vernet ließ ſich dieß nicht zweimal ſagen, und kam nach Verlauf einiger Minuten zurück. Dieſesmal waren Künſtler und Paſcha gleicherweiſe mit einander zufrieden, denn während der zweite die Frauen durch den Erfolg ſeiner Operation in Staunen ſetzte, ſpielte er erſte ſeinen Strauß der Odaliske mit der rothen Schärpe in die Hände. Aber in dem Augenblicke, wo bei dem Geräuſche der Complimente der Paſcha ſich umwendet — woher kommt es, daß ſein Auge vor Ueberraſchung und Zorn leuchtet? Woher kommt es, daß Vernet erbleicht und bebt, als er den Paſcha die Hand an den Dolchgriff legen ſieht? Mehmed Ali hat die Bewegung des Malers und der Odaliske erſchaut, und in der Schärpe der letzteren den unter ſeinen eigenen Augen geordneten Strauß erkannt.

„Ich bin verloren!“ dachte Horace Vernet mehr todt als lebend, „mein Abenteuer wird enden, wie die meiſten orientaliſchen Geſchichten, auf dem Friedhofe oder mit der Schnur.“ — Aber man denke ſich das freudige Erſtaunen unſers Künſtlers, als er Mehmeds Auge wieder ſanft werden, und den drohenden Zug um die Lippen dem liebreichſten Lächeln weichen ſah. — „„Vor hundert Jahren wäre Ihr Kopf gewiß zu Ihren Füßen gelegen,““ ſagte Mehmed, „„aber ich verzeihe Ihnen, wie dieſem Mädchen da, und mache Ihnen, da ſie Ihnen ſo ſehr gefällt, ein Präſent mit derſelben.““

„Ich nehme es an,“ erwiederte der Maler entzückt, „vorausgeſetzt, daß ich mit ihr nach Willkühr ſchalten und walten darf.“

„„Das bedarf in Aegypten erſt keiner Worte — ſie gehört Ihnen ganz, ſowie Ihr Daguerreotype.““

„Sie ſind unſtreitig der größte unter allen Paſchas,“ rief der Künſtler, „und ich will mit dieſem Schritte zwei Glückliche in Ihrem Pallaſte machen.

Und er führte die ſchöne Odaliske, die ſich von ihrem Schrecken gar nicht erholen konnte, geraden Weges zu dem jungen Mamelukenoffizier, der Liebesſträuße ſo gut zu deuten wußte, warf ſie in ſeine Arme, und ſagte: „Sie gehört Ihnen,“ und überließ das Paar ſeiner Ueberraſchung. Darauf kehrte der Künſtler zu ſeinen Arbeiten zurück. — Dieß iſt die Löſung eines Quiproquo's, zu welchem Horace Vernet auf ſeinem Spaziergange nach dem Hafen den Schlüſſel erhalten. Die Aufgeregtheit des Offiziers, als er vor dem Badhauſe vorbeiritt, hatte dem Künſtler die Beſtimmung der ſymboliſchen Blumen verrathen. Die Aehnlichkeit ihres Wuchſes und der Farbe ihrer Mäntel hatte ihm das Uebrige erklärt, und nachdem er ſich von dem edlen Charakter des Aegyptiers überzeugt, hatte der Franzoſe, wie wir geſehen haben, die Liebe desſelben gefördert. —

Grabſchriften.

„Hier ruht der alte Bockwirth, Johann Peter Blau,
Er ſtarb am zwölften Hornung. Dieß hat ſeine Frau
aus Treue ihm geſetzt
zur Nachahmung und Schau.“

Auf einen Fleiſcher.

Er borgte gern, wog chriſtlich zu,
Drum geht er arm zur ew'gen Ruh.

Auf einen Bäcker.

Er half ſich durch die ärgſte Noth,
Leicht ſey die Erd' ihm, wie ſein Brod.

Geſchäftsempfehlung.

Nach langem Leiden ſtarb
Mein Mann, der Schneider Knell,
Schon früher, und auch jetzt
Vertritt ihn der Geſell.

* Charade.

Mein Erſtes iſt nicht wenig, mein Letztes iſt nicht ſchwer,
Daß Ganze nimmt der Zweifler vom Ungewiſſen her.
Doch traue nur dem Ganzen, o Freund, nicht allzuſehr;
Denn deines Hoffens Ziele ſiehſt du oft nimmermehr.

K. Th. F.

Auflöſung des Logogryphs in No. 41:
Chlor, Chor, Loch.

Verlegt und redigirt unter Verantwortlichkeit der G. Geiger j.'ſchen Buchdruckerei.

Digitized by Google

№ 44. 30. Mai 1840.

Der Erzähler.

Ein

Unterhaltungsblatt für Jedermann.

Fünfter Jahrgang.

Augsburg. Dieses Blatt erscheint jeden Mittwoch und Samstag, und kostet dahier vierteljährlich 15 kr., halbjährig 30 kr. und jährlich 1 fl.; auswärts ist der Preis: vierteljährlich 18 kr., halbjährig 36 kr. und jährlich 1 fl. 12 kr. Bestellungen nehmen alle Buchhandlungen und königl. Postämter, letztere mit der tarifmäßigen Portovergütung, an.

Wie ich um 700 Franks leichter ward.

(Aus dem „Tribunal" von Langenschwarz.)

Die Männer sind ein komisches Volk, namentlich die, welche jeden Augenblick ausrufen: „ich bleibe ledig!" Diese sind es gerade, die am meisten nach den Weibern schielen, und unter diese gehörte noch im Jahre 1834 auch meine Wenigkeit. Aus Verzweiflung, keine Frau kriegen zu können, lief ich damals in ganz Paris umher, und schrie wie ein Unsinniger: „wehe den Männern, die sich einem Weibe anvertrauen! ich bleibe ledig!" — Hatte ich mich dann von 8 Uhr Morgens bis 6 Uhr Nachmittags recht heiser geschrieen, so stiefelte ich Abends ganz demüthig in allen Privatzirkeln herum, und lauschte, und lugte, daß es einen Stein hätte erbarmen können, ob nicht Eine ihr Netz nach mir auswerfen wollte. Aber umsonst! sie mußten Alle von meinem tückischen Ausrufe gehört haben, denn so oft ich eine rechts anschaute, machte sie linksum, und ließ mich laufen. Es dauerte auch nicht lange, so ward ich wüthend, und indem ich wie eine grimmige Hyäne durch die Gassen schlich, beschloß ich, mich der ersten, schönen Hälfte auf den Hals zu stürzen, und sei sie gelb, wie eine Japanerin oder schwarzroth, wie eine Indianerin. So stieg ich eines schönen Morgens in den Omnibus, drückte mich in eine Ecke, und dachte an gar nichts, als ein neben mir sitzender Herr eine Zeitung aus der Tasche zog. Ich sah ein Bischen mit hinein, und das Erste, was mir in die Augen fiel, war eine Annonce folgenden Inhalts: „Heurathe-Bureau. Herr Lepinay, seit lange bekannt wegen der Rechtlichkeit und Verschwiegenheit in seinem Geschäfte, macht einem verehrten Publikum bekannt, daß er so eben wieder mit einigen Heirathsanträgen von Seiten begüterter Damen beehrt worden ist. Alle die, welchen ihre Verhältnisse eine Verehlichung wünschenswerth machen, und namentlich junge Herren oder Wittwer aus guten Familien, deren Aeußeres, sowie ihre Bildung und Stellung im Leben einer Dame von Stande und Vermögen convenieren könnten, mögen sich mit vollstem Vertrauen an dieß Büreau wenden." Boulevard Montmartre Nro. . . .

Was bei Lesung dieser kostbaren Annonce in mir vorging, läßt sich denken. Mit den Worten; „Oh Charlatanerie! — ich bleibe ledig!" riß ich meinem Nachbar das Blatt aus der Hand, stellte mich, als sähe ich über die Annonce verächtlich hinweg, und las sie wenigstens achtzehnmal durch, bis ich sie auswendig wußte. Zum Ueberflusse aber schrieb ich mir die Hausnummer ein Halbdutzendmal in meine Schreibtafel, sprang dann wie ein Besessener aus dem Wagen, und rannte schnurstracks in's Kaffee Montmartre. Hier bestellte ich Zuckerwasser, denn ich war vor Heirathsbegierde einem Schlagflusse so nahe, als ein Rockknopf dem andern, und trat mit wundervollem und selbstgefälligem Lächeln vor den Spiegel. Nie war ich mir interessanter vorgekommen, als in diesem Augenblick. Das Pfandhaus hätte mir kühn eine halde Million auf meine Schönheit bieten können, — ich sah mich bereits am Arme einer Gräfin oder Prinzessinn mit einer Kleinigkeit von 40,000 Franks Renten herumwandeln, bließ mich auf wie ein nachdenkender Frosch, und unterschrieb mit den Worten „ich bleibe ledig" in Gedanken meinen Heirathskontrakt. — Mit großen Schritten maß ich während einer halben Stunde das weite Kaffeezimmer, rezitirte leise meine unschätzbare Annonce, probirte, ob ich die Hausnummer gehörig auswendig wisse, und beschloß end-

Digitized by Google

lich, das Heirathe-Bureau noch an demselben Tage mit meiner Gegenwart zu beglücken. Ich war rein wie umgewandelt. Einen Schneider, gegen den ich stets sehr höflich und zuvorkommend war, und der mir am Mittage ein sehr theures Rechnungsgemälde zur Ansicht vorlegte, behandelte ich so barsch als möglich, warf ihn 50 Franks vor die Füße, und versetzte auf seine Anfrage, ob ich nicht was Neues brauchte, mit stolzer Stirne: „Ziehe ab, o theurer Kleiderfürst! bald sollst du mehr hören!“ — Der brave Mann, der nicht wußte, daß hiermit die 40,000 Franks Renten gemeint seyen, blickte mich mit einer Miene an, als wolle er sagen „bei dem spukt's,“ und zog wehmüthig ab. Ich aber warf mich in meinen besten Staat, flüsterte mir vor dem Spiegel zu: „wer kann Dir widerstehn,“ warf mich fünf Minuten später in einen Wagen, und ließ die edlen Stadtgäule in's gelobte Land, nämlich nach dem boulevard Montmartre zu Herrn Lepinay traben. Ankommen, aussteigen, klingeln, die Treppe hinaufstürzen, den Schnurrbart streichen, und in's Büreau fliegen, war das Werk eines Momentes. Auf meine Frage nach Herrn Lepinay eilte das Dienstmädchen mit sonderbarem Lächeln in ein Nebenzimmer, kam wieder, setzte mir mit noch sonderbarerem Lächeln einen schön gepolsterten Stuhl vor, und ging, indem sie mit dem sonderbarsten Lächeln sprach: „Herr Lepinay wird sogleich erscheinen, mein schöner Herr!“ — Auf das Wort „schön“ legte sie einen gewissen Ausdruck, so wie wenn sie hätte sagen wollen „vernagelt;“ — ich aber nahm schön für schön, warf mich in die Brust, nahm eine Miene an, als hätt' ich die Erdkugel in der Westentasche, rezitirte abermals meine Annonce, und durchflog neugierig das Zimmer. — Alles in der feinsten Eleganz. — Türkischer Teppich am Fußboden, Pfeilerspiegel, (— ich sah hinein, als ob ich mit meinen Augen das Glas zerschmettern wollte —), zwei Sopha's à la Chinoise, — große, damastne Vorhänge, — ächt Magahony-Möbel, — ein Erard'scher Flügel, — kurz, ich fand auf der Stelle, daß hier ganz der Ort sei, sich Prinzessinnen zu erobern, und überzählte im Geiste meine Landhäuser, nebst Schaafen, Rindvieh und Müllereseln, so daß ich mich selbst vergaß, und wie ein Trunkener den Herrn Lepinay erwartete. Da ging die Thüre auf, und herein trat der Große. Ein Männchen von vier Schuh Höhe, mit dreieckigem Gesichte, stumpfer Kegelnase, kleinen Hamsteraugen, niedrer Stirne, breitem, aufgeworfenem Munde, spitzem Zuckerhutkinn, in schwarzen kurzen Beinkleidern, ditto Kamaschen, ditto Frack, sonst sehr elegant und mehr als höflich, begrüßte mich, strich sich die Perückenhaare gen Osten, nahm neben mir Platz, und sprach mit einer dünnen, nichtssagenden Stimme, die mir durch Mark und Beine ging: „guten Tag, mein schöner Herr; — Sie wollen gewiß eine Frau?“ — „Ich bleibe ledig!“ wollte ich rufen, — aber das Wort blieb mir im Halse stecken, wie ein Vierundzwanzigpfünder, und statt dessen flüsterte ich, indem ich so roth ward, als es der Anstand zuließ: „Hm! Hm! Hm! i nun, ich dächte, — ich möchte, — da ich glaube, — indem ich vermuthe, — ja, sehen Sie!“ — — Diese ausgezeichnet logische Antwort, schien ihn tief zu rühren. Er zog das Schnupftuch, holte sich zwei Thränen aus den Augen, stand auf, nahm ein großes Buch, blätterte darin herum, indeß mir der kalte Schweiß auf die Stirne trat, und fragte endlich nach meinem Stand, Geschäfte, Geburtsort und ähnlichen weltwichtigen Dingen. Ich beichtete wie ein armer Sünder, gab ihm den größtmöglichsten Begriff von meinen Talenten, die mich zum Millionär machen müßten, wenn das wenn und aber nicht wäre, — und binnen drei Minuten stand mein Steckbrief mit großen Strichen im Hauptbuche. Ich blinzelte hinein, sah mich unter dem „Haben“ erblickte dann links, auf der Seite des „Soll,“ den Namen einer Jungfer Gräfin, und ein halbes Dutzend Mühlsteine fielen mir vom Herzen. Wie verklärt stand ich, als der große Lepinay das unschätzbare Foliobuch zuklappte, und sich mit den Worten gegen mich wandte: „die Sache wird sich machen; — ich habe was für Sie; bereiten Sie sich vor, in eine der ersten Pariser Familien eingeführt zu werden!“ — Mein Herz tanzte in der Brust herum, wie rasend, Alles gerieth an mir in Bewegung, ich sah mich wie eine Auster an den gräflichen Rosenlippen hängen, und ich hätte den großen Lepinay umarmt, wenn er nicht urplötzlich mein Entzücken durch einen Zusatz abgekühlt hätte. Er setzte sich nämlich schmunzelnd zu mir, ergriff mit wahrhaft rührender Theilnahme meine beiden Hände, und frug, indem die Morgenröthe der innigsten Freundschaft seine Nase beleuchtete: „Haben Sie Geld bei sich?“ — „Geld?“ versetzte ich stotternd, indem mir jedes seiner Worte als Eiszapfen

Digitized by Google

im Herzen stecken blieb; — „wie so? o ja! etwas wohl.“ —

„Um — fuhr Lepinay fort, — die Einleitung zu Ihrer Einführung zu treffen, bedarf es einiger Geschenke an das Kammermädchen der Gräfin. Zweitens bedarf ich einer kostbaren Equipage zu solchen Besuchen, und ich muß daher um lumpige 200 Franks für meine Auslagen bitten! Sobald Sie diese entrichtet haben, geht's vorwärts, und mir müssen eilen, denn die edle Gräfin verlangt sehr nach einem Manne.“ — — Verlangt sehr? rief ich, — und ganz mechanisch fuhr ich in die Tasche, zog zehn funkelneue Napoleon hervor, und legte sie gravitätisch in die zitternden Hände des großen Lepinay, der sie geschickt in seine Tasche verschwinden ließ. — Hierauf erhob er sich viel schneller, als er sich zu mir gesetzt, und entließ mich mit den Worten: „in acht Tagen das Nähere.“ — Wie mir in diesen acht Tagen zu Muthe war, begreift ein Jeder, der so viel Menschenliebe besitzt, daß er eine Gräfin von 800,000 Franks zu schätzen weiß.. Endlich erschien sie, die heißersehnte Stunde, und ich stürzte wie ein Tiger nach dem Büreau. Herr Lepinay trat mir sehr kalt entgegen: „Guten Morgen, mein Lieber, — — noch weiß ich nichts!“ — Da stand ich, wie wenn ich kein Loth Hirn im Schädel hätte. — „Noch nichts?“ versetzte ich. „Noch nichts!“ wiederholte Lepinay; „kommen Sie einmal in 8 Tagen.“ — Er ließ mich stehn, — ich schlich die Treppe hinab, wie eine lahme Schildkröte, und beruhigte mich endlich. — Noch acht Tage, noch eine Ewigkeit von Sehnsucht und Verzweiflung, und am neunten flog ich meine Himmelstreppe mit neuem Muthe hinan. — Dießmal aber traf ich im Zimmer des Herrn Lepinay einen kurzen stämmigen Herrn, von sehr elegantem Aeußern, der mich beim Eintritte scharf musterte, mir einen Wink gab, und sich empfahl. Er war noch nicht hinaus, als Herr Lepinay mich anredete: „Unsre Gräfin ist halsstarrig, aber ich denke, es gibt sich; kommen Sie einmal in etwa 14 Tagen!“ — Jetzt fing eine kleine Fackel an, in mir aufzudämmern. Meine 200 Franks brannten mir wie glühende Lava auf der Seele, — ich gedachte des Winkes, den mir der Fremde gegeben, beschloß, ihn einzuholen, und rannte hinunter, ohne meinen Lepinay weiter anzusehen. Mein Rennen war überflüssig, denn, als ich auf die Straße kam, wandelte mein Winkgeber vor der Thüre auf und ab, und schien mich zu erwarten. Ohne Weitres hing er sich an meinen Arm, und sprach: „Dieser Lepinay ist ein Schurke erster Klasse; er hat mich schändlich betrogen, und gewiß auch Sie. Haben sie ihm auch 200 Franks geben müssen?“ — Statt der Antwort seufzte ich vor mich hin, und schlug die Augen nieder, als ob ich meine Klugheit auf der Erde suchte. — „Aber, sein Sie ruhig, fuhr mein Fremder fort. Ich kenne zum Glück diese Gräfin; sie existirt wirklich, wohnt in der rue Vivienne, und was ich dazu beitragen kann, Ihre Wünsche zu erfüllen, soll geschehen.“ — Sie!? rief ich erstaunt. — „Aber gewiß nicht aus Interesse, fuhr er fort; jene Gräfin ist freilich sehr schön, und auch mit ihren 800,000 hat es seine Richtigkeit; aber für mich ist dieß viel zu wenig, denn ich habe Fürstenblut in den Adern.“ — „Ach!“ schrie ich, „für mich ist's gerade genug. Oh, wenn Sie in der Sache etwas für mich thun könnten!“ — — Mein Fremder blieb stehn, fragte mich um Stand und Namen, schrieb abermals einen Steckbrief von mir in sein Taschenbuch, und versprach mir binnen 24 Stunden eine Nachricht von der höchsten Wichtigkeit. — „Kennt Sie Herr Lepinay?“ frug ich. — „Zum Glücke, nein!“ versetzte er; „ich traute dem Spitzbuben gleich Anfangs nicht, und gab ihm Namen und Wohnung falsch an, — das hätten Sie auch thun sollen, junger Mann; man muß sich in Paris vor solchen Spitzbübereien gar sehr in Acht nehmen. — Also, au revoir!“ Er bestieg ein Cabriolet, und ich trollte mich nach Hause. — Am nächsten Morgen empfing ich durch meinen Wirth ein goldgerändertes Briefchen, und wer beschreibt meine Wonne, als ich folgendes las: „Mein Herr! die Gräfin ist die Ihre; ich habe ihre alte Tante gewonnen. Aber diese Alte muß glauben, Sie seien sehr reich. Stecken Sie diesen Abend um acht Uhr eine Bagatelle von 500 bis 800 Franks zu sich, wo möglich in Gold, und finden Sie sich in der linken Seitenallee des bois de Boulogne ein. Zur Erkennung nehmen Sie ein gelbes Schnupftuch in die Hand.“ — — —

Solche Sprünge hat nie eine Gemse gemacht, als ich bei Lesung dieser Zeilen machte. Kaum hatte ich mich angekleidet, als ich zum Wechsler eilte, und mir gegen theures Agio 25 Napoleon in Gold einwechselte; nebenbei kaufte ich mir ein halbes Dutzend gelber Taschentücher, die ich alle auf Einmal in die Hand zu nehmen beschloß, und Punkt 8 Uhr Abends

warf ich mich in Staat, und fuhr an's Boulogner Holz. Mein Puls schlug Tausend in der Minute, — mein Gesicht glühte, mein Auge funkelte; — endlich, endlich sollte ich dennoch eine Frau erwischen! und was für Eine! Vor Wonne zitternd trat ich in die linke Seitenallee. Es war am Nachmittage regnerisches Wetter gewesen, und Niemand war zu erblicken. Plötzlich rauschte es unweit von mir. Ich blickte umher, und sah mir auf einem Seitenpfade durch eine kostbar gekleidete, sehr große und starke Dame winken, hinter welcher in tiefster Ehrfurcht ein Livreediener stand. Vor Freude halb des Todes, eilte ich hinzu, nahm den mir dargebotenen Arm der Dame unter vielen Verbeugungen an, ward von ihr, indem sie mir ein Zeichen gab, zu schweigen, in Begleitung des Dieners über mehrere Seitenwege geleitet, und gelangte endlich mit meiner Begleiterin, die einen merkwürdigen Schritt am Leibe hatte, auf einen freien Platz, der mitten im Holze lag, und zu solchen Rendezoous wie geschaffen schien. Hier hielten wir, indem sich der Diener hinter uns placirte. Ich wartete darauf, daß die alte Tante, denn das mußte sie sein, mich anreden sollte. Aber sie wandte das Gesicht weg, und eben wollte ich mit einem Seufzer den Mund öffnen, als ein Paar riesenstarke Hände sich von hintenher wider diesen Mund drückten, und ich mich wie der Blitz zu Boden gerissen sah. In demselben Augenblicke wandte die alte Tante sich um, und applizirte meinem kußwüthenden Munde ihr Taschentuch als Knebel, indeß der Livreediener mich am Boden festhielt. „Ein Laut, und du bist des Todes! flüsterte die Tante, und indem ihr kostbarer Hut nebst Perücke zur Erde fielen, erkannte ich in ihr meinen edlen Fremden vom Lepinay'schen Büreau. Der namenlose Schreck beraubte mich aller Kraft, und ich ließ Beide gewähren. Mit der interessantesten Geschicklichkeit wurde mir mein Geld abgenommen, und mit sanfter Wehmuth sah ich jene 25 Goldfüchse scheiden, die meine Heirathsliebe gegen kostbares Agio eingewechselt hatte. Als ich ganz leicht war, hielt mir die backenbärtige Tante ein Doppelpistol unter die Nase, rief: „wenn du binnen zehn Minuten aufstehst, warten ein paar Bleicomplimente auf deinen Schädel!“ und verschwand mit dem Livreediener im Gebüsche. Ich wollte meine Uhr ziehen, um ja die zehn Minuten gehörig in Ehren zu halten, aber die brave Uhr stack auch schon bei der Tante. Wie lange ich daher damals stille lag, weiß ich nicht genau. Nur so viel weiß ich, daß ich bei allen türkischen Heiligen schwor, ewig ledig zu bleiben, was ich denn auch so treulich hielt, daß ich volle drei Jahre wartete, bis ich heirathete, und daß mein einjähriges Töchterchen in Kurzem wird sagen können: „Papa, ich bleibe ledig!“

Eine Kleinigkeit

macht gegenwärtig in Berlin großes Aufsehen, nämlich eine mecklenburgische Schöne en miniature, genannt die kleine Louise, welche, obgleich sie nächstens erst in ihr 13. Jahr tritt, bereits im schönsten Ebenmaße ausgebildet und nicht größer als 26 Zoll ist. Ihr niedliches Füßchen, auf dem sie sich mit vielem Anstande und mit großer Leichtigkeit und Sicherheit bewegt, mißt 4 Zoll, während die ganze Person nur siebzehn ein halb Pfund wiegt. Herr Löper, ihr Vater, welcher die kleine Louise Jedem präsentirt, der ihre Bekanntschaft gegen ein Entree von sieben einen halben Sgr. zu machen wünscht, vergleicht sie treffend mit einer lebendigen niedlichen Puppe, wo noch zu bemerken ist, daß sie keineswegs nur figurirt, sondern auch durch eine anspruchlose, kindliche Konservation ihre Beschauer zu unterhalten versteht. Mit Ausnahme der Blattern, welche sie vor 5 Jahren überstand, hatte sie nie mit einer Krankheit zu kämpfen, ihre Gesundheit trotz dem Winde und Wetter, und sie befindet sich stets bei gutem Appetit, den zu stillen nicht immer ein Leichtes war, da ihr z. B. in dem ersten Jahre ihres Lebens die Nahrung, wegen der kleinen Mundöffnung, mittelst eines Schwammes gereicht werden mußte. Die kleine Louise singt auch, und zwar eine Arie aus Webers „Freischütz“ obwohl ihre Stimme für gewisse Opern nicht ausreichen möchte.

Vertheidigung.

Martin war so im Arg versunken,
Daß er den Hals sich abgetrunken;
Doch dießmal nehm' ich ihm Parthei,
Und nicht verargen darf es ihm die Welt,
Daß er nicht wußte, was wohl ohne Geld
Mit einem durst'gen Hals zu machen sei.

L. Scharrer.

Auflösung der Charade in No. 48.:
Vielleicht.

Verlegt und redigirt unter Verantwortlichkeit der G. Geiger j.'schen Buchdruckerei.

Digitized by Google

№ 45. 3. Juni 1840.

Der Erzähler.

Ein

Unterhaltungsblatt für Jedermann.

Fünfter Jahrgang.

Augsburg. Dieses Blatt erscheint jeden Mittwoch und Samstag, und kostet dahier vierteljährlich 15 kr., halbjährig 30 kr. und jährlich 1 fl.; auswärts ist der Preis: vierteljährlich 18 kr., halbjährig 36 kr. und jährlich 1 fl. 12 kr. Bestellungen nehmen alle Buchhandlungen und königl. Postämter, letztere mit der tarifmäßigen Portovergütung, an.

Gutenberg. *)

Die großen Erfindungen sind nicht auf einmal da. Es geht ihnen, wie den Kindern, die nur allmählich wachsen, und dann als Männer, in Freud' und Leid, sich durch die Welt schlagen. Ja, nicht selten geschieht es, daß ein Kind an dem Orte, wo es zur Welt gekommen ist, ewig Kind bleibt, während Jahrhunderte oder selbst Jahrtausende später und an andern Orten geborene Kinder unter günstigeren Umständen schnell gedeihen. Auch kommt vor, daß Streit ist: welches Kind zuerst geboren worden? Denn bei der Geburt großer Erfindungen ergeht es nicht, wie bei der Geburt unserer Kinder, wo Vater und Hebamme schnell nach der Uhr sehen, um Stunde und Minute, in welcher der neue Erdenbürger erschienen, genau ins Civilstandsregister oder ins Taufprotocoll eintragen lassen zu können. Bei der Geburt großer Erfindungen kreist die ewige Mutter, die Zeit, Jahrelang. Der Vater selbst, der Erfinder, weis oft nicht, wann er das Vorhandensein des langersehnten, herzlieben Kindes annehmen darf. Er schwankt zwischen Furcht und Hoffnung. Er erkennt die Mängel des Kindes und zweifelt darauf hin an dessen Existenz. Noch wagt er nicht, durch alle Welt zu rufen, daß er Vater sei. Auch spräche gegen dieses Rufen regelmäßig sein Vortheil. Indessen treten die Bekannten des Vaters, vom Vorhandensein des Kindleins auf vertrauliche Weise in Kenntniß gesetzt, theils wohlwollend und theils habgierig an die Wiege des Neugebornen. Denn neue Erfindungen sind wie Königskinder, welche Goldrollen und Ordenszeichen in ihren Tragkissen versteckt haben. Wer zutritt und klug ist, erhält die Goldrollen und Ordenszeichen. Auch geben die Zutretenden dem Neugebornen bisweilen ganz artige Pathengeschenke zu Nutz und Zier, so daß es geneigt ist, seinen Vater zu vergessen und den Schenkgebern Herz und Sinn und Vortheil zuzuwenden. Die Welt aber vergißt dann selbst häufig des Vaters, und ruft die Pathen als Väter aus, und erst späteren Zeiten ist es vorbehalten, so weit sie können, in das Ganze Licht zu bringen.

Genau aber, wie vorstehend beschrieben, ist es mit der Erfindung der Buchdruckerkunst ergangen.

Ein wunderliches Volk im mittleren Asien, welches Chinesen heißt, soll schon 1100 Jahre vor der Geburt Christi eine Erfindung gemacht haben, welche die nächste Staffel zur Erfindung der eigentlichen Buchdruckerkunst gewesen ist. Aber statt die noch höhere Staffel zu ersteigen, nimmt das Volk der Chinesen mit seinen wunderlichen Haarschwänzlein auf den geschorenen Häuptern und in seinen langen Seidenröcken, nun schon bald 3000 Jahre unverrückbar die alte Stelle ein. Jene Erfindung der Chinesen, unter der Regierung ihres Kaisers Wu-Wang, bestand in Folgendem: Sie schnitten das Abzudruckende, also selbst ganze Bücher, in hölzerne Tafeln so ein, daß die Schrift erhaben da stand. Hierauf färbten sie die erhaben da stehende

*) Bei Gelegenheit der Annäherung des vierten Säkularfestes der Erfindung der Buchdruckerkunst möchte eine kurze Skizze der Geschichte derselben und besonders eine gedrängte Biographie des großen Gutenberg nicht am unrechten Platze sein. Wir entnehmen solche im Auszuge dem Werkchen: „Jubiläums-Büchlein, oder Geschichte, wie die Buchdruckerkunst in Deutschland erfunden worden ist, nebst Ander'm, was dazu gehört. Erzählt für's Volk und für Freunde des Volkes. Mannheim. Verlag von Heinrich Hoff, 1840," welches in Augsburg in der Buchhandlung von Lampart und Komp. neben der Polizei um 18 kr. zu haben ist.

Digitized by Google

Schrift der Holztafel und druckten die Schrift ab. Noch heute ist dieses Verfahren in China das übliche, und es konnte also vorhin mit Recht gesagt werden, daß nicht selten geschehe, wie ein Kind an dem Orte, wo es zur Welt gekommen sei, ewig Kind bleibe. Die chinesische Buchdruckerkunst ist und bleibt Kind.

Jedoch sind es die Chinesen nicht allein, welche das xylographische Verfahren des Buchdrucks (wie unsere Gelehrten den Druck durch Holztafeln nennen), erfunden haben sollen. Vielmehr macht auch ein anderes asiatisches Volk, die Japanesen, auf die Erfindung Anspruch, und nicht weniger ist es gewiß, daß schon sehr früh in Tibet, ebenfalls einem asiatischen Reiche, die Kunst des Tafeldrucks bekannt war und ausgeübt wurde.

Aber diese verschiedenen Anfänge der Buchdruckerkunst in Asien stehen ganz vereinzelt, denn die Europäer, und unter ihnen namentlich die Deutschen, hatten niemals die geringste Kenntniß davon erlangt. Ebenso ging und geht jenem asiatischen Tafeldrucke so ziemlich Alles ab, was der Erfindung der Buchdruckerkunst erst recht ihre Weihe und Bedeutsamkeit verleihen konnte. Er war nämlich zu theuer, und für Schriften, welche schnell unter's Volk sollten, viel zu zeitraubend. Ohne Wohlfeilheit und Schnelligkeit ermangelt aber die Buchdruckerkunst ihrer besten, wesentlichsten Wirksamkeit. Und so lebt China heute noch so geistig und politisch unfrei, und so moralisch verknöchert, wie unter der, unzweifelhaft höchst glorreichen Regierung seines Kaisers Wu-Wang; so gilt heute noch in Japan die Erblichkeit aller Aemter, Gewerbe und aller Verhältnisse des Lebens; und so ist heute noch die Geistlichkeit in Tibet, ihre Großlama's und Kutuchtu's an der Spitze, eine von der andern Hälfte des Volkes ganz geschiedene Abtheilung.

* * *

Obgleich es schon Jahrtausende hindurch in Europa gebräuchlich war, Abdrücke von Pettschaften oder dergleichen in Wachs oder andere weiche Massen zu machen, so hatte man doch lange Zeit unterlassen, die Vervielfältigung des Stempels auf die Vervielfältigung von in Holz geschnittenen Gegenständen durch Abdruck, zu übertragen. Ein näherer Schritt dazu war die Entstehung der Holzschneidekunst im Anfange des 14ten Jahrhunderts. Sie wurde zuerst auf Verfertigung der Spielkarten, die ursprünglich gemalt worden, und der Heiligenbilder angewandt. Durch die Erzählungen, Beschreibungen und Unterschriften, die man diesen und andern bildlichen Darstellungen hinzuzufügen pflegte, kam man auf den Gedanken, auch die Erzählungen, Beschreibungen und Unterschriften in Tafeln von Holz zu schneiden. Von hier aus war der Uebergang, ganze Bücher, wenn auch nur solche von geringem Umfange, in Holzplatten einzugraben, nicht schwer. Die Europäer, indem sie so weit gekommen waren, hatten das Kindesalter der Erfindung erlebt, wie die Chinesen, Japanesen und Tibetaner schon so viele Jahrhunderte voraus. Auch waren sie bemüht, dieses Kindesalter sich möglichst nutzbar zu machen. Es entstanden förmliche Zünfte von Holzschneidern, welche unter dem Namen Formschneider, Briefdrucker, Kartenmaler, Figurenschneider, Drucker, oder Printer's bekannt wurden. So in Nördlingen, Augsburg, Frankfurt a. M., Antwerpen ꝛc. Aber erst um die Mitte des 15ten Jahrhunderts eröffnete Gutenberg eine neue glorreiche Abtheilung, ja eine völlig neue Schöpfung im Reiche der Buchdruckerkunst.

Johann (oder Henne) Gensfleich, genannt Gutenberg ward in Mainz zwischen 1393 und 1400 geboren. Gensfleisch hatte sein Vater geheißen, Gutenberg nannte er sich vom Stammhause seiner Mutter. Die Familien Beider gehörten zu den adelichen Geschlechtern der Stadt Mainz. Schon ein Jahrhundert lang hatten dort bisweilen Streitigkeiten zwischen den Zünften und den adelichen Geschlechtern, welche die Gewalt im Rathe übten, Statt gefunden. 1420 entstand wieder eine solche Streitigkeit, heftiger als alle vorhergegangenen. Das Volk stürmte die Häuser der Adelichen und legte ihnen ziemlich schwere Friedensbedingungen auf. Diese aber zogen zum großen Theile vor, lieber aus der Stadt auszuwandern, als Bedingungen anzunehmen, welche sie an Ehre und Vermögen benachtheiligten.

Unter diesen Auswanderern befand sich auch Johann Gensfleisch zum Guttenberg, damals zwischen 20 und 27 Jahren alt. Wo er sich zunächst hinbegeben, ist unbekannt; vielleicht nach Eltvill im Rheingau, wo seine Familie Güter besaß. Die zurückgebliebenen Adelichen und die Zünftigen aber brachten es erst nach zehn vollen Jahren zu einem Vergleiche. In diesem Vergleiche wurde unter Anderm verabredet, daß, wenn die ausgewanderten

Digitized by Google

Adelichen Lust hätten, in der Versöhnung mitbegriffen zu werden, sie von Rath und Gemeinde ohne Gefährde in Mainz wieder aufgenommen werden sollten. Unter den ausgewanderten Adelichen war auch „Henchen zum Gutenberg," der nachmalige Erfinder der Buchdruckerkunst, aufgeführt, woraus hervorgeht, daß derselbe im Jahr 1430 noch im Auslande lebte.

Erst vier Jahre später hören wir wieder von ihm und finden ihn in Straßburg, wie bekannt, damals noch einer deutschen freien Reichsstadt.

(Fortsetzung folgt.)

Miszellen.

Die Sonntagsreiter.

In Paris sieht man während einer Woche nicht weniger, als drei- bis vierhundert Reiter, welche ihre Promenade in den Alleen des bois de Boulogne machen. Am Sonntage aber vermehrt sich die Zahl dieser fashionablen Centauren bis auf acht- oder neunhundert. Schon am Sonnabend erfaßt eine Menge junger Leute der wüthendste Reitfanatismus. Diese Jünglinge, ungefähr zwanzig Jahre alt, kennen dee Pferde zwar nur dem Namen und Anblick nach, dennoch können sie der Lust nicht widerstehen, ihre schöne Sonntagsfreiheit und die fünfzehn Franken in ihrer Tasche zu einem stolzen Spazierritt auf einem gemietheten Bucephalus zu benutzen. — Der junge Mann, der zum ersten Male das Glück genieſſen will, sich hoch zu Roß zu sehen, begibt sich nach dem Stalle, wo die Renner stehen, mit einem Herzklopfen, das ihn an sein erstes Rendezvous erinnert. Nicht weniger hebt sich seine Brust bei dem Anblick der Stallthüre, als damals, da er erwartungsvoll vor der Hinterthüre stand, durch welche seine Geliebte kommen sollte. Sein Aeußeres kann man sich leicht vorstellen — er schwenkt eine lange Gerte in der Rechten und schlägt die Lüfte, daß sie pfeifen und heulen; dabei klirren große glänzende Sporen den Takt zu seinem Sturmschritte — halt, junger Herr, nehmen Sie sich doch in Acht, beinahe hätten Sie sich die Beinkleider zerrissen. — Nun sitzt der Ritter in den Bügeln; die Knechte treten zurück und lächeln, während jener mit erzwungener Leichtigkeit sich noch einmal im Sattel wendet, um etwas Gleichgiltiges zu fragen. Dann geht der Marsch von hinnen. Aber ach, kaum ist das edle Thier fünfzig Schritte gegangen, so hält es plötzlich an und macht dabei eine Miene, wie Einer, der etwas vergessen hat; einen Augenblick darauf kehrt es um und trollt, ohne sich im Geringsten um die Gegenvorstellungen seines Reiters zu bekümmern — nach dem Stalle zurück. Preis des Vergnügens: zwölf Francs. — Ein anderer Fall ist noch bedenklicher, weil er in der That ein Fall ist. Nach etwa sechszig Schritten — hier profitirt der Reiter zehn Schritte — fällt es dem Pferde ein, das es noch nicht sein Morgengebet verrichtet habe, und da es ein so frommes Thier ist, als nur irgend eines gefunden werden kann, so benutzt es die erste beste zur Andacht geeignete Stelle und läßt sich auf die Kniee nieder. Der Jüngling freilich kommt dabei am schlimmsten weg; er schießt über des Pferdes Hals zur Erde nieder und macht die wehmüthige Erfahrung, daß Herrendienst doch nicht immer vor Gottesdienst gehe. Preis des Vergnügens: zwölf Francs. — Der dritte mögliche Fall: das Roß verträgt vielleicht weder Gerte noch Sporen; oder es hat eine gewisse Antipathie gegen Hunde, oder es kann keine Trommel hören, ohne Nervenzufälle zu bekommen, u. s. w. u. s. w. Begegnet nun dem guten Thiere eine Unannehmlichkeit dieser Art, so springt es an und setzt sich in Galopp, den es so bald nicht endigt. Der junge Cavalier hatte darauf gerechnet, nur bis zum bois de Boulogne zu reiten, und muß nolens volens in Neuilly, wohl gar in Versailles einkehren. Preis des Vergnügens abermals zwölf Fr. In diesem Falle ist der Schade mehr auf Seite des Vermiethers. Allein — die Tour endigt auch bisweilen schon eher, als in Neuilly, und das ist ein Extrafall, das Rößlein z. B.,

„nicht seines Führers Zügel mehr gehorchend,"

erblickt in einem Putzgewölbe eine reitzende Verkäuferin; im Moment ist es verliebt und beschließt, ihr nach Pferdeart den Hof zu machen; die Spiegelglasthüre durchbrechend, rennt es in das Heiligthum — die Dame de Comptoir schreit, flüchtet — der Reiter ist außer sich und das leidenschaftliche Pferd kommt zu spät zur Besinnung. Preis des Vergnügens: zwölf Fr. Dießmal mit einer Rechnung von 547 Fr. für zerbrochene Spiegelscheiben, zerrissene Spitzen und Hauben, durchlöcherte Kleider, beschädigte Meubles u. s. w. Das ist das Loos der Sonntagsritter in Paris.

Digitized by Google

Dienstfertigkeit.

„Können Sie mir nicht sagen“ fragte mit dringender Eile ein fremder Kaufmann den vorübergehenden Friseur einer Stadt am Rhein — „wo geht's hinaus nach dem R . . . . schen Garten?“

Friseur. Ei, heren Se! das will ich Ihne sage: Sehen Se, da gehen Se driben iber e Brick, da kommen Se an e groß Gebeid, das is alleweil die Citadell. Herr Je! was hat das e Geldschpiel gekoscht — 300 Arbeitsleit habe drei und e halb Jahr —

Kaufmann. Nicht doch, mein Freund! ich bitte, sagen Sie mir nur den nächsten Weg.

Friseur. Ja, ja! Sehen Se, wenn Se an der Citadell vorbei seinne, kommen Se an de Scheinwalder Brick — heren Se, was da 1813 die Franzose zusamme geherrscht seyn, da habe se e Patsch bekumme! In der Brick seine gewiß über 5000 Franzosen —

Kaufmann. Aber ich bitte Sie — mir ist jeder Augenblick kostbar; ich bin in der peinlichsten Angst, mein sterbender Buchhalter —

Friseur. Ei! nemme Se mer's nit übel, ich hann gedacht, weil Se e Fremder seyn, möcht es Ihne Gschpaß mache, wenn Se so e Bische erfahre — glaube Se nur, hier zu Lande seinner große Dinge —

Kaufmann. Ich glaube gern —

Friseur. Ich weiß noch — Herr Je! wenn mein geschtorbener Vater, der im siebejährige Krieg, wo er General von Tomlowsky —, erre Se sich nit, ich mein' nit Ponjatowsky, der is in de Saal 1813 — Herr Je! wie de Zeit ahin laft, seinne es doch schon 26 Jahr —

Kaufmann. Herr! haben Sie mich zum Narren?

Friseur. Soll mi Gott dehite! I will Ihne gleich sage — Sehe Se!

Kaufmann. Wollen Sie mir kurz sagen —

Friseur. Ei, Herr, mit de größte Vergnüge!

Kaufmann. — wo es nach dem R . . . . schen Garten hingeht?

Friseur. Ja! der Weg nach dem R . . . . schen Garten? Herr Je! den weiß i ja nit!

Anekdoten.

„Ein Glas Limonade!“ fordert auf dem Balle zu X ein Herr am Schenktische, bezahlt es und sagt dem Garçon: „dort meiner Frau!“ — indem er auf eine Dame zeigt, die sich so eben zur Gallopade gestellt. — Der Eilige verfehlte die Dame, und als der Uebersender näher kam, sah er verdrießlich das Glas in fremden Händen. Er wollte durch Husten den Irrthum bemerklich machen; da fragte seine Ehehälfte unwillig: „Was soll denn das Husten?“ — „Soll ich nicht husten,“ entgegnete er, „wenn die Limonade in die unrechte Kehle kommt?“

Der Marquis S... wollte einst in Paris die Ankunft seines Freundes durch ein großes Diner feiern und ihm, als eine außerordentliche Seltenheit in der Mitte des Winters, ein Gericht grüner Erbsen vorsetzen, das ihn auf 25 Louisd'ors zu stehen kam. Während der Tafel erwartete der Marquis schon mit Ungedult die grünen Erbsen, mit denen er die ganze Gesellschaft zu überraschen gedachte. Allein das Diner nahte bereits seinem Ende, ohne daß die ersehnte Schüssel erschien. Endlich ließ er voll Ungeduld den Koch rufen. Dieser kam ganz bleich und zitternd und sagte, daß die grünen Erbsen, nachdem man sie gekocht, so zusammengeschmolzen wären, daß der Küchenjunge sie für ein Ueberbleibsel gehalten und gegessen habe. „Laßt den Spitzbuben kommen!“ rief der Marquis. Der Küchenjunge erschien halb todt beinahe und fiel dem Marquis zu Füßen. „Waren die grünen Erbsen gut?“ fragte dieser. „Ja, euer Gnaden“ stammelte der Küchenjunge. „Nun, so gebt — ihm auch einen guten Trunk dazu“ befahl der Marquis.

In der „Stettiner Zeitung“ macht ein Nachahmer des Herrn Louis Drucker (der Mann hat bereits viele Nach-Drucker gefunden) der Weinhändler Napoleon Herbst, Folgendes bekannt:

Hier im ird'schen Jammerthal
Endete nicht Plag' und Qual,
Reift' nicht Saft und Hopfen!
Bei mir wird d'rum wieder seyn
Sonnabend Musik und Wein
Trautentraubentrankestrostestropfen.

---

* Charade.

3 silbig.

Die Erste erglänzet beim britischen Feste
Die Anderen sind in dem Kampfe das Beste,
Bist 's Ganze Du: bleibe zu Hause im Neste.

* s.

Verlegt und redigirt unter Verantwortlichkeit der S. Geiger j.'schen Buchdruckerei.

Digitized by Google

№ 46. 6. Juni 1840.

Der Erzähler.

Ein

Unterhaltungsblatt für Jedermann.

Fünfter Jahrgang.

Augsburg. Dieses Blatt erscheint jeden Mittwoch und Samstag, und kostet dahier vierteljährlich 15 kr., halbjährig 30 kr. und jährlich 1 fl.; auswärts ist der Preis: vierteljährlich 18 kr., halbjährig 36 kr. und jährlich 1 fl. 12 kr. Bestellungen nehmen alle Buchhandlungen und königl. Postämter, letztere mit der tarifmäßigen Portovergütung, an.

Gutenberg.

(Fortsetzung.)

Im Jahre 1434 ließ Gutenberg in Straßburg den Stadtschreiber von Mainz verhaften und als Geisel für die Zahlung von 310 Gulden rückständigen Renten, welche ihm die Stadt Mainz seit geraumer Zeit schuldete, gefangen halten. Indem Gutenberg so that, machte er es wie die übrigen ausgewanderten Mainzer Adelichen, welche sich an die Personen der Mainzer Bürger hielten, wo ihnen deren auch aufstoßen mochten. Als aber Bürgermeister und Rath von Straßburg sich bei Gutenberg verwendeten, sprach er, ihnen zu Lieb' und Ehre, den Mainzer Stadtschreiber von seiner Haft und seiner Zahlpflichtigkeit frei.

Aus alten Rathsprotocollen der Stadt Straßburg vom Jahr 1439 geht hervor, daß Gutenberg in den Jahren 1436 bis 1438 einen Straßburger Bürger, Andreas Dritzehn, gegen Lehrgeld Steine schleifen gelehrt und dann mit Diesem und einigen Andern einen Gesellschaftsvertrag geschlossen hatte. Das von Gutenberg und den Andern auf gemeinschaftliche Rechnung unternommene Fabrikgeschäft betraf das Spiegelmachen und Zurichten und Schleifen edler Steine. Hierauf baten Gutenberg's Theilnehmer denselben, sie alle seine Künste, auch eine andere, welche er noch für sich allein trieb, zu lehren, worüber ein neuer Gesellschafts- und Einkaufsvertrag verabredet wurde. Theil der neuen Verabredung war, daß, wenn ein Theilnehmer stürbe, alles Geheimniß, Werkzeug und Waare, der Gesellschaft, gegen eine Entschädigung an die Erben, verbleiben, und dadurch weitere Offenbarung vermieden werden sollte. Wirklich trat bald ein solcher Todesfall ein. Es starb nämlich der genannte Dritzehn gegen Ende des Jahres 1438. Seine Brüder verlangten nun Aufnahme in die Gesellschaft, und, da jene von Gutenberg verweigert wurde, erhoben sie gegen ihn im Jahr 1439 vor dem großen Rathe in Straßburg einen förmlichen Prozeß. Dieser Prozeß veranlaßte dann weiter ein großes Zeugenverhör, in dessen Protocollen in zweideutigen Worten und dunkeln Sätzen von einer Presse, von Formen, von (vier) Stücken, vom Auseinanderlegen dieser Stücke, und von Drucken geredet wird.

Diejenigen nun, welche behaupten, Gutenberg habe die eigentliche Buchdruckerkunst, das typographische Verfahren des Buchdrucks (wie unsere Gelehrten den Druck mit beweglichen Lettern nennen), erst später in Mainz erfunden, wollen in jenen Bezeichnungen weiter nichts, als Andeutungen des Druckes mit festen Tafeln erkennen, während Andere (meist Straßburger) aus den bemerkten Bezeichnungen und jenen Protocollen überhaupt etwas ganz Anderes ableiten. Nämlich: daß jene dritte, von der Spiegelfabrikation unterschiedene Kunst keine andere, als das Buchdrucken mittelst einer Presse und zusammengesetzter, nicht aus soliden hölzernen Texttafeln bestehender Druckformen, gewesen sei.

Der Prozeß selbst fiel keineswegs ungünstig für Gutenberg aus. Vielmehr bekam er nebst seinen Genossen Riffe und Heilmann von dem großen Rath in Straßburg einen Eid auferlegt: „wie sich die Sache verhalten, und daß es ihre Absicht gewesen, aus dem Gesellschaftsvertrag eine besiegelte Urkunde zu machen, wenn Andreas Dritzehn am Leben geblieben wäre.“ Gutenberg und seine Genossen leisteten diesen Eid. Das Ergebniß hiervon war: die gerichtlich nähere Festsetzung einer Abrechnung Gu-

tenberg's mit Andreas Dritzehn's Erben, und die, ebenfalls gerichtliche Abweisung der Ansprüche der Letzteren auf Aufnahme in die Genossenschaft.

Was nach Beendigung des Prozesses aus der Verbindung Gutenberg's mit seinen mehrerwähnten Genossen geworden, kann, beim Mangel jeder Nachricht hierüber, nicht ermittelt werden.

Gewiß ist jedoch, daß Gutenberg mehrmals noch in Straßburg Gelder aufnahm. Manche wollen daraus ableiten, daß seine Unternehmungen dort nicht gelangen. Andere erklären dann aus diesem letzteren Umstande, seine Gedanken an eine Rückkehr nach Mainz. Noch Andere bringen Gutenberg's Rückkehr nach Mainz mit einem Eheverhältniß zusammen, welches er in Straßburg mit einem dortigen adelichen Fräulein, Anna zur eisernen Thüre, abgeschlossen hatte.

* * *

Sehr wahrscheinlich kehrte Gutenberg noch im Laufe des Jahres 1444 nach Mainz zurück. Im Hofe zum Jungen richtete er seine Druckerei ein. Dabei fuhr er fort, Schulden zu machen, um seine Unternehmungen zum Ziele zu fördern, ohne daß es ihm jedoch mit diesem Mitteln gelungen wäre. Gegen das Jahr 1450 hatte er bereits eine Anzahl ausgestochener Schnitzwerke, zum Zwecke des Abdruck's, gefertigt, als er, durch die Erschöpfung seines Vermögens in die Unmöglichkeit versetzt, sein Unternehmen zu Ende zu bringen, schon im Begriffe stand, dasselbe gänzlich aufzugeben.

Da trat ein Mainzer Bürger, Johannes Fust mit Namen, von der Hoffnung auf Gewinn gelockt, rathend und helfend auf Gutenberg zu. Fust stammte aus einer angesehenen, jedoch nicht adelichen Familie der Stadt Mainz. Goldschmied war er nicht, (sein Bruder war's), aber wohl wußte er durch zweckmäßigen Geschäftsbetrieb sich Geld und Gold zu schmieden. Auch war er nicht Advokat, wozu ihn ein dem Advokatenstande abgeneigter Schulmann hat stempeln wollen. Aber allerdings hatte er rechtswissenschaftliche Studien gemacht und in der späteren Zeit seines Lebens war er auch Kirchenverordneter.

In einem, am 22. August 1450 mit Gutenberg abgeschlossenen Gesellschaftsvertrage versprach Fust demselben ein Darlehen von 800 Gulden in Gold, und zwar zu 6 pCt. verzinslich; mit diesem Darlehen sollte Gutenberg sein Werkzeug zurichten und machen; dieses Werkzeug sollte dem Fust als Unterpfand für die vorgeschossenen 800 Gulden dienen; Fust sollte dem Gutenberg jährlich 300 Gulden für Kosten geben und auch Gesindelohn, Hauszins, Pergament, Papier, Tinte ꝛc. vorlegen; würden sie alsdann forthin nicht einig, so sollte Gutenberg dem Fust die 800 Gulden zurückgeben und das Werkzeug wieder hypothekenfrei sein; alles Geld, welches nicht für das Werkzeug selbst, sondern unmittelbar zur Anfertigung von Büchern werde ausgegeben werden, sollte, als auf das gemeinschaftliche Unternehmen und zu dem gemeinschaftlichen Nutzen der beiden Kontrahenten verwendet, angesehen werden.

So der Vertrag. — In der Verbindung mit Fust druckte nur Gutenberg mehrere Werke mit Holztafeln, und zwar zuerst Alphabettafeln, sodann den Donat (lateinische Sprachlehre für Schulen), und ein lateinisches Wörterbuch, Katholikon genannt.

Die unaufhörliche Arbeit des Schriftschneidens, welche mit dem Tafeldrucke verbunden war, bewog Gutenberg, die Tafeln zu zerschneiden, die gesammten Buchstaben herauszunehmen, sie, je nach seinen Zwecken, im Einzelnen zu verbinden, und die abgängigen Buchstaben durch neue zu ersetzen. Es ist bewiesen, daß mit beweglichen Holzbuchstaben von Birn- und von Buxbaumholz wirklich gedruckt worden ist.

Daß Gutenberg noch im Laufe des Jahres 1450 auf den Gedanken gekommen sei, seine Holztafeln zu zerschneiden, und noch in demselben Jahre einen Donat mit beweglichen Buchstaben von Holz gedruckt habe, ist kaum zu bezweifeln. Auch verschiedene Gebetbücher wurden bald von Gutenberg und Fust mit beweglichen Buchstaben von Holz gedruckt.

Geht aus dem geschichtlich beglaubigten Verlaufe der Erfindung hervor, daß noch im Jahr 1450 mit Tafeln gedruckt wurde, so ist doch gewiß auf's Entschiedenste unwahrscheinlich, daß man im Jahr 1436 bereits mit einzelnen Lettern, die zu Worten und Sätzen gefügt wurden, gedruckt habe. Insbesondere jene Stücke, von welchen die Straßburger Protokolle sagen, müssen sonach etwas Anderes gewesen sein, als einzelne Buchstaben. Oder will man Gutenberg die Albernheit zutrauen, was er zum Manne bereits erzogen, als wieder in die Wiege gelegt und sich selbst

Digitized by Google

so die größten Nachtheile bereitet zu haben? Oder will man Gutenberg zum Lügner stempeln, der am Schlusse des von ihm im Jahr 1460 gedruckten Wörterbuchs Katholikon ausdrücklich die Stadt Mainz als solche bezeichnete, „welche die Güte Gottes mit einem so hehren Geisteslichte und freien Gnadengeschenke den andern Völkern der Erde vorzuziehen und zu verherrlichen sie gewürdigt hat?“ Die Stadt Mainz!“ Das spricht jedenfalls gegen Straßburg und gegen eine Erfindung vor 1444.

Die Stützen, welche auf diese Weise das Jahr 1450 als Erfindungsjahr erhält, werden aber noch dadurch verstärkt, daß mehrere Personen, deren Aussagen ein bedeutendes Gewicht beigelegt werden muß, die Zeit der Erfindung ausdrücklich in das Jahr 1450 setzen. So Peter Schöffer, der sinnreiche Gehülfe des Erfinders, in seinen mündlichen Mittheilungen an einen gelehrten und gewissenhaften Geschichtschreiber jener Zeit, mit Namen Tritheim, — und mit ausdrücklicher Bezeichnung des Johann Gutenberg als Erfinders. Ganz so (in Bezug auf Johann Gutenberg als Erfinder wenigstens anfänglich) Johann Schöffer, ein Sohn des Peter Schöffer. Aehnlich die Kölner Chronik und einige Nachkommen des Johann Fust im Mannsstamme. Aehnlich andere Zeugnisse. Sie lassen fast keinen Zweifel über die Richtigkeit der Behauptung: „das Jahr 1450 ist das Jahr der Erfindung der Buchdruckerkunst durch Zusammensetzung beweglicher Lettern.“

(Schluß folgt.)

Miszellen.

Der Leibkutscher des Kaisers Alexander von Rußland.

Der berühmteste russische Kutscher, der, obgleich ein gemeiner Bartrusse, fast eine historische Person geworden ist, war Ilia, der Kutscher des Kaisers Alexander. Er diente seinem Herrn, treu wie sein Schatten, dreißig Jahre lang, und war ihm lieb durch seine Erfahrung und durch seine Originalität. Er begleitete den Kaiser auf allen seinen Reisen, und ist daher nicht nur auf sämmtlichen hunderttausend russischen Poststationen, sondern auch in allen europäischen Hauptstädten eine wohlbekannte Person. Er verließ ihn auch im Tode nicht, und schlief, in seinen Pelz gehüllt, auf der ganzen Trauerreise der Leiche, von Taganrog bis Petersburg, unter seinem Leichenwagen. Da er sehr häufig mit dem Kaiser allein war, so waren Ilias vom Bock in den Wagen herab gesprochene Worte oft nicht unwichtig, und mancher Höfling buhlte um des gewichtigen Kutschers Gunst. Jetzt lebt er ruhig in einem Palais Petersburgs, wo er seiner Verwandtschaft und Bekanntschaft Feste gibt und Anekdoten vom entschlafenen Kaiser Alexander erzählt. Der jetzige Kaiser hat ihm die Erlaubniß ertheilt, noch dann und wann, wenn er will, Mitglieder der kaiserlichen Familie zu fahren. Und so sieht man denn oft, wenn die Kaiserin spazieren fahren will, den alten Ilia auf den Bock steigen und sich seines Vorrechts mit Geschick und großem Anstande bedienen.

Schottische Seltsamkeiten.

In Schottland nennt man eine böse Wunde ein „Einkommen“ und der Ausländer, der in den schottischen Bergen reiset, wundert sich sicherlich nicht wenig, wenn ein Bettler ihn anredet und mit höchst jammervollem Gesichte um ein Almosen bittet, „weil er ein großes Einkommen habe.“ Ein Vermächtniß an eine milde Anstalt heißt ein „Verdruß“ und man hört nicht selten einen mitleidigen Menschen sagen, er freue sich z. B., daß die Blinden durch das Testament dieses oder jenes Mannes einem ansehnlichen „Verdruß“ bekommen hätten. Wenn ein Schotte zu einem andern sagt: wollen Sie mir ein Paar Worte sagen, so meint er, man solle ihm Gehör schenken. Einen komischen Ausdruck haben ferner die Schotten für zwei Herren, die einander gegenseitig artig grüßen; man sagt nämlich: „sie wechselten Hüte mit einander.“ — Das Lieblingsgetränk der Schotten ist bekanntlich Whisky; es darf aber nur mit Erlaubniß der Regierung gebrannt werden. Dagegen haben die Schotten einen sehr großen Widerwillen und Brennen deßhalb meist geheim. Der so erlangte Whisky heißt Mondenlicht, während der mit Erlaubniß gebrannte „Tageslicht“ genannt wird. Man bietet jede List auf, um solche Brennvorrichtungen zu verbergen; so entdeckte man kürzlich in den Hochlanden einen Kessel unter einer großen Thorsäule, die als Schornstein ausgehöhlt war; eine andere geheime Brennerei fand man in einer Kapelle, wo der Whisky als „heiliges Wasser“ verkauft wurde.

Digitized by Google

Der Ahnherr der Claqueurs.

Die Claqueurs sollen spanischen Ursprungs seyn. In frühern Zeiten nannte man sie dort: Mosquetoros, weil ihr fürchterliches Tumultuiren, durch Pfeifen, Klatschen, Pochen und Toben oft so betäubend war wie Musketenfeuer. Im Jahre 1660 war zu Madrid ein Schuhflicker, Namens Nikolaus Senchez, der Chef dieser Musquetoros; zu ihm kamen die Applausbedürftigen und baten um seine Protektion, die „gegen ein mäßiges Honorar" und die Verpflichtung, ihn zum Schuhmacher anzunehmen, in Gnaden ertheilt wurde. Wir würden auch jetzt noch vielen Histrionen und Histrioninnen, die jene Rollen, welche ihnen am wenigsten zusagen, gerade am liebsten spielen, den wohlgemeinten Rath ertheilen, sich oft an irgend einen Schuhmacher zu wenden, damit sie sich bei diesem an das Sprichwort erinnern: „Schuster bleib bei deinem Leisten," statt daß sie durch Nichtbefolgung desselben nur Pech haben.

„Menschen und Zeiten.

Dr. Mahne, Professor an der Universität zu Genf, las bis zum Jahre 1839 über des Cornelius Nepos Lebensbeschreibungen. Doch nein, er las blos über den Epaminondas. Auch das nicht, er las blos über eine Stelle desselben. Gefehlt! er las blos über ein einziges Wort. „Epaminondas saltabat commode (Epaminondas tanzte zierlich.)" Ein anderer hätte saltabat bei Seite gelassen, ohne ein Wort darüber zu verlieren. Unser gelehrter Professor Mahne aber besaß dazu viel zu viel Gewissenhaftigkeit. Epaminondas tanzte; was war der Tanz bei den Griechen: wie viele Arten hatte er: wie stand er mit der Religion und dem Staate im Bezug? Die Antworten auf diese Fragen nahmen ihm nicht nur die Zeit des ganzen Jahres hinweg, sondern gingen selbst noch in das nächstfolgende über, und es fehlte nicht viel, daß der wackere Professor in seinem Eifer nicht auch wie Scaliger die Pyrrhica tanzte.

Ganz neue gemeinnützige Bücher. Helmbecher und Schneller in Merseburg kündigen eine neue Methode an: „die Kunst des Schwimmens nach den Regeln der Fische," aufgefaßt von Steinfellner, und: „die Kunst des Fliegens nach den Erfahrungen der Vögel mit Kupfertafeln, von eben demselben. Preis 12 Groschen. Die Regeln der Fische und die Erfahrungen der Vögel können sehr lehrreich seyn! Schade nur, daß Herr Steinfellner nicht auch „Eine Kunst des Denkens, nach den Grundsätzen der vierfüßigen Thiere," herausgibt, Für die letztere dürfte der Herr Verfasser ganz der Mann sein!

Die Würfel.

In dumpfer Schenke schrie'n die Zecher,
Es lärmten Würfel, klirrten Becher,
Obwohl der Wirth am Ofen schlief,
Und 's sechste Mal der Wachter rief.
Dort in der Ecke spielten Zweie
Mit dreien Würfeln nach der Reihe,
Und warfen auf die Ofenbank
Viel harte Thaler baar und blank.
Der Eine wurde immer bleicher;
Der And're aber immer reicher
An Geld und auch an Spaß und Witz,
Und sprang oft schnalzend auf vom Sitz.
Da warf der Eine, daß es summte,
Und selbst der Wirth im Traume brummte,
Die Würfel fluchend an die Wand
Und schlug die Stirne mit der Hand;
„So ist denn Alles hingefahren,
„Was ich erspart in vielen Jahren!
„Ich will bei Gott nicht Ruh' noch Rast,
„Wenn Du nicht falsche Würfel hast."
„Falsch?" rief der And're, „mußte bitten;
„Die Würfel sind aus Bein geschnitten
„Von eines Schurken einz'gen Kind,
„Und solch ein Würfel der gewinnt."
Laut lachte nun die ganze Stube,
Und ausgespottet wie ein Bube
Ward noch der Eine, und voll Wuth
Griff schweigend er nach seinem Hut.
Der And're blieb noch eine Weile,
Dann gieng er heim in banger Eile.
Da fand er — Gott, o wär' er blind! —
Im Blute sein gemordet Kind.

L. Scharrer.

*Homonyme (Gleichname.)

Glücklich werd' ich vom größten der römischen Dichter *) gepriesen,
Der ich, wenn Eos sich naht, emsig den Acker bestell'.
Andern Sinnes bedeut' ich den Kerker befiederter Thiere,
Welche das Menschengeschlecht grausam gefangen sich hält. —

*) Horat. Facc. Epod. Beatus ille, qui procul negotiis
Paterna aura bubes exercet suis etc.

Auflösung der Charade in No. 45.:
Mißmuthig.

Verlegt und redigirt unter Verantwortlichkeit der **S. Geiger** j.'schen Buchdruckerei.

Digitized by Google

№ 47. **Der Erzähler.** 10 Juni 1840.

Ein

Unterhaltungsblatt für Jedermann.

Fünfter Jahrgang.

Augsburg. Dieses Blatt erscheint jeden Mittwoch und Samstag, und kostet dahier vierteljährlich 15 kr., halbjährig 30 kr. und jährlich 1 fl.; auswärts ist der Preis: vierteljährlich 18 kr., halbjährig 36 kr. und jährlich 1 fl. 12 kr. Bestellungen nehmen alle Buchhandlungen und königl. Postämter, letztere mit der tarifmäßigen Portovergütung, an.

Gutenberg.

(Schluß.)

Das Zubereiten und insbesondere das Schnitzen einzelner hölzerner Buchstaben hielt aber immerhin sehr auf, und es mußte wünschenswerth erscheinen, auf leichtere Weise zu den benöthigten einzelnen Buchstaben zu gelangen. Wie Peter Schöffer dem schon eewähnten Tritheim eezählte, geschah das durch Gutenberg und Fust. Sie verfertigten (wahrscheinlich aus Blei) Formen aller Buchstaben des Alphabets, welche Formen sie Mutterformen (Matrizen) nannten, und gossen dann in diesen Formen eherne oder zinnerne, zu jedem Drucke genügende Buchstaben.

Um diese Zeit trat ein junger Mann, mit Namen Peter Schöffer von Gernsheim, in das Gutenberg Fust'sche Geschäft. Er hatte sich 1449 als Schönschreiber an der Akademie zu Paris aufgehalten, war dann, 1450 oder 1451, nach Mainz zurückgekehrt und von Johann Fust in Dienste genommen worden; ohne Zweifel, um die Manuscripte in's Reine zu schreiben und die gedruckten Bücher mit großen verzierten Anfangsbuchstaben zu schmücken.

Die Matrizen Gutenbergs und Fust's hatten doch noch manche Unvollkommenheiten, namentlich, was die Schönheit und genau ausgeprägte Form der in denselben gegossenen Buchstaben betraf. Und hier bewies sich denn Schöffer, der geschickte Schreibkünstler und gewandte, anstellige Kopf, dienlich. Er erfand die Schriftstempel (Patrizen); nämlich: statt die Matrizen zu gießen, schlug er mit in Stahl geschnittenen Stempeln die Buchstabenformen in Kupfertäfelchen. Aus den so gebildeten Matrizen gingen dann, in Folge eingegossener Lettermasse, die Buchstaben zum Drucke hervor.

Im Jahre 1452 begann Gutenberg den Druck der Bibel mit gegossenen Lettern. Dieser Druck verursachte sehr große Kosten, der Schwierigkeiten wegen, mit welchen die Ausübung der Kunst damals noch verknüpft war. Endlich im Jahr 1455, also nach drei Jahren, ging der Druck der Bibel zu Ende, aber ebenso auch das Verhältniß, welches zwischen Gutenberg und Fust bis dahin bestanden hatte.

Fust war nun mit Gutenbergs Kunst genau bekannt geworden; er selbst hatte mit Gutenberg die Matrizen erfinden helfen, und durch Schöffers Erfindung der Patrizen war ihm der Weg angebahnt, in eigener Druckerei schönere Druckwerke zu Tage zu fördern, als es Gutenberg hinfort möglich war. Schöffer hatte nämlich nur seinem Herren, Fust, eine Erfindung der Patrizen ingeheim mitgetheilt, und Fust hatte hinwiederum seinen Famulus Schöffer zu seinem Schwiegersohn gemacht: Beides ihnen zu Nutz und Frommen, aber dem edeln Gutenberg zu Nachtheil und Leid.

Den Vorsatz zur Trennung von Gutenberg führte Fust in den letzten Monaten des Jahres 1455 aus. Er klagte nämlich gegen Gutenberg auf Rückzahlung der diesem vorgeschossenen Summen. Die Klage beruhte auf dem schon erwähnten Gesellschaftsvertrage von 1450. Ausserdem wollte Fust dem Gutenberg noch mehr Geld geliehen haben, als er nach dem Vertrage schuldig gewesen, und so summirte denn Fust, mit Zuschlagung von Zinsen allerlei Art, seine Forderung an Gutenberg auf 2020 Gulden, deren Ausbezahlung er ohne Aufschub verlangte. Gutenberg stellte dagegen in seiner Erklärung (und zwar ganz richtig dem Vertrag gemäß) die Zweckbestimmung des ersten Darlehens von 800 Gulden anders dar, als Fust. Sodann behauptete

er Fust's Versprechen, trotz der Vertragsbestimmung, keine Zinsen nehmen zu wollen, bestritt überhaupt die Zinsenverbindlichkeit und hatte auch noch gegen die andern Theile der Klage Fust's sehr wesentliche Einwendungen.

Nach ergangenem Spruche des Gerichts schwur Johann Fust, daß Alles, was in seinem, in Gemäßheit des Rechtsspruchs aufgestellten „Zettel" (Verzeichniß seiner Forderungen an Gutenberg) enthalten wäre, ganz wahr und gerecht sei. Fust hatte in seiner Klage Mehreres verschwiegen, und dieses, sowie überhaupt sein Benehmen gegen Gutenberg, lassen ihn als einen habsüchtigen und betrügerischen Mann erscheinen. In dieser Eigenschaft ist er denn auch, sich selbst zur Strafe und Andern wo möglich zur Abschreckung, in die Meinung der Nachwelt übergegangen. Wenn dagegen ein Theaterstück unserer Zeit, außer andern weinerlichen oder jämmerlichen Lügen, auf ähnliche Weise auch den Peter Schöffer darstellt und ihn wahrhaft zur Fratze verzerrt, so muß gegen solche Unbill, welche Mannesehre selbst noch im Grabe antastet, kräftige Verwahrung eingelegt werden. Schöffer war zuerst Fust's Diener und alsdann Fust's Schwiegersohn; daraus erklärt sich seine persönliche und geschäftliche Zuneigung zu demselben. Daß Schöffer Ränke gegen Gutenberg geschmiedet oder denselben mißhandelt habe, ist nirgends geschichtlich dargethan. Vielmehr erkannte er in seinen schon erwähnten Aeußerungen gegen Tritheim Gutenberg als Erfinder der Buchdruckerkunst, und schrieb sich nichts zu, als das Ausdenken einer leichteren Art, die Buchstaben zu gießen, und eine Vervollständigung der Kunst. Zu dieser Vervollständigung mochte außer einer schöneren Gestaltung der Buchstaben auch eine zweckmäßige Zusammensetzung der Buchdruckerschwärze zu rechnen sein.

Fust's Absicht war, den gänzlichen Mangel Gutenbergs an Geldmitteln zu benutzen, um ihm für das vorgeschossene Geld so viel wie möglich zu entreißen, nicht nur von den Druckerwerkzeugen, sondern auch von den Exemplaren der im Druck befindlichen, nun nächstens vollendeten Bibel. Das Alles gelang ihm denn auch nur zu gut. Hülfloser als je zuvor stand Gutenberg da: ohne Geld, ohne Werkzeug, sein Geheimniß in der Macht Dritter, ein starker Fünfziger, selbst seine geliebte Bibel ihm aus der Hand genommen, — aber dennoch sank ihm nicht der Muth. Ueberhaupt war Gutenberg nicht ein Mann der Weichheit.

* * *

Da flammte Gutenbergs, bis dahin so häufig umdüsterter Glücksstern noch einmal auf. Ein Doktor Humery, Syndikus der Stadt Mainz, nahm sich nämlich seiner an. Er gab ihm Vorschüsse, aber doch dauerte es fünf Jahre; bis wieder ein Druckwerk, das Katholikon, bei Gutenberg erscheinen konnte. Auch unter diesem, von ihm beendigten Druckwerke nannte er seinen Namen nicht, weder als Erfinder der Buchdruckerkunst; noch als Drucker der Schrift. Freund und Feind war bemüht, diesen Umstand bald günstig und bald ungünstig für Gutenberg auszudeuten. Bald Bescheidenheit und bald ein böses Gewissen sollten dahinter versteckt sein; oder Scham, weil er in der Zierlichkeit der Lettern hinter Fust und Schöffer zurückgeblieben. Aermliche Aufsucherei niederträchtiger oder kleinlicher Beweggründe! Gutenberg, der in seinen vorhin schon angeführten Schlußworten der Stadt Mainz als Erfindungsorts in so erhebender und begeisterter Weise Erwähnung gethan hatte, war ein Mann, — Mann, welcher über die Sache seine eigene Persönlichkeit vergaß. Ist es denn so schwer, einen großen Mann zu verstehen? —

Fust und Schöffer hatten unterdessen eine gemeinschaftliche Buchdruckerei im Hause zum Humbrecht in Mainz errichtet. Schon im Jahr 1457 vollendeten sie den prachtvollen Psalter, 1459 dessen zweite Auflage, im nämlichen und im folgenden Jahre zwei lateinische Werke, und dann, 1462, die lateinische Bibel, ebenfalls ausgezeichnet schön gedruckt. Nun einmal die Erfindung da war, erbleichte das mechanische Talent des Denkers und Schöpfers Gutenberg vor der Fingerzierlichkeit des Schreibers, in Verbindung mit der kunstmäßigen Kenntniß des Gießens, wobei Fust's Bruder, der Goldschmied, zu Handen gegangen sein mochte, und den zweckmäßigeren Patrizen.

* * *

Gutenberg saß in Eltvill beim Erzbischof Adolph und pflegte seines Hofdienstes. Es mochte dem gealterten Manne wohl thun, endlich ein ruhiges Plätzchen und einen sichern Unterhalt gefunden zu haben in dem schönen Rheingau. Seine Druckerei

Digitized by Google

hatte er ebenfalls nach Eltvill übergesiedelt und dort an Verwandte zum Gebrauch abgegeben. Gutenbergs Todestag ist unbekannt; aber er fiel zwischen den 4. Nov. 1467 und 24. Februar 1468. Gutenberg starb kinderlos und arm.

(Die der Kürze halber, die für dieses Blatt nothwendig ist, oft unvermeidlichen Lücken in der Erzählung, so wie den fernern Verlauf kann der, welcher sich näher dafür interessirt, in dem Jubiläums-Büchlein selbst nachlesen; als Probe möge Vorstehendes genügen.)

Miszellen.

Der Grenadier.

Der letzte Feldzug in Rußland hatte viele Unglückliche in Frankreich gemacht, unter denen besonders eine große Anzahl von Veteranen aus den Zeiten der Republick, des Consulats und des Kaiserreiches auffällt, die, in allen Gegenden des Landes zerstreut, häufig weder Brod, um sich zu nähren, noch ein Dach zu ihrer Unterkunft besaßen. Tausende mußten ganz hülflos, nackt, verkrüppelt einem neuen, bittern Kampfe entgegentreten. Ein solches Loos war auch dem wackern Vincent beschieden, einem der Grenadiere, die den Ruhm der französischen Waffen bis an die fernsten Gränzen des Welttheils getragen hatten. Er war in einem Alter conscribirt worden, in welchem er noch kein Gewerbe hatte erlernen können, und jetzt, wo sich die Lage der Dinge so ganz anders gestaltet hatte, sah er sich genöthigt, die geringe Pension zu erflehen, auf welche das rothe Bändchen im Knopfloche ihm Anspruch verlieh. Vergebliche Hoffnung! Nun blieb ihm nur noch ein Mittel übrig: zu betteln; aber Vincent besaß Ehrgefühl, und eher würde er sein Ordenszeichen in den Lauf seines Gewehrs gezwängt und sich dasselbe durch den Kopf gejagt haben. Rathlos sann er hin und her; endlich fiel ihm bei, daß er ja zur Noth ein Pferd zu behandeln und einen Wagen zu lenken verstehe. Flugs war er entschlossen, und aus dem wackern Grenadier ward ein Fiaker. — Vor nicht gar langer Zeit stand er auf dem Vendome-Platze in Paris niedergeschlagen und tiefsinnig bei seinem Fuhrwerke, und sann schmerzlich darüber nach, wie so gar verschieden von seinen Aussichten die Zukunft sich gestaltet hatte. Plötzlich hörte er hinter sich eine Stimme rufen: „Heda, Euern Wagen!“ Rasch nahm er die Zügel zur Hand, öffnete den Schlag, hob einen schönen Mann in Obersten-Uniform hinein und fuhr mit ihm nach Saint Germain, wo er sich an einem den Fiakern zugewiesenen Platze aufstellte, um neue Passagiere zu erwarten. Beim Nachsehen, ob die Wagenpolster in Ordnung seien, fand Vincent in der Kutsche eine Brieftasche, öffnete sie und entdeckte eine Summe von zehntausend Franken in Wechseln, nebst mehreren Briefen, auf den Obersten V... lautend. Auf der Stelle wendete er sich und fuhr gestreckten Laufes nach dem Hause, das die Adresse als V...'s Wohnung bezeichnete. Er ließ sich anmelden, ward vorgelassen und trat mit militärischem Anstande in das Zimmer, indem er die Hand nach Soldatenmanier an die Stirn legte: „Herr Oberst!“ begann er, „Sie haben diese Brieftasche in meinem Wagen vergessen!“ — „So ist's!“ entgegnete der Offizier lebhaft: „Ich habe das Geld bereits für verloren geachtet, da ich die Nummer Deiner Kutsche nicht wußte. Es ist die Löhnung eines ganzen Regiments darin.“ — „Sehen Sie gefälligst nach, ob nichts fehlt!“ — „Nichts; aber Du bist wohl selbst Soldat gewesen?“ — „Zwanzig Jahre, Herr Oberst, und ich denke, ich war's mit Ehren. In Moskau und an der Beresina war ich dabei.“ — „Dort war auch ich, mein Alter; drum reich' mir die Hand, braver Bursche, setze Dich zu mir, und da wir Kriegskameraden waren, so laß uns eine Weile von unsern Abentheuern plaudern.“ — „Ei, das sind leidige Erinnerungen, Herr Oberst; unsere besten Schaaren, welche der grimmige Winter ohnehin bereits sehr gelichtet hatte, fanden unter dem Schnee ihr Grab.“ — „Nun, ich, mein Alter, wie Du mich hier siehst, ich war nahe genug daran. Schon lag ich auf beeis'tem Boden, vor Kälte und Hunger verschmachtend: da kam glücklicher Weise ein Garde-Grenadier des Weges, erwärmte mich Halberstarrten mit dem Hauche seines Mundes, und ließ mir die Hälfte seiner kleinen Habe zu meiner Rettung zurück. O, das werde ich nie vergessen!“ — „Der Grenadier hatte nur seine Pflicht gethan, Herr Oberst, wie ich sie in einem ganz ähnlichen Falle that, der mir eben erst wieder beifällt. Es war ein blutjunger Offizier von unserm Generalstabe, am Ufer des Dnieper. Das Pferd war ihm unter dem Leibe gefallen, und er lag da im tiefen Schnee, zwischen Hunger und Frost vergehend: da theilte ich mit ihm das Wenige, was ich besaß — ein Stück Brod.“ — „Ein Stück Brod, ja, so war's, und was weiter?“ — „Nun, eben nicht viel Großes: ich hatte in meiner Feldflasche noch zwei

Digitized by Google

Schlückchen Branntwein, und weil sich der nicht theilen ließ, so drückte ich ihm die ganze Bescherung in die Hand.“ — „Das thatest Du, Biedermann? und die Flasche?“ — „Ei, es stand mein Name darauf: Vincent.“ — „Vincent!“ rief der Oberst und preßte den alten Grenadier ungestüm in seine Arme. „Gott sei Dank! so habe ich doch endlich meinen Lebensrettee gefunden.“ Fünf Minuten darnach kehrte der Wagen leer in das Haus seines Eigenthümers zurück, und der Oberst führte den redlichen Vincent in sein Kabinet, wo er ihm die verwitterte Feldflasche, zwischen Trophäen aufgehängt, zeigte. „Als Du sie mir reichtest, Kamerad,“ sagte er, „lag ein Menschenleben in ihrem Grunde, und hier ...“ — dabei schob er ihm die Brieftasche in den Rock — „hier bezahle ich Dir Deinen Beanntwein.“

Das Jesuskindlein.

Wo in Warschau die Masurenstraße von der heiligen Kreuzstraße durchschnitten wird, liegt auf einem geräumigen, noch wenig angebauten Platze ein Gebäude, das sich allerdings durch seine Größe, durch seine dreifache lange Reihe von Fenstern auszeichnet, sonst aber keinen Bauschmuck, keine Säule, keinen Fries, keinen Giebel prunkend herausstellt, und über dem Haupteingang statt all dieses Flitterwerkes nur die Aufschrift „Hospital zum Jesuskindlein“ trägt. Es ist dieß das Warschauer Findelhaus, eine Anstalt, in welcher fromme Nonnen jenen unglücklichen Geschöpfen, denen die süßeste und treueste der Stimmen von dieser Welt log, alle nur mögliche Pflege angedeihen lassen, und so die Gräuel des eigenen wie des anderen Geschlechts zu sühnen trachten. Leider muß diese Anstalt einer großen Menge unschuldig Verworfener zur Zuflucht dienen, und leider bestätigt sich auch hier die oft gerügte Erfahrung, daß nicht die Hälfte, ja kaum ein Zehntel dieser mutterlosen Kinder die ersten Jahre überlebt, daß eine unverhältnißmäßig große Anzahl der Verlassenen trotz aller künstlichen Pflege zu Grunde geht, so daß es immer noch eine Frage bleibt, ob solche Anstalten zum Fluch oder zum Segen der Menschheit im Allgemeinen wie der Unmündigen insbesondere gereichen. Wie das Urtheil des Beobachters auch immer ausfallen mag, gewiß wird er dem frommen Stifter vollkommen Gerechtigkeit widerfahren lassen und den Anlaß bewundern, durch welchen ein solch bedeutendes Unternehmen, wie der Bau und die Einrichtung dieses Findelhauses ist, in's Werk gesetzt werden konnte, durch einen Mann, der kein Vermögen, keinen Einfluß, keine Bedeutung im Staate, der nichts hatte, als seine Tugend. — Der Stifter dieser Anstalt hieß Baudoin und war seiner Geburt nach ein Franzose, seinem Stande nach Priester, welcher kurz vor der ersten Theilung Polens eine Zeit lang Erzieher in bedeutenden polnischen Häusern gewesen, dann aber, als ihm diese Stellung nicht mehe zusagte, als Mönch in eines der Warschauer Klöster eintrat und darin bis an sein Ende verharrte. Dieser Mönch Baudoin kam einst über dem Einsammeln der milden Gaben in den Pallast des Fürsten Radziwill, des reichsten und prächtigsten der damaligen polnischen Pane. Der fromme Priester, der für die Armen einen drückenden Schritt nicht scheute, stieg, da er unten die Räume leblos fand, treppan, und trat unbemerkt durch die Vorzimmer, in welchen er zufällig keine Dienerschaft angetroffen, in den Speisesaal, in welchem der Fürst mit den Genossen seiner wilden Zerstreuungen tafelte und eben den Saumwein in die hohen Kristallbecher gießen hieß. Der Anblick eines bescheidenen einfach gekleideten Mönches mochte die Schwelger unangenehm überraschen, mochte ihnen manchen stillen Vorwurf zuflüstern, ihnen Gedanken im Innern regen an Dinge, die über, und hinter dem Leben stehen, weßhalb sich der Fürst Festgeber auch dermaßen erzürnte, daß er vom Sitze aufsprang, zur Thür eilte und dem bittenden Priester mit eigener Faust einen gewaltigen Schlag an die Wange versetzte. Dieser aber ließ sich durch die rohe Behandlung weder in Zorn, noch außer Fassung bringen, sondern erwiederte dem fluchenden Angreifer: „Das ist für mich, aber, gnädigster Herr, geben Sie auch etwas meinen Schützlingen, den Findelkindern!“ Diese einfachen Worte hatten mehr Wirkung, als alle Weisheit der Demosthene gehabt hätte, der Geist des Christenthums siegte über die Verderbtheit des Zeitalters; der Fürst ging in sich und ließ dem Priester auf der Stelle hunderttausend Gulden auszahlen, mit welchen er dann getrost den Bau der erwähnten Anstalt übernahm, die mithin ein Denkmal ist, eine Urkunde dessen, was christlicher Sinn in verworfenster Zeit über das verhärtetste Gemüth vermag.

Verlegt und redigirt unter Verantwortlichkeit der G. Geiger j.'schen Buchdruckerei.

Digitized by Google

№ 48. 13. Juni 1840.

Der Erzähler.

Ein

Unterhaltungsblatt für Jedermann.

Fünfter Jahrgang.

Augsburg. Dieses Blatt erscheint jeden Mittwoch und Samstag, und kostet dahier vierteljährlich 45 kr., halbjährig 30 kr. und jährlich 1 fl.; auswärts ist der Preis: vierteljährlich 48 kr., halbjährig 36 kr. und jährlich 1 fl. 12 kr. Bestellungen nehmen alle Buchhandlungen und königl. Postämter, letztere mit der tarifmäßigen Portovergütung, an.

Carmen sapphicum

Pietatis et observantiae testimonium

Reverendissimo et amplissimo Domino Domino

Antistiti Barnabae Hueber

laetis nominalibus

omni devotione oblatum.

Blandiens plectro mihi quem virorum
Alta consectans celebrare sumo?
Rite sacratum caput et verendum —
Non ego compos.
Ast sonos aptos docuas, Apollo
Belle, praeclaras meritasque laudes
Atque virtutes celebres canentem
Sacra colentis,
Dona qui nobis praetiosa praebet,
Immo fortuna meliora quavis:
Unguit Hic mitra et lituo decorus
Vesteque casta
Integros mystas, pueros docent qui
Vividis dictis monitisque sanctis
Artium cultum vitiique turpis
Tacdia summa.
Eu scholae nostrae duce Te nitorem,
Tu faeem praefers, Pater atque Custos.
Viribus cunctis properant fideles
Atque refulget
Lactus, illorum studio altus ignis,
Et pio accensi juvenes amore
Aureas omni referent corollas
Tempore grati.

Blüthen der Liebe und Hochachtung

dem

Hochwürdigsten und Verehrtesten Herrn Prälaten

Herrn Barnabas Hueber

zum hohen Namensfeste

ehrfurchtsvoll gewidmet.

Wen willst, kühne Leyer, du besingen?
Kann das große Wagniß dir gelingen?
An des Hochgeweihten Würdigkeit
Bricht des Dranges und der Kräfte Streit —
Lehr, Apollo, mich die rechten Laute,
Der ich nur auf deinen Schutz vertraute
In der Tugend hohem Lobgesang
Eines Priesters von Apostelrang.
Erdenglück mit täuschend goldnem Kranze
Weichet Deiner Gaben Himmelsglanze:
Denn Du selbst begabt mit höhrer Macht
In des Klosters anspruchloser Pracht
Fromme Gottes-Priester, die die Jugend
Lehren durch der Worte Kraft die Tugend,
Künste edler, himmlischer Natur,
Abscheu vor des rohen Lasters Spur. —
Unsre Anstalt blüht in hohem Ruhme
Unter Deines Schutzes Heiligthume.
Deines Eifers lichte Fackel strahlt
Der Getreu'n vereinte Allgewalt
Nähret stets die frohen, heil'gen Gluthen,
Und die Tugend wird von Feuerfluthen,
Die aus reiner Liebe sind entflammt,
Dankend für der Weisheit Werth entflammt.

Die vier Sonnenuntergänge.

Am Fuße eines hohen Gebirges wohnte der Prediger eines kleinen Städtchens, Alpmann, in glücklicher Ehe mit der Tochter seines Vorgängers. Er arbeitete für seine Gemeinde, baute ein Gärtchen, erzog seine drei Kinder, correspondirte mit dem Maler Anschlag, einem Verwandten seiner Gattin, und schrieb Erzählungen für die Jugend. Das ist wohl genug, um eines Mannes Herz und Leben thätig und froh zu erhalten. Doch gehört dann und wann ein kleines Ereigniß in die glatten Tage des Jahres. Diese brachte ein Unwohlseyn und die dazu gehörige Genesungsfeier, ein Wechsel des Orts-

Digitized by Google

vorstehers, eine Schul- und Kirchenvisitation, ein Gebirgswanderer, welcher bei ihm einsprach. Sein jetziger Gast war der Maler Anschlag, der von einer Alpenreise nach Italien zurückging. Er blieb acht Tage — eine Festwoche für zwei Freunde, in deren Unterredung die Erinnerung, die Gegenwart und die Hoffnungen und Aussichten in Eine große Freude zusammenfließen. Den Scheidenden begleitete Alpmann, wie er es mit Gästen aus Wälschland gewöhnlich pflegte, bis auf die Kante des Gebirges, wo der Sonnenuntergang ein erhebendes Schauspiel bot. Dort ließ er gewöhnlich den Wanderer in der kleinen Herberge, und ging die zwei Stunden nach seiner Wohnung allein unterm Sternenhimmel zurück. Heute konnte das nicht seyn. Er hatte seinen zwölfjährigen Sohn Paul mit, welcher zum ersten Male den Wunsch durchsetzte, auf die hohe Alpe zu kommen. Ueber Paul war die Tage schon viel gesprochen worden, denn er trat in das Alter, wo sich die Wege zum Berufe theilen, und weder eine entschiedene Neigung des Knaben noch ein Lieblingsplan der Eltern diente zur Compaßnadel. Die drei Wanderer waren angekommen auf dem Gipfel des Berges. Die Sonne nahte sich ihrer Tagesstation und einzelne Wolken standen um die scheidende. Unter ihr hatte die Natur ein großes Bild gelegt. Links hoben sich die Bergreihen schneeglänzend, gradwärts lagen die ungleichen Thäler mit Seen, Oertern, Matten und Wäldern immer dunkelblauer bis an die hintere Alpenwand, die sich starr an den Himmel hinauflehnte. Rechts lag der liebliche italienische Garten, vom Meersaum begrenzt. Die Sonne glänzte über das Meer hin, hellte den Garten, spiegelte sich in den Seen, glühte an den Eisbergen; oben am Himmel aber stand sie unter den zerrissenen Wolken, wie ein Sieger auf dem Kampfplatze, welcher die Purpurfahnen und den Scharlach der Feinde zu einem Triumphmantel zusammenrafft, der sich in langen Falten seiner Siegesbahn nachschleppt. Sie ging nicht unter; sie verschwand hinter den Bergen, wie der Krönungspomp in der Kathedrale, dem das rothe goldgebrämte Gefolge langsam nachschreitet.

„Laß mich Maler werden!“ rief der Knabe und stürzte mit Thränen an seines Vaters Brust. Dieser staunte, prüfte mit seinem Freunde den Plan, und willigte ein. Den andern Morgen zog Paul mit dem Maler nach Italien. Der Vater kehrte allein in sein Haus zurück. Die Mutter zankte einen Tag, weinte eine Woche, und trauerte lange um ihren entrissenen Sohn. —

Acht Jahre mühte sich der Schüler, ehe er ein Maler wurde. Die Kunst ist auch für einen fleißigen Wanderer ein fernes Land. Die Lehre ist auch für einen starken Wanderer ein steiler Weg. Und doch ist eine wundersame Lust dieß Wandern und dieß Klimmen. Paul war ein Maler und trennte sich von seinem Meister, wie der starkgewordene Adler sich aus dem Horste reißt. Der Weg nach seiner Heimath führte ihn wieder über die Alpenkante, wo er von seinem Vater schied. Er wollte dort wieder die Sonne untergehen sehen. Er kam schon Mittags an, und wartete. Gegen Abend sammelten sich viele Zuschauer auf dem Gebirge, um den Untergang der Sonne zu betrachten. Kein Wunder, einen guten Schauspieler sieht man in einer schönen Scene immer mit neuem Vergnügen. Die Scene nahte. Das Publikum wurde aufmerksamer und stellte sich in Gruppen. Der einzelne Paul gesellte sich zu der kleinsten: einer Mutter mit ihrer großen und kleinen Tochter.

Die Sonne sank aus dem weiten lichtblauen Felde rasch herunter, wie ein glühender Wunsch, welcher der Heimat zufliegt; und je näher er kommt, desto mehr blüht und lacht sie. Paul sprach zu der Mutter und deren Töchtern viel, sehr viel. Vermuthlich über Trennen, Wiedersehen, Lieben und Heimath. Sie horchten ihm gerne, am aufmerksamsten das ältere Mädchen, Bertha. Sie redete wenig, aber ihr Auge, ihre öfter glühenden Wangen, ihr stilles Lächeln sprachen viel und einem Maler verständlich. — Die Sonne war untergegangen. Die Mutter und ihre Töchter gingen nach Hause, Paul mit ihnen, denn sie hatten Einen Weg, da sie aus der Gemeinde, aus dem Orte waren, wo sein Vater das Predigeramt hatte. Er war schon todt, aber seine Kirchkinder verehrten noch alle sein Andenken. Und die Frau erzählte von Pauls Mutter, und daß seine Schwester verheirathet und sein Bruder noch bei der Mutter sey. Zwei Stunden gingen sie unter traulichen Gesprächen der Heimath zu. Lange genug bei einfachen aufrichtigen Menschen, sich ganz kennen zu lernen.

Paul bat nach vierzehn Tagen seine wieder frohe Mutter um ihren Segen zu seiner Verehelichung mit Bertha, und zwei Familien wurden jetzt zu Einer. Sie waren überaus glücklich: —

Der geschlossene Kreis der Familie faßt einzig und allein das wahre Erdenglück. Außer ihm liegen nur Trümmer. — Dieses Glück dauerte sieben Jahre. Nur für das Elend ein langer Zeitraum. Da starb seine Mutter, seine Gattin und sein Kind an einer Epidemie.

Bei den Begräbnissen liefen einige Thränen über Pauls Angesicht, und verscheuchten sein heiteres Lächeln auf Lebenszeit. Er ging von dem Gottesacker auf das Gebirge. In seinem leeren Hause erwarteten ihn weder die Gattin noch die Mutter noch sein Kind. Sie mochten wissen, daß er nicht komme. — Vor dem Abend wollte Paul auf der Gebirgskante ankommen.

Das Steigen fiel ihm dieses Mal schwer. Die Gewitterschwüle lag auf der Luft, und drückte die Wolken tief nieder. Der tiefen Trauer thut ein solcher Himmel weniger weh, fast wie dem Weinenden eine dunkle Kammer. Paul war oben, das Gewitter wollte auch hinauf. Er lagerte sich ihm gegenüber unter der vorspringenden Platte eines Felsen. Die schwarzen Wolken stürmten gegen den Berg, und brüllten im Donner und schossen ihre Blitze. Der Donner prallte von den Höhen ab, der Blitze Dolche ritzten nicht der Berge Adern, dem Winde widerstand die Felsenstirne des Gebirges.

„Sollte die trotzende Kraft nicht erreichen können, was der sanften Trauer ersteigbar ist?“

Ueber den Wolken schien die Sonne; und noch höher wölbte sich der reine, blaue Himmel.

„Das Gewitter gehört nur der Erde an. Schon ein Paar tausend Fuß über der Erde ist kein Gewitter mehr.“ — Noch eine halbe Stunde, und das Gewitter hatte sich zertrümmert. Nur das Schlachtfeld und die Mauern der fruchtlos bestürmten Veste dampften und die Halme trieften noch vom weißen Blute der Wolken, welche sich im leichten Friedenskleide zurückgezogen in die Heimath.

Regenbogen standen unten auf grünen Auen, goldene Wolken segelten im blauen Luftmeer, die Sonne trat wie ein milder König unter sie. Sie sank und die Regenbogen wurden größer, die Wolken blasser. Sie verschwand, und die Regenbogen zerbrachen, das Gold verglühte und nur die blutigen Leichen der Wolken lagen noch bis zur Nacht auf dem Paradebette. —

Ein Glücklicher, der die große Natur sieht, kann weinen; einem Trauernden trocknet der erhabene Anblick die Thränen des häuslichen Kummers, und das vom engen Hüttenraume gepreßte Herz wird weiter.

Paul stieg über die Alpen hinab nach Italien. Er malte wieder, und die Natur quol frisch aus seinem Pinsel. Er malte Palläste und Kirchen aus, und hing viele Bilder vor die erstaunte Welt. Ergreifend waren seine Gegenden, wunderbar seine Madonnen, unendlich lieb seine Engelköpfe. Keine Leidenschaft verlockte ihn von seiner Staffelei, keine Freuden drängten sich zwischen seine Arbeit, Ruhm und Lob störte ihn nicht in seinem Schaffen. Er hieß nur „der Maler ohne Rast“ und viele Schüler sammelten sich in seiner Werkstube, um ihm die Kunst abzulernen, wie man so schöne Bilder mache und berühmt werde. Er lehrte ihnen die Farbenmischung, die Perspektive, die Führung des Pinsels, die Gesetze der Naturformen, nur sein wundersames Schaffen konnte er ihnen nicht lehren.

Pauls Auge ward dunkel und seine Hand zitterte schon, da machte er sich auf, in seinen Geburtsort zu reisen, und die vertrautesten Schüler begleiteten ihn. Die Reise führte wieder über den Berg mit den schönen Sonnenuntergängen. Es war ein heißer heller Tag, worauf ein neblicher Abend folgte. Die Sonne ging matt nieder. Die Dünste trübten ihren Glanz. „Daran ist wohl mein dunkles Auge Schuld,“ sagte Paul zu seinen Schülern; und dann später: „Man sieht von der Erde aus die Sonne doch nicht rein und hell genug.“

Auf seine Schüler gestützt, wankte er nach seinem Vaterhause. — Einige Tage darauf trug man ihn auf den Gottesacker, wo all die Seinigen ihn schon lange erwarteten. Ich glaube, er hatte ihnen leise versprochen, er komme gewiß aus Italien zurück.

Miszellen.

Unfreiwilliger Nachdruck.

Der durch seinen Dandismus und durch seine schöne Stimme bekannte Pariser Dilettant Saint-Just war vor einiger Zeit zu einer gewählten Soiree geladen worden, bei welcher er im Vereine mit Mad. Damoreau und mit Herrn Mario ein Terzett singen sollte. Die Gesellschaft war ausgesucht, die Toiletten glänzend, die Damen entzückend; Herr Saint-Just überließ sich ganz den berauschenden Eindrücken des Festes, als man ihn benachrichtigte, die Reihe zum Singen würde bald an ihn kommen. „Wohlan,“ sprach er bei sich, „nur Muth, — doch ein

Digitized by Google

Schnupftuch muß ich haben.“ Aber, welch' ein Unglück! er hat kein Schnupftuch bei sich und die Zeit drängt! Herr Mario und Mad. Damoreau saßen bereits am Klavier. Der arme Dilettant vernimmt schon die Präludien des Accompagnements; was ist zu thun? lieber Himmel! Zufälligerweise steckt ein Blatt des „Journal des Modes“ in seiner Tasche; er benutzt dieses verzweifelte Hülfsmittel im Nebenzimmer und kehrt dann wohlgemuth in den Salon, als ob gar nichts geschehen wäre. Er setzt sich zwischen den zwei Künstlern und bereitet sich nach Kräften zu dem musikalischen Kampfe vor, mit der ernstesten Miene der Welt sein Blatt in der Hand haltend. Leider blieb ihm nicht mehr Zeit übrig, den Mund zu öffnen. Mario hatte ihn erblickt und brach in ein schallendes Gelächter aus; als Mad. Damoreau Erstern lachen sieht, betrachtet sie den Andern desgleichen, und überläßt sich dann einem konvulsivischen Lachen, welches sich bald der ganzen Versammlung mittheilte. Was war denn vorgefallen? Streng genommen kein Unglück; Herr Saint-Just hatte bei Benutzung des Journals vergessen, daß das Blatt frisch gedruckt war; er hatte, ohne es zu wissen, eine Probe davon auf sein Gesicht abgedruckt. Kurz, man las in großen Buchstaben „Journal des Modes“ zur Hälfte auf der rechten und zur Hälfte auf der linken Seite der Nase abgetheilt. Als man Herrn Saint-Just einen Handspiegel überreichte, griff er noch einmal umsonst nach seinem Schnupftuche, und ward ohnmächtig. Tags darauf befand er sich bereits auf dem Wege nach Marseille, von wo er sich nach Nordafrika einzuschiffen gedachte.

Das kurze und lange O.

In einem Städtchen in Würtemberg nannte man lange die Trauung: das Fest des kurzen O. Niemand kannte den Grund dieser Benennung. In einer Gesellschaft kam auch die Rede darauf, und ein Witzling machte folgende Erklärung: Wenn man ein junges, seit etwa drei Wochen vermähltes Weibchen fragt, wie es zu Hau'e gehe, gewiß, es wird antworten; „O, welch eine Wonne ist doch der Ehestand! O, wie so ganz für mich gemacht ist mein Mann! O mein Kind! ruft er oft zärtlich aus! O, wie liebe ich dich! O! u. s. w.“ Das ist das kurze O. — Fragt man aber eine Frau, die zwei oder mehrere Jahre verheirathet ist, da heißt es: „Oh; mir geht es kläglich. Oh! wie veränderlich sind die Männer! Sonst war der Meinige sanft und gut, wie ein Kind. Aber oh! wie zankt er jetzt! Oh! welche unausstehlichen Launen hat er! Oh! u. dgl. Das ist das lange Oh.

Die Pflanzung des Weinstocks.

Als Noah pflanzte seine Reben,
Da stellte Satan sich daneben
Und sprach: „Was ist hier Dein Bemühen?“
Ich will, spricht jener, Reben ziehen.
„Und kennst Du ihre Eigenschaft?“
O ja! gar köstlich ist ihr Saft.
Er ist es, der den Wein uns beut,
So jedes Menschenherz erfreut.
„So komm, wir wollen uns verbinden,
Des Weinbergs Pflanzung zu begründen.“
Und Noah drauf versetzt: Wohlan! —
Was hat der Satan nun gethan?
Er hat ein Lamm herbeigetragen
Und unterm Weinstock es erschlagen;
Bringt einen Löwen dann herbei
Und thut desgleichen auch dem Leu.
Sodann würgt er ein Schwein als Spende
Und einen Affen noch am Ende.
Der Thiere Blut floß in die Erde,
Wo es die Pflanze schnell verzehrte.

Was mag davon der Sinn wohl sein? —
Bevor der Mensch genießt den Wein,
Ist er dem Lamme gleich, unschuldig,
Und wie das Mutterschaf geduldig.
Trinkt er mit Maß, er wird ein Held,
Ein Löw', und scheut nichts in der Welt.
Wer aber über Maß getrunken,
Der gleicht dem Schwein, in Koth versunken.
Und wer ganz voll ist, gleicht dem Affen
Und wird zum Schäkerer und Laffen,
Der Unflath nur und Possen spricht,
Und was er thut, das weiß er nicht.

* Charade.

Die erste macht ein Hieb, ein Schuß,
Wenn er die Haut berühret,
Das Herz wirds auch von einem Kuß,
Der Judas-falsch verführet.
Der letzten Gold- und Silberfluß
Manch Cabinette zieret.
O schmäle nicht, wer dieses liest;
Denn wunderzart das Ganze ist.

Auflösung der Homonyme in No. 46.:
Der Bauer — (Landmann). Das Bauer — Vogelkäfig.) —

Verlegt und redigirt unter Verantwortlichkeit der G. Geiger j.'schen Buchdruckerei.

Digitized by Google

№ 49. **Der Erzähler.** 17. Juni 1840.

Ein

Unterhaltungsblatt für Jedermann.

Fünfter Jahrgang.

Augsburg. Dieses Blatt erscheint jeden Mittwoch und Samstag, und kostet dahier vierteljährlich 15 kr., halbjährig 30 kr. und jährlich 1 fl.; auswärts ist der Preis: vierteljährlich 18 kr., halbjährig 36 kr. und jährlich 1 fl. 12 kr. Bestellungen nehmen alle Buchhandlungen und königl. Postämter, letztere mit der tarifmäßigen Portovergütung, an.

* Bajazet und sein Freund.

Traulich grüßend nach dem schwülen Tage
Schaute vor der Mond aus Silberwolkchen,
Und der Kühle gern sich überlassend
Wiegte sich der Sultan Bajazet
Auf dem hohen, krieges-müden Rosse
Und vergaß den Zügel und den Stolz.
Jetzt, da schlief das prächt'ge Istambul,
Und kein Jubel um sein Lächeln buhlte,
Fand er sich in ernster Stille wieder,
Und lebendig fühlt' er sich ergriffen
Vom Gedanken längst zerfall'ner Größe.
Willig folgte er der Seele Regung,
Ihn ergötzte wirrer Bilder Spiel,
Und er sah sich in die Schlacht geschleudert,
Rings in Flammen seines Schiffes Masten,
Das des Meeres gier'ge Zungen leckten.
Und er schwamm auf steuerlosem Prahm
Bald zur Möve, bald zum Hay gewippt
Nach der Heimath bang ersehntem Bord,
Den des Meeres schwarze Woge küßt.
Doch die alten Janitscharen schauten
Nimmer nach dem Zucken seiner Wimper,
Er verlor sich, ein vergess'ner Halm,
In dem Wogen gleichgereihter Halme,
Welche eig'ne Last zur Furche beugt;
Denn es drängte sich in den gefüllten
Gassen seiner weiten Herrscherstadt
Alles mit sich fort zur Neugier reißend
Eine Menschenfluth von nah und fern,
Anzustaunen ihren neuen Sultan.
Und er sah, kaum traut' er seinem Auge;
Denn die Thränen wehrten ihm das Licht,
Sah umgeben von des Divans Häuptern
Seinen besten Freund, den Großvezier,
Der auch ihn, die Hand auf's Herz gelegt,
Aus dem Volke bitter lächelnd grüßte.
Und als er im Ingrimm seines Herzens
Laut aufrief, daß Bajazet er sei,
War's des Freundes Macht-gewohnter Blick,
Der für ewig ihn zum Kerker stieß.
Und so herb glitt ihm der Blick in's Herz,
Daß er fröstelnd sich vom Bilde wandte
Und aus tiefer Brust den Odem fassend
Bei sich frohen Muthes dachte, Alles
Sei nur im Gesicht gewesen. Doch,
Wie er sinnend in ein Hägewäldchen
Bog, erschreckte ihn verworr'nes Rufen,
Das aus frohen Herzen schien zu dringen,
Und es war, als schliche sich der Traum
Banger Ahndung in das wache Leben;
Denn vom Kiosk grüßte freundlich nieder
Auf das laute Volk der Großvezier,
Das, um ihn zu schau'n, sein Haus umwogte.
Sich vergessend zerrte Bajazet
Einen Rufer an der Brust zu sich,
Und in wilder Hast mit Feuerblicken
Aus der Seele ihm die Antwort reißend
Frug er, was der frohe Lärm bedeute.
„Heut' ist" kreischte der gewürgte Sprechee,
„Dieses großen Mannes Wiegenfest,
„Unsers Vaters, schreie mit — er lebe —!"
Murrend stieß der Sultan ihn zur Seite,
Eh' er halb nur diese Worte hörte,
Und als wollt' er seinem Zorn entfliehen
Und die Zeit in ihrem Schwung erjagen,
Spornte er sein Limosiner Roß,
Daß es langgestreckten Leibs austrabte,
Und der Gischt nach allen Seiten flog,
Bis es dampfend in dem Serail hielt.

Bald darauf sah man zum Großvezier,
Der daheim mit wenig guten Freunden

Dem Propheten wohl ein Schnippchen schlug,
Palmwein trank und sich mit Sorbet kühlte,
Einen Boten eilen, der geheim
Elwan, seinem Großvezier, ein Schreiben
Reichte, das ihn vor den Sultan rief.
Doch als Elwan ernst und starr den Firman
Küßte, wurden bleich die frohen Gäste,
Liefen angstbeklommen um ihn her,
Wie Sturmvögel vor der Windesbraut Nahen
Unheil dräuend um die Segel kreisen,
Und zu rascher Flucht ihn zu bewegen,
Sprachen sie vom Argwohn Bajazets.
Aber Elwan hob das Haupt und rief:
„Wer den Freund mir schändet, mag zuvor
„Weislich seines Säbels Wucht erproben;
„Denn nur mit der Seele laß ich mir
„Meinen Glauben aus dem Herzen reißen.
„Hätte mich der Freund gerufen, wahrlich
„Nur nach Laune, fröhnte ich der seinen;
„Aber seht, der Sultan wünscht den Sklaven,
„Und der Sklav soll vor dem Großherrn steh'n."
Und noch eh' die Freunde wieder sprachen,
Hatt' er sich auf's schlanke, leichtgezäumte
Pferd geschwungen, und als gält's zur Krake
Den Barbaren umzureiten, flog
Elwan leichter als der Schatten hin.
Traurig schauten sich die Diener an,
Da er ruhig durch des Serails Pforten
Schritt, die hinter ihm sich alle schlossen.
„Friede sei mit dir!" So grüßte Elwan
Seinen Herrn, den Doliman ihm küssend,
Als er in den öden Saal getreten.
„„Frieden such' ich!"" knirrichte Bajazet,
„„Darum nimm, was jene Schale birgt,
„„Daß ich sehe, ob du treu es meinst.""
Und er zog aus der enthüllten Schale
Fest und kalten Bluts — die seid'ne Schnur.
„Wohl, ich sterbe!" Seufzte Elwan tief,
Mit der Stimme kaum sein Weh verbergend;
„Doch noch Eines, Sultan, gönne mir,
„Eh' ich zu den Houris wandle, rede,
„Was hat deinen Groll auf mich gehäuft?"
„„Bajazet ist nicht gewöhnt zu zittern,""
Rief der Sultan sich vom Kissen hebend,
„„Und ich tödte, wen ich fürchten muß!""
„O, so hör' noch einmal deinen Freund!"
Flehte Elwan, „sterben will ich — ja!
„Doch nicht hier und nicht durch deine Hand,
„Nicht durch dieses Zeichen deines Zorns.
„Uebe Gnade, laß mich so nicht sterben,
„Und ich schwör's bei Mekka's heil'ger Stätte,
„Morgen sollen deine Diener mich,
„Meinen Hatagan in kalter Brust,
„Eine Leiche auf dem Lager finden."
„„Und wozu?"" Frug zweifelnd Bajazet,
„„Was gewinnst Du, wenn ich auch gewährte?""
„Trost im Tod;" entgegnete der Freund,
„Denn ich nähme dann den Glauben mit,
„Daß mein Tod dein Leben nicht gefährdet,
„Weil dein Volk dich ewig fürchten müßte,
„Wüßte es den Freund von dir erschlagen."
Wie ein Schwertstreich schlugen diese Worte
Alle Fassung Bajazets darnieder,
Und er sank zu Elwans Füßen hin,
Seine Augen strömten Wehmuth über,
Thränen heischten von dem Freund Versöhnung,
Und mit inniger Geberde schenchte
Elwan Bajazets Beschämung weg,
Zog ihn zu sich an das volle Herz,
Dem sich nie mehr Bajazet entfremdet,
Und des Reiches schönste Blüthen sproßten
Aus dem Bunde dieser großen Seelen.

L. Scharrer.

Die Sage von dem türkischen Dreimaster im Hafen von Navarin.

Wenn man durch den schmalen Eingang zwischen dem Felsen Pylos und der Insel Sphaktoria in den Hafen von Navarin gelangt, und bei ruhigem Wasser über die breite Hafenfläche mit der Barke dahingleitet, da sieht man aus dem schwarzgrünen Schlunde die Wracke der in der berühmten Seeschlacht 1827 versunkenen Schiffe wie Gespenster herauf schimmern. Unter diesen Wracken zeichnet sich der eines Dreimasters aus, schwarz und regungslos, wie das Grab eines Riesen. Es war das Fahrzeug des Renegaten Osman, eines früheren griechischen Schiffers Nicolai, von Navarin. Nicolai hatte ziemlich gute Geschäfte durch Getreidehandel gemacht, da er aber während der griechischen Revolution sein Eigenthum gefährdet glaubte, ging er zum Islam über, und erhielt als Capitän eine Stelle bei der Marine, mit dem Namen Osman. Als griechischer Schiffer bestand seine Schiffsmannschaft fast gänzlich aus seinen Verwandten, welche ihn bei dem Abfall von der Religion seiner Väter sämmtlich verließen. In jener berühmten Seeschlacht, in welcher man auf Pistolen-

Digitized by Google

schußweite mit Kanonen feuerte, und von welcher der französische Admiral Rigny, der Held dieses furchtbaren Tages, selbst sagte: „c'est la plus grande infamie qu'on ait jamais commise," (das ist die größte Schande, die man je begangen,) kämpfte der Renegat Osman mit der Wuth eines Verzweifelten gegen zwei kleinere griechische Fahrzeuge, welche seinem stattlichen Dreimaster hart zusetzten, und mit ihren leichten Fahrzeugen den zerstörenden Lagen seines Schiffes immer zu entgehen wußten, bis der günstige Augenblick erschien, und die tollkühnen Griechen von allen Seiten das Verdeck des Dreimasters erkletterten und ein wüthender Kampf dort begann. Es waren die griechischen Verwandten des Osman. Furchtbar war der Kampf, die Griechen drangen vom Vorderdecke nach dem Hinterdecke, doch keinen Zoll wich Osman mit seinen Leuten über den Mittelmast hinaus: da fing der Dreimaster an zu sinken, die Räume füllten sich mit Wasser, unwillig bäumte sich einigemal der Koloß, es half nichts, er sank immer tiefer; aber Keiner der Kämpfenden wich, mit erneuerter Wuth stürmten sie auf einander ein, immer mehr entbrannte die gegenseitige Mordlust, wie ein dichter Knäul waren sie in einander, in welchem sich nur mordende Dolche und die im Todeskampf zuckenden Glieder bewegten. Um Osman stand noch ein dichter Hause seiner wilden Egypter, da sprang vom Mast herab ein hochgewachsener Grieche unter sie, es war der Brudersohn des Osman, der verwegene Panajotys, fest schlang er seine Arme um seinen Onkel, und mit Riesenkraft hob er den mächtig Widerstrebenden in die Höhe, um ihn über Bord zu schleudern: da hob sich noch einmal der Vordertheil des Dreimasters und sich wieder senkend, schlugen die Wellen über Bord, der stolze Dreimaster sank mit seinen Kämpfern unter, ein wilder Strudel vom Blute gerötheten Wasser, mit schwimmenden Leichen, zeigte noch einige Augenblicke sein Grab an, als kämpfende Schiffe schon wieder mit ihren erzbeschlagenen Kielen darüber hinfurchten, und der an die Wellen sich heftende Pulverdampf die Scene verdeckte.

Nicolai hatte einen Sohn seiner Schwester an Kindesstatt angenommen; der kleine Joanni ward auf dem Dreimaster seines Onkel erzogen, und zuletzt Steuermann. Als Nicolai den Turban nahm; floh auch Joanni von ihm, blieb aber nicht in seinem Vaterlande, sondern ging mit einem englischen Schiff als Matrose nach Amerika. Erst im Jahre 1836 kehrte er in seine Heimath zurück. Seine alte Mutter war todt, und seine übrigen Verwandten im Hafen um den Dreimaster beim Onkel begraben. Er besserte die zerfallene Hütte seiner Mutter, sein einziges Erbe, aus, und kaufte sich von seiner geringen Baarschaft eine Fischerbarke. Oft fuhr Joanni über die den Dreimaster bergende Tiefe, und sah sinnig und trüb auf das ihm so liebe Schiff hinab, welches mit allen Reichthümern seines Onkels hier versunken lag. — Es war der Jahrestag der Schlacht von Navarin, da fuhr Joanni von der Insel Sphakteria quer durch das Becken des Hafens mit seiner Barke; es war Mitternacht, und der Mond glänzte hell auf der ruhigen Fläche. Vor dem Eingang des Hafens kam von dem Felsen Pylos her die Brazzera des Fischers Basily, sie war schwer beladen und konnte nur langsam durch die unbewegten Wasser mit dem Ruder gelangen: da sahen die Schiffleute in der Mondhelle die Barke des Joanni auf der Stelle halten, wo der Wrack des Osman in der Tiefe liegt. Joanni beugte sich über die Barke hinaus und schaute in die stillen Wasser. Plötzlich bewegten sich die Wasser und ein reichgekleideter Türke stieg aus den Wellen empor, streckte die Arme nach Joanni aus, und rief: „Komm Kind meiner Schwester, sey wieder Steuermann auf meinem Schiffe, du sollst Erbe meiner Schätze seyn." Da reichte ihm Joanni die Hand; die Fischer von der Brazzera riefen ihm zu: „Heilige Panagia! Joanni was thust du?" doch Joanni stieg aus der Barke; der Türke Osman, für den die Fischer ihn erkannten, schnitt ein grausenhaftes höhnisches Gesicht, und beide verschwanden unter den Wellen. — Nie ist der Leichnam des Joanni gefunden worden, die salzigen Wellen behielten ihn in ihrer Tiefe. Die Barke des armen Joanni wurde verbrannt, da sich Niemand ihrer bedienen wollte. — Seitdem haben Schiffer oft in der Tiefe Joanni am Steuer des Dreimasters sitzen sehen, und wenn sie über den Wrack hinwegfuhren, winkte ihnen Joanni freundlich hinauf.

Miszellen.

Taschengedanken- und Gedanken-Taschen-Spielerei.

Von M. G. Saphir.

Die Kunst zu leben, ist nichts, als die Kunst der Taschenspielerei, die Kunst, aus andern

Digitized by Google

Taschen in seine zu spielen, die Kunst, die Leute in den Sack und ihr Geld in die Tasche zu stecken. — Die Taschen des Menschen sind seine Laster. Bei den Spartanern wurde nichts gestohlen, und warum? Weil sie keine Taschen in ihren Kleidern hatten. Wenn die Spartaner, wie wir, zwei Westentaschen, zwei Hosentaschen, drei Fracktaschen und fünf Oberrocktaschen gehabt hätten, sie hätten auch mehr gestohlen. Eine jede Tasche ist ein genähtes Fragezeichen an den Schneider: „wozu hast du mich gemacht?“ ein Ausrufungszeichen an den Besitzer: „Ach Gott!“ und ein großer Gedankenstrich an das Schicksal, welcher sagt: „Das Uebrige kannst du dir denken!“ — Eine jede leere Tasche ist nichts als das zueignende Fürwort: „Mein“ mit Leinwand überzogen, und jede volle Tasche ist nichts als ein großes Bewußtseyn in Taschenformat! — Mit den meisten Taschen ist es wie mit dem Mond, sie sind alle Monat ein Mal voll, ein Mal leer, und wenn gar kein Geld, keine Münze und kein Schein in der Tasche ist, das sind die Mondfinsternisse, aber die sichtbaren! — Mit den vielen Taschen geht's uns jetzt wie mit den vielen Wörterbüchern, je mehr wir haben, deste weniger finden wir den Artikel d'rin, den wir eigentlich suchen. Ein Mensch mit allen seinen Taschen jetzt ist wie das Konversations-Lexikon. Sucht man das Geld in der Westentasche, sagt sie: siehe „Brusttasche,“ kommt man zur Brusttasche, sagt sie: siehe „Brieftasche,“ kömmt man zur Brieftasche, so heißt's: „ein Weiteres über diesen Gegenstand schlage man im Münzwesen nach!“ Wir haben alle Hände voll zu thun, um die leeren Taschen auszufüllen, mit den leeren Händen nämlich. — Warum trägt der reiche Mann seine Hand in der Tasche, und warum der arme Mann? Bei dem reichen Mann bittet das Geld in der Tasche, es nicht hinauszustoßen in die Welt unter Arme und Hilflose, und da gibt der reiche Mann gerne die Hand darauf; — bei dem armen Mann bittet das kein Geld um Verschwiegenheit, und der arme Mann ist so gut und hält's unter der Hand! — Es ist eine homöopathische Kur, wenn man einer leeren Tasche eine leere Hand einzunehmen gibt. — Aber in den Taschen selbst, welch ein Unterschied, welche Abstufungen von der Brusttasche bis zur Patrontasche, von der Uhrtasche bis zur Maultasche! — Die Brusttasche trägt der Mensch auf der linken Seite, gerade über dem Herzen! Wenn nur die Tasche auf der Brust recht voll ist, so darf die Brust unter der Tasche recht leer seyn, man darf doch von der Brust weg reden! das ist dann ein leichtes Leben, wenn einem da so recht schwer auf der Brust ist! In der Brusttasche ist's gerade wie in der Brust selbst! Wie vielen Menschen liegt das Herz mehr in der Brusttasche als in der Brust selbst, man könnte sagen, das Herz ist ihnen aus der Brust in die Tasche gefallen. Das Geld wohnt in eben so verschiedenen Weisen in der Tasche des Menschen, als die Gefühle in der Brust der Menschen. — Bei manchen Menschen z. B. steht die Liebe als Schildwache in der Brust, und wartet sehnlichst auf Ablösung, bei Andern liegt sie als feste Garnison, und bei noch Andern steckt sie blos als Baugefangene in den tiefsten Kasematten; so ist es auch mit dem Geld in der Brusttasche, bei manchen Menschen ist's als Taschenspielstück da, sie sind Künstler darin, das Geld schnell verschwinden zu lassen, und bei Andern ist es blos lebenslänglicher Arrestant! In der Brust des Menschen, der sein Herz in der Brusttasche hat, liegt eine große Vorliebe zu Bruststücken, aber sie müssen von gekrönten Häuptern und auf Metall geprägt seyn! — Der Mensch liebt den Menschen überhaupt mehr als Bruststück, denn in Lebensgröße, d'rum wenn die Männer ein weibliches Herz gewinnen wollen, so machen sie sich selbst zu Bruststücken, indem sie niederknieen und so die Füße einziehen. — Betrachten wir den Umstand, wie viele Taschen ein Mann in jede Gesellschaft mitbringe und daß die Frauen keine mitbringen, so sind in der Konversation, so zu sagen, die Männer schon vom Schneider angewiesen, mehr einzustecken als die Frauen. — Welches war in der Welt die erste Tasche. Gewiß die Plaudertasche, denn diese Tasche existirte schon im Paradiese, also bevor es noch gar Kleider gegeben hat. Hätte Eva mit der Schlange nicht geplaudert, hätte ihr die Schlange keinen Apfel geboten, und wir wären noch Alle im Paradiese. (Auszug aus dem „Humoristen.“)

Auflösung der Charade in No. 48.:
Wunderzart. (Wund-Erzart.)

Verlegt und redigirt unter Verantwortlichkeit der G. Geiger j.'schen Buchdruckerei.

Digitized by Google

№ 50. 20 Juni 1840.

Der Erzähler.

Ein

Unterhaltungsblatt für Jedermann.

Fünfter Jahrgang.

Augsburg. Dieses Blatt erscheint jeden Mittwoch und Samstag, und kostet dahier vierteljährlich 15 kr., halbjährig 30 kr. und jährlich 1 fl.; auswärts ist der Preis: vierteljährlich 18 kr., halbjährig 36 kr. und jährlich 1 fl. 12 kr. Bestellungen nehmen alle Buchhandlungen und königl. Postämter, letztere mit der tarifmäßigen Portovergütung, an.

Die drei Schlachtenmaler.

Kalt, sprachlos, stier vor sich hinschauend, saß ein Mann an der Wirthstafel, die ich zu besuchen pflegte. Man sah es ihm an, daß ein schweres Leid ihn drückte, eine düstre Vorstellung ihn gefangen halte. Stumm deutete er auf der Karte sein Begehr mit dem Finger an, verzehrte seine zwei Gerichte mit einer unausstehlichen Verlorenheit, stürzte zum Schluß ein einziges Glas Wein hinunter, legte lautlos die Zeche hin, und entfernte sich ohne Gruß, ohne irgend eine Theilnahme an der Umgebung, mit schwankenden aber abgemessenen Schritten. So sah ich ihn mehrere Jahre, immer das kalte, starre, automatische Bild, ohne Ausdruck im flachen, aschgrauen Antlitz, ohne Blick im leblosen Blick selbst. Nichts war in diesem Gesichte zu lesen. Wie einem Wesen aus anderer Sphäre, wie einem aus dem Kreise der Menschheit und der geselligen Natur Ausgeschiedenen, machte Alles ihm Platz, wenn seine hagere Figur im grauen Ueberrock eintrat. Bald war man an seine Seltsamkeit gewohnt, und kümmerte sich nicht weiter um ihn. Es war genug zu wissen, daß er ein Maler sey. Das wer reichte hin, denn was er sey, war nicht zu erforschen. Man begnügte sich, sein wahrscheinlich tragisches Gehelmniß zu ehren, und seine hervorragende Künstlerschaft zu würdigen. Die sogenannten Kunsthändler wetteiferten um seine Hervorbringungen, sie überhäuften ihn mit Bestellungen. Der Mann aber nahm stets nur eine einzige an, lebte von dem erhaltenen Honorar, so lange es währte, und ging erst dann wieder an eine neue Arbeit. Die Zwischenzeit, hieß es, füllte er mit tiefen Betrachtungen, mit versunkenem Nachdenken aus, in einem Dachstübchen, Niemanden geöffnet. So kannte ich ihn mehrere Jahre, bis er verschwunden war. Der Mann hatte zwei Brüder, ebenfalls Maler, gleichfalls sehr talentvoll, jünger als er. Beide lebten harmlos in ihrer Heimath, der Schweiz, mit unermüdlichem Fleiße, mit glänzendem Erfolge der Ausübung ihrer Kunst sich widmend. Ihr Fach war die Historienmalerei. Sie schauten sich um nach einem Stoff der Zeit selbst. Sie machten sich auf nach Deutschland, den damals im höchsten Siegesschimmer prangenden Helden zu zeichnen. — Eine feierliche Heerschau gibt den sehnsüchtigen Künstlern bald Gelegenheit, den Gehuldigten in einer reichen Heroengruppe aufzufassen. Sie wählen den günstigen Standpunkt; sie stellen ihren Apparat auf, und beginnen die Skizze. Nichts natürlicher, als daß solches von der immer und überall wachsamen Umgebung des Feldherrn wahrgenammen wird; er selbst bemerkt die Zeichner. Plötzlich kommandirt er eine Schwenkung; plötzlich steht er selbst dicht hinter den erschrockenen Künstlern. Mit einem schlagenden lakonischen: „Was macht Ihr da?“ vollendet er des Paares Verlegenheit; bleich uud lautlos starren sie auf ihr Bret. Bald aber fassen sie Muth, da der Feldherr sein Wohlgefallen über die Zeichnung mild und ermunternd zu erkennen gibt. Sie erzählen, das Werk sey der Zweck ihrer Reise aus der fernen Schweiz; sie bitten, es vollenden zu dürfen. Der Feldherr bescheidet sie auf den folgenden Tag zu sich, er empfängt sie huldreich, und da er ihre unbemittelten Verhältnisse inne wird, verspricht er für Beide zu sorgen. In Folge dessen reisten die jungen Künstler nach der Hauptstadt. Unter dem Schutze und auf Kosten ihres neuen Gönners machten sie bald die ruhmvollsten Fortschritte. In Kürze waren sie der Gegenstand der Bewunderung. Damals fand von Seite der Akademie der Künste eine Preisbewerbung

Digitized by Google

Statt, und siehe, unsere beiden Schweizer errangen den Sieg. Dem Jüngern ward der erste Preis, das Accessit dem Aeltern. Die zwei ruhmgekrönten Jünglinge eilten freudetrunken nach ihrer Wohnung, und überliessen sich unter wiederholten Umarmungen den Süßigkeiten ihres Triumphs. Doch bald verflog der erste Enthusiasmus, um nüchternen Erwägungen Platz zu machen. In der Brust des Aeltern erwachte das Gefühl des Ehrgeizes in einer seltsamen, unnatürlichen Richtung. Zwar ist ihm der zweite Preis und mit diesem eine schöne Huldigung geworden, allein es war doch immer nur der zweite Preis, und der den ersten gewonnen, war sein jüngerer Bruder. „Ich bin der Aeltere," flüsterte ein düstrer Dämon ihm zu: „meine Leistung ist weit vollendeter und ehrenwerther, als die meines ungleich weniger talentreichen Bruders. — Alle unparteiischen Kenner haben mir von jeher den Rang vor ihm eingeräumt. Entweder den allerersten oder gar keinen Preis! Dieser zweite ist mir schlechter als keiner; mit dem Accessit ist die Zurücksetzung offenbar und deutlich ausgesprochen. So erscheine ich im Hintergrunde, und gegen wen? Gegen einen Knaben, der nichts als eine schöne Persönlichkeit für sich hat. Meine Ehre ist befleckt, mein Selbstgefühl beleidigt, meine Laufbahn verpfuscht! Nimmer kann ich das dulden!" So sprach der Aeltere bei sich, so murmelte er; so brach der Geist des Zerwürfnisses in Zornesworte aus. Die Brüder geriethen in Wortwechsel, in Eifer, in Hitze, in Wuth. Der Funke, des Zwiespalts schlägt zur verderblichen Flamme aus. Die schwarze Minute ist da; ihr Opfer — der jüngere Bruder. Ein Messerstich streckt ihn dahin. —

Ueberrascht von diesem unseligen Sieg betrachtete der bedauernswerthe Ueberwinder einen Augenblick stumm das unnatürliche Werk, wie an die Stätte gebannt, wie eine Bildsäule wurzelnd. Sein Ehrgeiz war mit Blut gesättigt; nun war sein der erste Preis. Hier lag die entsetzliche Summe der Hölle, in warmen Tropfen Brudersblutes ausgezahlt. „Flieh' Unglücklicher, ich verzeihe Dir!" waren des Sterbenden letzte Worte. Der Brudermörder entfloh. Die Pyrenäen nahmen ihn auf; das tiefe Spanien barg und schützte ihn. Kains brennende Höllenqual in der verwüsteten Seele stürzte der Sünder sich in die Wetterstürme jener Schlachten, die eben damals dieß alte Heldenland zerfleischten. Umsonst suchte der Verbrecher den Tod auf; es floh ihn der Tod, wie er selbst vor dem Todten geflohen. Nicht auf dem Bette der Ehre sollte derjenige verbluten, der einer zügellosen Ehrsucht den Bruder geschlachtet; auch auf dem richterlichen, die Ordnung der Welt versöhnenden Blutgerüste nicht: wie er selbst gemordet, genau so, anders nicht, sollte auch er untergehen. Während er in den eisernen Phalangen der ritterlichen Spanier focht, drang das Gerücht seiner Unthat nach Deutschland. Da erhielt der älteste Bruder Kunde davon. Er hört, er schrickt auf, er enteilt. Wohin? — Nach Spanien. Da durchirrt, durchspäht er in eiskalter Ruhe, mit scharfem besonnenen Blick, mit unerschütterlicher Ausdauer die Stätten des Kampfes, die Wahlfelder des Todes, die Lazarethe, um seinen unaussprechlich theuern Mann heraus zu holen aus Tausenden. Mit Argusaugen schreitet er mitten durch Todesgefahren und Pulverdampf, unter Geschützdonner und Kugelgesause, in den düstern Falten der mähenden Feldschlacht, unter zerstiebten Reihen von Feind und Freund schreitet er einher, wie ein Geist, wie Ahasverus unverletzt, unantastbar, ein Engel der Rache, um das allereinzige Leben zu haschen, nach dem seine Seele lechzt. Die nimmer rastende Nemesis läßt ihn dieses einzige Leben finden, finden den Mann, den er aufsucht. Es ist sein Bruder. Der Brudermörder fällt durch Brudermord. Als Anführer eines Trupps Guerrillas ihn erkennen, ihn stumm verzweifelnd umarmen, eine Pistolenkugel ihm durch's Herz jagen, war Eins. Das Werk der Vergeltung war vollführt. Der Rächer kehrte nach Deutschland zurück, wo ich ihn kennen gelernt. Dieß ist der Schlüssel zu seiner Zerrissenheit, wie ich ihn mehrere Jahre kannte, bis er verschwunden war. Im Herbste des vorigen Jahres sah ich bei Bern einen Mann, wie er, auf einem todesmüden Roß vorüberjagen. Auf der Rückreise vernahm ich, die Aar habe eine Leiche ausgeworfen, wie er, und ein todtes Roß, wie jenes. Seitdem habe ich nichts mehr von diesem Manne gehört, und jetzt die Nachrichten von dem kläglichen Schicksal seiner Brüder niedergeschrieben, wie ich in Bruchstücken sie vernommen.

Miszellen.

Platels letztes Konzert.

Platel, der Lehrer Batta's, Servais und Dernunks war einer der größten Instrumentalisten, die je ein Violoncelle zwischen den Beinen gehalten

Digitized by Google

haben. Nachstehende Anekdote liefert einen Beweis, wie weit er den Fanatismus der Kunst trieb. Er wohnte place de la Monnaie, in Brüssel, in einem Estaminet. Er litt mehrere Jahre an einer Schwindsuchts-Krankheit, die seinen Organismus allmählig zerstörte, plötzlich nahm sie aber einen so heftigen Charakter an, daß die Aerzte an dem Aufkommen des armen Violonzell-Virtuosen verzweifelten. — Einer seiner Schüler, Alexander Batta, war von einer Kunstreise zurückgekehrt, und gedachte, einige Zeit in Brüssel auf seinen Lorbeeren, die er sich in Paris errungen, auszuruhen. Erkenntlich gegen seinen Meister, beschloß er, ihn zu besuchen, und überredete auch einen seiner Freunde, ebenfalls einen Künstler, ihn zu dem berühmten Violonzellisten zu begleiten. — Platel's Wohnung bestand aus einem Zimmer mittlerer Größe, dessen kahle und von Rauch und Staub geschwärzte Wände die tiefste Armuth verkündeten. Ein Tisch aus weichem Holze, einige alte Strohstühle und ein schlechtes Bett, mit alten abgenützten Vorhängen, die nur schwach das Angesicht des Kranken vor den glühenden Sonnenstrahlen schützten, machten das bescheidene Ameublement des genialen, in ganz Europa berühmten Tonkünstlers, aus. — Platel schlummerte, als die beiden Freunde eintraten; er war vor Ermattung von den vielen Leiden eingeschlafen; über seiner Physiognomie war der herbe Ausdruck des Schmerzes verbreitet. An einem Bette saß ein Weib in tiefem Stillschweigen, das Auge auf den Kranken geheftet, um jedem seiner Wünsche gleich genügen zu können. — Bald nach der Ankunft der beiden jungen Leute erwachte Platel, er starrte Batta, seinen ehemaligen Schüler, erst eine Weile an bis er ihn erkannte; endlich rief er: „Batta!“ und ihn zu sich ziehend, sagte er weiter: „großmüthiger und erkenntlicher Freund, Du bist nicht wie viele andere Deiner Kameraden, die ihren alten Platel vergessen haben! Du besuchest mich, wie danke ich Dir! Ich fürchtete sterben zu müssen, ohne Dir Lebewohl gesagt zu haben.“ — „Mein guter Platel!“ erwiderte der junge Violonzellist „ich werde es nie vergessen, daß ich Alles, was ich bin, Dir zu verdanken habe.“ — „Sage mir doch,“ fuhr Platel fort, „wer ist der junge Mann, der mit Dir gekommen ist?“ — Er heißt Lousy, und ist ein guter Freund von mir, dessen Bekanntschaft ich in den ersten Salons in Paris gemacht habe, er ist ebenfalls Künstler.“ — „Künstler! — in diesem Falle seyen Sie mir willkommen, Monsieur,“ und er reichte Lousy die Hand, der sie mit Rührung drückte. „Ein Künstler,“ wiederholte der Kranke, „das freut mich! Unglücklicher Musiker und seit langer Zeit verlassen von aller Welt, empfinde ich eine wahre Lust, talentvolle Menschen um mich zu sehen.“ — Das Gespräch mochte ungefähr eine Stunde gedauert haben, als Platel auf ein Mal eine Weile nachdenkend wurde, darauf aber plötzlich ausrief: „Batta! Du hast Deine Kunst ausgeübt! Auch ich habe gearbeitet, ich habe etwas komponirt. Niemand kennt es noch, denn hier auf diesem elenden Lager habe ich mein letztes Konzert geschrieben. — Hierauf erhob er mühsam sein Haupt, und zog unter seinem Kopfkissen einige Papiere hervor, die er Batta und Lousy zeigte. — „Das ist das Werk, dem ich so viele Nächte geopfert habe, Niemand anders als Ihr soll es vor meinem Tode hören, ich schwöre es Euch!“ — Und wie von einer überirdischen Flamme begeistert, stand er auf, ließ sich sein Sesselchen geben, nahm seine Violoncelle in die Hand, und lockte aus dem Instrumente Töne, die zwar schwach waren, aber mit ungewöhnlicher Zartheit in die Seele drangen. — Die beiden Freunde konnten ihre Rührung nicht unterdrücken bei dem Anblicke dieses Menschen, der nur noch einen Hauch von Leben in sich hatte, bei dem Anblicke Platels, dessen Blick von einem himmlischen Ausdrucke beseelt schien. Bei dem Finale flossen Thränen aus ihren Augen, denn sie sahen es wohl voraus, daß wenige Stunden nach dieser Produktion der Virtuos nicht mehr leben werde. Auch seine Augen wurden dann feucht, aber er weinte vor Freude. Krampfhaft schloß er Batta und Lousy in seine Arme, und auf seine elende Lagerstätte zurücksinkend, sagte er: „Meine guten Freunde, ich zähle diesen Triumph zu den schönsten meines Lebens, aber es wird auch mein letzter gewesen seyn!“ — Seine Kräfte waren erschöpft. Als die beiden Freunde den andern Tag wieder in Platels Wohnung kamen, brannte eine geweihte Kerze neben dem Bette, und ein Weib knieete betend daneben, Platel war nicht mehr, und sein Konzerto starb mit ihm.

Das gespenstische Portrait.

Washington Irwing hat bekanntlich in dem ersten Bande seiner „Erzählungen eines Reisenden“ auf höchst kunstreiche Weise die Geschichte eines gespenstischen Bildnisses erzählt und zwar nach der nachfolgenden Anekdote. — Es kam ein Fremder

nach Lübeck, empfohlen an ein Handelshaus. Man nahm ihn gastfreundlich auf; da sich aber bereits mehrere Fremde in dem Hause befanden, so wieß man ihn Abends in ein schön möblirtes, aber nur selten benutztes Zimmer. Es fiel ihm in demselben, als er allein war, nichts Besonderes auf, bis er ein Bild erblickte, das sofort seine ganze Aufmerksamkeit in Anspruch nahm. Es war ein einfacher Kopf, aber es lag etwas so Ungewöhnliches, so Entsetzliches und Unirdisches in dem keineswegs häßlichen Ausdrucke, daß er seine Blicke nicht wieder davon abwenden konnte. Er sah dieses zauberhafte Bild so lange an, bis sich seine Phantasie im höchsten Grade entzündete und seine Ruhe dahin war. Er legte sich in das Bett, träumte; erwachte von Zeit zu Zeit und sah dann jenen Kopf, den grauenvollen Kopf. Früh am andern Morgen erkannte sein Wirth an seinem Aussehen, daß er schlecht geschlafen habe und fragte nach der Ursache. Der Hausherr war unangenehm überrascht, als der Fremde erzählte, was ihm geschehen war und sagte, das Bild habe hinweggenommen werden sollen, man habe es nur vergessen und es werde stets weggenommen, sobald man das Zimmer benutze. Das Gemälde, erzählte er, sei für jeden schrecklich, doch aber so trefflich gemalt und auf so merkwürdige Weise in die Familie gekommen, daß er sich nicht entschließen könne, sich davon zu trennen. Die Geschichte dirses Portrais war die folgende. „Mein Vater," sagte der Kaufmann, „befand sich in Geschäften in Hamburg und als er in einem Kaffeehause zu Mittag aß, sah er einen jungen Mann von nicht gewöhnlichem Aussehen eintreten, der sich allein in eine Ecke setzte, um sein einsames Mahl da zu verzehren. Seine Züge verriethen das höchste Seelenleiden und fortwährend drehete er sich rasch um, als höre er etwas hinter sich, dann schauderte er zusammen, wurde bleich und aß endlich nach einem innern Kampfe weiter. Mein Vater sah denselben jungen Mann an derselben Stelle mehre Tage hinter einander und nahm endlich so großen Antheil an ihm, daß er sich vernahm, ihn anzureden. Der Fremde schien einen gewissen Trost, eine Art Erleichterung in dem freundlichen, theilnehmenden Tone zu finden, in welchem mein Vater zu ihm sprach. Er war ein Italiener, sehr gebildet, arm, doch nicht hilflos und lebte frugal von dem Ertrage seiner Kunst als Maler. Sie wurden mit einander vertrauter und endlich erzählte der Italiener meinem Vater seine Geschichte, da er sah, wie sehr derselbe durch sein krampfhaftes Sichumsehen und Zusammenschaudern ergriffen wurde, das wie früher fortdauerte und ihre Unterhaltung von Zeit zu Zeit störte. Er war aus Rom gebürtig und hatte in einiger Vertraulichkeit mit einem jungen Edelmanne gelebt, der ihn sehr begünstigte; sie waren indeß wegen einer geringfügigen Ursache mit einander zerfallen und der Edelmann hatte ihn nicht blos mit Vorwürfen überhäuft, sondern sogar geschlagen. Der Maler konnte diese Schande nicht vergessen. Fordern konnte er den Edelmann nicht, seines Ranges wegen; er lauerte deshalb auf eine Gelegenheit und ermordete ihn. Natürlich mußte er nach der That aus seinem Vaterlande fliehen und et war endlich nach Hamburg gekommen. Nicht lange jedoch nach dem Morde hörte er eines Tages auf offener volkreicher Straße seinen Namen von einer ihm wohlbekannten Stimme rufen; er drehte sich also rasch um und erblickte den Ermordeten, der ihn mit stieren Auge ansah. Von diesem Augenblicke an hatte er keine Ruhe mehr; zu jeder Stunde, an jedem Orte, in jeder Gesellschaft, wie sehr beschäftiget er auch seyn mochte, hörte er jene Stimme und er mußte sich darauf umdrehen; so oft er sich umdrehete, sah er auch dasselbe Gesicht, das ihn ganz in der Nähe anstarrte. Endlich, in einem Anfalle von Verzweiflung, hatte er gewagt, dem Gespennste scharf in das Gesicht zu sehen und dasselbe so auf die Leinwand überzutragen, wie es ihn anstierte, und *dies* da ist das so entworfene Portrait. Der Italiener setzte dann hinzu, er habe lange gekämpft, aber das Leben sei ihm eine Last, die er nicht länger ertragen könnte und er sei fest entschlossen, sobald er sich Geld genug verdient hätte, nach Rom zurückzukehren, sich selbst der Justiz zu überliefern und sein Verbrechen auf dem Blutgerüste abzubüßen. Er gab das vollendete Portrait meinem Vater aus Erkenntlichkeit für die freundliche Theilnahme, die ihm derselbe erwiesen."

* Charade.

Sprich erstes vor und rückwärts aus,
Dann ist ein Frauenzimmer;
Erhascht die Katz' durch's Zweit' die Maus,
So hört man ein Gewimmer.

Verlegt und redigirt unter Verantwortlichkeit der S. Geiger j.'schen Buchdruckerei.

Digitized by Google

№ 51. 24 Juni 1840.

Der Erzähler.

Ein

Unterhaltungsblatt für Jedermann.

Fünfter Jahrgang.

Augsburg. Dieses Blatt erscheint jeden Mittwoch und Samstag, und kostet dahier vierteljährlich 15 kr., halbjährig 30 kr. und jährlich 1 fl.; auswärts in der Preis: vierteljährlich 18 kr., halbjährig 36 kr. und jährlich 1 fl. 12 kr. Bestellungen nehmen alle Buchhandlungen und königl. Postämter, letztere mit der tarifmäßigen Portovergütung, an.

Die Bärin.

(Aus dem Polnischen.)

1.

Es war in Wilna, im Jahre 1440 in einer Nacht des Dezembermonats, als vom Stadtthore über eine der Vorstädte ein Reiterschwarm auf eilenden Pferden eine Straße durchritt.

Ein Städter, welcher denselben Weg ging, hörte das Pferdegetrappel und zugleich den Ruf: „Halt! warte!“ — Von den Reitern eingeholt und umringt, fiel er auf die Knie und rief in Furcht mit bebender Stimme: „Mitleid! Erbarmen! mordet mich nicht! ich bin ein armer Mensch, nur einen Denar habe ich in der Tasche, nehmt ihn, aber laßt mir das Leben!“

„Sey ohne Furcht, Thor!“ hob eine fremde Stimme an; „wir nehmen Dir keinen Schilling, steh auf, geh' mit uns und sey unser Führer. Wir können das Haus nicht finden, welches wir suchen.“

Der Städter athmete von seiner Angst auf und fragte, welches Haus sie suchten. „Führe uns zu Klühna, kennst Du die alte Klühna?“ —

„Was habt Ihr mit Klühna zu thun?“

„Welcher neugierige Bube! — frage nicht, sondern führe uns!“

Der Städter mußte, gleichviel, ob gern oder ungern, ihr Führer seyn. Die Nacht war dunkel; die Bäume rauschten mit den Zweigen, der Feind kämpfte mit den Wolken, die vom Abend heranzogen und das Mondlicht bald einhüllten, bald enthüllten.

Sie hielten an. Der Führer zeigte nach einem strohbedeckten, niedrigen Häuschen, an dessen kleines Fenster ein schwaches, bleiches Licht fiel, wie das einer Kirchenlampe. „Hier,“ sagte der Städter, „seyd Ihr vor Klühna's Hause; aber bei Gott! aus Euren Augen sieht etwas Böses!“

Die Fremden stiegen von den Pferden, näherten sich dem Hause und sahen durch das Fenster in die Stube, die nur schwach erhellt war. — In einem Winkel stand ein Bett, auf welchem ein Menschenkörper in grobe Leinwand eingehüllt lag; aus der Umhüllung sah ein Kopf oder vielmehr der Schädel eines Skelets hervor; an der Seite hing eine Hand herab, lang und weiß wie ein Knochen. Am Bette kniete ein Mädchen und betete.

„Nun sey Dir's gedankt, Städter! nimm die Füße in die Hand und schere Dich nach Hause!“

„Soll ich weggehen, wenn ich nicht weiß, wer Ihr seyd und was Ihr im Schilde führt?“ entgegnete der Städter. „Ich bitte Euch um Gottes Willen, thut dem Nächsten nicht Böses; sagt, werdet Ihr der Alten und ihrer Tochter nichts zu Leide thun? Sie heißt Olenka — ein gutes Mädchen und schön, wie gemalt. Florian, mein Mutterbruderſohn, liebt sie sehr und sie ist ihm auch gewogen; wenn die Alte sich etwas erholt und Gott will, dann wird es bis zur Hochzeit nicht lange dauern.“

„Still, Bube!“ donnerte es ihm in's Ohr. „Ich schwöre beim Perkun! ich nagle Dir die Zunge an diesen Baum. Weg von hier! fort!“ — Der Städter wußte vor Angst nicht, was er beginnen sollte.

Die Furcht, welche ihn beim ersten Zusammentreffen mit den Fremden ergriffen hatte, war von ihm gewichen, aber dafür begann sein gutes Herz jetzt für Olenka zu fürchten und sie zu bemitleiden. Sein Vorgefühl sagte ihm, daß diese Leute frevle Absichten hätten. Als er, in sein Nachdenken vertieft und in Betrachtungen, die keine Gewißheit fanden, fast sich selbst vergaß, weckten ihn einige

Digitized by Google

derbe Genickstöße aus seinem Traume, aber da er ein zum Schlage gehobenes Schwerdt erblickte, das im Mondlichte über seinem Haupte glänzte, machte er sich auf und lief schreiend davon. Doch als er sah, daß Keiner von den Reitern ihn verfolgte, ging er langsam, blieb stehen, sah mit gespanntem Auge nach der Seite, wo das Haus stand und horchte mit gespanntem Ohre. Aber das Sausen der Winde und das Rauschen der Blätter ließ nichts hören und die nächtliche Dunkelheit nichts sehen. Dennoch drang der Schrei eines Weibes zu seinem Ohre, der schmerzlich war, wie ein Seufzer der Verzweiflung, und das Herz zerriß. Ein Schauder durchlief seinen ganzen Körper und so schnell seine Beine wollten, eilte er zurück nach dem Hause.

Als er sich ihm genähert hatte, wunderte er sich nicht wenig da er vor demselben weder Menschen noch Pferde sah, sondern nur ein schnelles Traben hörte, das immer schwächer und schwächer zu seinem Ohre kam. Aus dem Fenster der Stube schien kein Licht. In der schrecklichsten Angst trat er über die Thürschwelle und ging in das Stübchen."

„Olenka!" rief er, „Olenka!" wiederholte er seinen Ruf. Niemand antwortete ihm.

Er tappte in der Dunkelheit einige Schritte weiter, bis er mit dem Knie an eine Bett-Ecke stieß. Mit ausgestreckten Händen tastete er auf dem Bette umher und berührte einen Menschenkörper. „Gott!" rief er, „die alte ist schon kalt, wie ein Eisklumpen. O arme Olenka — Gott, rette, hilf! — Was ist anzufangen?" fragte er sich selbst und antwortete sich zugleich: „Ich laufe zu den Franziskanern, wenn sie nicht helfen, so werden sie der armen Todten doch läuten und singen."

2.

Vor dem herzoglichen Schlosse, das sich in jener Zeit auf einem hohen Berge erhob und heute in Schutt und Staub aufgelöst ist, vor dem Thore dieses Schlosses, sage ich, welches die Wohnung des Herzogs Siegmund war, hielt um Mitternacht ein kleiner Reiterschwarm.

In der nächtlichen Dunkelheit glänzte bisweilen das Blech ihrer Brustharnische, bisweilen leuchtete ein Stern auf ihrem Helme, wenn das Mondlicht vordrang; aber wenn der Mond mit den Wolken kämpfte, und endlich frei am Himmel stand, dann beleuchtete er in seinem vollen Glanze unter den Haufen der schwarzen Männer ein weißes Frauenbild von glatter Stirn, mit goldenem Haar in langen Flechten, die über Brust und Nacken hingen.

„Macht auf, so rasch wie möglich!" rief man von unten.

„Wer ist da?" wurde von oben gefragt. „Knechte des Herzogs!" antwortete man von unten.

Sogleich sprangen die Riegel zurück, und das Thor öffnete sich.

Den in den Hof Reitenden kamen die Wächter entgegen: „Willkommen! willkommen! seyd Ihr nicht allein?" riefen sie.

„Der Großherzog, unser Herr, wird uns gnädig seyn," antworteten die Einreitenden, „und seine Knechte loben. Das Schäfchen, welches er sich da auf der Vorstadt ausersehen und was ihm gefiel, haben wir gefangen und bringen es ihm hier. Wir mußten dem Mädchen die Hände binden, weil sie uns die Augen auskratzen wollte und den Mund haben wir auch verstopft, denn er hatte eine zu starke Stimme. Freut Euch, Wächter, freut Euch! es wartet unser ein Fest; wir haben uns gut genommen!"

Sie stiegen von den Pferden und ein lautes Gespräch bildete mit dem Klirren der Waffen und dem Wiehern der Pferde auf dem Hofe ein starkes Geräusch, welches durch das ganze Schloß drang. Die Dienerschaft des Herzogs, seine Knappen und Hofleute liefen in Neugierde sämmtlich auf den Hof; aber eben sah Tomiza, der Schloßvogt, aus dem Schlafe geweckt, zum Fenster heraus und ertheilte mit lauter Stimme Befehle, sich ruhig zu verhalten, kein Geräusch zu machen und so lange auf dem Hofe zu warten, bis sie gerufen würden.

Bald darauf ging Tomiza selbst auf den Hof; in einem weißen Pelze schritt er langsam und schien nachdenkend. Er blieb endlich stehen, warf seinen Blick auf das Mädchen, welches die Knechte, wie ein weißes Schäfchen, hielten und dieses vor Angst zitternde Opfer mit bittern Worten höhnten. Tomiza stimmte nicht in diesen rohen Scherz, sondern befahl, den Strick zu lösen, der des Mädchens Hände zusammenschloß und er selbst nahm das Tuch von ihrem Munde.

Das Mädchen warf sich zitternd, wie das Laub im Winde, dem alten Tomiza zu Füßen, umfaßte mit ihren gelösten Händen seine Knie und die freien Lippen riefen: „Rettet mich, Herr, rettet mich Unglückliche!"

„Sey gutes Muths — sage, wer bist Du?" fragte Tomiza.

Digitized by Google

„Ich bin ein armes Mädchen, eine Waise, rettet mich, damit ich meine kranke Mutter rette, von deren Krankenlager man mich gerissen hat!“

„Weine nicht, Arme!“ entgegnete Tomiza und indem er sich zu den Knechten wandte, befahl er ihnen, sich in aller Stille zur Ruhe zu begeben und fügte hinzu: „Ich werde sie selbst nach oben in das Zimmer des Herzogs bringen.“

Er faßte das Mädchen an der Hand, sie ließ sich fast bewußtlos führen und folgte eine Treppe hinauf in das Zimmer des Herzogs. Als sie in die erste Stube traten, worin es dunkel und still war, blieb Tomiza stehen und sprach zu Olenka. Seine Worte hatten einen milden Charakter; er bemühte sich, die Bekümmerte zu trösten, die vor Furcht zitterte, indem er ihr die Gewißheit gab, daß sie bis an den Morgen in dieser Stube ruhig, von Niemanden angefochten, bleiben würde.

„Bleibe in dieser Stube,“ sagte er zu ihr, „und wenn Du das Vaterunser kannst, so bete zum Herrn Jesus, dem Beschützer der Waisen, dem Fürsprecher der Bedrückten; bete, Arme, und bitte den lieben Gott, daß er Deinem Gesichte alle Schönheit nehme, Deine Wangen mit Häßlichkeit bedecke; denn Dein Gesicht führt Andere in Versuchung, Deine Schönheit ist Dein Verderben. Bleibe in dieser Stube. Wehe Dir, wenn Du mit einem Schritte die Schwelle übertrittst und in die anliegende Stube gehst. Wehe Dir, wiederhole ich, denn wisse, in der Stube ruht die Wache des Herzogs, die jedem Menschen, der in nächtlicher Stunde nur die Thür öffnet, die in das Zimmer des Herzogs führt, in Stücke zerreißt; in der Stube liegt eine Bärin.*)

„Denke daran, was ich Dir sagte!“ — fügte Tomiza hinzu, „und wage nicht, die Schwelle der Stube zu betreten, Du findest dort Deinen Tod. Kannst Du aber beten, so bete und habe Hoffnung; Gott kann Alles, ich kann wenig!“

Mit diesen Worten entfernte sich Tomiza, der als ein Mensch von gutem, fühlenden Herzen bei dem Anblick jedes Unglücklichen litt, und der, wenn es in seiner Macht stand, die Hülfe brachte, wo er diese aber nicht bringen konnte, mit gesundem Rathe zur Hand ging.

Als er sich von Olenka entfernt hatte, dachte er über die Möglichkeit nach, die Unglückliche zu retten und hatte die Zuversicht, ihre Rettung zu finden. Er wußte nämlich, daß sich am frühen Morgen die polnischen Gesandten bei Hofe einfinden würden, und daß ihre Sendung von Wichtigkeit sey, entnahm er daraus, weil die Gesandtschaft aus den ersten Palatinen bestand; darum, glaubte er, würde der Großherzog der Geliebten vergessen und es werde sich die Gelegenheit bieten, sie aus dem Schlosse zu führen. Als er in seiner Stube auf dem Lager noch so nachdachte, wurde die nächtliche Stille plötzlich durch ein fürchterliches, im ganzen Schlosse hörbares Gebrüll unterbrochen.

„Heiliger Albertus, sey mit uns!“ rief Tomiza, von Angst und Schauer ergriffen. „Es ist geschehen, die Unvorsichtige hat meiner Warnung nicht gehört und ist als Opfer gefallen. Herr, habe sie selig!“ Er sprang vom Lager auf, und lief schnellen Fußes nach der Stube zurück, in der er Olenka gelassen hatte.

3.

Die Hähne verkündeten schon den Morgen und es war noch dunkel, in Klühna's Hütte stand neben dem Bette der Greisin ein Franziskaner-Mönch, das Licht der Laterne, die er in der Hand hielt, beschien sein Gesicht, gelb wie Wachs, und seinen langen, weißen Bart. Hinter dem Mönche stand noch Jemand in Bürgerkleidung. Der Mönch wendete kein Auge von der Greisin, neigte sich zu der Liegenden und gab ihr einen Becher mit den Worten: „Frau, nimm den Trank, den ich Dir gebe, er giebt Dir Gesundheit und Leben.“

„Was nutzt mir Armen Gesundheit und Leben, wozu mir das?“ antwortete Klühna mit schwacher Stimme; „Olenka war mein Leben und meine Gesundheit; man hat sie mir genommen, böse Menschen haben sie mir fortgerissen. O Götter Lithauens, schickt mir den Tod und Eure Donner auf der Verruchten Haupt. Götter Lithauens, hört mich!“

Der Mönch hörte staunend die Worte der Greisin, die aus der Ohnmacht erwacht war, er sprang vom Bette zurück, die Laterne fiel ihm aus der Hand und erlosch. „Frau!“ rief er in drohendem Tone, „Du lästerst Jesum Christum und seine Mutter, Du rufst die Heiden an, die der Lithauer verleugnet und der große Jagello gestürzt hat; Frau, wenn Du noch eine Heidin und nicht getauft bist, wehe Dir, wehe!“

„Wehe meiner Olenka!“ antwortete sie, „sie glaubte an die neuen Götter, die Götter Lithauens

*) Die Geschichtschreiber erwähnen dieser Bärin des Großherzogs von Lithauen.

Digitized by Google

sandten ihre Strafe für sie und mich, ich bin eine arme Verlassene.

„Im Namen Jesu Christi!“ rief der Mönch. — „Ich segne Dich mit dem Zeichen des heiligen Kreuzes, glaube an den einigen Gott, unsern Helfer, und Du wirst erlöst werden; habe Glauben an seine unbegrenzte Gerechtigkeit und Gnade, und Deine Tochter Olenka wird Dir wieder gegeben.“

„Was sprecht Ihr? Olenka, meine einzige Tochter, werden mir Eure Götter wiedergeben?“ fragte die Greisin in ungläubigem Tone. „Kann ich es glauben,“ fügte sie hinzu; „mögen sie mir Olenka, mein Kind, wiedergeben und ich glaube, daß Eure neuen Götter groß und mächtig sind, und wende alle meine Gebete zu ihnen. Sagt, geben sie mir Olenka wieder, sehe ich mein Kind?“

Der Mönch schwieg. Der anbrechenden Dämmerung Licht schien in sein strahlendes Auge, seine Lippen zitterten, wie wenn starke Athemzüg sie erbeben machten; endlich hob er einen Finger der rechten Hand zum Himmel und sagte: „Führwahr, ich sage Dir, Deine Tochter Olenka“ —

Er hatte noch seine Worte nicht beendigt, als sich die Thür öffnete und Tomiza, des Herzogs Schloßvogt, ein Mädchen an der Hand führend, in die Stube trat; die Geführte war Olenka. Ihr Anblick erfüllte mit Grausen; das ganze Gesicht, Stirn und Wangen schienen eine Wunde zu seyn, die noch von Blut triefte. Die Augen der Mutter, durch das Alter geschwächt und von nächtlicher Dunkelheit umhüllt, sahen das blutige Gesicht der Tochter nicht, aber ihr Ohr hörte die Stimme des Kindes, ihre zitternden Hände drückten die Hände Olenka's. Die Freude der Greisin war groß, als sie das verlorne Kind wieder bei sich wußte. Sobald Klühna sich von der ersten Freude erholt hatte, fragte sie: „Was ist Dir wiederfahren, liebe Tochter, Du hast mich ganz mit Thränen bedeckt. Weine nicht, Kind, mit solchen Thränen, weine nicht.“

Tomiza und der Mönch baten unter aufrichtigem Mitgefühl Gott, daß er die Augen der Mutter verschließen möge, damit sie nicht das Blut ihres Kindes sähe und sich ihre Freude in Jammer umwandle.

* * *

Einem Monat nach diesem Ereigniſſe fand im Franziskaner-Kloster die Taufe der zum christlichen Glauben bekehrten Heidin statt und zugleich die Trauung der Tochter mit ihrem Verlobten Florian. Noch am Hochzeitstage waren auf Olenka's Gesicht Narben zu sehen und bis an ihr Ende behielt sie darauf Spuren der Bärenklaue, aber sie waren klein und dünn, wie Fäden.

Wenn Tomiza dieses Ereigniß erzählte, bemerkte er jedesmal, daß nichts Anderes Olenka von Schande und Unglück befreit habe, als die **Bärin**.

Fiat applicatio!

Son cercueuil est fermé! Dieu l'a jugé! Silence!
Lamartine.

(Aus dem Nürnberger Korrespondenten.)

Ich kann es dem Hunde nicht verzeihen,
Wenn ihn sein Gebieter mißhandelt, neckt,
Zu Schanden tritt, mit Schlägen bedeckt,
Und er darauf mit Schmeicheleien
Die Füße seines Tyrannen leckt!
Sie singen so manches Heldenlied
Von dem eisernem Manne aus Korsika,
Der, ein Gefangener auf Helena,
Vom Traume des Ruhms und des Lebens schied.
Wird zu dem Liede als Sänger gewählt
Ein tapferer Franzose, ein Grenadier,
Der von den Pyramiden erzählt,
Und von Moskau's verbranntem Quartier,
Und wie Gott der Herr für die große Armee
Ein größeres Leichentuch aus Schnee,
Und für den Kaiser ein kleines gewoben,
So blick' ich still' und sinnend nach oben,
Und gönn' ich dem Grenadier das stolze Wort,
Und denke: Sing, Grenadier, sing fort.
Doch wenn ein deutscher Renegat
Vergißt in seiner Begeisterung
Auf Deutschlands tiefste Erniedrigung, *)
Als Brennus ihm auf den Nacken trat,
Wenn er vergißt der entsetzlichen Zeit,
Die ewig als Sünde zum Himmel schreit,
Wo Deutschlands Name, sein Thron, sein Alter,
Sein Schlachtenruhm, seine Kriegeswehre,
Zucht, Sitte, Sprache und Treu und Ehre
Ein Spott der Prätorianer war,
Wenn Deutschlands gekrönte Märtyrin,
Die deutsche, verhohnte Königin,
Wenn tausend und tausend Blutszeugen
Mit Palm und Schill aus den Gräbern steigen,
Ihm ihre Todeswunden zeigen, —
Und gleichwohl der Deutsche das Rauchfaß schwingt,
Und Halleluja dem Korsen singt,
Dann hör' ich ihn winseln den armen Hund,
Der, Rücken und Lenden von Schlägen wund,
Hinkriecht zu seines Tyrannen Füßen,
Um ihm den Staub von den Stiefeln zu küssen.

*) So hieß das Buch, um dessentwillen der Buchhändler Palm erschossen wurde.

Verlegt und redigirt unter Verantwortlichkeit der **G. Geiger** j.'schen Buchdruckerei.

№ 52. 27 Juni 1840.

Der Erzähler.

Ein

Unterhaltungsblatt für Jedermann.

Fünfter Jahrgang.

Augsburg. Dieses Blatt erscheint jeden Mittwoch und Samstag, und kostet dahier vierteljährlich 15 kr., halbjährig 30 kr. und jährlich 1 fl.; auswärts ist der Preis: vierteljährlich 18 kr., halbjährig 36 kr. und jährlich 1 fl. 12 kr. Bestellungen nehmen alle Buchhandlungen und königl. Postämter, letztere mit der tarifmäßigen Portovergütung, an.

Der Quacksalber.

Es gibt unter allen Ständen Leute, die von dem Grundsatze ausgehen! „Die Welt will betrogen seyn, darum betrüge man sie!“ — Wer das Leben und die Menschen kennt, der muß eingestehen, diese Leute spekuliren vortrefflich. Denn die Dummheit der Welt ist ein gut fondirtes, immer liquides Kapital, aus welchem der Schlaukopf seine reichlichen Zinsen zu ziehen vermag, und wenn man es nur einmal über sich genommen hat, ein Heuchler und Betrüger zu seyn, so wird sich der Geldbeutel eine Zeitlang nicht schlecht dabei stehen. Aber freilich geht auch hier der Krug so lange zu Wasser bis er bricht, und am Ende läßt der Teufel seine Klienten im Stich, und es heißt: „Wie gewonnen, so zerronnen!“ —

Unter allen Betrügereien, die sich die menschliche Verschmitztheit, mit der menschlichen Beschränktheit und Leichtgläubigkeit erlaubt, ist vielleicht keine empörender, als die Quacksalberei. Denn das Revier, worin sie nach ihren Vortheilen jagt, ist die leidende Menschheit, und gewissenlos betrügt sie den Kranken um den letzten Rest seiner Kräfte und liefert ihn hohnlachend dem sichern Tod in die Arme.

In frühern Jahren, wo die ärztliche Wissenschaft noch auf einer viel tiefern Stufe stand, als in unsern Tagen, trieben manche jener Pfuscher ihre Unverschämtheit bis zu einem Grade, der allen Glauben übersteigt.

So kündigte in der Mitte des vorigen Jahrhunderts ein Quacksalber mitten in der Stadt London an: „er besitze eine Quantität Wasser aus dem Teiche Bethesda, welches alle Uebel heile, wenn man es in dem Augenblick gebrauche, wo der Engel herniederschwebe und das Wasser bewege: dieses Wasser nämlich sympathisire mit der Quelle bei Jerusalem und man könne dieses deutlich an einer unruhigen Bewegung desselben im entscheidenden Augenblick wahrnehmen. „Hunderte von Thoren kamen nun herbei, um von der wunderbaren Flüssigkeit zu kaufen, und setzten sich dazu und warteten. Natürlicherweise blieb die erwünschte Erscheinung aus, da kam endlich einer der Patienten zum Dokter und klagte: er habe nun ein ganzes Jahr seine Augen unverwandt auf die Flasche gerichtet, aber nichts entdecken können, was die Anwesenheit des Engels verkündigt hätte.

„Das ist wirklich sonderbar,“ rief der Doktor aus; „aber was für eine Flasche habt Ihr denn gekauft mein Herr?“

„Eine für eine halbe Guinee, Herr Doktor!“

„Aha, das mag wohl seyn, die Halbguineenflaschen enthalten eine so kleine Quantität von dem unschätzbaren Wasser, daß die Bewegung kaum merkbar ist. Aber wenn ihr eine Fünfguineenflasche kauft und sie wohl bewacht, da werdet ihr, wenn die Zeit kommt, die Bewegung ganz deutlich wahrnehmen, die ganz genau mit der im Teiche Bethesda zusammentrifft.“

Der Patient kaufte nun, dem Rathe des Doktors gemäß, eine Fünfguineenflasche und setzte sich dazu, sehnsüchtig auf die Erscheinung des Engels wartend. — Endlich kam wirklich ein Engel, der ihn von seiner Krankheit wie von seiner Leichtgläubigkeit befreite: es war der Engel des Todes. —

Am unverschämtesten trieb es ohne Zweifel ein Italiener, Namens Mantaccini. Er stammte aus einer angesehenen Familie und erbte nach dem Tode seines Vaters ein bedeutendes Vermögen. Ausschweifungen aller Art aber, besonders das Spiel

halfen ihm in wenigen Jahren davon, so daß er zum Bettler herabsank. In dieser mißlichen Lage schaute er sich nach einem Gewerbe um, das den erlittenen Verlust möglichst ersetzen konnte und gerieth bald zu der Ueberzeugung, daß der Charlatanismus auf die schnellste und angenehmste Weise zu diesem Ziele führe. Von seiner ehemaligen Größe, war ihm nichts, als ein gewandter und zungenfertiger Diener geblieben. Diesen kleidete er jetzt in eine goldbordirte Livree, bestieg einen prächtig gezierten Wagen und ließ sich unter dem Namen und Titel des berühmten Doktors Mantaccini ausschreien der alle Gebrechen mit einer einzigen Berührung der Hand, ja mit einem einzigen Blick heile.

Anfangs war Paris der gewählte Schauplatz seiner Marktschreierei. Da es aber hier bald nicht mehr nach Wunsche ging, so nahm sein Genius noch einen höhern Schwung. Er begab sich nach Lyon und kündigte sich als den berühmten Doktor Mantaccini an, welcher nach Belieben die Todten erwecken könne. Um allem Zweifel vorzubeugen, schlug er an alle Straßenecken die Ankündigung, daß er in 14 Tagen auf den Stadtkirchhof gehen und alle seine Bewohner, selbst die seit 10 Jahren Begrabenen, wieder erwecken werde. Diese Ankündigung erregte allgemeines Aufsehen und Gemurmel gegen den Doktor, dieser aber, dadurch nicht im Geringsten außer Fassung gebracht, wandte sich an den Magistrat der Stadt und bat, daß man ihn, um sein Entrinnen zu verhindern unter polizeiliche Aufsicht stellen solle, bis er sein Vorhaben vollbracht habe. Dieser Vorschlag erweckte allgemeines Vertrauen; die ganze Stadt kam, um den berühmten Wunderdokter zu consultiren und seinen „Lebensbalsam“ zu kaufen. Schon dadurch gewann er ungeheure Geldsummen. Endlich näherte sich der verhängnißvolle Tag. Da ward es dem Bedienten des Doktors doch ein wenig schwül um's Herz und er begann, seine angstvolle Unruhe zu äußern. „Sey ruhig,“ sprach der Doktor, „du kennst die Welt nicht!“ — Kaum hatte er diese Worte gesprochen, als ihm folgender Brief von einem reichen Bürger überbracht wurde.

„Mein Herr! — Das außerordentliche Vorhaben, das Ihr zu vollbringen gedenkt, wird mir den Todesstoß geben. Ich habe vor einiger Zeit eine Frau begraben, die eine Furie war, und bin ohne ihre Wiederauferstehung unglücklich genug. In dem Namen des Himmels beschwöre ich Euch, unterlaßt das Experiment. „Ich will Euch 50 Louisd'or geben, wenn Ihr Euer Geheimniß für Euch behalten wollt!“ —

Einen Augenblick später traten zwei flankirende Stutzer in's Zimmer, welche ihn mit flehentlichen Bitten bestürmten, doch ihren alten Vater nicht auferstehen zu lassen; er sey ehemals der größte Geizhals in der Stadt gewesen, und sie würden bei der beabsichtigten Katastrophe unfehlbar in den kläglichsten Zustand versetzt werden. Sie boten für den Unterlassungsfall dem Doktor ein Geschenk von 60 Louisd'or an; dieser aber schüttelte seinen Kopf zu zuckte zweifelerregend die Achseln. Kaum waren die Herren weggegangen; da kam eine junge Wittwe, warf sich zu den Füßen des Doktors und flehte mit Seufzern und Schluchzen sein Mitleid an.

Sie habe vor 6 Monaten, sagte sie einen häßlichen alten Gemahl begraben, und wolle nun einen schönen jungen heirathen — und ach ihr ganzes Glück sey dahin, wenn der Graukopf wieder aus dem Grabe auferstände. Kurz von Morgen bis Abend wurde der Doktor mit Briefen, Besuchen, Geschenken und Versprechungen in solcher Menge bestürmt, daß er sich nicht mehr zu retten vermochte. Die Gemüther der Bewohner Lyons geriethen in die heftigste Aufregung, und Furcht, Hoffnung, Besorgniß, Neugierde und Grauen zeigten sich in so mannichfaltigen Gestalten auf allen Gesichtern, daß endlich der Magistrat sich in's Mittel schlagen mußte. Er sandte dem Doktor eine Deputation mit der Zuschrift: „Hochgelehrter Herr! Wir hegen nicht den mindesten Zweifel, daß Sie das seltene Talent besitzen, alle Todten unseres Kirchhofes auferstehen zu lassen, wie Sie es versprochen haben. Aber wir bitten Sie, zu bedenken, daß unsere Stadt in den äußersten Aufruhr und in die wildeste Verwirrung gerathen ist, und daß durch Ihr Experiment das größte Unheil über jede Familie kommen muß. Wir ersuchen Sie daher, es nicht zu vollführen, sondern Sich hinwegzubegeben und so die Ruhe in der Stadt wieder herzustellen. Um aber Ihren außerordentlichen und wahrhaft göttlichen Talenten Gerechtigkeit widerfahren zu lassen, wollen wir Ihnen ein Attestat in gehöriger Form ausstellen und mit unserm Stadtsiegel bestätigen, daß Sie die Todten wirklich erwecken können und daß es nur unsere Schuld gewesen sey, daß wir nicht Augenzeugen Ihrer Wundergabe geworden sind.“

Wirklich wurde auch dieses Zeugniß von dem

Digitized by Google

Magistrate ausgestellt und der Doktor Mantacini verließ Lyon, um in andern Städten neue Wunder zu thun. In kurzer Zeit kehrte er schwer mit Gold beladen nach Paris zurück, wo er über die Leichtgläubigkeit des Volkes triumphirend ins Fäustchen lachte.

Miszellen.

Ein Seitenstück zu Schiller's: „Handschuh."

Schiller entlehnte den Stoff zu seiner Ballade: „der Handschuh," bekanntlich einer spanischen Erzählung. Im Jahre 1600 trug sich in Prag eine ganz ähnliche Geschichte zu, die uns jedoch in ihrem Verlaufe poetischer erscheint, als die verwandte spanische. Guarinonius erzählt dieselbe in einem Buche: „Gräuel der Verwüstung" mit folgenden Worten: „Vor etlichen Jahren ist eine merkwürdige Geschichte zu Prag in der Stille vorübergegangen, die doch nachher Vielen kundbar worden. Da ein wälscher Edelmann in eine schöne böhmische Jungfrau verliebt war, die seiner nicht gar viel achtete, wartete er ihr allenthalben auf den Dienst. An einem Freitag kundschaftete er aus, daß sie hinter das Schloß über die Brücken hinaus und zu dem Löwenhaus, so jenseit der Brücken nicht gar weit gelegen, um sammt ihrer Mutter die Löwen zu sehen, gegangen wären; ging hinauf, allda man in den Hof zu den Löwen herab sieht, daselbst der Jungfrauen auf den Dienst wartend. Da sie ihn ersieht, wendet sie das Gesicht von ihme, wie sonsten. Ueber ein kleines (nicht weiß nicht, ob es zu sonderem Fleiße geschahe) ließ sie ihrer Handschuhe einen hinab in den Hof fallen, allda die Löwen niederlagen. Der Jüngling hat das kaum ersehen, so sprang er über die Stiegen hinab, überredet den einen Löwenknecht, daß er ihm das Gatter zu den Löwen eröffnet, und gab ihm eine stattliche Verehrung. Der Jüngling entblößt sein Rapier, und hielt's hinter den Rücken, schleicht dann hinein, und mit großer Schnelle zuckt er den Handschuh von der Erden; und weil der eine Löw' sich von der Erde erheben will, eilt er hinter die Thür hinein, läßt das Gewicht fallen, und sperrt den Löwen in den Käfig hinaus; küsset und beut den Handschuh der Jungfrauen dar, welche sammt der Mutter ob des Schreckens einer Leich gleich geworden; die fing von selbiger Stund an, den Jüngling herzlich zu lieben. — Ebener Maßen, aber mit anderem Ausgang, ist es in Hispanien mit einem Galan geschehen, welchem sein Lieb zu sonderem Fleiß den Handschuh unter die Löwen geworfen, welchen er zwar geholt, aber ihr zum Lohn einen guten Backenstreich gegeben, und recht daran gethan hat.

Georg II. von England.

Von dem Könige Georg II. erzählt man eine Anekdote, die wohl mitgetheilt zu werden virdient. Sein erster Gärtner kam einst zu ihm, um zu klagen, daß diejenigen königlichen Gärten, in welche dem Publikum der Zutritt gestattet werde, nur mit der größten Schwierigkeit in Ordnung erhalten werden könnten, weil die Leute sich so häufig an den Blumen und blühenden Sträuchen vergriffen. „Wie!" rief der Monarch mit freundlichen Lächeln, „mein Volk liebt die Blumen so sehr?" — „So scheint es, Ew. Majestät," antwortete der Gärtner. — „Es freut mich sehr," fuhr der König lachend fort, „daß die Leute soviel Geschmack und Sinn für die Natur haben. Man pflanze also mehr Sträucher und recht dicht. Nehmen Sie Gehilfen an, aber klagen Sie nie wieder über so etwas. Es wäre traurig und hart, wollte ich den Leuten ein so harmloses Vergnügen nicht gönnen."

König Georg II. ließ einst im Theater sehr lange auf sich warten. Als er endlich erschien, empfing man ihn zischend, und statt des sonst bei seinem Eintreten üblichen „God save the King" ward das Volkslied „Rule Britannia" angestimmt. Da stand der König auf und winkte mit der Hand. Sogleich schwieg alles und lauschte, was der Monarch in gebrochenem Englich sagen werde. Doch der König sah sich nur schweigend und mit der Hand winkend rings um. Dann zog er seine mit Diamanten besetzte goldene Repetiruhr heraus, schüttelte den Kopf, wie im Verdrusse, durch sie getäuscht worden zu seyn, und warf sie dann in's Parterre, wo sie aufgefangen ward, und sofort brüllte das Volk los: God save the King!

Neue Telegraphen.

In der Venezianer Zeitung kündigt sich der Canonico Cav. Franzesko Folitro, als Erfinder eines neuen Telegraphen, mit folgenden Worten an: Der Unterzeichnete, von Spalato gebürtig, in Venedig bei San Giuseppe di Castello, Strade Saracina Nro. 1225 wohnhaft, hat einen pneumatischen Telegraphen erfunden, der, Jahrhunderte dauernd, Tag und Nacht dient, ohne andere Unkosten zu for-

Digitized by Google

dern, als die der ersten Errichtung von 600 Gulden für jede venezianische Meile. Mit jedem solchen Telegraphen wird man eine lange Rede an einem von mehrern beliebigen Orten, in beliebiger Entfernung im Zeitraume von zehn Minuten mittheilen können. Damit erspart man unentbehrliche Auslagen für Stationsgebäude von zehn zu zehn Miglien, für Fernrohre, für die vielen Ober- und Unterbeamten, für die Herstellungen von drei zu drei Jahren; ein solcher Telegraph ist nicht in Gefahr, vom Feinde oder vom Blitze zerstört zu werden, und beseitigt den Nachtheil der nun üblichen Telegraphen, deren man sich nur in heitern Tagen bedienen kann. Endlich wird mittelst desselben jeder Souverän für sich allein, ohne deßwegen aus seinem Kabinette treten zu müssen, seine Rede einem andern mittheilen können. Der Erfinder erbietet sich zur Vorlegung des Modells, und zur Vornahme von Versuchen in Gegenwart jenes Souveräns, der gegen billigen, entsprechenden Entgeld in dessen Besitz zu kommen wünscht.

Ein Compliment.

Eine Dame fragte einst einen berühmten Rechtsgelehrten, welcher Unterschied zwischen einem Advokaten und einem Anwalte sei. „Genau derselbe," antwortete der Gefragte, „wie zwischen einem Crocodill und einem Alligator."

Ein schöner Trinkspruch auf die Frauen.

Bei einem Mahle in New-York wurde unter andern Toasts auch der nachstehende hübsche auf die Frauen ausgebracht: „Die Traube hat eine purpurne Hälfte, der Pfirsich eine weiche, die Erde eine sonnige, der Mann aber hat eine bessere Hälfte!"

Lesefrüchte.

In Rio Janeiro sind die Barbiere zugleich Strumpfwirker und Musiker. Sie beschäftigen sich ausschließlich mit dem Ausbessern alter seidener Strümpfe und wer Musiker braucht, läßt Barbiere holen. — In den englischen Barbierstuben unterhielt man früherhin auch die Kunden während sie rasirt wurden, mit Lauten- oder Zither-Spiel. — In Deutschland zogen in früheren Jahrhunderten die Bader Sonnabends musicirend durch die Straßen, um die Leute in die Badestuben zu locken. — Jetzt gibt es dafür Musiker, die das Publikum barbiren.

Sollte man es für möglich halten, daß ein Ungar, der vor einigen zwanzig Jahren sein Vaterland verließ, seine Muttersprache deshalb nur noch theilweise versteht, weil sich die ungarische Sprache seitdem beispiellos verändert hat! Durch die Bemühungen ungarischer Patrioten sind mehrere Tausend neuer Wörter neu geschaffen worden, so daß mancher Ungar die Schriftsprache, in der die Bücher gedruckt werden, ohne Unterricht gar nicht versteht.

Die vier Kirchhöfe von Paris zählen über 70,000 Gräber; mehrere der darauf befindlichen Denkmäler haben über 100,000 Fr. jedes gekostet. 1500 Arbeiter sind ohne Unterlaß damit beschäftigt, prächtigere Gräber, als die alten, zu bauen. Man kann sagen, daß Paris an seinen Hauptthoren ungeheuere und prächtige Todtenstädte (Nekropolen) besitzt, die größer sind als viele von Lebenden bewohnte Städte.

* Widersprüche.

Zum Lieben schien mein Herz geboren,
Ich suchte bis ich Liebe fand;
Ich liebte kaum, so war verloren
Mein Herz, das mir vor Liebe schwand.

Und da mir meine Ruhe theuer,
Beschloß ich, kurz und gut, zu frei'n.
Nun glaubt' ich wohl, ich wäre Freier;
Doch ach, ein Sklave mußt' ich sein.

Gesundheit dachte ich zu trinken,
Wenn Freundchen an das Herz mir sank;
Doch weh'! Nach Hause mußt' ich hinken,
Und war am andern Tage krank.

Und als ich froh nicht sollte zechen,
Gelobt' ich heilig, jeden Falls
Nie einer Flasch' den Hals zu brechen,
Da würgte mir der Durst den Hals.

Zum Lachen glaubte ich zu taugen,
Die Backen sind dazu gemacht;
Doch fullten Thränen meine Augen,
Hatt' ich nur halb mich satt gelacht.

Und als ich immer lachen sollte,
Da weinte ich in herbem Gram,
Mein Auge mit der Erde grollte,
Bis ihm der Gram die Thränen nahm.

L. Scharrer.

Auflösung der Charade in No. 50.:
Anfang.

Verlegt und redigirt unter Verantwortlichkeit der **G. Geiger** j.'schen Buchdruckerei.

Digitized by Google

№ 53. 1. Juli 1840.

Der Erzähler.

Ein

Unterhaltungsblatt für Jedermann.

Fünfter Jahrgang.

Augsburg. Dieses Blatt erscheint jeden Mittwoch und Samstag, und kostet dahier vierteljährlich 15 kr., halbjährig 30 kr. und jährlich 1 fl.; auswärts ist der Preis: vierteljährlich 18 kr., halbjährig 36 kr. und jährlich 1 fl. 12 kr. Bestellungen nehmen alle Buchhandlungen und königl. Postämter, letztere mit der tarifmäßigen Portovergütung, an.

Der Verirrte.

Bild aus Nord-Amerika.

Ein Holzfäller, der am St. Johannis-Flusse beschäftigt war, verließ eines Tages seine am Ufer erbaute Hütte und begab sich mit der Axt auf der Schulter, nach dem Moorgrunde, wo er schon öfter die riesigen Stämme gespalten und behauen hatte, welche das edelste Holz zum Schiffbau liefern.

In der Jahreszeit, die zu dieser Arbeit am günstigsten ist, bedecken öfter dichte Nebel das Land, so daß man kaum 30 bis 40 Schritte weit sehen kann, nach welcher Seite man sich auch wenden möge. Die Wälder haben außerdem so wenig Abwechslung aufzuweisen, daß jeder Baum wie ein genaues Facsimile seines Nachbarn aussieht. Das Gras wächst, wenn es nicht abgebrannt worden, zu einer solchen Höhe, daß ein Mann von gewöhnlicher Größe nicht darüber hinweg sehen kann; wer also mit dem schlecht angedeuteten Pfade, den er verfolgt, nicht sehr vertraut ist, der muß große Vorsicht anwenden, um nicht in die Irre zu gerathen. Das Mißliche seiner Lage wird noch erhöht, wenn, was öfter der Fall ist, mehrere Pfade einander kreuzen; und besitzt er in solchem Falle keine sehr genaue Lokalkenntniß, so thut er am besten, wenn er Halt macht, sich an die Erde legt und wartet, bis der Nebel nachgelassen hat. Die besten Holzhauer können ihren Weg unter solchen Umständen eine Zeitlang verlieren; und ich selbst habe mich zuweilen eben so unklug in das Gehölz gewagt, um ein angeschossenes Thier zu verfolgen, das mich sehr weit von den gebahnten Pfaden ablockte. Der Holzhauer, von dem ich jetzt reden will, war schon mehrere Stunden gegangen, als plötzlich die Vermuthung in ihm aufstieg, daß er weit über den Ort hinaus seyn müsse, wo er gewöhnlich Halt machte. Zu seinem großen Schrecken sah er in demselben Augenblick, als der Nebel verschwand, die Sonne in der Mittagshöhe, und die ganze Gegend umher war ihm fremd.

Jung, kraftvoll und wohlgemuth, wie der Holzfäller war, bildete er sich ein, er sey nur etwas zu rasch und über den Ort hinausgegangen, wohin er sich begeben wollte. Er kehrte also der Sonne den Rücken und schlug, von falscher Spur geleitet, eine andere Richtung ein. Unterdeß verstrich die Zeit, und die Sonne ging am Horizont immer tiefer; aber alle Gegenstände blieben dem Verirrten wie in einen mystischen Schleier gehüllt. Hundertjährige Bäume kreuzten ihre mächtigen Aeste über seinem Haupte; das hohe Gras wurde an allen Seiten dichter; kein lebendes Wesen zeigte sich auf seinem Wege: Alles war in Todtenstille versunken. Der Holzfäller irrte durch diese erstorbene Natur, wie eine abgeschiedene einsame Seele, welche die Gränzen des Schattenreichs überschritten hat und keinem Wesen ihrer Art begegnet, mit dem sie ihre Gedanken austauschen könnte.

Die Lage eines Menschen, der sich in einem amerikanischen Urwalde verirrt hat, kann in der That kaum schrecklicher gedacht werden. Man muß nothwendig einige Episoden einer solchen Irrwanderung erlebt haben, um einen Begriff davon zu erhalten. Anfangs glaubt man alle Gegenstände zu erkennen, die man erblickt, und während man voll Unruhe nach anderen Gegenständen umherschaut, um sich weiter zu orientiren, geräth man immer tiefer in das Labyrinth. Dieses Schicksal hatte auch unser Holzfäller. Die Sonne ging mit jenem röthlichen Glanze unter, der am folgenden Tage große Hitze verheißt: ihre Strahlen erloschen allmählich,

Digitized by Google

und es war nur noch eine große feurige Scheibe am Horizonte zu sehen. Jetzt wiegten sich Miriaden Insekten mit Gesumme in der Luft; die Frösche krochen quackend aus dem schlammigen Wasser, wo sie den Tag über sich versteckt gehalten, das Eichhorn kam aus seinem Loche hervor, und die heißere Stimme des Reihers verkündete seine Rückkehr ins Röhricht. Bald ertönte auch der melancholische Ruf des Schuhu's, und der Abendwind säuselte durch die Bäume, von denen kalter Thau herabtröpfelte. Ach! es war kein Mond am Himmel, der sein mildes Licht über die schauerliche Scene ausgegossen hätte. Der Verirrte entschloß sich endlich, seine ermatteten Glieder nicht weiter zu schleppen, und nahm auf dem feuchten Boden sein Nachtquartier. Er betete brünstig zu Gott, flehete für seine Familie um eine ruhigere Nacht, als die seinige war, die er jetzt zubringen sollte, und erwartete mit fieberhafter innerer Bewegung das Licht des Morgens. Wie schrecklich lang mag sie ihm vorgekommen seyn, diese eisige Nacht ohne Mondschein und in einer so schauerlichen Oede!

Als der Morgen anbrach, fiel der in jenen Breiten gewöhnliche Nebel. Der arme Mann erhob sich von dem harten feuchten Lager und machte sich mit kummervollem Herzen wieder auf den Weg, in der schwachen Hoffnung, irgend einen bekannten Gegenstand zu entdecken, obschon er eigentlich kaum wußte, was er that. Keine Spur von Fußweg leitete ihn; dennoch berechnete er, als die Sonne über dem Horizont emporstieg, wie viele Stunden des Tages er vor sich hatte, und eilte, so rasch er konnte, durch die chaotischen Baumgruppen vorwärts; aber alle seine Hoffnungen waren eitel. Der ganze Tag verging in fruchtlosen Anstrengungen, den Weg nach seiner Wohnung zu finden, und als die Nacht wieder hereinbrach, hatten Müdigkeit, Hunger und Unruhe den Unglücklichen fast der Verzweiflung preisgegeben; er sagte mir, er habe sich in jenem Augenblicke vor die Brust geschlagen und an den Haaren gerauft. Nur die frommen Lehren, die seine Aeltern ihm frühzeitig eingeflößt, konnten ihn abhalten, sein Daseyn zu verfluchen und vielleicht gar freiwillig zu enden. Von Hungerqual gefoltert, warf er sich an die Erde und nährte sich von den Wurzeln, die rings umher wuchsen. Diese zweite Nacht war noch schrecklicher und angstvoller. „Ich kannte meinen Zustand," sagte er mir; „ich war wohl überzeugt, daß ich in dieser Einöde umkommen müßte, wenn der allmächtige Gott mir nicht zu Hülfe käme; mehr als fünfzig englische Meilen hatte ich zurückgelegt, ohne einem Bache zu begegnen, der meinen Durst löschen oder auch nur meine verdorrten Lippen erfrischen konnte. Ich wußte, daß ich ohne ein paar Tropfen Wasser unfehlbar sterben müßte; denn meine Axt war meine einzige Waffe. Vergebens sprangen Rehböcke und anderes Wild wenige Schritte weit an mir vorüber; ich konnte keines dieser Thiere erlegen, um meinen Hunger zu stillen! Lieber Herr, Gott behüte Euch, jemals einer solchen Prüfung ausgesetzt zu seyn!"

Vor lauter Entbehrungen und Leiden hatte der Unglückliche endlich fast alle Erinnerung an das, was ihm begegnet war, verloren. „Einmal," sagte er, „erbarmte sich Gott meiner und schickte mir eine Schildkröte in den Weg. Ich betrachtete sie mit Staunen und Entzücken; obschon ich aber recht gut wußte, daß sie mich, wenn ich ihr langsam folgte, zu einem lebendigen Wasser führen würde, so erlaubten mir doch mein Hunger und Durst keinen Augenblick des Verzuges: ich hieb das Thier mit einem Schlage meiner Axt entzwei und verzehrte es dann mit wüthender Gier. Nach wenigen Augenblicken war nichts als die nackte Schale übrig. O Herr, wie dankte ich Gott für dieses Labsal! Ich fühlte mich wie neu geboren. Am Fuß einer Fichte sitzend, blickte ich zum Himmel auf; ich gedachte meines armen Weibes und meiner Kinder; ich wiederholte meine brünstigen Danksagungen, und mein Vertrauen wurde wieder so lebendig in mir, daß ich so gut als überzeugt war, ich würde den verlorenen Weg und mein Haus wieder finden."

Der Verirrte blieb die ganze Nacht über am Fuße des Baumes, unter welchem er seine Mahlzeit gehalten hatte. Von einem tüchtigen Schlafe erquickt, trat er die beschwerliche Reise wieder an. Die Sonne zeigte sich in ihrer ganzen Pracht; der Holzfäller folgte der Richtung des Schattens; aber auch dieses Mal konnte sein Auge nur fremde Gegenstände erspähen. Schon war er der Verzweiflung wieder nahe, als er plötzlich eine im Grase kauernde Ratte bemerkte. Mit stürmischer Eile schwang er seine Axt und traf das arme Thier so gut, daß es augenblicklich verendete; dann verzehrte er es hastig mit Haut und Haaren, wie er mit der Schildkröte gethan, und nun ging es wieder rüstiger vorwärts in dem endlosen Labyrinthe. Tage

Digitized by Google

folgten auf Tage, Wochen auf Wochen. Der unglückliche Holzfäller nährte sich bald von rohem Palmkohl, bald von Fröschen und Schlangen; Alles, was ihm auf der grauenvollen Wanderung in den Wurf kam, fand er von köstlichem Geschmack; nachgerade wurde er jedoch so abgezehrt und elend, daß es ihm große Anstrengung kostete, sich vorwärts zu schleppen. Vierzig Tage waren nach seiner Rechnung verflossen, als er endlich an das Ufer des Flusses kam. Seine Kleider fielen ihm verfetzt vom Leibe; seine Axt war verrostet; das Haar hing ihm besudelt und furchtbar verworren ins Gesicht; der ganze Körper glich einem mit Pergamente überkleideten Skelette. Er hatte sich auf den Sand am Ufer ausgestreckt, um zu sterben, als er plötzlich in seinen Fieberträumen die Ruderschläge eines Fahrzeuges zu hören glaubte. Er lauschte; aber dieser trostreiche Laut erstarb in der Ferne — war es wieder nur ein Traum, die letzte Täuschung seiner Hoffnung? Der Unglückliche versank wieder in halbe Bewußtlosigkeit, als ein neues Plätschern von Rudern, dieses Mal kein Gaukelspiel seiner kranken Phantasie, ihn weckte. Er horchte mit solcher Spannung, daß der Flug des kleinsten Insektes ihm kaum entgangen wäre — bald mischten sich menschliche Stimmen in den Takt der Ruder — das Herz des armen Verirrten hüpfte vor Freude; es gelang ihm, sich aufzuraffen. Gottes Auge sah den Unglücklichen, als er an dem breiten, im Sonnenstrahl flimmernden Strome kniet, und bald sollten ihn auch Menschen Augen sehen; denn das Fahrzeug kam, nachdem es ein mit Buschholz bewachsenes Vorgebirge umsteuert hatte, wirklich zum Vorschein und ruderte rüstig vorwärts. Der Verirrte stieß einen schwachen Schrei freudigen Schreckens aus. Die Ruderer hielten an und schauten sich um. Ein anderer Schrei dringt ihnen zu Ohren, und jetzt erblicken sie den Rufenden. Das Fahrzeug steuert nach dem Ufer; das Herz des Verirrten klopft hörbar; sein Auge trübt sich; der Kopf schwindelt ihm; seine keichende Brust schwillt hoch an. Das Fahrzeug landet, wird ans Ufer gehackt; der Verirrte ist wiedergefunden!

Dieß ist keine Erdichtung — ich habe eine reine Thatsache erzählt, die ein Romanschreiber vielleicht ausgeschmückt hätte, obschon sie im schlichten Gewande der Wahrheit sicherlich größern Werth hat. Ich habe sie vier Jahre nach dem traurigen Ereigniß und zwar in der Hütte des nämlichen Holzfällers niedergeschrieben. Sein Weib und seine Kinder waren zugegen; und ich werde immer der Thränen gedenken, die ihren Augen entquollen, als sie diese rührende Geschichte, vielleicht schon zum zwanzigsten Male, mit anhörten. Ich bemerke nur noch, daß der Wald, in welchen der schwer geprüfte Mann sich begab, höchstens acht englische Meilen, der Fluß aber, an dessen Ufer man ihn fand, volle achtunddreißig Meilen von seiner Wohnung entfernt ist! Berechnen wir seine Wanderung nur auf zehn englische Meilen täglich, so können wir daraus schließen, daß er in Allem wenigstens 400 englische (90 deutsche) Meilen durchirrt haben müsse. Er muß also, wie es unter solchen Umständen zu geschehen pflegt, beständig im Kreise umhergelaufen seyn. Nur die ungewöhnliche Stärke seiner Constitution und der erbarmende Beistand Gottes hatten es ihm möglich gemacht, eine solche Probe zu bestehen.

Miszellen.

Die zwei Rosen.

Aus der ersten Frühjahrszeit, in welcher die Blumen noch selten sind, schreibt sich der Streit her, welcher in diesen Tagen einem Friedensrichter in Paris zur Schlichtung vorgelegt wurde, und der Gegenstand des Streites waren zwei weiße Rosen, deren Blätter längst vom Winde zerstreut sind. — Mad. Gallien, eine Nähterin, äußerte vor dem Gerichte: „ich verlange 30 Francs Schadenersatz von Mlle. Flora Minville, weil mir durch ihre Schuld eine Bestellung von 150 Frcs. entgangen ist.“ Dann erzählte sie auf die Frage des Friedensrichter: „Vor ungefähr zwei Monaten vermählte sich Fräulein von Crillon mit dem Fürsten von Clermont-Tonnerre; die Ausstattung und das Brautgeschenk waren prachtvoll. Bei mir wurde das Ballkleid der Braut bestellt, und es sollte ein Meisterstück werden mit wogenden Spitzen, mit Perlen, kurz mit allen Wundern der Kunst; nur etwas fehlte, das damals sehr selten war, eine natürliche weiße Rose ... eine Rose zu Ende Februars. Mlle. Flora beschäftiget sich seit lange schon mit Blumenzucht und verkauft häufig die ersten Blumen an die großen Modisten der Hauptstadt. Ich beschied sie zu mir und sie machte sich verbindlich, mir eine der zwei Rosen, die sie besaß, für 25 Frcs. zu überlassen, die bei der Ablieferung bezahlt werden sollten. Ich verließ mich auf das

Digitized by Google

Versprechen und doch wurde es nicht gehalten, denn man brachte mir die Rose nicht und ohne Rose weigerte man sich das Ballkleid anzunehmen.“ — „Warum haben Sie die Blume nicht abgeliefert?“ fragte der Friedensrichter das Mädchen. Dieses antwortete schüchtern: „es ist nicht meine Schuld. Am Tage vor dem, an welchem ich die weiße Rose der Mad. Gallien zu überbringen versprochen hatte, fiel in meiner Abwesenheit ein Regen ein; sie entfaltete sich und einige Stunden darauf war nur noch der Stengel davon übrig. Es ist die Wahrheit.“ — „Ich glaube es, mein Kind,“ sagte der Friedensrichter; „aber Sie konnten ja die zweite geben.“ — Mit Thränen in den Augen entgegnete Flora: „diese hatte ich nicht versprochen; Mad. Gallien würde sie wohl gern angenommen haben, denn sie war schöner als die erste, aber ich wollte es nicht . . sie war für meine Mutter bestimmt . . .“ — „War es ihr Geburtstag?“ — „Nein,“ entgegnete Flora traurig; „es war ihr Todestag. (Tiefe Bewegung unter den Zuhörern.) Alle Jahre pflegte ich auf ihr Grab eine dieser weißen Rosen zu legen, die sie so sehr liebte . . Auch in diesem Jahre that ich es. Ich sagte zu mir, die Braut wird eben so schön sein, wenn sie auch eine Blume weniger trägt, meine arme Mutter soll also auch heute ihre Lieblingsrose erhalten . .“ Thränen unterbrachen hier die Angeklagte und Mad. Gallien trat zu ihr, um sie zu trösten. Dann sagte die letztere zu dem Richter: „streichen Sie die Klage aus, Herr Richter, denn es ziemt sich nicht, dieß arme Kind einer guten That wegen zu verfolgen. Sprechen wir nicht mehr davon, Mlle. Flora, es ist ein Unglück und nun vorüber . . Ich wünsche weiter nichts, als daß ich eine Tochter hätte, die Ihnen gliche.“

Die Ruinen von Pompeji.

Gegen dreißig Straßen von Pompeji sind bis jetzt völlig ausgegraben, ungefähr der dritte Theil der Stadt. Man hat die Mauern, welche die alte Stadt umschlossen, rund herum aufgesucht, und ein prachtvolles Amphitheater, ein Theater, ein Forum, den Tempel der Isis, den Tempel der Venus und eine Anzahl anderer Gebäude abgeräumt und ans Licht gebracht. Man entdeckte die Stufen, auf welchen die Priester jener Zeit sich hinaufschlichen, um die Orakelsprüche zu geben. Wenn man so viele Denkmale sieht, welche so deutlich die Wichtigkeit des öffentlichen und die Freiheit des Privatlebens bei den Römern darthun, kann man unmöglich einem Gefühle der Traurigkeit widerstehen. Wer weiß, was künftige Entdeckungen noch an den Tag bringen in diesen erhabenen Ruinen! Murat beschäftigte dabei jedes Jahr zweitausend Arbeiter. Jetzt verwendet man dabei nur sechzig Mann und etwa 6000 Thaler. Die Ausgrabungen gehen deshalb mit entsetzlicher Langsamkeit von Statten, welch' großes Interesse auch der König von Neapel daran nimmt. Nicht in Rom, dem zerstörten und verunstalteten Rom muß man die Römer studiren wollen, sondern in Pompeji. Pompeji ist, was die Alterthümer betrifft, so viel werth als ganz Italien zusammengenommen.

Wie man das Schlafen in der Kirche verhindert.

Das merkwürdigste vielleicht in der alten Kapelle von Wykeham College, in Wincheſter, sind die alten Kirchensitze, welche man jetzt an der Wand festgemacht hat. Die Sitze sind so an Charnieren befestiget, daß diejenigen, welche darauf sitzen, sich in dieser Stellung nur erhalten können, wenn sie sich sorgfältig im Gleichgewicht halten und die Ellbogen fest auf den Armlehnen ruhen lassen; so daß wenn die Mönche, die sich dieser Sitze bedienten, in der Kirche einschliefen, die Sitze nach vorn überschlugen und die Schlafenden der Länge nach auf den Fußboden warfen; ja wenn sie nur schlummerten und ein ganz wenig nickten, schlug der harte eichene Sitz an die harte eichene Rückenwand und machte ein so lautes Geräusch, daß die Aufmerksamkeit der ganzen Gemeinde erregt wurde. Nie hat man etwas so Sinnreiches ersonnen, um die Leute in der Kirche wach zu erhalten; in vielen unserer Kirchen wäre eine ähnliche Einrichtung recht nothwendig.

Belehrung.

„Jsmene scheint mir gar zu ernst,
Nie sieht man lachen sie, noch weinen.“
Wenn Du sie näher kennen lernst,
Wird Dir der Grund ein andrer scheinen.
„Was denn für einer?“ — Weinen macht
Die Augen roth, und wenn Jsmene
Mit ihrem Rosenmunde lacht,
Sieht man die Lücken aller Zähne.
Passend legt man, holde Frauen,
Euch den Titel Weibsbild bei,
Denn Ihr zeigt Euch, im Vertrauen,
Oft gemalt und selten treu.

Verlegt und redigirt unter Verantwortlichkeit der G. Geiger j.'schen Buchdruckerei.

Digitized by Google

№ 54. 4. Juli 1840.

Der Erzähler.

Ein

Unterhaltungsblatt für Jedermann.

Fünfter Jahrgang.

Augsburg. Dieses Blatt erscheint jeden Mittwoch und Samstag, und kostet dahier vierteljährlich 15 kr., halbjährig 30 kr. und jährlich 1 fl.; auswärts ist der Preis: vierteljährlich 18 kr., halbjährig 36 kr. und jährlich 1 fl. 12 kr. Bestellungen nehmen alle Buchhandlungen und königl. Postämter, letztere mit der tarifmäßigen Portovergütung, an.

Der üble Namenstag.

Als die Macht des Kaisers und Königs in der letzten Hälfte des vorigen Jahrhunderts gegen die Türken zu Felde lag, trug sich bei dem Heere, welches unter dem Oberbefehle des Fürsten ***, Siebenbürgen deckend, gegen den Feind agirte, folgende Begebenheit zu, die ich aus dem Munde eines alten Soldaten, der unter dem Fürsten gedient, selbst erzählen hörte und des Aufbehaltens nicht unwerth achtete, denn es ist erfreulich und lehrreich, durch die That bewährt zu sehen, wie Muth und Geistesgegenwart den Mann auch im schlimmsten Falle nicht verlassen und in den größten Gefahren ihm die zuverlässigsten Helfer und Retter werden. Auch ist es werth, bemerkt zu werden, wie aus kleinen Dingen sich große entwickeln und an Ereignisse, die nur den unbedeutend Einzelnen betreffen, sich für das Allgemeine folgenreiche Begebenheiten knüpfen.

Der Plan des Feldzugs und die Art, wie jener Krieg geführt wurde, brachten es mit sich, daß der wackere Heerführer viele Wochen in seinem festen Lager stehen mußte, ohne etwas Beträchtliches unternehmen zu dürfen. Da ging es denn, wie es in den Feldlagern zu gehen pflegt: die Soldaten versahen ihren Dienst, und suchten sich im Weiteren, so gut es geschehen konnte, durch mancherlei Vergnügungen für seine Mühen zu entschädigen. Auch war es lebendig genug unter ihnen von allerhand Leuten, die nicht zum Kriegshandwerke gehörten, und gar Manche aus der Nachbarschaft, recht gerne weit davon, wenn es zum Ernste ging, machten sich's zur Kurzweil, das lustige und sichere Lager zu besuchen, wo es nicht wenig zu sehen, zu hören und zu verdienen gab. Vor Allem fiel den Besuchenden eine junge Zigeunerin auf, die sich ziemlich frei und stolz im Lager umhertrieb, viel Geld verthat, manchmal schier plötzlich verschwand und eben so sich wieder einstellte. Sie war, wenn Ihr die braune Hautfarbe abrechnen wollt, hübsch vom Gesichte, war gut gebaut, dabei gewandt und lebhaft, und hatte ein Aug im Kopfe, so schwarz und feurig, daß man beinahe davor erschrack. Wann sie in der offenen Kalesche durch die Lagergassen fuhr in ihrem bunten, reichen Putze, fünf Schnüre mit Goldstücken um den Hals, hellrothe Bänder in die Zöpfe geflochten, die ihr lang und rabenschwarz an beiden Seiten des runden Gesichtes herabhingen, nachlässig den kleinen Fuß hingestreckt, der in den Stiefelchen von gelbem Corduan mit rothen Absätzen und silbernen Sporen sich gar gut ausnahm, so sah ihr Alles lange nach und steckte die Köpfe zusammen und frug verwundert und begierig, wer die sey? Natürlich, daß die jungen Offiziere im Lager näher mit ihr bekannt waren, als wer dasselbe nur zu besuchen kam; auch hatte sie wirklich mit Einem und dem Anderen in ganz ververtrautem Umgange gestanden; so hieß es wenigstens im Heere allgemein, wenn sich auch jetzt jeden Zudringlichen schnöde genug zurückwies. Ihr werdet nun vielleicht meinen, ihr eigentliches Gewerbe sey jenes einer Kokette gewesen; aber das war es mit nichten. Auch der strenge Fürst selbst ließ sie oft und heimlich zu sich kommen, denn sie brachte ihm immer genaue Nachricht von dem Stande der feindlichen Sachen, und war, um es gerade herauszusagen, wofür sie auch im Lager galt, des Feldherrn tüchtigster Spion. In hundert Verkleidungen schlich sie über die Vorposten hinaus und wieder zurück und hatte erfahren, was er zu wissen verlangte; und nur, wenn sie einige Tage hinter einander bis zu Empfang eines neuen Auftrages unter

Digitized by Google

den Zelten verweilte, zog sie ihre vaterländischen Gewänder an und mischte sich keck unter die Gesellschaften darin. Seit einiger Zeit aber zeigte es sich offenbar, daß sie ernster und eingezogener geworden; der Grund dazu war folgender: Sie hatte einen jungen Husarenrittmeister sehr lieb gewonnen, einen der schönsten und bravsten Männer in der gesammten Reiterei; Stephan von N*** war sein Name. Dieser hatte sich nie sonderlich um sie bekümmert, und bemerkte erst spät und mit Verwunderung, daß sie sich an ihn dränge. Bald konnte ihm kein Zweifel über ihre Gesinnungen bleiben; aber sey es, daß er zu kühlen Temperaments war, oder eine andere Liebe hatte, oder daß ein Umgang, wie er sich ihn hier versprechen konnte, seinen Grundsätzen widersprach, oder daß er es unter seiner Würde hielt, sich mit einer Spionin abzugeben: vielleicht aus mehren dieser Ursachen zugleich, wies er ihr immer deutlicheres Bewerben stets gleich kalt von der Hand. Es ward ihm sogar recht herzlich zuwider, da man schon anfing, ihn unter seinen Cameraden mit der hübschen Juditha aufzuziehen, so daß er statt des wohlwollenden Mitleids, welches wir doch meistens für diejenigen fühlen müssen, von denen wir uns sehr und vergeblich geliebt und begehrt sehen, einen wahren Verdruß, um es nicht Haß zu nennen, gegen sie empfand. — Von allen Zeichen desselben noch immer nicht abgeschreckt, trat das Mädchen eines Abends unvermuthet in sein Zelt, darin er eben ganz allein war und gestand ihm, von der Gewalt ihrer Leidenschaft getrieben, ihr heißes Verlangen nach seiner Gegengunst und ertrug seinen Zorn fast demüthig, und rang stets aufs Neue um sein Herz mit den zärtlichsten Aeußerungen und mit allem Feuer ihres Blutes, ihrer Jugend, ihrer Liebe, mit den süßesten Liebkosungen, mit dem Schluchzen und den glühenden Thränen des schwer verwundeten, gegen Stolz und Verzweiflung wild ankämpfenden Herzens.

Aber der starke Kriegsmann blieb unbewegt, und um ihrer los zu werden, sagte er endlich, sie hart mahnend: „Laß mich Zigeunerin, und geh' und treibe dein Handwerk!“ — Da sprang sie plötzlich vom Boden auf, denn sie hatte zu seinen Füßen gekniet, und stand eine Weile stumm, sich gewaltsam fassend; dann sah sie ihm mit einem furchtbar stechenden Blick ins Auge und sprach: „So gib mir deine Hand, du! ich will dir wahrsagen.“ Mit verachtender Miene legte er, wie man es bei gemeinen Wahrsagerinnen pflegt, ein Geldstück auf die Hand, und reichte sie ihr hin. Sie nahm das Geldstück in den Mund und biß knirschend darauf, und schaute ihm in die Hand und wieder in das Auge, und hob den Finger und murmelte zwischen den weißen Zähnen hervor: „Hüte dich vor'm zwanzigsten August, du!“ und damit wandte sie sich und ging zum Zelte hinaus. Er sah ihr nach und lächelte, obgleich ihn ein kleines Grauen innerlich, ankommen wollte.

Indeß dieses Alles zwischen den Beiden vorgegangen war, hatte das Heer, zwar noch immer unbeweglich stehend, doch auch nicht viel Ruhe genossen. Täglich waren Gefechte auf den Vorposten oder unter den kleinern oder größeren Streifpartheien vorgefallen, und der Feldherr sah bei den Berichten sehr finster darein, denn es gingen dabei ohne Nutzen eine Menge der bravsten Leute verloren. Immer war der Feind mit allzu großer Uebermacht da, und wann die Christen oft über Nacht ihre Posten zum Doppelten verstärkten, so half das meistens blos so viel, daß sie am nächsten Tage unangegriffen blieben, den zweiten aber ging's wie vorher. Auch einige Streifzüge und Transporte waren schon von den Muselmännern abgelauert und trotz der besten Gegenwehr zersprengt und aufgehoben worden, ja das Lager selbst gerieth oft in Allarm und nur durch die größte Wachsamkeit hatte schon ein Paarmal ein Ueberfall noch verhütet werden können. Das machte den Dienst beschwerlich, besonders für die leichten Truppen; denn alle Posten, außer den Verschanzungen, wurden fortwährend stärker und der Wachtdienst darinnen kam auch öfter die Reihe herum. — Unser Rittmeister mußte manchmal ins Feuer und selbst ins Handgemenge, auch schon seit der Prophezeiung des Zigeunermädchens, aber er blieb immer unbeschädigt. Er hätte vielleicht auf ihre drohenden Worte vergessen, wenn der anberaumte Tag nicht eben sein Namenstag gewesen — denn er war auf den Tag des heiligen Stephan getauft, den die Ungarn als ihren Schutzpatron verehren — und wenn sie ihm nicht von Zeit zu Zeit einmal begegnet wäre. Dann unterließ sie auch niemals, dieselben Worte sachte zu wiederholen, so daß er mehr an ihrer Geberde und der Bewegung ihrer Lippen erkannte, was sie sage, als daß er oder ein Anderer es deutlich hätte hören können. Er selbst hütete sich, das ganze Abenteuer weiter zu erzählen; es hätte nur Stoff zu

Digitized by Google

Scherz und Lachen gegeben, und so wenig er es sich gestehen wollte, so war es ihm doch zu wichtig und beschäftigte ihn zu ernstlich, als daß er's hätte von seinen Cameraden schlechthin verlachen hören wollen. Manchmal übersann er es eine schlaflose Stunde hindurch auf seinem Feldbette mit allen Möglichkeiten, die er auffand und frug sich, was er dabei zu thun habe. Aber halb sich vor sich selbst eines Glaubens schämend, der ihm unvernünftig däuchte, halb auch durch die Bemerkung bestimmt, wie so manchmal üble Vorhersagungen eingetroffen seyn sollen, gerade weil man sie zur Lüge zu machen und die Gelegenheit zu meiden ängstlich suchte, blieb er auf dem Entschlusse ruhen, gar nichts weiter zu thun, und den zwanzigsten August abzuwarten wie jeden andern Tag. Somit warf er sich auf die Seite und schlief sanft bis zum Morgen.

(Schluß folgt.)

Miszellen.

Französische Gerichtsscene.

Der Prozeß, welcher jüngst vor einem Pariser Gerichtshofe verhandelt worden, dient zum Beweise der Fortschritte des Spekulationsgeistes in unsern Tagen, und zugleich als ein Beitrag zur Sittengeschichte Frankreichs. Hier das Wesentliche: Der Friedensrichter. Mlle. Feodora, Sie fordern 60 Frcs. von Herrn Villemot? — Villemot. Ich repräsentire einen bekannten Dichter, in dessen Namen ich mit dieser Demoiselle unterhandelte, damit ihr übel werden sollte. Nun ist der Dichter nicht zufrieden, weil er ihre Leistung nicht gut gefunden hat. (Gelächter.) — Richter. Uebelwerden, Gutfinden? sprechen Sie deutlicher, wenn Ihre Sache gerichtet werden soll. — Mlle. Laura Feodora. Hier ist der Verlauf: Der Klient des Herrn kam verflossenen Sonntag früh zu mir und sagte: Ich habe ein tragisches Stück geschrieben, das morgen auf den Boulevards gegeben werden soll. Man hat mir gesagt, Sie verständen es so trefflich, einen guten Erfolg zu arrangiren; wir wollen uns verstehen; ich befürchte eine Unannehmlichkeit, und Ihnen ist es ein Leichtes, mich herauszureißen. — Richter. Welches waren Ihre Bedingungen? — Mlle. Laura. Ich sollte mir im ersten Akt die Augen wischen, im zweiten schluchzen, im vierten ohnmächtig werden, all das für hundert Frcs.; — ich, ich nehme das Anerbieten an, was verschlägt mir das, ich will, wenn man es begehrt, im „Bär und Pascha“ ohnmächtig werden, wie viel mehr in einem Trauerspiel. Aber dießmal war es unmöglich, mit allem guten Willen war es rein unmöglich. — Richter. Warum nicht? — Mlle. Laura. Sehen Sie, der Kontrakt war geschlossen, und ich kümmere mich um nichts weiter. Ich komme zum Eingang; der Billeteur frägt mich, die ihren Platz schon aufbehalten wähnt, nach dem Billet. Was Billet? sage ich, dergleichen brauche ich nicht. Nun gut, schreit einer der Diener, so stellen Sie sich in die Reihe à la guerre mit den Uebrigen. (Gelächter.) Was da! In das Gedränge bei 25 Grad Hitze. Aber ich bin nicht gekommen, um hier an der Mauer umzufallen und zu verschmachten, sondern im Theater! (Großes Gelächter.) — Villemot. Mein Klient, der bei diesem Gespräch zugegen war, verhalf Ihnen dann zu einem Platze im Saal. — Mlle. Laura. Richtig, nachdem ich zwanzig Minuten gewartet! Es waren Damen da, die sagten: Ach, wie ist es heiß! Es wird mir ganz übel! Meiner Treu, ich dachte, deßwegen bin ich eben hier. Endlich komme ich hinein — wohin hat mich der edle Herr placirt? Stellen Sie sich vor: in den dritten Rang! So, mein Verehrtester, dachte ich, so soll ich also auf einer kleinen Bank ohnmächtig werden? (Allgemeines Gelächter.) — Villemot. Man hat Ihnen nachher einen Platz vorne angewiesen. — Mlle. Laura. Das ist richtig; aber da hatte ich nun ein neues Ungemach. Neben mir saßen zwei Leute; der Eine grau wie eine Ratte, der Andere roth wie eine Rübe. Da überlegte ich nun bei mir, an welchen lehnst Du Dich, wenn Dir übel wird? Am Schicklichsten wird der Graue seyn. Der kann deinen Vater vorstellen. Der ist respektable. (Langes Gelächter.) Der erste Aufzug beginnt: es war schrecklich dummes Zeug; es ist all eins; ich reibe mir tüchtig die Augen; mein rother Nachbar bemerkt: die Dame hat gewiß Augenentzündung! Mein Dichter, der mir gegenübersaß, winkt mir, es sey recht so. Der zweite Akt kommt — meine angewiesene Scene — ich schluchze wie ein neugebornes Kind. Der rothe Herr vertröstet mich auf den Entreakt; der Graue brummt etwas zwischen den Zähnen: er war übler Laune, dieser angenommene Urheber meines Lebens. Bis hieher ging alles gut, aber jetzt fängt man an zu pfeifen, man flüstert, man lacht, man sagt: Das Stück wird nicht zu Ende gespielt. Aber, sagte

Digitized by Google

ich immer zu mir selber, du mußt gleichwohl ohnmächtig werden, es gehe wie es wolle! Ich warte noch, da heißt es: den Vorhang herunter! Jetzt gilt's, dachte ich, nun ist keine Zeit zu verlieren, ich stoße einen durchdringenden Schrei aus und werfe mich auf meines Nachbarn graues Gilet. (Allgemeines Gelächter.) — Villemot. Das war aber im dritten Akt des Stückes! Sie hätten den vierten Akt abwarten sollen! Es ist wahr, Niemand gab Acht darauf. — Mlle. Laura. Nun, der graue Herr kann davon reden. Der arme Alte, er war fast todt vor Schrecken! Wie unangenehm das ist! Uebrigens that ich wohl daran, daß ich im dritten Akte ohnmächtig wurde, denn der vierte durfte gar nicht gespielt werden. Ich hätte auch nicht Lust gehabt, blos um der Lampen willen in Ohnmacht zu fallen. — Der Richter fällt das Urtheil: daß, da der Grund des Prozesses unmoralisch ist, und dahin abzweckt, die Meinung des Publikums irre zu leiten, der Dichter, wenn die Partheien nicht gütlich übereinkommen, persönlich vor Gericht zu erscheinen habe! — Dieser Spruch veranlaßte Herrn Villemot, der doch seinen Klienten nicht der Gefahr aussetzen will, öffentlich ausgelacht zu werden, Mlle. Laura die strittige Summe auszuzahlen.

Sonst und Jetzt.

Im Jahr 1224 schlief der König von England zum ersten Mal auf einem Strohsack, früher auf bloßen Brettern. Im Jahr 1246 waren die Häuser in London noch größtentheils mit Stroh gedeckt; im Jahr 1200 kannte man in London noch keinen Kamin, geschweige denn Ofen, man wärmte sich an Glutpfannen. Im Jahr 1340 betrugen die Steuern 30,000 Wollsäcke. Die Richter und Advokaten wurden mit Zimmet und Pfeffer bezahlt; die ersten Stecknadeln kamen 1345 auf.

Ariosto,

der berühmte Verfasser des rasenden Roland, war auch Lustspieldichter, indessen sind seine Komödien von nur untergeordnetem Interesse. Sein Vater sah diese Art von Schriftstellerei des Sohnes sehr ungern, und schalt endlich darüber. Arioste hörte alle Vorwürfe, die ihm gemacht wurden, ruhig an, ohne sich im Geringsten zu vertheidigen. Als der Sturm vorüber war, fragte ihn sein Bruder: „Aber weßhalb hast Du Dich denn gar nicht verantwortet?“ — „Ich habe gerade einen scheltenden und tobenden Vater unter meiner Feder, habe die Natur recht beobachten wollen, und darüber alle Entschuldigungen vergessen.

Afrikanisches National-Theater.

Wenn man den Erzählungen der Reisenden glaubt, welche in der neuesten Zeit das Innere von Afrika besucht haben, so haben die Neger jener Länder ihr National-Theater und ihren dramatischen Dichter. Dieser Dichter, der fast so fruchtbar sein soll wie Scribe, heißt Purika; seine Stücke sind Sittengemälde und heißen: die Gummiärnte, die Boa-Jagd ꝛc. In allen diesen sehr complizirten Dramen kommt eine durchaus nothwendige stereotype Caricatur, der weiße Teufel, vor, mit welchem Namen die Neger bekanntlich den Europäer bezeichnen. Dieser weiße Teufel ist sehr hager, trägt einen betreßten Rock, zittert vor Frost und schnupft Tabak. Diese Nachahmung ist sehr spaßhaft und ganz dem Geschmacke dieser Völker angemessen, die sich ungemein freuen, ungestraft jene weißen Männer verspotten zu können, vor denen sie sich gewöhnlich ungemein fürchten.

Man hat allgemein bemerkt, daß auf Ceylon, wo an Wasser und Gras Ueberfluß herrscht, die Elephanten meist ohne Fangzähne vorkommen, während im südlichen Africa, wo viele Flüsse nur periodisch sind und Wasser und Gras oft mangeln, beinahe alle Elephanten mit Fangzähnen versehen sind, um sich gegen das Rhinoceros zu vertheidigen, und die Mimosen aufwühlen zu können, von deren süßen und nahrhaften Wurzeln ihre Existenz abhängt.

* Charade.

Eins ruft zur Thätigkeit die Welt,
Verjünget die Natur.
Die Vogel singen auf dem Feld,
Belebt wird Straß' und Flur
So weit das Auge blicket, ganz
Erscheint die Welt im Farbenglanz.
Mein Zweites ist der Bäume Zier
Des Frühlings holdes Kind
Erscheint der Herbst, Freund, glaube mir,
Dann stirbt es ab geschwind.
Das Ganze ist in Augsburgs Stadt
Ein wohlbekanntes Ding,
Das mich oft unterhalten hat,
Drum acht ichs nicht gering.

Josephine V.

Verlegt und redigirt unter Verantwortlichkeit der G. Geiger j.'schen Buchdruckerei.

Digitized by Google

№ 55. 8. Juli 1840.

Der Erzähler.

Ein

Unterhaltungsblatt für Jedermann.

Fünfter Jahrgang.

Augsburg. Dieses Blatt erscheint jeden Mittwoch und Samstag, und kostet dahier vierteljährlich 15 kr., halbjährig 30 kr. und jährlich 1 fl.; auswärts ist der Preis: vierteljährlich 18 kr., halbjährig 36 kr. und jährlich 1 fl. 12 kr. Bestellungen nehmen alle Buchhandlungen und königl. Postämter, letztere mit der tarifmäßigen Portovergütung, an.

Der üble Namenstag.

(Schluß.)

Es kam der bedeutende Zwanzigste und Stephan konnte sich doch einer geheimen Freude nicht erwehren, daß der Dienst auf den Vorposten eben heute nicht ihn, sondern den ersten Rittmeister traf. Und eben heute schien man sich vom Feinde etwas Schlimmes zu versprechen oder selbst etwas Wichtigeres ausführen zu wollen, denn die Zahl der Truppen, die hinaus sollten, war ungewöhnlich stark. — Die Schwadronen zogen im Lager auf, die Anführer waren beim Feldherrn, den Befehl einzuholen, die Offiziere, welche heute Ruhetag hatten, waren in großer Anzahl auf dem Platze; Stephan, in fröhlicher Laune seine Pfeife rauchend, fehlte auch nicht, sie plauderten noch mit denen, die eben aufsaßen. Juditha trieb sich unter ihnen umher. Und plötzlich begann der Braune, den Stephans erster Rittmeister eben bestiegen hatte, zu brausen und zu hauen und sich zu bäumen, als wollte er mit Gewalt seines Herrn quitt werden. Dieser bändigte ihn als ein gewandter und fester Reiter, doch das Thier wurde unter ihm nur immer wilder, und dem Rathe seiner Cameraden nicht Folge leistend, die ihm zuriefen, er solle absitzen von dem stätig gewordenen Braunen und für heute ein anderes Pferd reiten, rief er zurück, die Bestie habe ja den Koller nicht, er wolle ihr schon den Kopf zurecht setzen. Kaum hatte er ausgesprochen, als das Pferd aufs Neue hoch aufstieg, sich herumwarf und rücklingsüberstürzte. Der Reiter, der aus dem tiefen ungarischen Sattel sich nicht schnell genug hatte losmachen können, lag unter ihm, an Brust und Schenkel hart beschädigt. Alle waren bestürzt über dieses Ereigniß, denn sie hatten ihn lieb, und man konnte nicht wissen, ob seine Verletzung nicht lebensgefährlich sey. Daß er heute Dienst thun könne, daran war gar nicht zu denken, und der zweite Rittmeister mußte seine Stelle ohne Zaudern einnehmen.

Mit sehr ernstem Gesichte ritt er vor seiner Schwadron her, als der Trompeter zum Abmarsch geblasen hatte. Die Zigeunerin trat dicht an ihn heran, und sagte laut: „Heut ist der Zwanzigste, du!“ da zog eine Blässe über des jungen Mannes Stirne herab, und er fühlte das leise Grauen wieder, das ihn angekommen war, als die Verstossene mit den dräuenden Worten sein Gezelt verlassen hatte; aber er lächelte wieder und entgegnete mit ruhigem Tone nur: „Wir wollen's erwarten, Wahrsagerin,“ und der Zug ging vorüber und hinaus und bald verhüllten die aufsteigenden Staubwolken den Reitern das kaum verlassene Lager.

Nun hieß es vorwärts schauen und sich auf alle Fälle bereit halten. Die Posten wurden abgelöst, aus den Uebrigen gebildet, und damit ging es weiter hinaus als gewöhnlich. Dennoch verstrich der heiße Sommertag, ohne daß man einen Feind gewahrte. Schon neigte sich die Sonne tief gegen Abend, da blitzte es in ihrem goldrothen Scheine von den Waffen der Sphahis, die sich in der Fronte blicken ließen. Bald mehrten sich die feindlichen Haufen und kamen geschlossen näher heran; die Führer der kaiserlichen Truppen hielten kurzen Rath und rückten in dessen Folge, nachdem sie sich an beiden Seiten durch starke Abtheilungen gedeckt hatten, rasch auf den Feind an. Aber kaum hatte das Gefecht begonnen, als sich von allen Seiten immer mehr türkische Schaaren zeigten; wie hagelschwere Wolken umzogen sie die Ferne und brachen nun alle zugleich im Gewitter herein. Das Treffen der Christen war getrennt und auf allen Punkten galt

Digitized by Google

es nur, sich des vierfach stärkeren Feindes so gut als möglich zu erwehren und einen Rückzug zu erfechten. Am äußersten des linken Flügels stand Stephan mit seiner halben Schwadron und einigen Zügen Muketieren an einen dichtbewachsenen Moorgrund gelehnt. Die kleine Schaar hielt sich tapfer und lange genug, aber der Rückweg war abgeschnitten und Hülfe kam immer nicht. Erst mit einbrechendeer Dämmerung gelang es den stets wüthender fechtender Türken ihre Ordnung zu sprengen und jetzt begann das wilde Getümmel, wo Mann gegen Mann, und Fußvolk und Reiter und Freund und Feind im dichten Gemenge, jeder von allen Seiten bedroht und nach allen Seiten dräuend, immer heftiger, immer erhitzter, von Zorn und Angst und Rachgier zur Wuth gespornt, gleich grimmigen Thieren einander anfallen. Der Rittmeister, mitten darinnen, blieb vielleicht am kältesten, und vertheidigte besonnen sein dem Verderben geweihtes Haupt. Seine Pistolen waren ausgeschossen, sie hatten ein Paar von denen, die sich zu keck an ihn gemacht, in den Sand gestreckt; sein Roß stöhnte, schwer verwundet, und begann zu straucheln; schon sah er, dicht umsaust von feindlichen Hieben, Tod oder Gefangenschaft nahe, und gedachte nur noch, sich ihnen theuer genug zu verkaufen; da traf ein Streitkolben seinen Säbel mit solcher Gewalt, daß die Klinge gellend nahe am Griffe absprang. Waffenlos geworden, warf er sich vom Pferde, das eben keuchend zusammensank, und von Dunkel und Kampfgetümmel begünstigt, verbarg er sich glücklich zwischen Schilf und Buschwerk. Dicht auf den feuchten Boden gestreckt, lauschte er dem Getöse, daß noch eine kurze Weile ganz nahe anhielt, dann sich entfernte, dann sich zerstreute in Verfolgung seiner zerstiebenden Reiter, dann verhallte in weiter Ferne. Aber noch meldeten sich einzelne Stimmen. Verwundete ächzten, Plündernde stiegen unter Flüchen über sie und die Leichname, und stießen hie und dort an die rasselnden Waffen. Stephan lauschte noch immer im Versteck. Nun donnerte das Geschütz dumpf von der Gegend des Lagers her; nicht lange, so schwieg es.

Die Nacht war da; der Mond leuchtete roth und groß am Horizonte; alles Geräusch war verschollen, tiefe Stille lag auf der Gegend, wohl noch gräßlicher jetzt das stumme Leichenfeld, als da das grimmige Gemetzel noch darüber wüthete. — Nun endlich erhob er sich mit halbem Leibe, scharf umherblickend, nun wand er sich aus dem Gestrippe los, und that einen tiefen, freien Athemzug; denn die weite Ebene war menschenleer, und er konnte hoffen, in einigen Stunden zu den Kaiserlichen zurückzukommen. Er sieht sich nach dem Stande der Gestirne um, da steht dicht vor ihm eine hohe, baumstarke Gestalt aus dem Busche auf und schreitet mit zwei Schritten an ihn heran. Es ist ein Türke, in der Rechten führt er ein breites krummes Messer, mit der Linken greift er nach ihm. „Fürchte dich nicht!“ sagte er gelassen, nach Art der Türken, wenn sie den Besiegten die Köpfe abschneiden, „fürchte dich nicht, es thut nicht weh.“

Stephan faßt mit beiden Händen seine gestreckte Linke und hält sie. „Höre noch ein paar Worte! du hast ja Zeit!“ ruft er, sein weniges Türkisch zusammennehmend. „Ich bin in deiner Gewalt, das siehst du wohl; wozu willst du mich morden?“ —

„Will dir nur den Kopf abschneiden,“ spricht der Türke ruhig. — „So nimm mich gefangen, Mann, ich ergebe mich ja; ich folge dir, wohin du willst, auf meine Ehre!“ — „Brauche nicht dich, brauche nur deinen Kopf“ — „Muselmann,“ ruft Stephan, „was habe ich dir gethan, daß du so nach meinem Blute dürstest? Was hast du gegen mich? Wir kennen uns gar nicht. Ich bin ein Edelmann und reich. Hast du mich zum Gefangenen, so verspreche ich dir zweitausend Dukaten Lösegeld.“ Der Türke schüttelt den Kopf. „Viertausend sollst du haben, meine Familie thut's um mich. Laß mich am Leben! Und wenn ich das Gold in vier Monaten nicht schaffe, magst du immer noch mit mir verfahren, wie dir's beliebt.“ — „Will kein Geld, deinen Kopf will ich!“ sprach jener nun barsch und griff wieder zu.

Der gewandte Rittmeister bog aus und schlang ihm die eine Hand schmeichelnd um den Leib und faßte sein Kinn mit der andern, ihn bei seinem Barte beschwörend, daß er ihn leben lasse. Aber plötzlich riß er, seinen Vortheil ersehend, den kurzen stählernen Streitkolben, der an des Gegners Gürtel hing, vom Riemen, und schwang ihn, und traf seine Schläfe so kräftig damit, daß er taumelnd zu Boden fiel. Das Messer flog ihm weit aus der Hand. Stephan kniete ihm schnell auf die Brust; die beiden langen Pistolen aus seinem Gurt zu ziehen, spannte erbittert den Hahn der einen, und hielt sie dem Hingestreckten vor die Au-

Digitized by Google

gen, da er eben sie aufschlug, und sich mit einem gewaltigen Ruck zu befreien strebte. Sein Turban hatte die Kraft des Schlages gedämpft, daß er den Schädel nur betäubt hatte, welcher sonst wohl darüber hätte zerbersten müssen. „Wütherich! nun hab' ich dich unter mir!“ rief der Rittmeister dem wieder Aufstehenden zu, der mit starren Augen den Tod aus dem drohenden Rohr erwartete; „nun sollte ich billig dir thun, wie du mir wolltest! Aber ich will barmherzig seyn; du sollst leben, wenn du mir bekennst, was dich so tigerhaft nach meinem Blute lechzen machte. Sprich Türke!“ — „Herr,“ bat dieser, „wenn du Gnade an mir üben willst, so sollst du Alles von mir erfahren, so wahr ich in des Propheten Paradies eingehen wolle!“ — „Es gilt! Steh auf und sprich!“ — „Ich will sprechen!“ wiederholte er, sich noch im Schwindel vom Boden erhebend; „hat sie mich doch betrogen und belogen! In deine Gewalt bin ich gegeben und in den Staub unter deinen Sohlen;“ — „Danke deinem Gott, daß er dich eben in meine Hände fallen ließ!“ entgegnete der Ungar. „Aber wer hat dich belogen, sag'?“ — „Unfehlbares Gelingen hat sie mir verkündet und Glück und Ehre, wenn du von meiner Faust hingerichtet seyn werdest, und guten Lohn und ihre Gunst, wenn ich ihr morgen wolle deinen Kopf bringen.“ — „Sie?“ frug Stephan ahnend, „Judith a, die Zigeunerinn?“ — „Eine Lügenprophetin ist sie, Herr!“ — „Mir hat sie wahrgesagt, Türke. Wie ging das aber zu mit dir und ihr? erzähle! Doch laß uns immer während dem nach dem Lager hingehen. Du voran! Und wie du zu entspringen versuchst, holt dich, auf mein Wort, deine eigne Kugel ein.“ — „Herr!“ versetzte der Gefangene mit über der Brust gekreuzten Händen und Armen, „löse die Schnur von deiner Mütze und binde mich, wenn du mir nicht traust. Was ich geschworen, halte ich treulich. Ihr mußte ich schwören, deinen Kopf ihr zu bringen, und ich habe viertausend Zechinen darum ausgeschlagen.“ — „Brav das!“ lachte Stephan. „Aber sage, woher kennst du sie, und wie kamst du mit ihr zusammen?“ — „Hm!“ brummte der Türke lächelnd in den Bart, „die schöne Zigeunerin, die so hoch zu Wagen durch Eure Zeltgassen dahergefahren, du mußt sie ja auch wohl kennen?“ — „Sie diente uns als Kundschafterin,“ versetzte Stephan, und jener fuhr fort: „Sie mag Euch gut gedient haben; uns aber diente sie noch besser. Und wenn du es nicht glaubst, so frage nur und erinnere dich, wie oft wir Eure Posten überfallen haben, seit Ihr in den Schanzen steht und Eure Transporte geplündert, und wie es etwa gekommen, daß Ihr uns überall bereit gefunden, wo Ihr anklopftet! Wäret Ihr erst wieder gar ins Feld gerückt, dann hätte noch Wichtiges daraus erwachsen können; aber jetzt wird's wohl nichts mehr damit werden, denn sie hat mich belogen mit ihren Sprüchen, und mag sie büßen dafür, daß ich dir schwören mußte! Unlängst lernte ich sie kennen, und sie gefiel mir wohl und ich suchte sie immer wieder auf, doch wies sie mein Werben und Bitten immer hoffärtig ab, denn sie ist reich genug, und ich bin ein niederer Mann. Neulich aber kam sie selbst zu mir und sprach mit mir und weissagte mir, und bot mir an, was ich verlange für dein Haupt. Sie ritt mit uns in Knabentracht zum Treffen, und blieb, bis sie dich ausgespäht und mir gezeigt hatte, und erst, als sie sicher war, daß ich dich wohl erkannt habe, sprengte sie davon.

Ich aber suchte dich auf und verfolgte dich überall. Nahe konnte ich dir lange nicht kommen, denn Ihr hiebt grimmig um Euch herum, und meine Schüsse fehlten; jedoch aus den Augen ließ ich dich nimmer. Mögen die Spahis ihn herunter hauen, dacht' ich mir, und plündern auch, wenn du nur seinen Kopf der schönen Judith a hinbringst. Endlich sah ich dich stürzen und dein Pferd mit dir. Ich lief nach wenig Augenblicken hin, sobald die Stelle von Reitern leer war; ich suchte umsonst nach dir neben deinem Rosse und im Kreise rings. Fort warst du nicht, das wußte ich; aber Büsche und Binsen standen so nah, daß ich wohl dachte, du seiest darinnen verborgen. Dunkel war's und schier unmöglich, dich zu suchen. Siehe, da setzte ich mich getrost hin und hielt mich still und schaute rundum, ob du dich nicht regtest. Und es geschah, da der Mond heraufgegangen war, daß du dich erhobst ganz in meiner Nähe. Das Uebrige weißt du Herr.“ Somit war sein Bericht geendet. Stephan hatte nicht ohne Erstaunen die doppelte Verrätherei des Zigeunermädchens vernommen. Schweigend, aber freudigen Muthes ging er neben seinem Gefangenen her, immer wacker gerade nach der Gegend des Lagers zu, bis das stumme Paar Geräusch vernahm, und Menschenstimmen. Stephan horchte, bald erkannte er die vaterländische Sprache, und ging rasch darauf los. „Wer da?“ scholl es vom Piket. „Gut Freund.“ Er gab die Losung und

Digitized by Google

überlieferte, fröhlich von den Soldaten bewillkommt, seinen Gefährten zu sicherer Verwahrung. Damit schlug die Glocke im nächsten Flecken zwölf Uhr. „Mitternacht," sagte ein Feldwebel gleichgültig und legte ein glimmendes Reis aus dem Wachtfeuer auf seine Pfeife. „So ist's," sprach Stephan, ihm derb auf die Achsel klopfend, „der zwanzigste vorüber, Camerad. Gute Nacht! ich lege mich schlafen." — „Ergebenste gute Ruhe," erwiederte dieser verwundert, und in drei Minuten schlief der müde Rittmeister mit tiefen Athemzügen recht sanft auf einem Bündel Maisstroh.

Am Morgen ging er in das Lager und ließ sich, sobald es angehen wollte, beim Feldherrn melden. Bald mußte auch der große Türke vor ihm erscheinen, Adjutanten und Ordonnanzen eilten ab und zu, der Befehl kam an alle Thore des Lagers, die bekannte Zigeunerin ungehindert herein, aber nicht wieder hinaus zu lassen. Sie kam nach Mittag und schleuderte ruhig durch die Gassen, als ihr Stephan mit seinem Gefangenen aus dem Gezelte entgegentrat. Ein Schrei und im Hui hatte sie sich zwischen den Zelten verloren; aber bald wurde sie von den Thorwachen eingebracht. Im Verhöre läugnete sie nicht. „Euch Alle hatte ich verkauft," sagte sie, „aber diesen habe ich geliebt für mein Leben und gehaßt mehr als den Tod." Sie wurde abgeführt und strenge bewacht, denn man wollte weiter untersuchen, um ihre Verbindungen und Mitschuldigen zu erfahren. Aber den nächsten Morgen lag sie todt auf ihrem Bette, ein leeres Fläschchen neben ihr. Der Türke kehrte frei zu den Seinigen heim und Stephan begleitete ihn noch bis an die Vorposten auf einem trefflichen Schimmel, den ihm sein Feldherr nebst Sattel und Zeug zum Geschenk gemacht hatte.

Miszellen.

Aussprüche Friedrich's des Großen.

Müßte man nicht wahnsinnig seyn, wenn man sich vorstellen wollte, daß Menschen zu Einem ihres Gleichen gesagt haben sollten: „Wir erheben Dich über uns, weil wir gern Sklaven seyn wollen und geben Dir Macht, uns nach Deiner Willkür zu lenken?" Sie haben vielmehr gesagt: „Wir bedürfen Deiner, um die Gesetze aufrecht zu erhalten, denen wir gehorchen wollen, um weise regiert zu werden und uns zu vertheidigen; übrigens fordern wir von Dir Achtung für unsere Freiheit."

Ob Roma's Bullen Dir den Glauben vorgeschrieben,
Ob Du Calvinen folgst, mir gilt es einerlei:
Ich werd' als Protestant, als Katholik Dich lieben,
Bist Du ein Biedermann und Deiner Pflicht getreu,
Strebst Du, als guter Bürger Andre zu beglücken.
Nur Deine Tugend, Deine Thaten, nicht Verstand
Und Klugheit rühren mich! Gern reich' ich Dir die Hand.
Und eile, Dich als Freund an meine Brust zu drücken.

Talente muß man ausgezeichnet ehren. Schöne Geister arbeiten für die Ehre, und es ist hart, sie darauf hoffen zu lassen, ohne sie je in deren Besitz zu setzen. Nur durch diesen Balsam können die Widerwärtigkeiten, die mit allen Ständen der Menschheit verknüpft sind, gemildert werden, und ein wenig von diesem Balsam bedürfen selbst die größten Menschen.

Das Surrogat.

Ein irländischer Kapitän zog so oft die Schelle, daß keine Magd bei der Hausfrau, wo er einlogirt war, ferner im Dienst bleiben wollte, da den ganzen Tag das Treppenlaufen hinauf und hinab kein Ende nahm. Der Militär ward daher von der Wirthin höflichst aufgefordert, auszuziehen; da er aber nicht geneigt war, seine Wohnung zu verlassen und dabei von dem Gegründeten der Aufforderung überzeugt war, so versprach er, in Zukunft nie mehr die Schelle zu ziehen. Nach dieser Verständigung zog er sich wieder auf sein Zimmer zurück. Nach ohngefähr einer halben Stunde ward das ganze Haus aufgeschreckt von dem Knalle eines Pistolenschusses, der aus dem Zimmer des Kapitäns ertönte. Die Hausfrau flog bestürzt und ausser Athem die Treppe hinauf, die übrigen Einwohner; wie die ganze Dienerschaft ihr nach; man stürzte durch die Thüre, in der sichern Erwartung eines furchtbaren Anblicks: „Kaffee!" rief kaltblütig der Kapitän. Als ihm darauf Alle ihr äußeres Erstaunen bezeugten, sagte gefaßt der Miethsmann: „Nun, da ihr mir nicht gestattet, die Schelle zu ziehen, so sehe ich mich genöthigt, an deren statt, zur Pistole zu greifen!"

Auflösung der Charade in No. 54.:
Tagblatt.

Verbesserung.
Seite 215 Zeile 12, lies: „in die Reihe à la queue."

Verlegt und redigirt unter Verantwortlichkeit der G. Geiger j.'schen Buchdruckerei.

№ 56. 11. Juli 1840.

Der Erzähler.

Ein

Unterhaltungsblatt für Jedermann.

Fünfter Jahrgang.

Augsburg. Dieses Blatt erscheint jeden Mittwoch und Samstag, und kostet dahier vierteljährlich 15 kr., halbjährig 30 kr. und jährlich 1 fl.; auswärts ist der Preis: vierteljährlich 18 kr., halbjährig 36 kr. und jährlich 1 fl. 12 kr. Bestellungen nehmen alle Buchhandlungen und königl. Postämter, letztere mit der tarifmäßigen Portovergütung, an.

*Lord William Russels Tod und sein Mörder.

(Frei erzählt nach hierüber vorliegenden Dokumenten und Zeitungsberichten.)

Dunkele Nacht deckte Albions Küste, wie noch einen weiten Theil des Erdkreises; — ganz London, die Stadt, die größer ist an Bevölkerung, als manches Fürsten-, ja manches Herzogthum, lag heute (den 5. Mai 1840) in tiefem Schlummer; — nur die Scharr- und Nachtwache, und nur jene hartbedrängten Arbeiter dieser weltberühmten Fabrikstadt, die ihre Arbeit auch des Nachts an die Werkstätte bannte, — nur der Kranke und der Arme, von dessen Augenliedern der Kummer und die Noth den holden Schlaf verscheuchten, — waren wach; — der Spieler nur noch saß am Spieltische, und der Dieb und Mörder ging seinem schwarzen Gewerbe nach.

In der Norfolkstrasse, zwischen Park-lane, Parkstrasse und Grosvenor-Square gelegen, wars, wo auch eine so verruchte Seele, wie eine Schlange auf einen Vogel, so auf das Leben eines edlen Greises lauschte; — wie ein nach Blut durstender Tiger, so lechzte der Verworfene nach dem Tode jenes alten biedern Mannes, der ruhig und arglos sein Haupt zur Ruhe gelegt, sicher sich wähnend hinter seinen vier Mauern.

Lord William Russel war es, dem der schreckliche Mordstahl bestimmt war.

Sein Haus, in dem er allein mit seinen wenigen Dienstboten wohnte, lag in der oben genannten Norfolkstrasse, welche nur 31 Häuser, die alle nur von den Seitenverwandtschaften aristokratischer Geschlechter bewohnt sind, zählt, von denen das seinige die Nr. 14. hatte.

Lord William Russels Haus ist klein und etwas verfallen, stößt mit seinem Hinterhofe an einen grossen Marstallhof (Jam-Yard), der es von Park-Street trennt, ohne daß jedoch die Marställe mit dem Hinterhofe des Hauses selbst eine Verbindung hätten. Dieser Hof ist rings mit Mauern umschlossen, von denen die gegen den Marstallplatz 30 Fuß Höhe hat; die andern aber, weniger hoch, an die Höfe der benachbarten Häuser stoßen: hier nun war es, wo das schauderhafte Verbrechen verübt wurde. — Das Haus bewohnte Niemand, als der edle Lord, sein Bediente Jean Courvoisier, ein geborner Schweizer, die Köchin, und die Hausmagd oder Schließerin.

Schon begann es im fernen Osten zu tagen, (6. Mai) und nach und nach durchdrangen die heiteren Sonnenstrahlen den Nebel, der besonders an Herbsttagen als eine schwarze fast undurchdringliche Hülle über der Stadt und Umgebung lastet; — allmählich wirds lebendig in den Strassen; es öffnen sich die Buden, wo neugebackenes Brod zum Frühstück einladet, Milchweiber durchziehen die Stadttheile, um die gentry und nobility der Hauptstadt zum Frühstück zu bedienen; die Krämer am Markte eröffnen die Buden mit ihren Austern, Seekrebsen und Meerspinnen; es öffnen sich die Tavernen, wo der Lastträger als Frühstück eine Pinte Porter oder Ale, wenn ers vermag mit einem kräftigen beefsteake zu sich nimmt; der Fabrikarbeiter eilt in seine Fabrike, wo von weitem schon der Koaksgeheizte Dampfkamin seine Rauchwolken emporsendet, und beeilt sich im Hingehn in einem Schnappsladen am Wege schnell noch einen Schluck Gin (Wachholder-Branntwein) zu erhalten; — obwohl von Sorgen gedrückt, tritt er heiter in seine Werkstätte, und freut sich doch seines, wenn auch kummervollen Lebens.

Der edle Lord aber — konnte heute des Lebens

Digitized by Google

sich nicht mehr freuen! — Auch in seinem Hause wirds lebendig, aber der Besitzer ist nicht mehr unter der Zahl der Lebenden!

Die Hausmagd war die erste, welche die Ruhe verließ. Um ½7 Uhr steht sie auf, und als sie die Zimmer ihrer Herrschaft betritt, findet sie zu ihrem größten Schrecken Papiere und Kleider überall umher gestreut, und hier, wie auch darauf in der Küche, Tische und Schränke erbrochen, das Silber entwandt, und noch Stücke davon auf dem Boden.

Sie stürzt hinaus, und meldet ganz erschreckt der Köchin, was sie gesehen. Diese — sie hatten beide ruhig geschlafen, und auch nicht das Mindeste von einer Gewaltthat oder einem Einbruche gehört, — über solche unerwartete Nachricht gleichfalls sehr erstaunt, heißt sie sogleich den Kammerdiener, der gewöhnlich um solche Stunde noch schlief, rufen. Dieser mußte meistens Nachts lange aufbleiben, um seinen Herrn zu bedienen, der selten vor 12 Uhr Nachts zu Bette ging, während die Köchin und die Hausmagd beinahe täglich schon vor 10 Uhr zur Ruhe waren.

Sie eilt in Courvoisier's Zimmer, den sie, zu ihrem großen Erstaunen bis auf seinen Rock schon angekleidet findet.

„Um Gottes willen, was ist mit Lord William geschehen?“ fragt sie ihn.

Er antwortet: „Nichts, um das ich weiß.“

Sie tritt hinter ihm in des Lords Schlafzimmer, und erblickt Bett und Boden voll Blut, und den Herrn ermordet!

Wer beschreibt das Entsetzen der armen Magd, als sie ihren guten Dienstherrn — todt, in seinem Blute schwimmend, im Bette erblickt! — doch hatte die Geistesgegenwart trotz dieses erschrecklichen Anblicks sie nicht verlassen; — sie eilt wieder hinaus und meldet, was sie gesehen, der Köchin und dem Kellner des Hauses gegenüber, welcher sogleich die Polizei ruft.

* * *

Lord William lag in seinem Blute! doch auch im Tode waren die edlen Züge nicht entstellt. Hier lag die sterbliche Hülle des 83jährigen Greises, der in seinem hohen Alter im Parlamente immer noch eine große und wichtige Rolle gespielt. Sein Leben im Privatkreise war sehr einfach, wie sein für einen Lord seines Adels und seines Vermögens sehr spärliches Diener-Personal bewies, denn außer den genannten drei, dem Kammerdiener, der Köchin und der Hausmagd, hatte er nur noch zwei Individuen in seinen Diensten, nämlich einen Kutscher und einen Stallknecht, die aber ausser dem Hause wohnten. Gegen seine Diener war er ein guter und liebevoller Herr, insoferne nämlich nach der strengen englischen Etikette von Liebe eines Edelmanns gegen einen Diener die Rede sein kann; — treue Dienste wußte er zu ehren und zu lohnen. So nahm er oft Besuche von seinem ehemaligen Bedienten, John Ellis, gegenwärtig in Dienst bei Lord Mansfield an, und freute sich immer „die gute alte treue Seele“ wie er ihn nannte, zu sehen, und nie verließ dieser undeschenkt seines frühern Herren Haus. Blieb ihm der alte John zu lange aus, so ließ er ihn sogar rufen, und gewiß wäre diese Liebe auch auf Courvoisier übergegangen; — doch er war noch zu jung im Dienste. — Dieser, wie die weiblichen Dienstboten, und die beiden andern ausser dem Hause wohnenden, betrauern ihn als einen sehr gütigen und gelinden Herrn; und wer sollte einen solchen edlen Mann nicht lieben, der so gütig gegen sein Gesinde war, das bei gar nicht strenger Arbeit gut bezahlt wurde?

Was seine Denkungsart betrifft, so war er ein Mann von hoher Rechtlichkeit, frommen Sinn und sehr tiefem Gemüth, und folgender Ausspruch, nach welchem er gleichsam sein Geschick geahnt hatte, erscheint bei den eingetretenen Umständen sehr merkwürdig, und gleichsam zu bestätigen, daß mancher Mensch wirklich eine, wiewohl nur höchst dunkle Ahnung der Zukunft, ohne sie selbst jedoch abwenden zu können, hat. Als er nämlich am Vorabend seines Todes den letzten Spaziergang machte, begegnete ihm der Graf von Errol und frug ihn, wie er sich befinde. „So wohl,“ antwortete der Lord, „daß ich eben eine neue Miethzeit meines Lebens anzutreten denke.“ (I am going to take a fresh lease of my life.) — Freilich hatte er eine neue Miethzeit seines Lebens angetreten, ein Haus bezogen, in dem ihn kein Meuchelmörder mehr gefährdete!

Für manche unserer Leser dürfte es vielleicht von Interesse sein, auch von der Verwandtschaft und der frühern Laufbahn des ehrenwerthen Lords etwas Näheres zu erfahren.

Lord William Russel war der Bruder des verstorbenen und also Oheim des gegenwärtigen Herzogs von Bedford, so wie auch Oheim von Lord John

Digitized by Google

Russel. — Seit mehr als vierzig Jahren war seine politische Laufbahn beständig die eines Whig und Liberalen geblieben. Nachdem er sich im Jahre 1789 verheirathet hatte (mit Lady Charlotte Ana Villers), und nicht lange nachher Parlamentsmitglied geworden war (für Surrey), stimmte er 1797 zuerst für Herrn (später Grafen) Grey's Antrag auf Parlamentsreform; und bald darauf für den Antrag des Herrn Harrison auf Verminderung der Sinekuren und übermäßigen Staatsämterbesoldungen. 1803 stimmte er (nach gewissenhafter Untersuchung) mit für eine Geldunterstützung des verschuldeten Georgs IV. (damaligen Kronprinzen); 1804 mit für eine Untersuchung der Regierung von Irland während des Aufstandes; und bald darauf, in demselben Jahre, trennte er sich von Fox hinsichtlich zweier Anträge desselben zu Untersuchung des angeblich nicht genügenden Zustandes der brittischen Land- und Seemacht. Beim Wiedereintreten Pitts, auch noch in diesem Jahre, stimmte er gegen die Machtvermehrungsbill (additional force bill); und 1805 mit der Majorität für die gerichtliche Untersuchung und Bestrafung Lord Melville's. Auch war er bei dieser Sitzung in dem Ausschuß der 21, die über den Bericht der Marinekommissarien berathen sollten. Seine spätere politische Laufbahn ist bekannt. Merkwürdig ist, daß sein Vater eines gewaltsamen Todes starb, nämlich durch einen Sturz vom Pferde, und seine Mutter bald darauf aus Schmerz über den Verlust ihres Gatten.

Mittlerweile war der Polizei-Inspektor, den der Keller der Nachbarschaft gerufen hatte, angekommen.

Mit diesem, der bald erschien, tritt die Köchin, die in einer gewiß sehr peinlichen Lage der Ankunft der Polizei geharrt, — denn in dieser Beziehung ist die polizeiliche Hilfe Londons, trotz dessen ungeheuerer Größe, sehr schnell und lobenswerth — in des Lords Schlafzimmer, aus dem sich Courvoisier bereits entfernt, und der Polizei-Inspektor machte die traurige Ueberzeugung, daß die Meldung des Kellners sich leider schrecklich bestätige. Der Polizei-Inspektor läßt sogleich einen Arzt rufen.

Der Leichnam, den man nun genau betrachtet, zeigt eine tiefe Wunde durch die ganze Breite der Gurgel, und überdieß den rechten Daumen durchschnitten. Dieß, so wie die Natur der Wunde und das Nichtvorhandensein irgend einer Waffe beweisen unwiderleglich, daß der Mord kein Selbstmord gewesen sein kann. Von den Ringen und andern Kostbarkeiten im Zimmer sind nur einzelne Stücke entwendet.

Der Kammerdiener, an den der Polizei-Inspektor jetzt einige Fragen richtet, wirft sich in einen Stuhl und ruft: „Das ist ein entsetzlicher Schlag, ich werde meine Stelle und meinen guten Ruf verlieren.“

Spuren eines gewaltsamen Einbruchs zeigen sich nur an dem Hinterthor des Hauses, nämlich die Riegel aufgesprengt, an den Thürpfosten einige Scharten, die von einem stumpfen Werkzeug herzurühren scheinen, doch ohne daß man sehen kann, ob sie von außen oder innen hineingebracht; im Hof hinter der Thür und an den Hofmauern durchaus kein weiteres Zeichen. Doch stehen hier mehrere Stallungen und Geschirrkammern, wo sich leicht Jemand längere Zeit verborgen halten konnte. Courvoisier behauptet, das hintere wie auch das vordere Thor am vergangenen Abend auf gewohnte Weise geschlossen zu haben. Sehr verdächtig aber ist es, daß ein Meißel, den man unter seinen Sachen findet, sowohl in die Scharten an der Thür als auch in mehrere Scharten der aufgebrochenen Schubladen und Schränke hineinzupassen scheint. Außerdem fand man auch bei ihm eine Fünfpfundbanknote, deßhalb bemerkenswerth, weil, nach Courvoisier's eigener Aussage, Lord William vergangene Nacht eine Fünf-, und Zehnpfundbanknote unter sein Kopfkissen legte, die jetzt beide verschwunden sind. Uebrigens behauptet Courvoisier, dessen Betragen durchgängig große Ruhe und Besonnenheit verräth, sich des Meißels schon seit 2 — 3 Jahren zum Arbeiten in Holz bedient zu haben. Von seinen übrigen Angaben hat er sich nur in einer widersprochen, nämlich in der Antwort auf die Frage, durch welches Thor er hinausgegangen sey, als er, der Aussage der Köchin gemäß, ihr Abends noch ein Pint Bier geholt habe: er sagte erst „durch das Vorderthor;“ dann aber „durch das Hinterthor.“ — Auffallend war es, daß sich in allen Zimmern nur eine einzige Blutspur — in der Schlafkammer selbst nicht weit vom Bette — nirgends ein Abdruck blutiger Finger gefunden hat. Die Zeit des Mords muß nach zwei zusammenstimmenden Zeugnissen ungefähr um 2 Uhr nach Mitternacht gewesen seyn; um 12 Uhr hatte sich, nach Courvoisiers Aussage Lord Williams zu Bette gelegt, anderthalb bis zwei Stunden nämlich, sieht man, brannte das Nachtlicht, und gegen 2 Uhr hörte die im benachbarten Hause wohnende Frau Anstruther ein lautes

Digitized by Google

Aechzen, offenbar den, wahrscheinlich durch ein aufgedrücktes Kissen verdumpften, Todesschrei des Getroffenen. (Fortsetzung folgt.)

Miszellen.

Die Wohlthäter wider Willen.

Im sechszehnten Jahrhundert führte der venetianische Statthalter zu Padua, Gob Grimani, sein Regiment mit Weisheit, Edelsinn und Großmuth, so daß er allgemein geachtet wurde, besonders auch von den damals zu Padua studirenden italienischen Jünglingen. Wie jetzt, hatten indeß auch damals die Studirenden einen lebhaften und regen Sinn für akademische Freiheiten, und genossen ihr Leben so fidel, als es die eingehenden elterlichen Wechsel irgend erlauben wollten. Dabei waren lustige Schwänke ihr vorzügliches Vergnügen, die sie auch, wo es irgend thunlich war, auszuführen sich bestrebten. Nun befand sich einmal ein armer Student in Padua, welcher immer in auffallend dürftiger Kleidung einherging, und deshalb von manchen andern Studenten bespöttelt wurde. Einige derselben begegneten ihm eines Tages, und beredeten ihn, etwas zu thun, wofür er von ihnen zehn Kronen erhalten würden. Er solle nämlich den Statthalter, wenn er aus der Kirche träte, anreden, ihn grüßen, ihm die Hände küssen, und sich für seinen Bruder ausgeben. Der arme Student, der gern die zehn Kronen verdient hätte, that endlich mit beklommenem Herzen, da er den Zorn des Statthalters fürchtete, das, wozu man ihn beredete. Doch Grimani, weit entfernt, entrüstet zu werden, sprach ihm freundlich zu, nahm ihn mit nach seinem Pallast, und forschte ihn näher aus. Als er nun erfuhr, auf wessen Anstiften und aus welchem Grunde er so keck gewesen, ließ er die Studenten, die den Spaß veranlaßt hatten, vor sich kommen, und erklärte Ihnen, daß er durch ihre Vermittelung jetzt einen Bruder erhalten habe, der aber nur sehr dürftig und gering bekleidet, und außerdem in übeln Umständen sey, so daß es nothwendig würde, demselben mit einer guten Summe auszuhelfen, die er jedoch im Augenblick selber nicht vorräthig habe. Er wolle daher die jungen reichen Herren um Beihülfe ansprechen, und eine bedeutende Unterstützung erwarten. Die Studenten, die wohl begriffen, wie es gemeint sey, fingen an, sich auf das Aeußerste zu entschuldigen, es wollte aber Alles nicht helfen, sie sahen sich vielmehr gedrungen, ihrem armen Mitbruder so reichliche Spenden zu machen, daß er für die Zeit seiner Studien aus aller Noth heraus war.

Zahl der Vagabunden in Paris.

Es läßt sich denken, daß man unmöglich auch nur annäherungsweise die Zahl der Spieler und Vagabunden von jedem Alter in einer so großen Stadt, wie Paris ist, angeben kann; Kinder, die kein Obdach haben, und kleine Diebereien begehen oder betteln, wenn es unbemerkt geschehen kann, kennt die Polizei 1500. Viele der erwähnten Personen haben weder Dach noch Fach, und halten sich meist in elenden Häusern auf, die jedem offen stehen, und sich in den ärmsten Stadttheilen, in den ekelhaftesten Straßen der Stadt befinden. Man zahlt in diesen Höhlen für ein Nachtquartier zwei bis fünf Sous. Die Zahl dieser niedrigsten Hôtels Garnis betrug im Juli 1836 zweihundert und dreiundvierzig, und enthielt zusammen ungefähr 6000 Miethsleute der erwähnten Art. Diese Häuser verringern sich indeß, denn zwei Jahre früher gab es deren noch 327 mehr. In Privathäusern wohnen natürlich noch mehr Spitzbuben ꝛc.; die Polizei schätzt diese auf 8000, und kennt etwa 60 Diebeshehler.

* Das Veilchen.

Wenn ich mit dem Veilchen kose,
Seh' mein Liebchen ich dabei;
Veilchen traut sich nicht vom Moose,
Und verschönert doch den Mai.

Anmuth hat ihm wie dem Veilchen
Gott in's liebe Herz gesenkt;
Eitle Pracht täuscht nur ein Veilchen,
Wird vom Sonnenstrahl versengt.

Liebe läßt sich nicht leicht finden,
Will gesucht mit Liebe sein!
Wie in's Land sich Veilchen winden,
Hüllt sich Liebe schüchtern ein.

Mögen schön're Blumen prangen
In dem Schooße heit'rer Flur,
Weckt nur Eine mein Verlangen;
Denn das Veilchen sucht man nur.

L. Scharrer.

* Charade.

Ein's sagt man nur von einem Mann,
Der nicht mehr ist, was er gewesen.
In Zwei gibt's oft so viel zu lesen,
Daß man kaum fertig werden kann,
Wer's Ganze ist, thut seine Pflicht
Und glaub' mir Freund, er schlendert nicht.

Verlegt und redigirt unter Verantwortlichkeit der G. Geiger j.'schen Buchdruckerei.

Digitized by Google

№ 57. 15 Juli 1840.

Der Erzähler.

Ein

Unterhaltungsblatt für Jedermann.

Fünfter Jahrgang.

Augsburg. Dieses Blatt erscheint jeden Mittwoch und Samstag, und kostet dahier vierteljährlich 15 kr., halbjährig 30 kr. und jährlich 1 fl.; auswärts ist der Preis: vierteljährlich 18 kr., halbjährig 36 kr. und jährlich 1 fl. 12 kr. Bestellungen nehmen alle Buchhandlungen und königl. Postämter, letztere mit der tarifmäßigen Portovergütung, an.

* Lord William Russels Tod und sein Mörder.

(Fortsetzung.)

Diese an Ort und Stelle des Verbrechens vorgenommene Untersuchung, besonders im Gegensatz zu der Ruhe, die Courvoisier fortwährend behauptete, führte freilich zu keinem befriedigenden Resultate, auch war der Zweck der vorläufigen Polizeiuntersuchung nur, die äußern Mittel und Anzeichen des Einbruchs der entwendeten Effekten u. s. w. zu untersuchen, wie es der Hauptzweck der Mordschau (coroner's inquest) keineswegs ist, auszumitteln, von was für Personen, sondern nur, wie (nämlich selbstmörderisch oder nicht selbstmörderisch) die That verübt worden ist; das eigentliche Untersuchungsverfahren gegen den zu ermittelnden Thäter bleibt der Polizei überlassen, während bei dem fernerern Verlaufe der Untersuchung das Aussprechen des „Schuldig" oder „Nichtschuldig" dem Geschwornen-Gerichte zusteht.

Da sich, wie augenscheinlich, die Untersuchungsbehörde von dem „absichtlichen Morde einer Person" bald überzeugt hatte, so wurden die drei Dienstboten des Hauses einstweilen in besondern Zimmern unter polizeiliche Aufsicht gestellt, während die Behörde mit Umsicht und großer Energie die Untersuchung auch gegen andere Personen begann. — Courvoisier, auf den sich, nach dem Gang der Untersuchung, die allgemeinste Aufmerksamkeit gerichtet hat, ist ein hübscher junger Mann von 25 Jahren, mit schwarzen Haaren und Augen und einem klugen, aber etwas niedergeschlagenen Blicke.

Unter den anderen, in Untersuchung gezogenen Personen war ein gewisser Heinrich Carr, ehemaliger Kutscher, der am Abende vor jenem schrecklichen Morde Courvoisier besucht, aber trotz aller Genauigkeit konnte man in seinem Benehmen, wie nach seinen übrigen Ausweisen, nichts Verdächtiges finden. — Auch auf den alten ehrlichen John Ellis fiel Verdacht. Wie wehe nun diesem solche Beschuldigung fallen mußte, läßt sich denken! doch auch er reinigte sich bald von dem Verdachte, indem er nachweisen konnte, daß er um die Zeit, als der Mord begangen sein mußte, anderswo, und zwar ausserhalb London, war. — Die übrigen Vernehmungen, die aber alle zu keinem Resultate führten, sind zu wenig interessant, als daß wir sie aufführen sollten. Um schneller und sicherer zum Ziele zu gelangen, setzte nun selbst die Regierung eine Belohnung von 200 Pf. Sterling (2400 fl. rh.) auf die Ermittelung des Thäters aus; denn schon war zu befürchten, daß auch dieses Verbrechen nicht zur Entdeckung des Thäters führen werde, da binnen zwei Jahren in London vier ähnliche Mordthaten an Personen in ihren Wohnungen begangen waren, ohne daß man dem Mörder auf die Spur gekommen wäre, auch versprach die Regierung dem, etwa zugleich dabei betheiligten Entdecker, falls er nicht der Hauptthäter ist, Verzeihung. —

Die Behörde schickte an alle Gold- und Silberarbeiter, Juweliere, Uhrmacher, Händler ꝛc. genaue Verzeichnisse der entwendeten Gegenstände, um vielleicht, wenn einem derselben etwas davon zum Kaufe angeboten würde, auf eine Spur zu kommen, und ließ zugleich im Hause des Ermordeten eine neue ganz genaue Hausuntersuchung vornehmen. —

Hatte schon Courvoisier, als er von der Untersuchung eines Wasserkanals, die Umstände halber nur mit Mühe vorgenommen werden konnte, hörte, gestutzt, so zeigte er sich, als er merkte, daß es mit dieser Untersuchung Ernst werde, etwas unru-

Digitized by Google

hig. Diese, wegen der Oertlichkeiten freilich etwas schwierige Nachsuchung, lieferte dagegen gutes Ergebniß; man fand innerhalb des Einfassungsbrettes dieses Abzugs nicht nur mehrere der gestohlenen Ringe und Münzen, sondern auch den Zehnpfundschein, den, wie erwähnt, Lord William nebst einem Fünfpfundschein unter seinem Kopfkissen liegen hatte. Als Courvoisier die Entdeckung erfuhr, ward, nach dem Ausdruck eines der Maurer, sein Gesicht so weiß als sein Hemd, und er zeigte sich von einem plötzlichen Unwohlsein ergriffen. Doch behauptete er fortwährend seine Unschuld. Die Polizei erklärte ihn nun für verhaftet.

* * *

Ehe wir zu den fernern Verhören Courvoisiers schreiten, denn trotz seiner großen Kaltblütigkeit, die er bei allen an ihn gestellten Fragen, wie bei der gegenwärtigen vorläufigen Untersuchung gezeigt hatte, erheischte es eben so die Klugheit als die Nothwendigkeit und der Wille des Gesetzes, daß weiter gegen ihn vorgeschritten werde, — ehe wir also den fernern Untersuchungen des Polizeigerichts folgen, sei es erlaubt, noch einen Blick in die Norfolk-Street, in das Haus des ermordeten edlen Lords zu werfen.

Das traurige Ereigniß seines Todes hatte nicht nur in Westend (so heißt das Stadtviertel) sondern auch in andern Theilen der Stadt große Sensation erregt, und ehe noch die zwei Ellen langen großen Zeitungsblätter diesen Vorfall der Stadt und der weiten Welt verkündeten, hatte schon die tausendzüngige Fama den Unglücksfall in weitem Kreise verbreitet. — Der Antheil, den man an dem Tode des edlen Lords, besonders wegen der damit verbundenen Gewaltthat, nahm, war allgemein; was für den kalten in sich abgeschlossenen Engländer viel sagen will. Am tiefsten wurden dadurch namentlich die nächsten Anverwandten betroffen, und konnte ihnen einerseits die große Theilnahme, die ihnen von Seite der Lords wie Gentlemen so häufig bezeugt wurde, wie die Neugierde, mit welcher das Publikum von jetzt die Norfolkstreet besuchte, um wenigstens das Haus zu sehen, wo das Verbrechen begangen worden war, — ihnen eine angenehme Erscheinung sein, so war anderer Seits die Wunde zu groß, als daß solches ihren Kummer gänzlich hätte trösten können, daher es nicht zu verwundern, daß die Verwandten, besonders da die Nachricht dieses gewaltsamen Todes ohnehin Aufsehen genug gemacht, die Leichenbestattung in möglichster Stille wünschten. Eine große Anzahl von Personen aus der Nobility und Gentry, — ja sogar Ihre Maj. die Königin und Prinz Albert, — hatten ihre Wagen zur Leichenbegleitung angeboten, was aber dankbar abgelehnt wurde, da die Leiche in aller Stille, (in so fern es nach dem Charakter des Verstorbenen thunlich war) bestattet werden sollte.

Am 11. Mai versammelten sich die Personen, die nach der englischen Etikette bei der Leichenbegleitung eines Lords, auch wenn sie in aller Stille geschieht, zu erscheinen haben, vor dem Hause. — Den Zug eröffneten vier Constables zu Pferd, dann folgten die Wappen- nnd andern Herolde, wohl ein Dutzend an der Zahl, und sämmtlich zu Pferd, dann der Leichenwagen mit der Leiche, mit sechs schwarzbehangenen Pferden bespannt; der Leichenwagen, in Art eines Katafalks, mit den Adels-, Familien- und Ordenszeichen des Verstorbenen dekorirt, und um denselben eine Anzal Herolde mit brennenden Fackeln, hinter dem Sarge wieder Herolde zu Pferd, und den Schluß machten wieder vier berittene Constables. — Von den Anverwandten und Freunden des Verstorbenen und sonstigen Honoratioren folgte Niemand, — eben weil die Leichenbegleitung eine stille, und die ganze Trauer eine stille sein sollte; nur einer, ein treuer Freund uud Diener seines Herrn, der ihn nie verlassen, so lange er bei ihm war, bis auf jenen Abend vor der verhängnißvollen Nacht, jenen Abend, wo Lord William äußerte „er wolle eine neue Miethwohnung beziehen," nur der einzige kam ungeladen und unabgehalten, es war Lords Williams — Hund. Der treue Pollux, eine große schöne Dogge, die am Abende vor seines Herren Tod verschwunden, und von der man nicht wußte, wohin sie gekommen, war wieder da, und folgte ängstlich und niedergeschlagen unter den Reitern dicht hinter dem Sarge, oder vielmehr unter dem Trauerwagen, und da einer der hinten reitenden Herolde das treue Thier als den Hund des Lords erkannte, so ließen sie ihn gewähren.

So bewegte sich der Zug langsam, still und feierlich nach dem Gottesacker von Westend. — Hier angekommen, plazirte sich die Reiterei im Vorhofe, während der Sarg, von nur wenigen Heroldeu und den Kirchendienern begleitet, in die Gruft hinabgetragen wurde. Dort warteten schon die nächsten Verwandten, dann der Bischof von London von vier

Digitized by Google

Diakonen assistirt. — Hier hielt in der feierlichen Stille, die die Halle erfüllte, der fromme und gelehrte Bischof eine salbungsreiche Anrede an die Trauernden, und segnete den Sarg mit kräftigen und erbauenden Worten, die Leiche zu ihrer letzten Ruhe ein. Da hiermit der Trauerakt geschlossen war, kehrte Alles in tiefer Stille wieder nach Hause, nur — Pollux, der treue Diener des Lords, der sich unbemerkt in „diese neue Miethwohnung" seines Herrn geschlichen hatte, blieb, und legte sich auf das Grab, von dem er nur mit Mühe von dem Kirchenkustos nach langem Widerstreben weggebracht werden konnte; — wir aber wollen wieder zu den Verhören Courvoisiers zurückkehren.

(Fortsetzung folgt.)

Miszellen.

Die Times vom 25. Junius.

Ein merkwürdiges Beispiel der unmäßigen Ausdehnung des englischen Zeitungswesens liefert dieß Blatt vom genannten Datum. Seit längerer Zeit schon erscheint diese Zeitung doppelt, d. h. in acht ungeheuren Folioseiten, dießmal aber vierfach, demnach in sechzehn Seiten mit je sechs, also sechsundneunzig Spalten. Davon ist fast die Hälfte, nämlich sechsundvierzig Spalten, mit Anzeigen angefüllt. Rechnet man hier die Zeile zu einem Shilling, so beläuft sich der Ertrag von diesen allein auf etwa 700 Pfund Sterling (circa 8000 fl. rh.) Die Zahl der Annoncen mag, 25 auf die Spalte gerechnet, etwa 11 bis 1200 betragen. Die Gesammtmasse des Gedruckten muß, gering angeschlagen, dreißig mäßige Octavbogen füllen. Nun einige Worte über den weitern Inhalt. — Die ersten fünf Seiten sind ganz mit Anzeigen angefüllt. Dann folgt eine Recension von Mill's bekannter Geschichte des brittischen Indiens," worin die Fehler dieses Werks, das trotz dem immer noch das einzige ziemlich vollständige ist, ziemlich scharf hervorgehoben werden. Der Verfasser der Recension ist kein anderer, als der berühmte Professor Wilson, der allerdings hinreichend befugt ist, über diesen Gegenstand ein Urtheil zu fällen. Hierauf folgt der Brief eines englischen Compositeurs, welcher sich beklagt, daß die Werke englischer Musiker nicht auch gegen den Nachdruck geschützt seien. Die nächsten zwei Spalten enthalten Aktenstücke über Neuseeland, und zwar eine Fortsetzung früherer Mittheilungen. Den Rest der vierten Spalte füllt ein kurzer Brief über schnellere Hülfe bei Feuersbrünsten. Die fünfte und die Hälfte der sechsten Spalte sind mit Bemerkungen über Bennets Werk: „Fahrt eines Wallfischfängers um die Welt," angefüllt, mit zwei interessanten Auszügen über die Nachkommen der aufrührerischen Matrosen auf der Pitcairn-Insel und über das Tättowiren, das Herr Bennet, um einen richtigen Begriff davon zu bekommen, an seinem eigenen Leibe probiren ließ, so schmerzhaft auch die Operation war. Den Rest der sechsten Spalte füllt ein Artikel über die Galerie Soults, wovon einige Stücke durch den geldgierigen alten Marschall nach England verkauft werden sollen, und eine Abhandlung über die Behandlung der Hundswuth nach dem von einem Schulmeister an der österreichisch-türkischen Gränze zufällig entdeckten, und, wie behauptet wird, sehr probaten Mittel. Hiemit ist die sechste Seite geschlossen. — Auf der siebenten Seite enthält die erste Spalte eine interessante Mittheilung über eine im schottischen Dialekt geschriebene Komödie, Gaberlunzie betitelt. Die zweite Spalte beginnt mit einer Uebersetzung aus der Allgemeinen Zeitung, die Handelsverhältnisse Frankreichs zu Abyssinien betreffend, und unten steht noch ein Artikel über kirchliche Gerichtsbarkeit von einem Herrn Clark. Die dritte Spalte enthält einen Artikel über die neue Bill zur Verbesserung der Armengesetze in England, und dann einen bittern Ausfall über das seit einigen Jahren begründete „Katholische Institut Großbritanniens." Die vierte Spalte ist gefüllt mit einem in Briefform mitgetheilten Artikel über die Bill zur Registrirung der Parlamentswähler. Die fünfte und die Hälfte der sechsten Spalte enthalten eine officielle Correspondenz über einige Mißbräuche im Corporationswesen der Stadt Ludlow, und die zweite Hälfte der sechsten einen Bericht über eine „Radicale Versammlung" in Dublin. — Die fünf ersten Spalten der achten Seite sind angefüllt mit Aktenstücken über die Juden in Damaskus. Die letzte Spalte der achten und die fünf ersten der neunten Seite enthalten die Recension einer „Geschichte der irischen (protestantischen) Kirche" von dem Bischof Dr. Mant. Da die Sache ein besonderes Partei-Interesse hat, so ist sie natürlich sehr umständlich abgehandelt, und möchte in gewöhnlichem Druck einige Bogen füllen. Die letzte Spalte der neunten Seite enthält einen umständlichen Bericht über die neuesten Versuche Oberst Pasley's, das Wrack des Royal George durch Pul-

Digitized by Google

verladungen zu sprengen, die durch den voltaischen Apparat entzündet werden. — Die dritthalb ersten Spalten der zehnten Seite sind angefüllt mit den officiellen Nachrichten über ein in Neufundland begangenes Verbrechen, und den Rest der dritten Spalte nimmt eine officielle Ankündigung über die Errichtung des Nelson-Monuments auf dem Trafalgar-Square ein. Nun beginnen wieder Anzeigen, und füllen die zweite Hälfte der zehnten und die ganze eilfte Seite. — Erst auf der zwölften Seite beginnt die eigentliche Zeitung mit den sogenannten Leading Articles, die in diesem Blatte allerdings besonders zahlreich sind, indem sie mit dem Börsenartikel (Money Market and City intelligence) die zwölfte und dreizehnte Seite einnehmen. Auf der 14ten Seite machen die Hofnachrichten (Court Circular) den Anfang, dann kommen Adressen zur Beglückwünschung Ihre Majestät für die glückliche Rettung, Nachrichten aus Frankreich, eine Adresse von dem bekannten Moses Montefiore an alle jüdischen Familienhäupter in London, worin er sie zu einer Versammlung in der Synagoge zum Behufe von Mittheilungen über die Angelegenheit der Juden in Damascus auffordert, specielle Angaben über Courvoisier, über die Sheriffswahl in London, über eine Versammlung der brittischen und fremden Gesellschaft zur Abschaffung der Sklaverei, und verschiedenes Andere, worunter auch Sporting Intelligence, d. h. Nachrichten über Wettrennen zu Hampton u. s. w. — Auf der fünfzehnten Spalte endlich kommen noch einmal Nachrichten über Irland, hierauf drei Spalten „gerichtliche Nachrichten" (Law report), Schiffs- und Handelsnachrichten, und endlich beginnen noch einmal die Anzeigen auf der sechsten Spalte und gehen dann bis ans Ende des sechzehnten Seite. — Es ließen sich an diese Darlegung der ungeheuren Masse von Nachrichten, Mittheilungen, Recensionen u. dgl. eine Menge Bemerkungen anknüpfen, wir wollen sie indeß unsern Lesern sämmtlich ersparen, bis auf eine, die manchem mit dem Zeitungswesen minder bekannten Leser vielleicht fremd ist. Die Kosten, welche ein solches Zeitungsblatt zu tragen hat, sind unermeßlich, und lassen sich auf dem Continent, wo man mit den einzelnen Umständen, mit der Zahlungsart der Mitarbeiter weniger bekannt ist, auch nicht einmal annähernd angeben, sie sind aber gewiß größer, als der Ertrag der Zeitung selbst, so groß auch dieser ist, denn der Absatz ist nach den eigenen Angaben der Times nur ungefähr 18,000 Nummern täglich.*) Aber der unermeßliche Ertrag der Anzeigen muß alles Andere decken, und zugleich noch den Gewinn abwerfen. Dadurch erhalten die bestehenden großen Journale ein factisches Monopol, und in neuer Zeit ist in England trotz mehrfacher Anstrengung kein neues großes Blatt emporgekommen, vielmehr bald das eine, bald das andere eingegangen.

*) In London findet nämlich kein eigentliches fixes Abonnement statt, sondern es werden die Blätter einzeln verkauft, oft bei besonders interessanten Vorfällen, wie vor neun Jahren bei der Reformbill, unverhältnißmäßig mehr als gewöhnlich, und die Pressen drucken so lange fort, als man Blätter verlangt; daher wird blos nach gestempelten Bogen gerechnet.

Das kranke Kind.

Die Wange fahl, die volle Lippe blaß,
Das trübe Aug von Schmerzesthränen naß,
Die zarte Brust von argem Weh erfüllt —
So jetzt mein Kind — sonst der Gesundheit Bild.

Dein Leiden Kind — dein tiefer, stiller Schmerz,
Dein Thränenblick — durchschneidet mir das Herz,
Und ein Gefühl, voll namenloser Pein,
Hüllt meine Seel' in dumpfe Trauer ein!

Doch schweige Gram, sey ruhig Vaterherz!
Mein düster Aug', es schweifet himmelwärts,
Um von dem Gott der Gnade zu erflehn:
„O laß mein Kind — mein krankes, auferstehn.

Und täg' sein Tod in deinem heil'gen Schluß,
So zürne nicht ob meinem Schmerzerguß,
Hat ja dein Sohn — der eine Welt erlost,
Dem Mutter Aug' die heiße Thrän' erpreßt!"

* Charade.

Die Ersten enteilen wie Stunden
In tiefer Vergangenheit Schoos;
An ewige Ketten gebunden
Riß keiner dort wieder sie los.
Die dritte bewähret den Meister,
Sie zeuget von Kraft und Genie,
Die Stümper, verkrüppelter Geister
Erhebet und lohnet sie nie.
Das Ganze mit Blumen zu schmücken,
Dieß sey dein Streben, dein Thun;
So wird es dich immer beglücken,
Sanft wirst du am Abende ruh'n.

Auflösung der Charade in No. 56.:
Exact.

Verlegt und redigirt unter Verantwortlichkeit der G. Geiger j.'schen Buchdruckerei.

Digitized by Google

№ 58. 18 Juli 1840.

Der Erzähler.

Ein

Unterhaltungsblatt für Jedermann.

Fünfter Jahrgang.

Augsburg. Dieses Blatt erscheint jeden Mittwoch und Samstag, und kostet dahier vierteljährlich 15 kr., halbjährig 30 kr. und jährlich 1 fl.; auswärts ist der Preis: vierteljährlich 18 kr., halbjährig 36 kr. und jährlich 1 fl. 12 kr. Bestellungen nehmen alle Buchhandlungen und königl. Postämter, letztere mit der tarifmäßigen Portovergütung, an.

*Lord William Russels Tod und sein Mörder.

(Fortsetzung.)

Da die Polizei-Untersuchung auswies, daß, wie schon oben erzählt, die beiden übrigen Dienstboten, so wie der Kutscher Karr, und der alte treue John nicht wohl in diesem schauderhaften Verbrechen konnten verwickelt sein, so blieb der Verdacht desto mehr auf Courvoisier, da er, trotz seiner, wenigstens äußerlich gezeigten Ruhe, doch hie und da, wie der Leser bei Gelegenheit der Untersuchung des Abzugs-Kanal sich erinnern wird, sich des begangenen Verbrechens sehr verdächtig machte.

Courvoisier wurde auf das Polizeiamt von Bowstreet in Westminster gebracht, wo die erste Untersuchung am 14. Mai statt fand. (Die Untersuchung hatte zwar schon am 11. Mai begonnen, mußte aber wegen Ungenügenheit des ermittelten Thatbestandes wieder abgebrochen werden.)

Die hauptsächlichsten neuen in der Deposition des Inspektors Herrn Pearce enthaltenen Anklagepunkte gegen Courvoisier sind folgende:

1) der Inspektor fand hinter dem Bretterverschlag des Schenkzimmers, neben dem Abzug, nicht nur den 10 Pfundschein und eine Anzahl Ringe, von denen Courvoisier selbst gesagt hatte, daß sie fehlten, sondern auch eine gestrickte Börse, 5 Goldmünzen in Papier und eine Waterloodenkmünze, alles Stücke, die der Gemordete theils selbst zu tragen, theils neben seinem Bette liegen zu haben pflegte.

2) In den Taschen Courvoisiers fand sich, außer einem Bund Schlüssel und etwas Silbergeld, ein goldenes Schlößchen, von dem der Befragte erklärte, daß es sein gehöre; nach der Aussage des alten treuen John Ellis aber ist dieses Schlößchen dasselbe, das dem Lord William vor einigen Wochen bei einer kleinen Reise nach Richmond, auf der Courvoisier ihn begleitete, im Richmonder Gasthause wegkam, und das auch, als er von London aus darum schrieb, trotz alles Nachsuchens des Wirths nicht wieder gefunden werden konnte.

3) Nicht weit von dem Meißel, der auf der Bank des Schenkzimmers lag, und den Courvoisier für den seinigen erklärte, lag auch ein Schraubenzieher, der, nach Courvoisier's Erklärung, ins Haus gehörte, und beide Werkzeuge paßten in die Scharten sowohl an der Hinterthür als an den erbrochenen Schränken und Tischen.

Tausende von Menschen hielten unterdieß die Nordfolkstreet gleichsam wie belagert, und mit jedem Tage vermehrte sich der Zuwachs der neugierigen Menge. Einigemal strömte kalter Regenschauer mit großer Heftigkeit herab, und doch war er nicht im Stande, die dichten Massen zu trennen; man hoffte, denn alles war aufs Höchste über die Schrecklichkeit eines solchen Mordes empört, alle Augenblicke, besonders in den ersten Tagen nach dem Morde, also noch vor der oben beschriebenen Leichenbestattung, daß jemand aus der Hausthür treten werde mit der Botschaft, es seien Sachen entdeckt, die auf eine Enthüllung dieser schrecklichen räthselhaften Geschichte führen könnten; und oft zerstreuten sich die dichtg edrängten Massen erst nach der Mitternachtsstunde — die Zeit, wo der edle Greis vor wenig Tagen das Opfer eines schwarzen Meuchelmords geworden war. —

Das zweite Verhör war auf den 15. festgesetzt. — Die Nachforschungen im Hause des Ermordeten wurden von der Polizei aufs Eifrigste betrieben. Im Hause hatte es das Ansehen, als wenn man es von Grund aus wegbrechen wollte.

Digitized by Google

Alle Verschläge, alle Dielen wurden weggerissen und auf das Genaueste untersucht, ob nichts von den Effekten des Ermordeten dorthin versteckt worden war, und wirklich fanden sich unter denselben auch einige dem Verstorbenen angehörige Kostbarkeiten. Doch dieses Alles bewies noch nicht, wer sie dahin verborgen, noch weniger, wer den Lord ermordet. — Courvoisier benahm sich dabei immer höchst standhaft, ruhig und gesetzt; er betheuerte fortwährend seine Unschuld, und zeigte manchmal eine so fromme Naivität, daß auch Männer, die einen sehr starken Verdacht gegen ihn gehegt, sich ihres ungegründeten Verdachtes wegen schämten, und im Herzen gleichsam den Angeschuldigten um Verzeihung baten. Was aber auch sollte Courvoisier zur Ausführung einer solchen schrecklichen That veranlaßt haben? — Sein Herr war die Menschenliebe selbst, der seine Dienstboten nichtsweniger, als streng behandelte, und zudem die geleisteten Dienste gut bezahlte, einen alten treuen Diener wohl zu ehren wußte, wie wir aus seinem wohlwollenden Benehmen gegen den alten John ersahen. Zudem war ja auch das Abhandengekommene nicht von erheblichem Werthe; überhaupt war, wenn auch der Lord sehr reich, sein im Hause befindliches Gut und Geld, — da bekannt Lord William in seinem Alter sehr einfach lebte, und daher keine große Silber-Einrichtung ꝛc. besaß, — nicht so erheblich, daß es einen Dienstboten, der hier sein gutes Auskommen hatte, zu einem Morde hätte verleiten können. —

Das zweite Verhör fand am 22. Mai (10. Uhr Morgens) wiederum in Bowstreet statt, und bestätigte die ältern und neuern Verdachtsgründe gegen Courvoisier leider nur allzu sehr. Wir theilen daraus alles, was uns für die Geschichte der That und die Charakterisirung des wahrscheinlichen Thäters wichtig scheint, unsern Lesern mit.

Die zu vernehmenden Zeugen waren Schließerin und Köchin (zum zweitenmal), der Kutscher Lord Williams und der des Herrn Fector (der früheren Herrschaft Courvoisiers), die beiden Kellner des anstoßenden und des gegenüber liegenden Hauses, zwei Wundärzte und mehrere Polizeibeamte.

Courvoisier selbst, in schwarzem Frack, erschien mit gewohnter Ruhe an den Schranken.

Aus dem übereinstimmenden nachträglichen Bericht der Schließerin und Köchin entnehmen wir Folgendes: „Courvoisier that in den letzten Wochen mehreremale die Aeußerung, die alte Billy (William) sey ein steinalter Knochen (rum-old chap), und wenn er, Courvoisier, sein Geld hätte, würde er nicht lange in England bleiben. „Aber Se. Lordschaft ist nicht reich," sagte die Schließerin. „O ja doch," antwortete Courvoisier, „er hat Geld, und wenn ich's hätte, würde ich nicht lange in England bleiben." —

Auch in den beiden Tagen nach dem Morde, wo die Dienstboten noch in Lord Williams Hause zusammen waren, erschien das Betragen Courvoisiers fortwährend sehr auffallend: er ließ auf seine Mitdienstboten mehrmals einen seltsamen Blick fallen, als wollte er fragen, hast du mich in Verdacht? Am Donnerstag, beim Frühstück, da die Schließerin weinte, zitterte er so heftig, daß er seine Schale kaum halten konnte. Er hatte ein Schnupftuch Lord Williams in der Tasche, und da es die Schließerin ihm abverlangte, that er wieder einen so seltsamen Blick." —

Aus dem Bericht des Kutschers Lord Williams: „Zwei oder drei Tage vor dem Mord sah ich, daß der Angeklagte ein paar Rasirmesser im Schenkzimmer hatte; er ist sehr geschickt, das Messer sowohl in der rechten als linken Hand zu führen." —

Aus dem Bericht des andern Kutschers: „Der Angeklagte trug beim Ausfahren gewöhnlich weißbaumwollene Handschuhe." (Die Berichte der beiden Kellner sind ohne Bedeutung.) — Wundarzt Nussey: „Die Wunde verrieth ein sehr scharfes Instrument und eine im Führen desselben äußerst geübte Hand." — Polizei-Inspektor Ted: „Auf mehrere Fragen, die ich beim Untersuchen des Zimmers an den Angeklagten richtete, was von den Kostbarkeiten seines Herrn fehle, antworte er: „ich weiß nicht, aber Ellis (der frühere Bediente) muß es wissen." Das Hemd, das Angeklagter am Mittwoch Morgen trug, war ganz rein und frisch. Vorgestern verlangte Angeklagter zum Wechseln ein frisches Hemd aus seinem Mantelsack: ich ging wieder auf seine Stube, öffnete den Mantelsack, nahm das Hemd, und da fiel vorliegendes Paar Handschuh heraus (sie sind von weißer Baumwolle und blutbefleckt): sie waren nicht im Mantelsack, als ich ihn am Tage nach dem Mord zuerst untersuchte."

Die Verhöre dauerten am nächsten und den folgenden Tagen fort, und es würde uns zu weit führen, sie näher verfolgen zu wollen, da die Hauptresultate, auf die sich der Verdacht gegen Courvoisier

Digitized by Google

stützte, bereits in dem Früheren erzählt sind. Bei diesen fortgesetzten Zeugenverhören und Untersuchungen ergab sich, daß der Verdacht kein ungegründeter sei, und der Richter Herr Hall eröffnete daher in der am 29. Mai stattgefundenen Gerichtssitzung in Gegenwart des öffentlichen Anklägers (Sollicitor of to prosecution), des Herrn Flower, Advokaten Courvoisiers, der übrigen Gerichtspersonen und vorgeladenen Zeugen dem Courvoisier, „daß, nachdem nun durch die Aussagen der Zeugen die Anklage gegen ihn hinlänglich bewährt und alle Verdachtsgründe gegen ihn hinlänglich erörtert seyen, er nicht länger in vorläufiger Bewahrung gehalten, sondern als angeklagter Mörder Lord William Russels zur weitern Aburtheilung nach Newgate gebracht werden müsse. Er werde bei dem nun eintretenden persönlichen Verhör alle Gelegenheit finden, sich gegen jene Anklage zu vertheidigen; doch stehe es ihm auch vorläufig zu, sich über das oder jenes, was ihm nöthig scheine, zu erklären. Nur möge er dabei bedenken, daß jede seiner Aeusserungen niedergeschrieben werde, um davon nöthigenfalls gegen ihn selber Gebrauch zu machen.“ —

Der Gefangene flüsterte ein wenig mit seinem Advokaten, worauf dieser erklärte, „sein Client habe nichts zu bemerken, als daß er vollkommen unschuldig sey.“

Der Gerichtshof, welcher jetzt den Angeklagten erwartete, war viel ernsterer und wichtigerer Art, als der bisherige, es war der Criminalgerichts-Hof, die Jury nämlich, — und wenn die Geschwornen einmal das schreckliche Wort: „Schuldig“ ausgesprochen haben, kann kein Advokat mit aller Beredsamkeit der Welt, kein Geld, keine Protektion und keine Macht, das verhängnißvolle Wort und die Ausführung der Strafe zurückhalten.

Des Richters Ausspruch, daß Courvoisier nämlich in engeren Gewahrsam gebracht werden müsse, wurde sofort vollzogen. — Der Polizeisergeant übergab den Gefangenen dem schon harrenden Diener des Criminal-Gefängnisses von Newgate und den Constablen; jener legte demselben Hand- und Fußschellen an, und so führten sie ihn zu dem im Hofe wartenden Gerichtswagen. — Bleich, gerührt und gelassen hatte Courvoisier vernommen, daß ein anderer, weniger bequemer Ort ihm als Gefängniß angewiesen sei, daß ein strengeres Gericht seiner warte; mit der Miene eines von tiefsten Kummer gepreßten Herzens hatte er die Worte des Richters vernommen, willig war er dem Polizeisergeanten aus dem Gerichtssaale zur Wachstube gefolgt; — als aber hier der Diener des Eisengefängnisses ihn mit Ketten und Handschellen empfing, netzte sich sein Auge, ein tiefer zum Himmel gerichteter Seufzer entquoll seiner Brust; ruhig hielt er, den Blick wieder zur Erde senkend, seine Glieder hin, um das verhängnißvolle Eisen daran zu befestigen. Als schon die Schellen an seinen Händen und Füßen klirrten, erhob er nochmal den Blick gegen den Himmel und sprach mit wehmüthiger, tiefgerührter Stimme: „Gott und alle Heiligen rufe ich an zu Zeugen, daß ich unschuldig bin; doch ich hoffe zu der gnadenreichen Mutter Gottes, unter deren Schutz ich Leib und Seele gestellt, daß sie mich Unschuldigen erretten werde!“ — Diese so warm aus dem Herzen gesprochenen Worte machten, obwohl etwas fremd klingend in den Ohren der Anglikaner, auf alle Umstehenden einen so tiefen Eindruck, daß selbst der Diener des Criminalgefängnisses, der bei der Menge von Verbrechern, die während seines langjährigen Amtes daselbst ihm unter die Hände gekommen waren, so ziemlich gefühllos und untheilnehmend war gegen jene Individuen, die einmal unter seine Hände kamen, — daß selbst der alte Gefängnißwärter sich eine Thräne aus dem Auge wischte. Hatte Courvoisier sich einigemale beklommen und betroffen gezeigt, so bewies er hier, doch ohne Ostentation oder freche Vermessenheit, die manchmal verruchte Verbrecher noch beim letzten Gange, beim Gange zum Tode an den Tag legen, eine Ruhe und Charakterfestigkeit, daß beinahe der General-Ankläger an ihm irre wurde. Er bestieg den Gerichtswagen, den einige reitende Konstabler umgaben, und setzte sich ruhig zwischen den Gefängnißdiener und seinen Gehilfen. — Der Wagen fuhr vor, die Thore gingen auf, und eine dichtgedrängte Menschenmasse, durch die der Wagen nur im langsamsten Schritte fahren konnte, harrte schon des Anblickes des Mannes, den das Gerücht der halben Stadt als den Mörder des edlen Lords bezeichnete. — Auf den John Bull machte jedoch sein ruhiges Aussehen keinen Eindruck; wohl aber konnte er Verwünschungen und Verfluchungen gegen sich in seine eigenen Ohren hören, und wie die hochkirchliche Anglikaner den verwünschten Gallier bald am Galgen baumeln zu sehen wünschten, während whiggisch gesinnte Bürger sich in die Ohren raunten, der Mörder müsse von den

Digitized by Google

Tories bestochen sein. So ging der Zug, da die Menge der Neugierigen sich immer vermehrte, langsamen gemessenen Schritts in einer langen Reihe, wie in einer Prozession, die weiten und langen Straßen bis zum Gefängniß Newgate, und erst, nachdem dieses seinen neuen Bewohner aufgenommen, zerstreute sich langsam die Menge. — Auch in diesem neuen gewiß sehr unheimlichen Wohnorte behauptete Courvoisier seine Ruhe und fromme Gesetztheit fortwährend im Schlaf wie im Wachen, auch hat der ihm zur beständigen Gesellschaft beigegebene Schließer nicht einen einzigen aufgeregten Traum an ihm wahrgenommen. Am 14. Juni wohnte er, — da in der Regel alle Gefangenen dem sonntäglichen Gottesdienste nicht nur beiwohnen dürfen, sondern auch müssen, — demselben in der Kapelle von New-Gate mit großer Fassung bei. Alle Augen waren auf ihn gerichtet, denn es scheint, daß der Pariser Weiber-Enthusiasmus für Verbrecher auch in London Mode wird: und schon am Donnerstag Morgen hätte sich der Wundarzt Marc-Kann eine, wie er angab, für vornehme Damen bestimmte Locke vom Haupte des Verhafteten ausgebeten. Somit kann da mancher mit dem Haare eines Menschen, an dem eigentlich nicht ein gutes Haar war, gute Geschäfte machen.

(Fortsetzung folgt.)

Miszellen.

Französische Sonderbarkeiten aus früheren Jahrhunderten.

In Frankreich durften die Leibeigenen ohne Erlaubniß ihres Herrn weder heirathen, noch seine Güter verlassen; ja, es stand ihm sogar frei, sie, gleich seinen Ochsen, Kühen und Pferden zu verkaufen oder zu vertauschen. Ein gewisser Edelmann in der Normandie fand Gefallen daran, sich durch die sonderbarsten Einfälle einen Ruf zu erwerben. Im Juni lud er alle seine heirathsfähigen Leibeigenen beiderlei Geschlechts ein, ließ sie ehelich zusammen verbinden, bewirthete sie reichlich mit Fleisch und Wein, erlustigte sich mit ihnen und zwang alsdann die verliebtesten Paare, allerlei komische Bedingungen zu erfüllen. Einige mußten im bloßen Hemde zwei Stunden im Wasser zubringen; Andere wurden vor einen Pflug gespannt und mußten eine Strecke Landes umpflügen; noch Andere mußten mit zusammengeschlossenen Beinen über Hirschgeweihe springen u. dgl. m. Er hatte eine Nichte, die in einen Jüngling aus der Nachbarschaft verliebt war und von diesem gleichfalls innig geliebt wurde. Der Oheim wollte jedoch seine Zustimmung zu ihrer Verbindung nur unter der Bedingung geben, daß der Liebhaber, ohne auszuruhen, seine Geliebte bis auf den Gipfel eines Berges tragen solle, den man aus den Fenstern seines Schlosses erblickte. Hoffnung und Liebe überredeten den Jüngling, seine Last werde leicht sein: er trug auch in der That seine Geliebte, ohne auszuruhen, bis an den bestimmten Ort; eine Stunde darnach aber starb er an den Folgen der Ueberspannung seiner Kräfte. Von Gram und Schmerz erfüllt, folgte seine Braut ihm wenige Tage darauf ins Grab. Zur Büßung dieses von ihm veranlaßten Unglücks stiftete der Oheim eine Priorei, die bis auf den heutigen Tag den Namen: „Priorei der zwei Geliebten“ führt. Sie liegt vier Meilen von Rouen. — Der Titel „Baron“ stand in früheren Zeiten in Frankreich in so hoher Achtung, daß man, aus frommer Verehrung, ihn sogar den Heiligen ertheilte. „Er legte,“ sagt Froissard irgendwo von Jemandem, „vor dem gedenedeiten Leichnam des heiligen Barons Jakobus sein Gelübde ab.“

In Lappland heißt es nicht: „auf Freiers Füßen gehen,“ sondern „auf Freiers Füßen laufen.“ Wer um ein Mädchen anhält, muß mit ihr ein Wettrennen abhalten. Sie erhält einen Vorsprung, der den dritten Theil der Laufbahn beträgt, so daß er wider ihren Willen sie nicht einholen kann. Nur von dem Freier, dem sie geneigt ist, läßt sie sich fangen. Wenn man aber die Leute, die allen Mädchen nachlaufen, sämmtlich für Lappländer halten wollte, würde man wenig Völkerkunde verrathen.

Auf einen gemeinen Dieb in F.

Hier liegt, den ein gerechter Spruch
Um wenig Groschen bracht' an's Eisen:
Der arme Tropf stahl nicht genug,
Um seine Unschuld zu beweisen.

Auflösung der Charade in No. 57.:
Tagewerk.

Verlegt und redigirt unter Verantwortlichkeit der S. Geiger j.'schen Buchdruckerei.

Digitized by Google

№ 59. 22. Juli 1840.

Der Erzähler.

Ein

Unterhaltungsblatt für Jedermann.

Fünfter Jahrgang.

Augsburg. Dieses Blatt erscheint jeden Mittwoch und Samstag, und kostet dahier vierteljährlich 15 kr., halbjährig 30 kr. und jährlich 1 fl.; auswärts ist der Preis: vierteljährlich 18 kr., halbjährig 36 kr. und jährlich 1 fl. 12 kr. Bestellungen nehmen alle Buchhandlungen und königl. Postämter, letztere mit der tarifmäßigen Portovergütung, an.

*Lord William Russels Tod und sein Mörder.

(Fortsetzung.)

Der Prozeß Courvoisiers vor dem Central-Criminal-Gerichtshof, der großen Jury und dem hohen Geschwornen-Gerichte begann am 17. Juni; nachdem 3 Tage zuvor durch dem Common-Sergeant (in Abwesenheit des Recorders) die Versammlung dieser periodischen Sitzungen eröffnet war. — Der öffentliche Gerichtssaal, wo dieser Prozeß, wie die andern Criminal-Prozesse verhandelt wurden, ist sehr geräumig, um eine Menge von Zuschauern aufzunehmen, — während schon der Raum für das Präsidium (Lord Oberrichter ꝛc.) Geschwornen, Anwälte, Zeugen und die Bank der Angeklagten einen bedeutenden Platz wegnimmt. Dießmal entstand aber wirklich Verlegenheit wegen des Platzes, da sich nicht weniger als 73 Peers und Peeresses den Zutritt von den Scheriffs erbeten hatten, und man wirklich besondere Anstalten treffen mußte, soviel vornehme Welt auch anständig, und ihrer Würde gemäß, zu placiren. Hier sprach sich also wiederum, wie schon früher beim Leichenbegängnisse, der große Antheil aus, den die hohe Aristokratie an dem unglücklichen Tode des edlen Lords nahm, während John Bull seine Theilnahme früher durch die Belagerung des Hauses des Ermordeten, und der ganzen Strasse, wie neulichst durch die Beleitung des Angeklagten von Bowstreet nach Newgate unter steten Verwünschungen des Thäters, an den Tag legte: ein abermaliger Beweis, in welchem Ansehen und in welcher Liebe Lord William in der Stadt stand. —

Der Prozeß Courvoisiers vor dem großen Criminalgerichtshof ward am 18. Juni unter Anwesenheit einer vornehmen Zuschauermenge (darunter auch der Herzog von Susser) eröffnet, und ist seitdem in einer dreitägigen Sitzung am 20. zu Ende gebracht worden.

Die erste Sitzung war am 18. Juni um 10 Uhr. Ein Modell des Hauses Lord W. Russels stand auf der Tafel. Courvoisier erschien in anständiger schwarzer Kleidung mit fester Haltung. Nach dem Verlesen des Anklageaktes und auf die gewöhnliche Frage, ob er schuldig oder nichtschuldig sey, antwortete er mit leiser aber ruhiger Stimme: „Nicht schuldig.“

Vom Aktuar (Clerk of the arraigns) ward ihm darauf eröffnet, daß er als Fremder das Recht habe, eine halb aus Fremden zusammengesetzte Jury zu verlangen; er erklärte jedoch, daß er von Engländern gerichtet zu werden wünsche. Die zwölf Geschwornen legten hierauf ihren Eid in die Hände des Common-Sergeant ab, ohne daß Courvoisier gegen einen derselben etwas eingewandt hätte. Die beiden Richter, Lord Oberrichter (Chief Justice) Sir Tindal und Baron Parke, nahmen ihre Sitze ein, und der Anklageakt wird von neuem verlesen.

Herr Adolphus (nebst Herrn Bodlin und Chambers Rath und Anwalt (learnod Counsel) für die Familie des Ermordeten) unterstützt sodann in einer an die Geschwornen gerichteten Rede die Anklage. Er stellt alle aus den frühern Verhören bekannten Thatsachen, die für die Schuld Courvoisiers sprechen, zusammen, darunter auch die offenbar absichtliche Umherstreuung der geraubten Sachen im Hause, das Sichvorfinden der Pfundbanknote des Ermordeten unter den Sachen des Angeklagten, da er doch, nach der Aussage der beiden Mägde, früher kein Geld der Art besessen habe, so wie das Verstecktseyn der 10 Pfundbanknote hinter dem Simse des Schenkzimmers; endlich die

Digitized by Google

Auffindung jenes dem Ermordeten entkommenen Schlößchens unter dem Herdsteine des Schenkzimmers, das Niemand anders, als der Angeklagte weder gestohlen noch dort versteckt haben konnte.

„Man wird," fuhr er dann fort, „zur Vertheidigung des Angeklagten einwenden, daß er zu seiner That keinen Beweggrund gehabt habe, ich bin jedoch überzeugt, daß seine Habgier nach Geld, und namentlich nach dem Geld, welches er in Lord Williams Täschchen von russischem Leder versteckt glaubte, ein hinlänglicher Beweggrund war, besonders da er nach seinen eigenen Aeußerungen sich in England unglücklich fühlte, und sich Mittel wünschte, in seine Heimath zurückzukehren. Erst als er sich in jenen seinen Erwartungen getäuscht sah, entschloß er sich zu bleiben, und den Verdacht der That durch Veranstaltung eines scheinbaren Einbruchs von sich abzulenken. Ich glaube demnach die Jury warnen zu müssen, daß sie sich nicht durch die Evidenz einer zufälligen vom Thäter nicht gewußten Thatsache (circumstantial evidence), nämlich das Nichtvorhandenseyn einer bedeutenden Geldsumme bei Lord William, in ihrem Urtheil bestechen lasse. Was die Familie des Ermordeten betrifft, so verlangt und sucht sie, weit entfernt einen schutzlosen Fremden schimpflich in den Tod jagen zu wollen, mit diesem Prozesse nichts, als öffentliche Gerechtigkeit. Wohl weiß ich, daß man bei solchen Gelegenheiten häufig das Mitleiden des Gerichts in Anspruch nimmt; aber möge die Jury in Rücksicht hierauf nicht vergessen, daß Mitleid wohl die Strafe mildern, aber nicht die Gerechtigkeit stumm machen soll. Ihr Ausspruch muß ohne alle andere Beachtung das reine Ergebniß der aus dem Zeugenverhör erhellenden Evidenz seyn. Auf ihrem Ausspruch in Fällen, wie dieser, beruht die Sicherheit der Gesellschaft; Ihr, die Geschwornen, habt zu entscheiden, ob der altersschwache Greis, das schutzlose Weib, das hülflose Kind sich fortan, wenn sie dem allmächtigen Gott ihr Gebet dargebracht, ruhig dem Schlummer überlassen dürfen, oder über ihrem unbewachten Lager das Messer des Meuchelmörders zu fürchten haben sollen. Dieß ist ein Fall, der ebensowohl feste und aufrichtige Herzen als kühle und verständige Köpfe fordert: und ihr Herren Geschwornen, glaub' ich, habt beides. Und so bet' ich denn inbrünstig, daß Gott eure Herzen befestigen, eure Geister erleuchten und euch zu einem rechten Beschlusse kommen lassen möge."

Nach dieser Rede begann das Zeugen-Verhör vom Neuem. — Wir erlauben uns hier der Deutlichkeit wegen zu bemerken, daß nach dem englischen Rechtsgange die erste Untersuchung der Polizei angeht, welche den Thatbestand zu ermitteln, die Zeugen zu vernehmen, und aus diesen Umständen zu urtheilen hat, ob sie ein gröberes, des Todes oder der Galeerenstrafe würdiges Verbrechen vorhanden glaube oder nicht. Ist ein solches nicht vorhanden, so bestraft sie den Schuldigen nach der Größe seines Vergehens, ist aber ein größeres Verbrechen, wenigstens nach ihrer Ansicht vorhanden, so überweist sie den Verbrecher zur weitern Untersuchung an die Jury. Diese beginnt das Zeugenverhör von Neuem, da es sich hier um das Leben oder die Galeere handelt, und manchmal ist es schon der Fall gewesen, daß Angeklagte, die von der Polizei eines Verbrechens schuldig befunden wurden, von der Jury, die mit größter Genauigkeit verfährt, eines solchen todeswürdigen Verbrechens nicht schuldig befunden wurden; daher die Hoffnung eines Anwaltes seinen, wenn auch noch so schwer inkriminirte Klienten zu retten, nicht zu den überspannten gehört. Ebenso hoffte natürlich auch Courvoisiers gegenwärtiger Anwalt, Herr Philipps, ein, wie wir uns aus der Vertheidigung selbst überzeugen werden, im Rechtsfache, besonders in der Vertheidigung höchst ausgezeichneter Gelehrter, seinen Klienten mit Erfolg zu vertreten.

Die Vernehmung der Zeugen bei schwerem körperlichen Eide begann aufs Neue, und dauerte den ganzen Tag, (Vormittags und Nachmittags) fort, denn eben so gewissenhaft und genau in allen Details die englische Justiz ist, eben so schnell ist derselben Geschäftsgang, und äußerst prompt die Justiz, d. h. einer, der das Leben verwirkt, wird nicht mehr lange in Zuchthäusern eingesperrt.

Die vernommenen Zeugen sind größtentheils die schon aus der Untersuchung erster Instanz (nach unsern Sprachbegriffe) bekannten Personen. — Die Aussagen derselben stimmten mit ihren früheren überein, und es ergaben sich nur sehr wenige, unsern Lesern noch nicht bekannte Thatsachen. Unter die hauptsächlichen neueren Aussagen rechnen wir die Aussage der Schließerin, daß sie Courvoisier häufig fand, wie er die Sachen seines Herrn untersuchte; einmal hatte er sogar des Herrn Toilette deßhalb mit in das Schenkzimmer genommen.

Auch der folgende Tag (19. Juni) war bei nicht

Digitized by Google

minder gefülltem Hause zunächst noch zur Fortsetzung des Zeugenverhörs bestimmt; doch verbreitete sich schon vor Eröffnung der Sitzung unter allen Anwesenden das Gerücht, daß der Polizei eine wichtige, den Prozeß vollkommen entscheidende Entdeckung gelungen sey. Auch erhob sich, sobald die Richter Platz genommen, Herr Adolphus, um diese Entdeckung der Jury mitzutheilen, erhielt aber dazu von Herrn Phillips, Advokaten Courvoisiers, dem sie zu Gunsten des Angeklagten früher als der Jury hätte mitgetheilt werden sollen, nicht die Erlaubniß, so daß sie also erst im weitern Verlauf des Zeugenverhörs zur Kenntniß der Versammlung kam.

Nachdem nämlich das Verhör aller der uns bekannten Zeugen vollendet war, esschien gegen Ende der Sitzung als Zeugin eine Französin, Charlotte Piolaire, Frau eines Gastwirths auf Leicesterſquare und sagte aus, daß Courvoisier — der früher unter dem Namen Jean eine Zeit lang in ihrem Gasthof als Aufwärter gestanden und den sie bis jetzt blos unter diesem seinem Vornamen gekannt hatte — am Sonntag vor dem Morde zu ihr kam, um ihr ein versiegeltes mit Werg ausgestopftes Paket zum Aufbewahren zu geben, hinzufügend, er würde übermorgen wieder kommen und es abholen. Sie schloß es ein; und erst als ihr vor einigen Tagen in einem französischen Blatte die Liste des noch nicht wiedergefundenen Silberzeugs von Lord William Russel, so wie der Bericht über den von den Verwandten ausgesetzten Preis für Entdeckung desselben zu Gesichte kam, fiel ihr jenes vergessene Paket wieder ein, und sie ging deßhalb zu dem Anwalt Richard Cumming, der es sodann in ihrer Gegenwart eröffnete.

Herr Richard Cumming, das Paket in der Hand, tritt nun zugleich selbst als Zeuge auf und zeigt den Inhalt vor, bestehend genau aus alle den Stücken, welche in der (nach des Bedienten Ellis entworfenen) Liste verzeichnet waren. Außerdem bezeugt noch der Kupferstichhändler Molteno, daß das braune Papier, in welches das Paket sich gewickelt findet, dasselbe ist, in welchem er dem Verstorbenen einen am 22. April von demselben gekauften Kupferstich (nach Raffaels Gesicht des Ezechiel) übersandte. Mit diesen auf diese neue wichtige Thatsache bezüglichen Aussagen schließt die Sitzung am Freitag.

Wie schon früher der Wundarzt, der Courvoisier eine Locke abgeschnitten, mit diesem Haare gute Spekulation machte, so suchten jetzt zwei Künstler auf eine ähnliche Weise zu spekuliren. Zwei Maler nämlich hatten beim Gerichtshofe sich die Erlaubniß ausgewirkt, den Gesichtsumriß des Angeklagten zeichnen zu dürfen, und wenn sie ihre Zeichnung auf mechanischem Wege, durch Kupfer- oder Stein-Abdrücke vervielfältigen lassen, so dürfen sie auf großen Absatz rechnen, denn John Bull ist noch neugieriger, als der Franzose und Deutsche.

(Fortsetzung folgt.)

Miszellen.

Ein merkwürdiger Lebenslauf.

In Corunna lebt ein allen Fremder bekannter Mann, Georg Daboish, genannt „der alte russische Georg.“ Die Geschichte desselben ist merkwürdig, denn von Geburt ist er ein Russe, der Abstammung nach ein Italiener, verheirathet mit einer Spanierin, in Spanien naturalisirt, nach seinem Vater aber ein Engländer. Wenige Menschen haben mehr von dem Leben kennen gelernt als er. Er trotzte manchem wilden Sturme. In früher Jugend schon diente er auf einem englischen Handelsschiffe, das nach dem schwarzen Meere fuhr; dann wurde er auf ein brittisches Kriegsschiff gebracht. Von diesem entwichen, reisete er eine Zeitlang bettelnd im Lande umher und nahm wieder Dienste auf einem Handelsschiffe, auf dem er auf der Rückfahrt von Westindien Schiffbruch litt. Drei Wochen lang fuhr er mit einem Theile der Mannschaft in einem offenen Boote auf dem Meere umher und sie litten so viel, daß sie bereits looseten, wer den Andern zuerst zur Speise dienen sollte, als sie endlich gerettet wurden. Er nahm von neuem Dienste, diente am Nil, wurde am Bord des Bellephoron bei Trafalgar verwundet und rühmt sich, von Nelson gekannt gewesen zu sein. Später ging er wieder zu der Handelsmarine über, wurde Capitain eines Schiffes, erwarb sich Vermögen und litt zum zweitenmale Schiffbruch, wobei er allein von der ganzen Mannschaft das Leben rettete. Er wurde an das Ufer geworfen und neben ihm lag der Compaß seines Schiffes, der einzige Ueberrest seiner Habe. — Obgleich das Meer ihm so viel Unglück gebracht hatte, so war sein Enthusiasmus doch noch nicht erloschen; er ging wieder zur See und verließ den Ocean erst, als ihn die Liebe erfaßte. Er heirathete ein schwarzäugiges Mädchen in Corunna und erwarb sich daselbst durch Fleiß und Ausdauer noch einmal Vermögen. — Aber auch diese Zeit des Glückes sollte von kurzer

Digitized by Google

Dauer sein. Im Jahre 1823, als die Franzosen die Stadt beschossen, traf eine Kugel sein allein vor den Mauern stehendes Haus, gerade an der Stelle, wo er seinen ganzen Schatz, mehrere tausend Dollars, versteckt hatte. Die Franzosen drangen in das Haus, er flüchtete und mußte, um sich zu retten, auf eines der spanischen Schiffe im Hafen schwimmen. Noch einmal hat er sich seitdem aus gänzlicher Armuth emporgearbeitet; er hält ein kleines Wirthshaus und führt die Fremden in der Umgegend umher. Er steht jetzt im 76. Jahre, ist kräftig noch wie ein Fünfziger und spricht die meisten europäischen Sprachen vollkommen geläufig. —

Ein Mann studirte Anatomie, weil er sich selbst um das Leben bringen wollte.

Villeneuve, der berühmte französische Admiral, empfand, als er gefangen nach England gebracht wurde; so tiefen Kummer über seine Niederlage, daß er Anatomie zu studiren anfieng, weil er sich vorgenommen hatte, sich das Leben zu nehmen. Aus diesem Grunde kaufte er einige anatomische Abbildungen des Herzens und verglich sie mit seinem eigenen Körper, um genau die Lage dieses Organes zu ermitteln. Als er in Frankreich ankam, befahl Napoleon, er solle in Rennes bleiben und nicht nach Paris kommen. Villeneuve, der fürchtete, vor ein Kriegsgericht gestellt zu werden wegen Ungehorsams gegen höhere Befehle und weil er dem zu Folge seine Flotte verloren (denn Napoleon hatte ihm verboten, abzusegeln oder sich mit den Engländern in eine Schlacht einzulassen), nahm sich sogleich vor, seinen Vorsatz nun auszuführen; er suchte deshalb seine anatomischen Abbildungen vor und machte genau in der Mitte des Herzens ein Zeichen mit einer grossen Nadel; dann setzte er diese Nadel so genau, als er es finden konnte, an dieselbe Stelle an seiner eigenen Brust und stieß sie bis an den Kopf hinein. Sie drang mitten durch sein Herz und er starb.

Wunderprobe.

Es kam einst ein Gläubiger vor den Khalifen von Bagdad und sagte: „Ich bin ein Prophet!“ Der Khalif: „Was für ein Wunder wirkst Du?“ Der Mann entgegnete: „Jedes, welches Du willst.“ Der Khalif: „So mache, daß dieser Melonensaame vor meinen Augen emporwachse und Blüthen trage und eine Melone, welche man kochen kann.“ Der Mann verlangte hierauf vier Tage Frist. Der Khalif aber sagte: „Ich gestatte durchaus keine Frist.“ Der eingebildete Wunderthäter schloß mit der Ausflucht: „O Du Ungerechter! Gestattest Du nicht Gott, der doch allmächtig ist, eine Frist von 4 Monaten?“

Anekdoten.

Der verstorbene Staatskanzler Fürst von H. besuchte, als er noch Minister war, seinen Bruder, den Oberjägermeister, auf seinem ländlichen Wohnsitz. Vorletzter gab ein großes Diner, wozu er außer den benachbarten Adel und andern Personen von Stand, auch den Geistlichen seines Wohnsitzes eingeladen hatte. Dieser ließ sich die Speisen und den Wein trefflich schmecken, aber er merkte doch nach den ersten Schüsseln, daß er des Guten zu viel thun würde, und lehnte alle Speisen und Weine mit den gewohnten Worten ab: „ich habe schon geschlossen.“ Beim Nachtische, wo Ungar- und Caperweine in kleinen Gläsern herumgegeben wurden, konnte der Geistliche dem Triebe zu kosten, nicht wiederstehen; er trank nach einander einige Gläser. Der Minister, es bemerkend, scherzte zu dem Geistlichen „Ei, Herr Pastor! ich dächte, Sie haben schon geschlossen?“ — „Das wohl, Ew. Excellenz, aber“ — und er deutete auf den Mund — „dergleichen geht noch wohl durch das Schlüsselloch.“

Ein Mann, auf dem die schwere Anklage lastete, seinen Vater umgebracht zu haben, erschien vor den Assisen. Die Sitzung sollte beginnen und der Angeklagte hatte bereits seinen Platz neben dem Gendarmen eingenommen, der ihn bewachte, als dieser Gendarm, der Mitleid im Herzen fühlte und, soviel in seinen Kräften stand die schreckliche Lage seines Gefangenen zu mildern suchte, auf den Gedanken kam, demselben etwas Gutmeinendes und Theilnehmendes zu sagen. Er folgte diesem seinem Herzensdrange, gab seiner sonst ziemlich rauhen Stimme einen Ton der Theilnahme und sagte: „also, lieber Mann, wir haben unsern Vater umgebracht!“ Der Angeklagte, den diese Theilnahme, welche er durchaus nicht erwartete, sehr rührte, antwortete: „Mein lieber Gendarm, kein Mensch ist vollkommen.“ —

Verlegt und redigirt unter Verantwortlichkeit der **S. Geiger** i.'schen Buchdruckerei.

Digitized by Google

№ 60. **Der Erzähler.** 25. Juli 1840.

Ein

Unterhaltungsblatt für Jedermann.

Fünfter Jahrgang.

Augsburg. Dieses Blatt erscheint jeden Mittwoch und Samstag, und kostet dahier vierteljährlich 15 kr., halbjährig 30 kr. und jährlich 1 fl.; auswärts ist der Preis: vierteljährlich 18 kr., halbjährig 36 kr. und jährlich 1 fl. 12 kr. Bestellungen nehmen alle Buchhandlungen und königl. Postämter, letztere mit der tarifmäßigen Portovergütung, an.

*Lord William Russels Tod und sein Mörder.

(Fortsetzung.)

Die letzte Sitzung (am 20. Juni) enthielt die Vertheidigungsrede des Herrn Charles Phillips und das Verhör einiger Entlastungszeugen. Der Angeklagte sah bleich und abgemagert aus, aber zeigte dabei noch immer Ruhe und Fassung. Herr Phillips entledigte sich seiner nun allerdings sehr schwer gewordenen Aufgabe mit großem Talente.

„Von den vielen Angeklagten," sprach er*) „die bei jeder Geschwornen Sitzung auf der Bank der Angeklagten sitzen, kann ich mich nicht erinnern, daß bei der moralischen und durch die vorliegenden Thatsachen in mir begründeten Ueberzeugung von der Unschuld meines Klienten, die Verhältnisse eines Einzigen anderen so ungünstig für ihn gestellt waren, als die bei dem armen Courvoisier, den ich nach allen meinen Kräften zu vertheidigen für meine heilige Pflicht halte, um seine Unschuld, für die sein frommes kindliches Benehmen schon ein halber Beweis wäre, an den Tag zu legen. —

„Keine Lage eines Angeklagten war hilfloser, als die Courvoisiers; er, der Fremdling steht alleine und verlassen, eines schrecklichen Verbrechens, des Mordes an Lord William bezüchtiget. Einen armen, verlassenen Fremden zu verfolgen, ihn ohne allen genügenden Grund vor die Jury zu ziehen, ist keine Kunst; — keine Kunst ist es, den Mord des edlen Lord, der, wer weiß von welchem bestochenen Meuchelmörder, und wer weiß, wer (mit besonderem Nachdrucke, und einen bezeichnenden Blick auf die anwesenden Tories) ihn bestochen, — doch Fluch treffe des letztern Seele! — ausgegangen, auf das Haupt eines Unschuldigen zu wälzen. — Pflicht aber bleibt es eines Ehrenmannes, sich eines solchen Verlassenen anzunehmen, und ich danke Gott in dieser Stunde, daß er mich zum Beschützer der Unschuld gemacht hat, um hier, wie ich, und wenn ihr alle gegen mich seid, einen Unschuldigen zu vertheidigen, und mit Gottes Hilfe zu retten. —

„Und wer sind die Ankläger? Eine edle angesehene Familie ist es, die durch ihre Mitglieder einen mächtigen Eindruck im Parlamente, wie auf die Menge macht. — Was ist dieß für ein ungleicher Kampf! — Hier ein armer Bedienter, dort eine reiche Familie einflußreicher Männer und Lords von ältesten Adel Englands! doch hütet euch, ihr Ankläger Courvoisiers im Namen der Familie Russels, daß ihr in eurem Eifer nicht zu weit gehet, und unbewußt einen Makel ladet auf den Namen derselben! —

„In diesem ungerechten Prozesse klage ich selbst die Regierung an, daß sie diese Familie offenbar beschützet zum Nachtheile des Beklagten, indem sie einen hohen Preis setzte auf die Entdeckung, gleichsam um der Aristokratie noch im Grabe Anerkennung zu verschaffen. Das heißt nicht mit gleichen Waffen gekämpft! Warum setzt die Regierung nicht auch einen ähnlichen Preis, wenn ein Mann aus der Gentry, oder warum setzt sie gar keinen, wenn ein armer Teufel auf ähnliche meuchlerische Weise gemordet wird, wie William Russel? wo bleibt da die ge-

*) Der Verfasser dieser Erzählung hält hier, — da, wenn auch nicht dieses Blatt nach England kommen sollte, doch von durchreisenden Engländern die jener Rede beigewohnt, gelesen werden könnte, überhaupt aber schon aus dem einfachen Grunde der Wahrheit, — für nothig zu bemerken, daß die Rede selbst nur in Bruchstücken, und diese größtentheils in indirekter Sprache gehalten, ihm zu Gebote stand, nach welchen Mitteln er sie in gegenwärtiger Form darstellte.

Digitized by Google

rühmte Unpartheilichkeit? wo die Konsequenz euerer hochgepriesenen Gerechtigkeit? —

„Und was sind denn eigentlich die Angeklage-Punkte, wegen deren ihr das Blut dieses Mannes verlangt? — Man hat Lord William ermordet im Bette gefunden. — Gut, wollt ihr daraus den Schluß ziehen, daß die einzige im Haus schlafende Mannsperson der Mörder sei? welcher lächerliche Syllogismus, welche Logik! —

„Es waren Spuren des Einbruches vorhanden; aber nein, die läßt man nicht gelten, da man es bequemer findet, das Verbrechen auf den Bedienten des Hauses zu wälzen, als den wahren Thäter auswärts zu suchen. So kann sich die Polizei leicht den Ruhm verschaffen, Verbrecher zu entdecken, wenn man gleich den nächsten besten hernimmt, und er es nolens volens sein muß, der die That begangen. —

„Zweihundert Pfund Sterling hat die Regierung zur Entdeckung des Thäters ausgesetzt, die Familie selbst vierzig Pfund Sterling auf die Entdeckung einzelner entwendeter Stücke, die kaum so viele Schilling werth sind, — da kann sich leicht jemand finden, der, um dieses Geld zu verdienen, seine Seele mit einem falschen Zeugnisse belastet, da er, bei den schweren Inzichten, die auf dem schuldlosen Courvoisier lasten, nicht leicht fürchten darf, wegen Meineid selbst auf die Bank zu kommen, wo jetzt mein Klient sitzt. —

„Keine Blutspuren, die doch nothwendiger Weise hätten da sein müssen, (denn einem Manne die Gurgel abzuschneiden, geht nicht so spurlos vorüber, als wenn man ein Huhn absticht), — waren vorhanden; die blutbefleckten Handschuhe, die man erst bei der dritten Untersuchung in Courvoisiers Koffer fand, konnten ja auch die Polizeidiener hineinpraktizirt haben. Warum fanden sie dieselben erst bei der dritten, und nicht schon bei der ersten Untersuchung? Ja, ja, der Preis von 200 Pfund Sterling ist lockender, als die lumpigen paar Münzen und Löffel, die bei dem Morde des Lords entwendet worden sein sollen, und um deren willen es nahe daran ist, einen Unschuldigen gar noch zum Strange zu verurtheilen.

„War Courvoisier, wenn wir auch den Mörder nicht ausser des Lords Hause suchen, der Einzige in diesem Hause, als der Mord geschah? Waren nicht die beiden Mägde auch zu jener Zeit in selbem Hause? Konnten nicht auch diese den Mord begangen haben? Oder haben wir nicht Beispiele genug in der Rechtsgeschichte, daß auch Weiber einen Meuchelmord begangen haben? —

„Die französische Wirthin, die auf einmal ganz ex abrupto sich in diese Untersuchung mischt, und sich in die Reihe der Zeugen drängt, hält ein Spielhaus, — eine jener moralischen Mördergruben, die gefährlicher sind als Gift und der Stahl des Meuchelmörders! Nicht nur ein Spielhaus hält sie, sondern auch ein Haus der niedrigsten Lüste! Und solchen Zeugen will man Gewicht beilegen? — Natürlich man muß zu solchen und ähnlichen Mitteln, greifen, da alle andern gründlichen Beweise fehlen.

„Und dann mein Gegner, Sir Adolphus, muß ich Euch noch besonders der Unredlichkeit und Ungerechtigkeit gegen den Angeklagten beschuldigen. Ihr warnt das Geschwornen Gericht, sich in seinem Urtheile nicht bestechen zu lassen. Seid Ihr es aber nicht selbst, der eben durch diese Warnung die Jury zu bestechen sucht? — Und dann, was ist greller und ungerechter als Eure Aeusserung: „Fremde, wenn sie rauben wollen, beginnen damit, daß sie morden.“ — Was würdet ihr,“ fragt der Redner die Geschwornen, „was würdet ihr zu dem Urtheilsspruch eines Madrider oder Pariser Gerichtshofes sagen, der einen Angeklagten deßhalb für schuldig erklärte, weil er ein Engländer sey?

„Ebenso ungegründet,“ fährt er dann fort, „ist auch die Behauptung des Herrn Adolphus, daß ein Verbrechen oft verübt werde ohne Beweggrund. Dieser Satz scheint mir vollkommen unsinnig, und selbst in Bezug auf den neuerlich verübten schauderhaften Mordversuch gegen unsere geliebte junge Königin kann ich nicht glauben, daß derselbe ohne Beweggrund, nämlich den, sich berühmt zu machen, ausgeführt worden sey. Für unsern Angeklagten dagegen gab es durchaus keinen Beweggrund, und alle Zeugnisse für die Schuld, die der Jury vorgelegt worden, sind eben so viele Beweise für die Abwesenheit irgend eines vernünftigen Motivs, diese Schuld auf sich zu laden.“

„Somit hoffe ich soviel, als es einer so dubiosen Sache, und so gerne am Falschen hängenden Männern, als meine Gegner, und so verdächtigen Zeugen gegenüber, wie die gegenwärtigen, möglich ist, bewiesen zu haben, daß der Verdacht ein ganz falscher und unbegründeter ist. — Denkt an die unerschütterliche Ruhe, die Courvoisier im ersten Augenblick der Entdeckung des Mordes zeigte! Selbst kein Mörder

Digitized by Google

von Profession kann nach seiner schwarzen That eine solche fromme Seelenruhe an den Tag legen, als dieß Courvoisier that; und daß er kein Mörder von Profession war, fordere ich die hier anwesenden Entlastungszeugen, die den Lebenslauf Courvoisiers besser kennen, an diesem heiligen Orte auf, auf ihre Seele zu bewahrheiten! — Wohl verdächtig aber war bei der Entdeckung des Mordes das Betragen der Schließerin! War sie nicht beinahe zu Boden gesunken? Warum ihr ängstliches Hin- und Herlaufen, während Courvoisier wohl den Tod seines Herrn herzlich betrauernd, ruhig blieb, und mit wahrem inneren Schmerze ausrief: „Ach Gott, da könnte ich gar um Ehre und guten Namen kommen!“ — Verdächtig, höchst verdächtig wiederhole ich, dagegen ist die plötzlich herbeigeführte Aussage und Zeugschaft der Frau Piolaire. — Abgesehen davon, daß besonders unter dem gegenwärtigen Zusammenhange, bei dem verdächtigen Lebenswandel dieser Person, wie ich eben dargethan, ihrer Aussage wenig zu trauen ist, so wäre, wenn ihre Angabe auch wahr wäre, der Angeklagte nur ein einfacher Dieb, — und zu einem Diebstahl ohne Einbruch, ohne Gewaltthat kann sich ein junger Mensch, ohne diese Handlung zu beschönigen, leicht hinreißen lassen, er darf nur das Unglück haben, in so ein Haus zu gerathen, wie Madame Piolaire eines hält; — ein Dieb wäre er dann wohl, — aber wer wollte so gegen alles Vernunft- und gesetzliches Recht handeln, daraus sogleich zu deduziren, daß er auch der Mörder gewesen sei? —

„Unstichhaltig und ungegründet, wiederhole ich, sind alle Eure Anklagen, unredlich eure Motive, unmoralisch und höchst gefährlich die Aussetzung eines so hohen Preises von Seite der Regierung! — Habt Ihr nicht Beweise genug, wie oft die Aussetzung solcher Belohnung zu falscher Angabe führte? Heißt das nicht um, einen unschuldigen verlassenen Fremden zu unterdrücken, die Zeugen erkaufen? Ist euch das Beispiel Mans Gruld schon ausser Gedächtniß, den auch das leidige Gold bei dem Morde des Herrn Templeman zu einem falschen Zeugnisse verführte? — Das Wort, einmal von euern Lippen gegangen,“ schließt der gelehrte Anwalt, „ist unwiderruflich; sprecht es nicht leichtsinnig; — sprecht es nicht auf Verdacht, wie stark er auch sein mag; — sprecht es nicht auf moralische Ueberzeugung, wie zwingend sie euch dünken mag, sondern sprecht es nur auf klare, deutliche, unwiderlegliche Evidenz! — Ich sage dieß in keinem feindlichen Geist, sondern im Sinne des Christenthums. Sagt das Wort nicht leichtsinnig, oder seine Folgen werden mit euch bleiben: wie ein Schatten wird es euch begleiten auf euern menschenvollen Wegen, in eurem einsamen Hause; und sein anklagender Geist wird über euern Todtenbetten schweben und euch verfordern und verdammen am Richterstuhle Gottes. — Bedenkt, was ihr thut.“

* * *

So kräftig die Rede des Advokaten Herrn Philipps, der Courvoisier mit so vielem Talente und so hinreißender Beredsamkeit vertheidigte, auch gewesen, war sie doch nicht im Stande, den Ergebnissen der bisherigen Untersuchungen eine solche Wendung zu geben, daß ein für den Angeklagten günstiges Urtheil zu erwarten gewesen wäre. Es wurden nun auch die Entlastungszeugen vorgerufen, nämlich Herr Jennings, Lady Julie Lockwood, Herr Noble, Frau Petton, lauter ehemalige Herrschaften Courvoisiers, die ihm das Zeugniß eines vortrefflichen, bescheidenen, menschenfreundlichen Betragens ablegen. —

Doch diese wenigen, zu Courvoisiers Gunsten sprechenden Aussagen, waren nicht hinreichend, die ungünstigen, ihn der That überführenden Anklagen, aufzuwiegen. Da nichts mehr von beiden Seiten zu erinnern übrig war, so schloß hiemit der Lord Oberrichter die Untersuchung und Verhandlung, und forderte die zwölf Geschwornen zur Fällung des Urtheiles auf. Diese entfernten sich, um in einsamer Berathung sich über das Urtheil zu vereinigen.

Für die, welche die Einrichtung des englischen Gerichtswesens nicht so genau kennen, bemerken wir über das Geschwornen-Gericht nur kurz folgendes: Die Geschwornen werden aus der Elite der Bürgerschaft gewählt, und nur Leute von erprobter Redlichkeit und strengster Rechtlichkeit, nur Männer von klarer und deutlicher Einsicht, Männer von Herz und Gemüth, doch versehen mit der nöthigen Charakterfestigkeit und Verstand, um sich durch die süßen Worte eines Redners nicht von der Ueberzeugung, nicht von der Bahn des Wahren ablocken zu lassen, — nur solche Männer sollen und können zu diesem Ehrenposten gewählt werden. Ihre Aufgabe ist, bei schweren Verbrechen, nachdem ihnen zuvor genau der Thatbestand, die Anklagen wie die Vertheidigung entwickelt, nach reifer Ueberlegung und einstimmigen Urtheile, ihr „Schuldig“ oder „Nicht-

Digitized by Google

schuldig" auszusprechen. Die Strafe selbst wird durch das Gesetz, mittelbar durch den Richter, bestimmt. Ihr Urtheil muß einstimmig sein; denn so lange noch einer der Zwölfe einen anderen Ausspruch abgeben will, als die übrigen eilf, können sie zu keinem Urtheile kommen. Ferners werden sie so lange eingeschlossen, bis ihre Berathung vollendet; in dieser ganzen Zeit, und wenn sie drei Tage und länger, und so viel Nächte dazu, dauern sollte, darf Niemand zu ihnen, auch keiner von ihnen heraus.

Dieses Mal waren sie nicht so lange eingeschlossen; nach einer Stunde und zwanzig Minuten kehrten sie zurück, und verkünden ihr —

„Schuldig!"

Der Verurtheilte scheint davon nicht gerührt, und vernimmt eben so, mit bleichem aber gefaßtem Gesichte, das vom Lord Oberrichter gesprochene Todesurtheil, das dieser selbst nicht ohne tiefe Bewegung vollenden kann. — „Um die Gesellschaft," so sprach der Lord Oberrichter, „zu versöhnen, die durch ein Verbrechen gefährdet worden ist, und um die Wiederkehr desselben zu verhüten, mußt du einen raschen und schimpflichen Tod erleiden. Was dein wirklicher und eigentlicher Beweggrund gewesen, ist schwer zu bestimmen. Ich fürchte, es war die Gier nach schmutzigem Gewinn, und ich ermahne dich von der kurzen Zeit, die dir noch bleibt, Gebrauch zu machen, um dich, so viel du kannst, zu versöhnen mit deinem Schöpfer. Ich verkünde demnach dir, dem Angeklagten, Franz Benjamin Courvoisier, im Namen des Gesetzes von England, daß du aufgehangen wirst mit dem Strick um den Hals, so lange, bis zu todt bist! — Amen."

(Schluß folgt.)

Miszellen.

Menschenopfer in Lahore.

Der letzte Leibarzt des Königs von Lahore, Runschit Singh, Dr. Benet, ist kürzlich nach Paris zurückgekehrt und erzählt die Opferung der Frauen des Königs nach dessen Tode auf folgende Weise. Am 28. Juni 1839 starb der König und schon am 24. war das ganze Serail in Aufruhr; mehrere seiner Frauen suchten um die Ehre nach, auf dem Scheiterhaufen mit verbrannt zu werden, indessen wurde diese Gunst nur vier rechtmäßigen Königinnen aus fürstlichem Geblüte bewilliget. Auch einige treue Hüter des Serails wollten mit ihrem Leben dem Könige eine Huldigung darbringen und man wählte zu dieser Ehre sieben Eunuchen aus. — Auf dem Paradeplatze wurde ein prachtvoller Scheiterhaufen von Sandelholz errichtet und die königliche Leiche in Prozession dahin getragen; ihr folgten die vier Königinnen und die sieben Eunuchen. Die erstern stellte man Paar und Paar, das Gesicht einander zugewendet auf, und legte die Leiche auf ihre Knie; um die Königinnen stellten sich die Eunuchen auf. Dann wurde der Scheiterhaufen vervollständigt, indem man die Opfer mit noch mehr Sandelholz umlegte, so daß man nur noch die Köpfe von ihnen sehen konnte. — In Oel getränkte Leinwand, Butter und harzige wohlriechende Stoffe waren in großer Menge im Innern des Scheiterhaufens aufgehäuft worden; endlich trat der Sohn des Königs, der Nachfolger desselben, heran und zündete den Scheiterhaufen an. Die Prinzen und der ganze Hof stand umher und im weiteren Kreise eine unabsehbare Volksmenge. Man hörte weder von einer Königin, noch von einem der Eunuchen einen Schmerzensschrei. Das Feuer theilte sich aber auch den öligen und harzigen Stoffen so schnell mit und es erhob sich so bald eine ungeheuere Flamme mit Rauch, daß die Opfer des barbarischen Vorurtheils schnell ersticken mußten. — Am andern Tage suchte man die Ueberreste der Knochen auf, legte sie in Säckchen von Seide, die mit Gold durchwirkt waren und in denen sich Wohlgerüche und Blumen befanden und trug sie so in Prozession mit großem Pompe in den heiligen Fluß, den Ganges.

Auch ein Poet!

Wie werden unsere Nachkommen erstaunen und lachen, wenn sie, in den Journalen unserer Zeit blätternd, die Ausbrüche des Enthusiasmus über Sängerinnen und Tänzerinnen zu Gesicht bekommen. So hat kürzlich ein Namenloser in Linz sein Carmen an die allerdings bedeutende Sängerin Barth-Hasselt mit folgenden kunstwüthenden Zeilen geschlossen:

„Und wenn mir schon des Todes Pforte rasselt,
So ruf' ich doch noch immer Hasselt!"

Verlegt und redigirt unter Verantwortlichkeit der S. Geiger'schen Buchdruckerei.

Digitized by Google

№ 61. 29. Juli 1840.

Der Erzähler.

Ein

Unterhaltungsblatt für Jedermann.

Fünfter Jahrgang.

Augsburg. Dieses Blatt erscheint jeden Mittwoch und Samstag, und kostet dahier vierteljährlich 15 kr., halbjährig 30 kr. und jährlich 1 fl.; auswärts ist der Preis: vierteljährlich 18 kr., halbjährig 36 kr. und jährlich 1 fl. 12 kr. Bestellungen nehmen alle Buchhandlungen und königl. Postämter, letztere mit der tarifmäßigen Portovergütung, an.

*Lord William Russels Tod und sein Mörder.

(Schluß.)

Das verhängnißvolle Urtheil war gefällt; — die Strafe, die Todesstrafe, bestimmt; die Hinrichtung wurde auf den 6. Juli anberaumt; also wenige Tage mehr, die Courvoisier zu leben hatte! — und vielleicht, durch die kräftige Rede Courvoisiers Anwaltes irre geführt, möchte ein Leser fragen: „Wärs nicht möglich, daß Courvoisier doch unschuldig den Tod erleide?“ — „Nein, er bekannte jetzt sein Verbrechen selbst!“ können wir ihm zum Troste antworten.

Abends unmittelbar nach der Verurtheilung, machte Courvoisier den Versuch, sich mit einem Handtuch, das er in den Mund steckte zu ersticken, was aber durch den anwesenden Polizeibeamten verhindert wurde. — Ueber diesen vereitelten Selbstmordversuch enthalten wir uns aller Reflexion.

Am andern Morgen wurde Courvoisier in das Gefängniß Westminster Bridewell abgeführt. — Der nämliche Zuchthausdiener, welcher Courvoisier in Bowstreet abgeholt, und der dortmals durch den Anblick seines Gefangenen so gerührt wurde, hatte ihn wieder an den Wärter des anderen Gefängnisses abzugeben. Aber andere Gefühle drängten sich jetzt in des grauen Dieners Brust; — er schlug sich an die Stirne, und murmelte sich in den Bart: „Konnte ich alter Kerl so thöricht sein, mit diesem Lotterbuben, der des edlen Lords alt-englisches Blut verspritzte, Erbarmen zu haben! O ich Thor, ich alter! und dann rief die Kanaille nicht noch alle Heiligen und die Mutter Gottes zu Zeugen seiner Unschuld an?! — Warte nur, Junge, die werden dir, wenn du einmal zwischen Himmel und Erde baumelst, Zeugniß geben, daß du ein Meineidiger, ein Gotteslästerer, ein Mörder bist!“ — So brummte er vor sich hin, und schleppte Courvoisier, der an allen Gliedern zitterte, die Treppen hinab, in den Hof, wo ein neuer Wagen seiner wieder harrte. — Courvoisier war bleich und niedergeschlagen, und zitterte, wie ein Espenlaub. — Heute war die Begleitung des Verbrechers nach dem neuen Gefängnisse, das er die kurze Zeit bis zu seinem Tode bewohnen sollte, nicht minder zahlreich, als das Erstemal, wo er von Bowstreet nach Newgate geführt wurde, obwohl diese Translokation schon in ziemlich früher Morgenstunde, um das allgemeine Aufsehen zu vermeiden, geschah.

Nachdem er in diesem neuen und letzten Lokale, das auf seiner irdischen Laufbahn ihm vergönnt war, angekommen, und von der Konsternation, welche der Urtheilsspruch, dann seine Uebersiedlung ihm verursacht, und ihn geistig und körperlich abgemattet hatten, — sich erholt, war sein Erstes, daß er um den Trost eines Geistlichen seiner Konfession bat, was ihm nach der Humanität der englischen Gesetze mit Freuden bewilligt wurde.

Der neue Ort, der ihn jetzt aufgenommen, war viel bequemer und anständiger, als die früheren, da das englische Gesetz durchaus nicht will, daß einem Verbrecher die letzten Tage seines Lebens verkümmert werden. — Es wurde ihm bessere Kost u. s. w. gereicht, überhaupt fehlte es ihm nicht an den nöthigen Bequemlichkeiten, von denen allen er aber nur bescheidenen Gebrauch machte. Er sehnte sich nach nichts mehr, als nach der Ankunft des Priesters, der nicht lange auf sich warten ließ.

Mittlerweile äusserte er den lebhaften Wunsch, seinen Oheim (im Dienst bei Sir G. Beaumont) noch einmal zu sprechen. Sogleich wurde ein Konstabler von dem Gouverneur dahin geschickt; der

Oheim aber verweigerte diesen letzten Liebesdienst, — er schämte sich der Verwandtschaft mit einem solchen Vetter, der eine schwere Schmach auf die ganze Familie gelaben.

Der Priester, der würdige Kaplan Carver erschien. Courvoisier glaubte in ihm einen Engel zu sehen, und lauschte mit innerem Durste sowohl den Vorwürfen als den Tröstungen desselben. Erst nach ein paar Stunden schied von ihm der Priester, und Courvoisier fühlte sich über diesen Besuch sichtlich gestärkt. Beim Weggehen bat er den Seelenhirten, ihn öfter, ja täglich zu besuchen, was dieser auch versprach.

Hatte Courvoisier in den Verhören eine bewunderungswürdige Standhaftigkeit, oder vielmehr eine verabscheuungswürdige Hartnäckigkeit im Läugnen bewiesen, und durch seine Standhaftigkeit selbst die Richter beinahe zu täuschen gewußt; war sein Schlaf, und sein ganzes Betragen so ruhig und offen, wie man es selbst bei keinem Verbrecher, der durch zahlreiche Frevel und Gräuel die Stimme des Gewissens unterdrückte, je gesehen; könnte man auch hieraus auf einen höchst verdorbenen Charakter Courvoisiers schließen: — so war seine jetzige Reue aufrichtig und wahr; er war ganz durchdrungen von der Schwere seines Verbrechens, und da er das Geschehene nicht mehr ungeschehen machen konnte, so sehnte er sich selbst nach dem Augenblicke, wo sein Tod das große Verbrechen sühnen sollte.

Die Religion war es, die Religion, die aus seinem Busen längst gewichen, jetzt aber durch die kräftigen Worte des frommen Priesters wieder in seinem Herzen angefacht wurde, und, während sie mit der einen Hand das rächende Gewissen in ihm erweckte und mit Flammenstrahlen die Größe seines Falles im Innern ihm beleuchtete, — mit der andern Hand wieder Balsam goß in das zerrissene Herz, daß nicht Verzweiflung des Armen sich bewältige, und mit dem Finger zum Himmel zeigend die tröstenden Worte sprach: „Gott ist gnädig, Gott ist barmherzig, und der Herr verzeiht reumüthigen Sündern!“ — Die Religion, der Glaube an Gottes Güte und Barmherzigkeit, die der fromme Priester, nachdem er sich von der wahren Reue des Sünders überzeugt, demselben verkündete, waren es, die ihn mit einer seltenen Standhaftigkeit ausrüsteten, so, daß je näher der Tag seiner Hinrichtung herannahte, er desto ruhiger wurde.

Sein Verbrechen hatte er dem würdigen Kaplan nicht nur gebeichtet, der dem bußfertigen Sünder Vergebung und Gnade Gottes verhieß, sondern er fing sogar an, den ganzen Hergang des Mordes, wie die Ursache, die ihn dazu veranlaßt, — nämlich die Hoffnung, reiche Beute zu finden, und mit derselben dann zu entfliehen, — und seinen eigenen Lebenslauf niederzuschreiben.

Sein Muth, mit dem er dem Tode entgegen ging, wie sein Vertrauen auf Gott, wuchs mit jedem Tage, mit jedem Besuche des Priesters. — „Noch nie in meinem Leben,“ äußerte Herr Cope, der Gouverneur von New-Gate, „sah ich einen Mann an solchem schrecklichen Tage auf ähnliche Weise gesammelt.“

Es nahte der vorletzte, es nahte der letzte Tag (6. Juli) seines Lebens. Den Vorabend seines Todes war er ohne Abendessen geblieben, legte sich um 11 Uhr nieder und schlief eine Stunde sehr unruhig; dann wachte er auf, bat, man möge ihn um 4 Uhr wecken, und schlief dann fest und ruhig bis er gerufen wurde. Er stand sogleich auf und setzte sich nieder zu schreiben — es war das Ende seines Bekenntnisses, das er bis kurz vor seiner Hinrichtung vollständig zu Ende brachte.

Mehrere Stunden zuvor, ja als es kaum zu tagen angefangen, hatte sich schon eine unzählige Menschenmenge vor dem Schuldnerthore, wo zu der, auf Morgens 8 Uhr bestimmten Hinrichtung während der Nacht das Gerüste und der Galgen aufgeschlagen worden, versammelt. Gewöhnlich werden solche Exekutionen gleich im Hofe des Criminal-Gefängnisses, wo die Leichname der Verbrecher auch begraben werden, vorgenommen. In Betreff des Ersteren hatte man aber, vermuthlich wegen des Aufsehens, und der allgemeinen Theilnahme, die dieses Verbrechen verursacht, eine Ausnahme gemacht.

Courvoisier hatte sich indeß zum letzten Gange auf eine würdige und christliche Weise vorbereitet. — Um halb sieben Uhr empfing er aus der Hand des würdigen Priesters das heilige Sakrament mit wahrem christlichem Glauben. Sein Abschied von dem Herrn Kaplan war rührend; mit Thränen netzte er seine Hand und segnete ihn als seinen größten Wohlthäter.

Man brachte ihm das Frühstück, das er aber ablehnte. „Ich bin geistig gestärkt,“ sprach er, „mein Körper braucht keine Speise mehr.“ — Ebenso gefaßt und rührend wie von dem Priester nahm er Abschied von den Uebrigen.

Digitized by Google

Herrn Newman, Gefängniß-Inspektor, schenkte er zum Andenken ein kleines Buch: „the sinners friend," (der Sünder Freund) auf dessen Titelblatt er geschrieben hatte: „François Benjamin Courvoisier vous donne son ami pour un souvenir." (Fr. B. Courvoisier gibt Ihnen, seinem Freunde, dieß als ein Andenken.)

Auf Herrn Newmans Frage, wie er sich befinde, antwortete er: „Ganz wohl, ich fürchte den Tod nicht; ich setze meine Zuversicht auf Gott, daß er mir vergeben wird." Der Sheriff Evans bat ihn noch, unmittelbar vor der Abführung, und ehe seine Hände gefesselt wurden, um seinen geschriebenen Namen, und er schrieb ihn mit fester Hand, hinzufügend das Datum und die Worte: „am Tage meiner Hinrichtung." —

Nun mahnte er selbst, daß die bestimmte Zeit da sei, sein Verbrechen durch seinen Tod zu söhnen, und der Gerechtigkeit Genüge zu leisten. — Mit vollkommener Fassung bestieg er den Karren, und am Richtplatze angekommen, das Gerüste, und behauptete die nämliche Ruhe und standhafte Ergebung auch im Augenblick seines Todes, den er ohne Kampf zu erleiden schien. — Ein Künstler, Herr Deville, nahm mit Erlaubniß der Sheriffe einen Abguß vom Kopf des Gehängten. —

Franz Benjamin *) Courvoisier war 1816 in der französischen Schweiz **) geboren, also erst 24 Jahre alt. — Er verließ sein Vaterland, wo er bis dahin seinem Vater, einem kleinen Landeigenthümer, beim Landbau half, erst vor fünf Jahren, und kam nach England, besonders rechnend auf die Unterstützung seines Oheims, Kellner im Hause eines würdigen Baronets. Durch dessen Einfluß erlangte er denn auch bald eine Stelle als Lakai zuerst bei Lady Julie Lockwood in London, dann bei Herrn Fector (Parlamentsmitglied); dem Lord William ward er von seinen beiden frühern Herrschaften aufs wärmste empfohlen, und trat ein für einen Gehalt von 45, oder wenn sein neuer Herr nach 6 Monaten mit ihm zufrieden wäre, 50 Pfund jährlich. Von dieser Summe, die vierteljährlich bezahlt werden sollte, hatte Courvoisier nach 5 wöchentlichem Aufenthalt bis zum Tage des Mords noch nichts empfangen, wohl aber jetzt den Lohn für seine schwarze That! — *Flavius.*

*) Da Courvoisier der französischen Wirthin Madame Violaire mit dem Vornamen Jean bekannt war, so gab dieses zu der Verwechselung seines Vornamens in Nro. 56. d. Bl. Anlaß.

**) Dem Verfasser dieses kam neulich unter verschiedenen Makulatur-Papier zufällig auch ein Fragment eines Großhandlungsbuches von 1799 zu Handen, wo ein Robert Courvoisier et Comp. de la chaux de fonds als Geschäftsfreund dieses Hauses angeführt ist. Ueberhaupt hat der Verfasser in Erfahrung gebracht, daß der Familien-Name Courvoisier in der Schweiz besonders viele, und darunter sehr achtbare Mitglieder zählt; es ist daher zu bedauern, daß manche dieses Namens durch den traurigen Vorfall ihres Namens- oder wirklichen Vetters sich über diese Namensgleichheit wohl unangenehm tangirt fühlen werden, was der Gerichtete vor seinem Tode selbst noch bedauerte.

Miszellen.

Ein Gelüste.

Den Gerichtshof von Sevilla beschäftigte vor kurzem ein höchst merkwürdiger Fall, den die spanischen Zeitungen ausführlich erzählen. An den Ufern des Guadiato, da, wo er sich in den Guadalquivir ergießt, lebte in der Ebene Mulee ein junges Ehepaar in seltenem Glücke mit einander, wenn auch nicht gerade von Wohlstand begünstiget, Francisco Felipe Badillo, ein Pächter des Grafen von Fornachuelas, und seine junge Frau. Mit einemmale aber verschwand der junge Mann und Niemand wußte, was aus ihm geworden; die Frau, die ihn so sehr geliebt, schien indeß gar nicht unruhig oder betrübt über ihren Verlust zu sein. Die Nachbarn boten alles auf, um eine Spur von dem Verschwundenen aufzufinden, der allgemein geliebt gewesen war, aber vergebens. Die Gleichgiltigkeit der jungen Frau erregte wohl Aufmerksamkeit und Verwunderung, aber man wußte, daß sie sehr sanft und eines Verbrechens nicht fähig war, zu dem auch überdieß durchaus keine Ursache vorzuliegen schien. Nur hatte man bemerkt, daß ihr Charakter während ihrer Schwangerschaft sich auffallend verändert hatte und die Frau äußerst launenhaft geworden war. — Der Arzt, der sie öfters besuchte, drang einst sehr mit Fragen in sie, ob sie denn durchaus nicht wisse, was aus ihrem Manne geworden sei und sie antwortete endlich lachend: „ich habe ihn gegessen; sagen Sie das den Leuten, die Sie fragen." Es verging wieder längere Zeit und Niemand glaubte natürlich, was die Frau gesprochen hatte. Endlich sah der Arzt bei einem spätern Besuche in dem Stübchen der Frau einen Knochen liegen, den er für den Obertheil eines menschlichen

Schenkels erkannte. Er sagte nichts, zeigte aber seine Entdeckung sofort dem Alcaden an, der sich auch alsbald zu der Frau begab und ein strenges Verhör mit ihr anstellte. Er hielt ihr vor, daß man einen Menschenknochen bei ihr gefunden und nachdem sie einige Zeit hindurch allerhand Ausflüchte gemacht hatte, sagte sie auch dem Alcaden: „nun ja; ich habe meinen Mann gegessen; er war mein Mann, er gehörte mir an und ich verfügte über ihn wie mir es am nützlichsten schien. Ich habe ihn gegessen mit allen möglichen Saucen, wie mir es gerade einfiel. Ich will alles vom Anfange an erzählen. Seit ich guter Hoffnung war, konnte ich durchaus nichts genießen und ich magerte, sichtbar ab; aber ich empfand ein unwiderstehliches Verlangen, von meinem Manne zu essen. Ich sagte es ihm mehrmals und er lachte darüber. Eines Abends endlich, als ich ihm mein Verlangen auch ausdrückte, legte er sich da auf unsern Tisch, hielt mir den Kopf hin und sagte: da, Pepa, wenn Du schlachten willst, so schneide zu. Ob er scherzte oder nicht, weiß ich nicht; ich war ganz ernsthaft nahm ein großes Messer und schnitt ihm mit einem Schnitte fast den Kopf ab. Das Blut und die Eingeweide vergrub ich im Garten, dann zerschnitt ich den Körper, wusch die Stücke ab und salzte sie in unserm Fleischfasse ein. Seit dieser Zeit habe ich davon gegessen, es hat mir immer vortrefflich geschmeckt, ich befand mich wohl dabei und nahm wieder zu. Ich hoffe auch bis zu meiner Entbindung mit dem Vorrathe auszureichen.“ — Der Alcade bekreuzigte sich bei diesem gräßlichen Geständnisse; das Fleischfaß wurde untersucht und man fand wirklich noch Stücke von dem vermißten Manne darin und die Frau sollte in das Gefängniß abgeführt werden, der Arzt aber meinte; es würde besser sein, wenn man sie blos in ein Hospital bringe, da der Zustand Pepas eine momentane Manie erzeugt habe, wie denn ähnliche Geistesstörungen bei Frauen in solchem Zustande nicht ganz selten wären. Die Frau wurde wirklich in ein Hospital gebracht; sie war ziemlich gleichgiltig dabei, wieß aber mit Widerwillen alle Speisen zurück, die man ihr reichte und bat dringend, man möge ihr von dem geben, was sich noch in ihrem Fleischfasse befinde. — Die Frau magerte von Tage zu Tage mehr ab, so daß man für ihr Leben fürchten mußte und die Zeitungen Spaniens, welche diese gräßliche Geschichte erzählen, legen ihren Lesern ernsthaft die Frage vor: muß man Pepa Badillo am Leben erhalten und, damit dieses geschehen könne, ihr die einzige Nahrung reichen, die ihr zuzusagen scheint?“

Ein besonderer Nutzen der Ehe.

Es ist durch die Erfahrung dargethan, daß der Ehestand gewissermaßen vor Selbstmord schützt, denn man hat gefunden, daß unter den Männern, die sich mit eigener Hand den Tod geben, zwei Drittel unverheirathet sind. — Der Ehestand ist aber auch ein Schutzmittel gegen den Wahnsinn und andere Geisteskrankheiten, wenigstens ergibt sich nach der Statistik dasselbe Resultat. — Der Selbstmord ist im Ganzen weit weniger häufig unter dem weiblichen als unter dem männlichen Geschlechte. In der Jugend wird von den Selbstmördern der Tod durch den Strick vorgezogen, im mittlern Alter nehmen sie ihre Zuflucht zu Schießwaffen und in späteren Jahren kehrt die Vorliebe wieder zu dem Stricke zurück. — In allen europäischen Staaten hat man gefunden, daß die meisten Selbstmorde in den Monaten Juni und Juli und die wenigsten im October und November vorzukommen pflegen.

Nach Plymouth wurde kürzlich aus Jerusalem ein hebräischer Grabstein gebracht, der zweitausend und achtundzwanzig Jahre alt ist. —

---

* Räthsel.

I. Als Anagram.

1, 2, 3, 4 muß Jud und Christ
Wohl kennen, wenn er wenig ist
Nur in der Schrift bewandt,
Bin ich ihm wohl bekannt.
1, doppelt 2, mit scharfer dritter,
Bin ich kein Bauer, bin kein Ritter,
Ich bin vielmehr vom priesterlichen Stand.
Auf Deutsch heißt Alphabet: 1, 2; —
Ein guter Trunk: 4, 1, 2, 3.

II. Das Nämliche als Logogryph.

Sey N voraus, so hast Du's g'wiß, —
Mit G ist's eine Art von Spieß.

III. Das Nämliche als Charade.

Charade dyssilabe.

La premieure est une possession,
La seconde dit mem, que beau ou bon,
La toute a beaucoup parlé
A la chambre des députés. *Flavius.*

Verlegt und redigirt unter Verantwortlichkeit der S. Geiger j. Schen Buchdruckerei.

Digitized by Google

№ 62. 1 August 1840.

Der Erzähler.

Ein

Unterhaltungsblatt für Jedermann.

Fünfter Jahrgang.

Augsburg. Dieses Blatt erscheint jeden Mittwoch und Samstag, und kostet dahier vierteljährlich 45 kr., halbjährig 30 kr. und jährlich 1 fl.; auswärts ist der Preis: vierteljährlich 45 kr., halbjährig 36 kr. und jährlich 1 fl. 12 kr. Bestellungen nehmen alle Buchhandlungen und königl. Postämter, letztere mit der tarifmäßigen Portovergütung, an.

Eine Nacht in den julischen Alpen.

(Von J. Diepenbrock.)

Auf der Straße von Laibach nach Triest kommt man durch Adelsberg, wo die weltberühmte Höhle gleichen Namens den Reisenden mit Staunen und Bewunderung erfüllt, und ich rathe Jedem, der des Weges zieht, sich den Aufenthalt weniger Stunden zum Besuche dieser Grotte nicht gereuen zu lassen. Es ist schwer zu bestimmen, ob ihre Größe (sie ist mit allen Ausdehnungen vielleicht eine Stunde lang), ihre Höhe oder die merkwürdigen fabelhaften Gebilde der Natur, welche den Wanderer in ihren unterirdischen Gewölben und Labyrinthen überraschen, oder das geheimnißvolle Dunkel ihrer noch unerforschten Tiefen und Seitenwindungen mehr Staunen und Grauen erregen. Ein wilder Bergstrom stürzt sich in ihre zweifach unterirdischen Abgründe, durchbraust ihre tiefen Schluchten und verliert sich endlich spurlos in den Eingeweiden des Gebirges, bis er nach langem Verschwinden auf der andern Seite des Berges das Tageslicht wieder grüßt.

Doch ich will hier keine Beschreibung dieser Grotte liefern, die man in so vielen Reiseberichten ausführlich und besser findet, vielmehr ein nächtliches Abenteuer erzählen, welches mir einst in jener Gegend aufstieß.

Mit einigen Bekannten aus Capo d'Istria kam ich von Wien. Wir besuchten die Adelsberger Höhle, und jene setzten darauf die Reise nach ihrer Heimat fort. Da ich noch einige Tage erübrigen konnte, sandte ich mein Gepäck nach Triest und brach am frühen Morgen zu Fuß von Adelsberg auf, in der Absicht, durch die Wälder der julischen Alpen einen Abstecher nach Görz zu machen.

Die Gegend war, wie noch in diesem Augenblick, sehr unsicher, und der einsame Reisende häufig der Gefahr ausgesetzt, von den illirischen Räubern aus ihren Schlupfwinkeln überfallen und wohl gar ermordet zu werden.

Aus Vorsorge hatte ich in Adelsberg eine meiner Pistolen und mein Stilett mitgenommen, meine Börse unter der Achsel in einer geheimen Tasche verborgen, und eine zweite mit weniger Silber- und Kupfermünze für einen etwaigen Ueberfall bereit, die Räuber damit abzufinden.

So gerüstet und mit einem Stockdegen versehen, kam ich gegen Abend in ein einsames Gebirgsthal, und eilte, noch vor Anbruch der Nacht ein Wirthshaus zu erreichen, das man mir beschrieben hatte. Der Weg führte nun durch einen der wildesten Gebirgspässe. Die Sonne sank und ließ nur noch einen schwachen Purpurduft zurück, der allmählich erblaßte und den Nebeln wich, die aus den Thälern aufstiegen. Ich erblickte endlich in der Ferne ein Gebäude, welches schweigend und einsam die wilde Gegend zu beherrschen schien. Mit Verdunkelung des Abends gewann es ein unheimliches, grauenerregendes Ansehen. Der weite finstere Wald erregte schauerliche Gefühle, und man konnte wohl erwarten, daß ein Bandit hinter den alten Stämmen hervorspringe. Wer Gebirgsgegenden bereist hat, wird bemerkt haben, wie leicht sich das Auge in Berechnung der Entfernungen täuscht, und zwar zum großen Aerger eines hungrigen Magens und müder Glieder. Das Wirthshaus schien nur noch eine Miglie entfernt, obwohl ich fast zwei Stunden brauchte, es zu erreichen.

Als ich in die große Küche trat und zu essen verlangte, behagte mir weder das Gesicht des Wirthes, noch das seiner Frau. An dem großen Tisch saßen zwei Kerle von sehr verdächtigem Aussehen.

Digitized by Google

Das Abendmahl war besser, als ich es vermuthet hatte. Die beiden Fremden redeten mich auf italienisch an und boten mir guten Appetit, ich ihnen mein Mahl, denn dieses gebietet die dortige Sitte, obwohl der Gebetene nie davon Gebrauch macht.

Es mochte elf Uhr seyn, als ich den Wirth bat, mir ein Schlafzimmer anzuweisen. Ich erwartete nach der guten Mahlzeit auch ein gutes Bett, und freute mich schon auf die Ruhe, fand mich aber betrogen, als die Wirthin bemerkte: „Signor, wir haben keine Stube mehr frei; diese beiden Herren (hier wies sie auf die Fremden) haben die eine besetzt, und die andere brauchen wir für kommende Reisende. Wollt Ihr Euch aber mit der Schlafstelle da auf dem Backofen begnügen, so will ich Euch eine Matratze hinauf legen."

Ich schnitt ein saures Gesicht und wollte schon die Bemerkung machen, daß ich eben so gut ein Zimmer zu bezahlen im Stande sey, als die Reisenden, welche man erwarte, ich sey der erste u. s. w., besann mich aber bei einem Seitenblick auf die ehrenwerthe Gesellschaft, daß hier eine Prahlerei nicht wohl angebracht seyn möge, und gab also meine Zustimmung.

Man holte nun die Matratze herbei und eine kleine Leiter, deren ich mich bedienen mußte, auf das flache Dach des Backofens zu steigen, welcher einen hintern Raum der Küche einnahm. Da mir, wie gesagt, die ganze Wirthschaft etwas Verdächtiges hatte, so legte ich mich in meinen Kleidern niedee, und zwar in einer solchen Richtung, daß ich die ganze Küche übersehen konnte. Meiner Müdigkeit zum Trotz ließ eine Furcht und Unruhe, die ich mir nicht erklären konnte, keinen Schlaf in meine Augen kommen, wiewohl ich nach und nach den Schein davon annahm, die Augenlieder so weit zudrückte, daß ich schlafend schien, doch aber alles bemerken konnte, was um mich vorging, und allmählich fing ich an zu schnarchen, als ob ich in den tiefsten Schlummer versunken sey. Wahrscheinlich hat mir diese Verstellung, wie man später sehen wird, das Leben gerettet.

Mein Schlaf mußte für wirklich gehalten werden, weil ich ihn so täuschend nachahmte, und gleich anfangs auf die Frage, woher ich heute komme, einen Ort genannt hatte, der wenigstens zwanzig Miglien von diesem Wirthshause entfernt lag, es also sehr natürlich war, daß ich nach einer so weiten Wanderung durch's Gebirg müde und schläfrig sey. Es mochte Mitternacht seyn; die beiden Fremden, der Wirth und seine Frau waren seit einer halben Stunde zur Ruhe gegangen, und das ganze Haus in tiefster Stille, als ich auf einmal ein Pochen an der Hausthür vernahm. Es währte nicht lange, so erschien die Wirthin mit der Lampe und öffnete.

Herein trat ein Mann von vornehmem und Ehrfurcht gebietendem Aeußerm. Er mochte zwischen vierzig und fünfzig Jahren seyn, und trug eine Art Jagdanzug. Seinem Gange und Aussehen nach schien er kränklich und schwach. Die Wirthin bot ihm eine Mahlzeit und Wein, er verbat sich Beides, nahm seinen Mantelsack vom Pferde, das er vor der Thür angebunden, und trug der Wirthin auf, das Pferd zu besorgen. Er sprach das Italienische sehr rein und gewandt. Ermüdet sank er auf einen Stuhl nieder, und schien bereits einschlafen zu wollen, als die Wirthin wieder hereintrat und ihn in eine Kammer führte, die, wie mich bedünkte, etwa zehn Schritte von der Küche entfernt war. Sie kehrte bald dahin zurück, wo sie hergekommen war, und beobachtete mich im Vorbeigehen einige Sekunden. Ich fuhr fort, zu schnarchen, wie früher, und blieb unbeweglich. Ungefähr eine Stunde darauf regte sich's in der Nebenkammer, die Thüre ward leise geöffnet, und der Wirth trat, mit einer Blendlaterne versehen, nebst den zwei Kerlen in die Küche. Ich glaubte wenigstens, sie zu erkennen. Dann sah ich, wie jener auf den Zehen vor den Backofen trat und einen plötzlichen Schimmer des Lichts auf meine Gestalt fallen ließ, sich wieder zu seinen Begleitern wandte und ihnen zuflüsterte: „Er schläft; vorwärts!"

Darauf nahmen alle drei ihre Richtung nach der Kammer des Fremden, und einige Augenblicke war es still wie zuvor. Ich horchte mit der gespanntesten Erwartung, rührte mich aber nicht von der Stelle, obwohl mich eine Unruhe ergriff, die ich vergebens zu schildern versuchen würde. Plötzlich vernehme ich einen dumpfen Angstschrei, dann ein Röcheln, welches mehrere Augenblicke anhält, und eine halbe Stunde später die Schritte eines Zurückkommenden. Als ich den Schrei hörte, ergriff ich ganz leise das Terzerol, das in meiner Brusttasche steckte, spannte mit der größten Vorsicht den Hahn, und versicherte mich zugleich des Stiletts, that aber fortwährend, als ob ich tief und fest schlummerte. Der Wirth kehrte in die Küche

Digitized by Google

zurück und erwartete hier seine Begleiter. Bis beide kamen, beobachtete er mich unausgesetzt. Seine Geberden deutete ich, als ob er zu jenen sage: „Wenn er nicht schliefe! Verbergt Euch, ich will ihn versuchen!“ worauf er sich mir mit der Laterne näherte, die Leiter, welche früher weggenommen war, ganz leise vom Boden aufhob, da, wo meine Füße lagen, an den Ofen lehnte und heraufstieg. Ich gestehe, daß ich in dieser furchtbaren Lage meine ganze Geistesgegenwart und Ruhe aufbieten mußte, mich nicht zu verrathen.

Meinen Staubkittel hatte ich Abends so über mich geworfen, daß er meine Arme und Hände bedeckte; man konnte also meine Waffen nicht sehen. Als der Wirth die letzte Sprosse der Leiter erstiegen hatte, richtete er mit einer plötzlichen Wendung den Strahl der Laterne auf mich, neigte sich über meine Füße und biß mich ziemlich schmerzhaft in die linke Fußspitze. Da von diesem entscheidenden Augenblicke Alles abhing, so konnte die geringste unnatürliche Bewegung mich verdächtigen; ich that also, als ob ich durch den Schmerz im Schlummer gestört worden, ahmte das unruhige, langgezogene Schnarchen eines Halberwachenden nach, wendete meinen Fuß etwas auf die Seite, und sank dann wieder in den vorigen Zustand anscheinender tiefer Ruhe, worauf er befriedigt die Leiter hinabstieg und jenen in die Kammer folgte, aus der man gekommen war.

Ich dankte Gott in einem heißen Gebet für meine Rettung, und sank endlich, trotz meiner fortwährenden Angst, in einen tiefen, obwohl unruhigen Schlaf. Als ich erwachte, schien die Sonne bereits durch die Fenster, und einige Maulthiertreiber frühstückten in der Küche. Mit der größten Behutsamkeit verbarg ich meine Waffen, zog den Kittel über meine Kleider und verließ mein Lager. Nie in meinem Leben hatte ich die Strahlen der Sonne mit solcher Freude begrüßt, und segnete dieß wohlthätige Gestirn, das die Schrecken der Nacht verscheucht und die Pfade des Wanderers mit seinem goldenen Schimmer beleuchtet.

Um durch eine schleunige Entfernung kein Aufsehen zu erregen, bestellte ich noch Wein, Brod und Salami zum Frühstück, zahlte sodann meine Zeche, und verließ die Mördergrube. — Die Wirthin war die einzige Person, welche ich an diesem Morgen erblickte.

Daß ein Mord verübt worden, unterlag mir keinem Zweifel, und daß jener spät angekommene Fremde das Opfer gewesen, eben so wenig. Ich beschloß nun, meine fernere Tour durch die Alpen aufzugeben, nach Idria zu eilen und der Polizei die Anzeige dessen zu machen, was sich in dem Wirthshause zugetragen.

Als ich ungefähr eine Stunde lang die Landstraße fortgewandert war, sah ich nach einer Biegung derselben in geringer Entfernung einen mit Büchse, und Hirschfänger bewaffneten Reiter vor mir, der sein Pferd anhielt, als ob er sich von mir einholen lassen wolle. Er hatte von Weitem eine so auffallende Aehnlichkeit mit dem, wie ich glaubte, ermordeten Fremden, daß ich Anfangs der Meinung war, er sey es selbst. Als ich mich ihm bis auf wenige Schritte genähert hatte, sah ich zwar, daß ich mich getäuscht hatte, blieb aber in der Ueberzeugung, daß er dessen Kleider trage. Er setzte nun seinen Weg mit mir fort, bot mir guten Morgen, und fragte mich unter Anderm, ob ich vielleicht auch in jenem Wirthshause eingekehrt sey. Während ich mich nun gegen ihn wandte, um seine Frage zu beantworten, bemerkte ich zu meinem großen Erstaunen in seinem Profil die markirten Züge meines Wirthes, der indessen sein Gesicht und seine Stimme so verändert hatte, daß ich ihn gewiß nicht unter dieser Verkleidung herausgefunden, hätte ich ihn nur von vorn und nicht von der Seite gesehen.

Vorsichtig genug, mich zu beherrschen, beantwortete ich seinen Gruß, sagte ihm, daß ich in jenem Hause logirt, zwar einen guten Tisch, aber statt des Bettes nur eine Matratze erhalten habe. „So werdet Ihr also eine schlechte Nacht gehabt haben, mein Herr?“ — „Keineswegs,“ erwiederte ich; „im Gegentheil, ich war so von Müdigkeit überwältigt, daß ich mich nicht erinnere, je besser geschlafen zu haben; zudem fand ich auch die Zeche sehr billig und kann mich also über mein Nachtquartier nicht beklagen.“ Er that noch einige gleichgültige Fragen, ich deßgleichen, worauf er sich für einen Grafen ausgab, der in der Gegend wohne, mir eine gute Reise wünschte, sein Pferd antrieb und einen Seitenweg des Waldes einschlug. Nach wenigen Minuten verschwand er im Gebüsch.

Es war der Wirth, ich konnte mich nicht getäuscht haben, obwohl er seine Züge und die Sprache so verändert hatte. Daß er es übrigens sehr fein angelegt, mich zu fangen, konnte ich nicht läugnen. Nur riß mich mein gutes Glück und meine Verstellung aus abermaliger Lebensgefahr.

Digitized by Google

Als ich nach Idria kam, welcher Ort nur noch eine halbe Tagreise entfernt lag, machte ich der Polizei die sofortige Anzeige. Es wurde sogleich eine Staffete nach Görz beordert, welche noch am selben Tage mit mehreren berittenen Sbirren erschien, worauf ich mir, als es dunkel geworden, ein Pferd nahm, mich gehörig waffnete und das Commando zum Wirthshause zurückbegleitete. Wir ritten scharf. Es war schon völlig Nacht, als wir an Ort und Stelle kamen. Sogleich umzingelten fünf bis sechs Sbirren das Haus; wir Uebrigen banden unsere Pferde an und begehrten Einlaß. Endlich öffnete man, vermuthlich in der Voraussetzung, wir seyen Reisende. Die Wirthin erblickte uns kaum, als sie einen Schrei ausstieß und ihrem Manne zurief: „Hab' ich Dir's nicht gesagt, daß dem nicht zu trauen sey?" — „Halt's Maul, Du Gans!" antwortete er, „und Sie, meine Herren, was befehlen Sie?"

Wir machten wenige Umstände. Der Wirth und seine Frau wurden sogleich zusammengebunden, und das ganze Haus durchsucht. Es war sonst Niemand mehr zu sehen. Man fand die Jagdkleider des Ermordeten, dieselben, welche der Wirth zu seiner Verkleidung getragen, dann eine bedeutende Summe Geldes, und endlich, nachdem man dem Weibe die Folter angelegt und ihr das Geständniß erpreßt hatte, den im Garten vergrabenen Leichnam, von Dolchstichen durchbohrt.

Wir ließen eine Wache im Wirthshause und eskortirten das Ehepaar nach Görz. Von den Mitschuldigen sah man keine Spur. Unterwegs maß mich der Wirth mit wüthenden Blicken, worauf ich ihm bemerkte: „Herr Wirth und Graf, seyd künftig so klug, keinem Reisenden auf dem Backofen zu trauen, und wenn er auch schliefe wie ein Dachs!"

Miszellen.

Türkische Gerichtsbarkeit.

Nasir-ed-din's Abenteuer mit einem türkischen Richter, macht seinem Verstande und seiner Geistesgegenwart sehr viel Ehre. Es geschah einst, daß der Cadi (Richter) von Sary Hessar (einem Dorfe nahe bei Konstantinopel) betrunken ward und in seinem Weinberge einschlief; Nasir-ed-din kam auf einem Spaziergang, den er mit einem Freunde machte, an Jenem vorüber und sah ihn in seiner schmählichen Lage. Er ergriff die günstige Gelegenheit, seine eigene Garderobe zu verbessern, zog dem Cadi seinen Richtermantel aus, warf ihn über die eigenen Schultern und ging ruhig seines Weges weiter. Als der Kadi aufwachte und seinen Mantel vermißte, sandte er seine Diener nach verschiedenen Richtungen aus und gab ihnen den Befehl, den zu verhaften, auf dem sie einem Mantel, wie den bezeichneten entdecken würden. Einer der Ausgesandten erkannte den Mantel auf Nasir-ed-din's Rücken und zog den Dieb sogleich mit fort, vor das Mekhemen (das öffentliche Tribunal). Als ihn der Kadi erblickte, fragte er: „Khojah Effendi, wo hast Du den Mantel gefunden?" Nasir-ed-din antwortete mit lauter Stimme, so daß es alle Zuschauer hören konnten: „Als ich diesen Morgen mit einem Freunde spazieren ging, begegneten wir einem Kadi, der des heiligen Gesetzes, das er zu verwalten hat, so vergaß, daß er betrunken unter freiem Himmel in tiefen Schlaf fiel. Mein Gefährte, voll Unmuth, spie auf ihn und trat ihn mit Füßen; ich nahm ihm diesen Mantel, um seine Heuchelei zu entlarven und ihn der öffentlichen Verachtung bloszustellen. Wenn der Mantel Dein Eigenthum ist, so bin ich Willens, ihn Dir zu überlassen." — „Nein, nein, Freund Nasir-ed-din," entgegnete der Kadi, der sowohl für seine Ehre, als für sein Amt fürchtete, „behalte ihn, behalte ihn, der Mantel ist nicht mein!"

Jakob Paul von Gundling,

Historiograph Friedrich Wilhelms I., Hofnarr des Königs und Mitglied des von Seiner Majestät gestifteten „Tabak-Collegiums," bekannt durch seine übertriebene Neigung zum Trunke, wurde 1731 auf Befehl des Königs in einem Weinfasse begraben.

Im letztverflossenen Kriege der Franzosen mit Preußen mußten die Bürger einer Stadt eine Beleuchtung veranstalten, wobei man bei einem gemeinen Schuster folgende transparente Schrift an seinem Hause las: Durchmarschiren, einquartiren, requiriren, fouragiren, Haus und Hof verlieren, Weib und Kind verlieren, nicht raisonniren, sonst arretiren, und in Prisen führen, oder gar füsiliren, und dennoch illuminiren, das ist doch zum krepiren?! —

Verlegt und redigirt unter Verantwortlichkeit der S. Geiger j.'schen Buchdruckerei.

№ 63. 5. August 1840.

Der Erzähler.

Ein

Unterhaltungsblatt für Jedermann.

Fünfter Jahrgang.

Augsburg. Dieses Blatt erscheint jeden Mittwoch und Samstag, und kostet dahier vierteljährlich 45 kr., halbjährig 30 kr. und jährlich 1 fl.; auswärts ist der Preis: vierteljährlich 48 kr., halbjährig 36 kr. und jährlich 1 fl. 12 kr. Bestellungen nehmen alle Buchhandlungen und königl. Postämter, letztere mit der tarifmäßigen Portovergütung, an.

Festgabe zur vierten Jükularfeier den 16. Juli 1840 der Erfindung der Buchdruckerkunst. *)

„Gebt mir den Stützpunkt außerhalb der Erde" —
Rief Archimed — „und ich bewege sie." —
„„Laßt es gelingen, daß es möglich werde,
Was mir im Geiste Ahnung schon verlieh,
Und wenn auch nicht die Erde aus den Schranken,
Heb' ich doch die des Geistes siegend auf,
Und gebe frei den Ausdruck der Gedanken
Und flügle ihren kühnen Weltenlauf."""

So Gutenberg — und sieh! Er hat's errungen!
Geschriebnes Wort ist durch den Druck verdrängt,
Das Tempelthor ist weit nun aufgesprungen,
Durch tausend Hüter kleinlich sonst beengt,
Gemeingut ist des Geistes Werk geworden,
Nicht mehr blos Erbtheil einer kleinen Schaar,
Unzählbar sind die jubelnden Cohorten,
Sich drängend zu dem lichten Hochaltar.

Heil, Deutschland, Dir! Aus Deinem Schooße keimte
Der Baum, der jetzt in tausend Zweigen grünt.
Heil, Deutschland, Dir! Was keine Vorzeit träumte,
Des hat sich unverzagt Dein Sohn erkühnt,
Hat das Panier erhoben allen Zeiten
Für Geistesfreiheit durch des Wissens Macht,
Und eine Leuchte auf des Strebens Weiten
Für alle Völker strahlend angefacht.

Wohlauf! wohlan! Ihr Söhne großer Ahnen!
Vierhundert Jahre sind seitdem entflohn!
Laßt Euch den Tag an Eu're Pflichten mahnen!
Wie zolltet Ihr dem großen Meister Lohn?
Habt Ihr stets mit den geweihten Waffen
Gekämpft für Wahrheit, Tugend, Licht und Recht?
Habt Ihr vollendet, was er einst geschaffen,
Ein edles, ebenbürtiges Geschlecht?

Ging kein Gebild hervor aus Euern Pressen
Als was die Züge reinen Strebens trug?
Habt Ihr des Wissens tiefen Grund ermessen,
Erhoben Euch mit hoher'm Geistes Flug?
Durchdrang Euch stets der Freiheit heil'ge Weihe,
Ward Ihr nie feiger Unterdrückung Sklav'?
Erwecktet Ihr der Völker Kraft auf's Neue
Und wiegtet nicht durch eitlen Tand im Schlaf?

Habt Ihr bewahrt den Stempel frommer Sitte,
Der Euerm ernsten Anfang aufgeprägt?
Verbanntet Frevel Ihr aus Eurer Mitte,
Der nur sein Gift in stille Herzen trägt?
War sie Euch heilig, diese Kunst, die Zungen
Vieltausendfach dem flücht'gen Worte leiht,
Der unvergleichbar Herrliches gelungen,
Fortwirkend, ungehemmt von Raum und Zeit?

Weit vorgeschritten ist die Kunst der Typen,
Dem Nutzen hat sich der Geschmack gesellt,
Mit Riesenarmen wuchernder Polypen
Verwandtes mächtig sie umschlungen hält;
Doch, da das Aeuß're nur des Geistes Hülle,
Blieb auch der Kern von jedem Makel baar,
Daß so sie jenen Weltenzweck erfülle,
Zu dem vor Allem sie berufen war? —

Heut gilt's den Bund der Gutenbergs-Genossen
Zu schließen fester, inniger als je,
Zu wirken würdig, kraftvoll, unverdrossen,
Daß nichts hervor aus Euern Pressen geh'
Als was, gediegen in des Geistes Reife,
Gereinigt in des Herzens lauter'm Sinn,
Voll Segen in das Menschenleben greife,
Der Mit- und Nachwelt köstlicher Gewinn.

*) Diese Festgabe ward vom Herrn Buchdruckerei-Besitzer Gärtner in Dresden bei der daselbst am 21. Juni stattgefundenen Feier in geschmackvoller äußerer Ausstattung als Erzeugniß seiner Officin dargebracht.

Digitized by Google

So wird die vierte Jubelfeier gründen
Ein unbegrenztes, ewig junges Reich;
Vor'm Gotteshauch' wird jede Fessel schwinden,
Da Edles in Gewähr und Rechten gleich,
Und höher noch und ohne alle Schranken
Wird einst der Jubel aller Völker seyn,
Schließt dann von selbst die Freiheit der Gedanken
Die volle Freiheit auch der Presse ein!

Th. Hell.

Charakterzüge aus dem Leben König Friedrich Wilhelm III.

Höchst interessant ist was der König noch in seinen letzten Lebenstagen auf Veranlassung der Grundsteinlegung zum Denkmale für Friedrich den Großen über seine früheren Beziehungen zu demselben äußerte. Er erzählte aber folgendes seinen Umgebungen.

Ich kann mich des Königs noch sehr lebhaft erinnern, ob ich ihn schon nur wenige Male gesprochen habe. Das erste Mal verlangte er mich in Sanssouci zu sehen. Ich war sieben Jahr alt und wohnte in Potsdam im Schlosse. Ich mußte mich daher zu diesem Besuche herausstaffiren. Dazu erhielt ich nach damaligem Schnitte, wie er in Paris Mode war, einen violett-seidenen Rock, eine mit Gold, Silber und Flittern gestickte Weste mit breiten Schößen, welche die Oberhofmeisterin gestickt hatte, schwarze, seidene Beinkleider mit Gürteln und Schnallen, weiße, seidene Strümpfe und Schuhe mit rothen Hacken und großen Schnallen. So geputzt, frisirt und gepudert, einen Haarbeutel im Nacken, einen Galanteriedegen mit Porzellangefäß und einen Chapeaubashut unter'm Arme, machte ich mich zu Fuß auf den Weg nach Sanssouci, da kein Wagen in Bereitschaft war und ich die bestimmte Stunde nicht versäumen wollte. Ich erschien vor Friedrich. Er empfing mich sehr freundlich. Was er mit mir gesprochen kann ich mich freilich nach so langer Zeit nicht mehr erinnern, er mußte indeß doch mit mir zufrieden seyn, denn er klopfte mir sanft auf die Backen und fragte mich dann: — „Was wünschest Du Dir denn wohl?“ — Die Frage kam mir sehr unerwartet, und darauf nicht vorbereitet schwieg ich. — „Nun Du wirst doch wohl Etwas zu wünschen haben?“ — fuhr er fort. Da faßte ich mit der Hand an den Haarbeutel. Der steife, französische Anzug war mir peinlich und ich antwortete: „Eine Uniform, Ew Majestät!“ — „Die sollst Du haben. Wünschest Du noch was?“ Da ich um den König mehrere Windspiele sah, und nicht wie das Erstemal wieder stocken wollte, antwortete ich: „Ew. Majestät, ich möchte gern einen Hund haben.“ — „Auch den sollst Du kriegen.“

Er entließ mich nun und ich kehrte nach Potsdam zurück. Am folgenden Morgen, als ich kaum das Bette verlassen hatte, erschien ein Schneider bei mir und nahm mir Maaß zu einer Uniform. Bald darauf kamen einige Lakaien des Königs mit einer Kuppel von 6 Hunden und sagten mir, der König sende mir solche, um mir einen davon auszusuchen. Sie machten mich besonders auf einen darunter aufmerksam, den sie sehr lobten, und ich wählte also diesen. Hernach erfuhr ich, daß der König zu den Leuten, welche er mit diesen Hunden zu mir geschickt, gesagt hatte: „Gebt acht, den wird er wählen!“ Es war der, den sie mir, jedoch ohne diesen Umstand zu erwähnen, sehr gelobt hatten. Als sie zu dem Könige mit den übrigen 5 Hunden zurückkamen, sprach er auch: „Habe ich nun nicht Recht gehabt?“

Einige Jahr darauf ließ mich der König nun wieder zu sich rufen. Er fragte mich, ob ich fleißig sey und Fortschritte im Schreiben, Rechnen, Geographie, Geschichte u. s. w. besonders aber in der französischen Sprache mache und stellte eine Art von Examen mit mir an. Um zu erfahren, wie weit ich's im Französischen gebracht habe, nahm er ein Buch — es waren Lafontaine's Fabeln — schlug eine davon auf und gebot mir sie laut vorzulesen und in's Deutsche zu übersetzen. Ich that dieß denn auch und nach überstandenem Examen sagte er: „Du bist recht fleißig gewesen; dafür verdienst Du auch eine Prämie.“ — Er gab mir den schwarzen Adlerorden.

Als ich Lieutenant geworden, mußte ich wieder vor ihm erscheinen, und er sprach in seinem kurzen, energischen Tone davon, daß ein preußischer Prinz und dereinstiger Thronerbe ein tapferer und erfahrener Feldherr seyn müsse. Als ich zum Hauptmanne avancirt war, wurde ich von ihm zur Tafel geladen.

Dabei bemerkte der König, daß dieß das Einzigemal gewesen, wo er an Friedrich II. Tafel gespeiset habe, mit der Aeußerung: daß es wohl deßhalb unterblieben, weil an Friedrich's Tafel von dessen Umgebung in der Regel so mancherlei gesprochen werden, das der große König nicht als geeignet für die Ohren eines jungen Menschen gefunden habe.

Als charakteristisch ist hierbei noch zu bemerken,

Digitized by Google

daß der jüngstverewigte König bei dieser Gelegenheit die so allgemein bekannte Scene mit Friedrich dem Großen nicht erwähnte, wo er von diesem den Spielball so bestimmt zurück verlangte, daß dieser ausrief: Der wird sich Schlesien nicht nehmen lassen.

Miszellen.

Londoner Spitzbüberei.

Ein zur Genüge bekannter Luxus in den großen Londoner Magazinen sind die ungeheuern Spiegelscheiben, die die Thüren und Fenster derselben bilden. Da es jedoch nun dem Vorübergehenden leicht begegnen kann, eine dieser bis zur Erde reichenden Scheiben unversehens zu zertrümmern, und der Preis derselben sich mitunter zu einer enormen Höhe erhebt, so ist kraft Polizeibefehl den Eigenthümern solcher Magazine untersagt, für das Zerbrechen einer solchen Scheibe, falls nicht eine muth- oder böswillige Absicht des Thäters erwiesen ist, mehr zu begehren als eine kleine Entschädigung, (von ohngefähr 5 Pfund Sterling.) Vor einem der prachtvollsten Magazine in Lundgate Hill drängte sich die Menge, die ausgelegten indischen und chinesischen Waaren beschauend. In der ersten Reihe der Gaffer befand sich ein Gentlemen, der ganz im Anschauen vertieft dastand. Ein anderes Individuum drängt sich hinter ihn, versetzt ihm einen tüchtigen Stoß, unser Dandy verliert die Balance, und Plauz, Plauz, liegt eine der thurmhohen Scheiben in Trümmern und der Fashionable durch diesen unwillkührlichen Eingang im Laden. Während des dadurch entstehenden Tumultes hat sich der Stoßende leicht entfernen können, und der Ladenbesitzer kann seinen Zorn nur an dem sich halb im Laden, halb auf der Straße befindlichen Gentleman auslassen. Dieser beprezirt jedoch, und beruft sich auf das Zeugniß der Umstehenden hinsichtlich seiner Unschuld, wobei sein Dialekt den Fremden verräth. Doch der Kaufmann will von nichts wissen und wenigstens die ihm gesetzlich zukommenden 5 Pfund haben. Darüber entsteht gewaltiger Disput zwischen den betheiligten Parthieen. Der Gentleman will keine Raison annehmen, bis sein Gegner droht, die Konstables rufen zu lassen. Nun ruft jener: „ehe ich in Kollisionen mit der Behörde komme, will ich lieber, wenn es doch sein muß, zahlen," und wirft in der höchsten Wuth eine fünfzig Pfundnote, die er aus seinem Taschenbuche zieht, auf den Tisch. Man gibt ihm das übrige Geld zurück, und fluchend und schimpfend entfernt er sich. — Erst als das Personal im Laden am andern Tage zufällig gewahrte, daß die Banknote falsch sei, ward es klar, daß der ganze Handel angelegt war, um dieses falsche Papier gegen gutes Geld umzutauschen.

Pariser Spitzbüberei.

Ein junger Pair von Frankreich machte dieser Tage, auf einer Eisenbahnfahrt nach St. Germain, die Bekanntschaft zweier Dandys von sehr gefälligen Manieren. Man begab sich in eine Restauration und der Pair kehrte endlich, ziemlich bezecht, nach Hause zurück. Tages darauf erschien einer seiner improvisirten Freunde bei ihm und sagte: „Mein Herr, ich überreiche Ihnen hier drei Bankbillets zu 1000 Franken, die Sie mir gestern abgewonnen, denn eine Spielschuld ist eine Ehrenschuld!" — „Ich weiß mich aber gar nicht zu erinnern." — „Leider, ist desto besser; ich bitte um eine Quittung." Lachend über sein Glück erfüllte der Cavalier das Begehren. — Am folgenden Morgen erschien der zweite Dandy und redete den Pair an: „Mein Herr, wir haben vorgestern in St. Germain gespielt." — „Ich weiß es," lachte Jener. — „Desto besser; so werden Sie auch wissen, daß ich 6000 Franken gewonnen habe, die Sie mir gefälligst auszahlen wollen!" — Was war zu thun? Man hatte den Gewinn nicht verschmäht, mußte sich also auch zu dem Verluste bekennen und vor Allem sich nicht mit einem Gauner in Debatten einlassen. — Die Forderung ward bezahlt.

Der freie Tag der Sklaven auf Havanna.

Der sechste Januar ist der einzige Tag, an dem alle Neger frei sind, sich auf wilde Weise belustigen, und auf 12 Stunden gleichsam in ihre Heimat zurückversetzt wähnen dürfen. Alle Straßen und öffentliche Plätze, kurz die ganze Stadt wird ihnen für diesen Tag preisgegeben, und nun ziehen sie haufenweise, jeder Volksstamm für sich in ihren National-Costümen durch die Stadt, und führen wilde, oft sehr indecente Nationaltänze nach einer gräßlichen, ohrzerreißenden Nationalmusik auf. Die Meisten erscheinen ganz nackt, nur mit einer bunten Schürze bedeckt, mit Federn und Bändern im Haar. Die Anführer eines jeden solchen Zuges waren gewöhnlich in Afrika Stammfürsten, die hier jetzt Stiefel und Pferde putzen müssen, und nur an diesem Tage in ihrem Ornate erscheinen

Digitized by Google

dürfen, mit unförmig ausgestopftem Hinterkörper, an dem kleine Glocken hängen, mit dem sie unaufhörlich wackeln, und als Zeichen ihrer Würde das Nationalsymbol eines Kuhschwanzes tragen. Sie tanzen dann auf eine so ausgelassene bachantische Weise, daß europäische Damen erröthend in's fernste Zimmer fliehen würden, während sich die Kreolinnen vom Balkon aus daran höchlich ergötzen. Vor jedem Hause, vor dem sie ihre Tänze aufführen erhalten sie Geschenke. Viele der Anführer gehen maskirt. Andere auf Stelzen, oder reiten auf dem Rücken eines Andern. Ihre Trachten sind so bizarr, als nur immer denkbar. Gern erträgt man diesen Höllenlärm, wenn man bedenkt, daß diese armen Menschen unter 365 Tagen nur einen haben, an dem sie frei seyn, und sich auf ihre, freilich thierische Weise des Lebens freuen dürfen.

Anekdoten von Bewohnern des Schuldgefängnisses in Paris.

James Swan, ein amerikanischer Kaufmann, wurde am 28. Juli 1808 wegen einer Summe von 625,640 Francs verhaftet und kam aus dem Gefängnisse erst am 28. Juli 1830, als das Volk die Pforten öffnete, war also gerade 22 Jahre gefangen gewesen. Swan, dessen Vermögen drei bis vier Millionen betrug, hätte wohl bezahlen können, aber er wollte nicht, behauptete, er schulde höchstens 7000 Francs und war fest entschlossen, lieber sein ganzes Leben hindurch im Gefängnisse zu bleiben, als sich einem von ihm für ungerecht gehaltenen Urtheil der Gerichte zu fügen. Seine erste Sorge ging dahin, seiner Frau und seinen Kindern anzeigen zu lassen, daß er sie völlig enterben würde, wenn sie etwas von seinen sogenannten Schulden bezahlten. Dann richtete er seine Wohnung in dem Gefängnisse fürstlich ein, miethete St. Palagie gegenüber eine große Wohnung mit Stallung ꝛc. für seine Geliebten, seine Köche und Freunde. Diese, welchen er zwei schöne Wagen zur Verfügung stellte, mußten in seinem Namen spazieren fahren, die Bälle und die Theater besuchen. Er war ein merkwürdiger origineller Mensch dieser Swan, und so consequent, daß er sich anschickte; drei Tage nach dem Austritte aus seinem Gefängnisse freiwillig in dasselbe zurückzukehren, als ihn plötzlich der Schlag rührte und er starb. —

Der bekannte Millionair Ouvrard war aus andern Gründen in das Schuldgefängniß gewandert; er läugnete es nicht, daß er die verlangte Summe schuldig sei, aber er wollte nicht bezahlen, zumal da er als Franzose nicht über fünf Jahre in der Haft gehalten werden durfte. Auch er lebte wie ein Fürst in St. Palagie und bezahlte die Schulden seines Nachbars in dem Hause, um dessen Zimmer zu bekommen und mehr Raum zu haben. Eines Tages kam Villèle, der Finanzminister, zu ihm in das Gefängniß zum Diner und forderte ihn auf, sich doch mit seinem Gläubiger zu vereinigen, weil seine Haft großes Aufsehen mache. Ouvrard antwortete darauf sehr aufrichtig: „ich bin wegen fünf Millionen fünf Jahre hier, verdiene also jährlich eine Million; kennen Sie eine sichere und einträglichere Spekulation, so nennen Sie mir dieselbe und ich bezahle die Schuld morgen.“ —

Interessant ist auch die Geschichte des Grafen Roberti. Dieser hatte das Unglück, sich in eine junge Schauspielerin zu verlieben und das noch größere, dieselbe zu heirathen. Er liebte sie leidenschaftlich, sie aber vergalt ihm mit wenig Dank und viel Coketterie. Nachdem er sein Vermögen zerrüttet hatte, um den kostspieligen Launen seiner Frau zu genügen, mußte er am 27. Nov. 1838 in das Schuldgefängniß wandern. Anfangs wunderte er sich sehr, daß ihn die so heiß geliebte Frau in seiner Einsamkeit nicht besuche; bald aber erfuhr er, daß seine Frau es sei, die ihn gefangen hielt: Um ungestört und ungezwungen mit ihrem neuen Anbeter leben zu können, hatte sie von diesem die Wechsel- und Schuldverschreibungen kaufen lassen, wegen welcher ihr Mann in das Gefängniß gekommen war. — Da war ihm das Leben unerträglich und eines Morgens fand man ihn todt; er hatte sich durch Kohlendampf erstickt.

Daguerreotyp-Ehe.

Ist nicht der Ehestand von vielen Gatten,
Beim Licht besehn, strikt auf Silberplatten?

Auflösung des Räthsels in No. 61.:

I. **Abel, Abbé, A, B, Labe-(Trunk.)**

II. **Nabel, Gabel.**

III. **A** (on a) **bel** (beau ou bel) **Abel,** (ministre de Bavière.)

Verlegt und redigirt unter Verantwortlichkeit der **G. Geiger** j.'schen Buchdruckerei.

№ 64. 8 August 1840.

Der Erzähler.

Ein

Unterhaltungsblatt für Jedermann.

Fünfter Jahrgang.

Augsburg. Dieses Blatt erscheint jeden Mittwoch und Samstag, und kostet dahier vierteljährlich 15 kr., halbjährig 30 kr. und jährlich 1 fl.; auswärts ist der Preis: vierteljährlich 18 kr., halbjährig 36 kr. und jährlich 1 fl. 12 kr. Bestellungen nehmen alle Buchhandlungen und königl. Postämter, letztere mit der tarifmäßigen Portovergütung, an.

Nach zehn Jahren.

Es war spät Abends, als zwei junge Leute, Davidson und Mocker, ein Haus in der Londoner City verließen. Davidson wünschte seinem Gefährten gute Nacht und wollte in seine Wohnung zurückgehen. Mocker stand unbeweglich vor der Thür des Hauses, das Beide eben verlassen hatten, und sah ihm eine Weile nach, dann schlug er sich vor die Stirne, als sey er zu einem plötzlichen Entschlusse gekommen, eilte hinter Davidson her und holte ihn an der Ecke der Straße ein. „Davidson," sprach er zu ihm, „gib mir Deinen Arm, wir wollen in eine Taverne gehen, wo wir ungestört seyn können... Ich habe Dir einen Vorschlag zu machen."

„Wie?... und zu dieser Stunde, es muß gleich Mitternacht schlagen... ich würde nicht mehr in mein Haus kommen können, wenn schon Alles schläft."

„Einerlei... Du kannst dann in meiner Wohnung schlafen."

„Aber soll ich denn nicht erfahren?..."

„Komm, wir sind hier an der Schwelle von Master Troughtons Schenkstube... laß uns hineingehen."

Mocker zog seinen Freund mit in die Taverne, das eingerauchte Zimmer war leer von Gästen, die Beiden setzten sich an einen Tisch und Master Troughton brachte schäumenden Porter und Pfeifen.

„Laß' uns erst trinken," sagte Mocker, „auf Deine Gesundheit."

„Auf die Aufklärung Deines geheimnißvollen Wesens," that ihm Davidson Bescheid.

„Die Aufklärung soll Dir werden, höre mich an: Wir kommen eben aus dem Hause Master Burkhard's, unsers ehemaligen Lehrherrn des reichsten Goldschmieds von London... Einer von uns muß dieses Haus heute zum letzten Male betreten haben..."

„Und warum?"

„Du erräthst es wohl, Davidson."

„Sage es immerhin, Freund Mocker."

„Nun denn, weil zwei Nebenbuhler nicht lange friedlich in einem Hause seyn können, und sich im Zimmer der Geliebten sehen mögen."

„Das ist wahr, und obgleich Du mein sehr lieber Freund bist, hab' ich Dich diesen Abend mehr als zwanzig Mal zum Teufel gewünscht."

„Mir ging's nicht anders."

„Jeder Deiner Blicke fachte wie eine glühende Fackel meine Eifersucht an."

„Ich hätte Dich für Dein verliebtes Seufzen vergiften mögen."

„Und doch habe ich Anhänglichkeit an Dich."

„Mir geht's auch so."

„Aber Deinen Tod hätte ich doch nicht gern beweint."

„Mir geht's auch so... Auf Deine Gesundheit, Davidson!"

„Auch Dein Wohl, Mocker!"

Die beiden Freunde leerten ihre Gläser und reichten sich über den Tisch hinüber die Hände, Mocker füllte die Gläser wieder und sprach dann: „wir lieben Beide die Tochter unseres ehemaligen Lehrherrn, Miß Susanna Burkhard?"

„Ja."

„Beide können wir sie indessen nicht heirathen."

„Nein."

„Einer von uns muß also ihrem Besitze entsagen."

„Das ist auch meine Meinung."

„Willst Du ihr entsagen?"

„Nein, bei Gott nicht!"

Digitized by Google

„Und auch ich nicht, so wahr Christus lebt.“

„Was sollen wir also thun?“

„Uns verständigen ... Welches Recht nimmst Du für Dich auf den Besitz von Miß Susanna in Anspruch?“

„Meine Liebe.“

„Die meinige kommt der Deinen gleich.“

„Mein Vermögen.“

„Du hast zehntausend Pfund Sterling ... ich bin nicht ärmer als Du.“

„Der Vater will mir wohl.“

„Meine Bewerbung begünstigt die Mutter.“

„Und Miß Susanna?...“ hier sahen sich Davidson und Mocker eine Weile schweigend an, und ein Ausdruck zögernder Furcht lag in den Blicken Beider.

„Seyen wir offen mit einander,“ unterbrach endlich Mocker das Schweigen. „Es handelt sich ja um die wichtigste Angelegenheit unseres Lebens...“

„Es handelt sich um das Glück des Einen und um das Unglück des Andern.“

„Um etwas Höheres noch, um Susannens Glück oder um Susannens Unglück. — Davidson,“ sprach er weiter, und seine Stimme versagte ihm fast den Dienst, „liebt sie Dich?“

„Ich ... ich weiß es noch nicht. Und Du, glaubst Du Dich von ihr geliebt?“

„Auch ich weiß es noch nicht.“

„Dann ist wieder auch hier unsrer Beider Lage ganz die gleiche ... Miß Burkhard ist von ihrer Kindheit an gewohnt, ihr Wohlwollen Jedem von uns in gleichem Maaße zu Theil werden zu lassen. Zu gleicher Zeit thaten uns unsre Väter bei dem ihrigen in die Lehre... Beide blieben genau dieselbe Zeit in ihrem älterlichen Hause. Dem Einen war dieselbe Zeit vergönnt wie dem Andern, in Susannens jungem Herzen Liebe zu erwecken, Liebe zu ihr wurzelt in unsrer Beider Seele mit gleicher Kraft... Seit wir unsre eignen Herren geworden sind, besuchen wir Beide gleich angelegentlich unseres braven Lehrmeisters Haus und bewerben uns heimlich um seiner schönen Tochter Gunst. Einer von uns muß ihrem Herzen näher stehen als der andere. Bist Du es nun, oder bin ich es? Ist es Dein ernster Sinn, oder meine lustige und heitere Laune, die ihr mehr gefiel?... um jeden Preis müssen wir es erfahren.“

„Und eben das,“ versetzte Mocker, „werden wir niemals erfahren, so lange wir uns Beide um ihre Gunst bewerben... Susanna ist zu sanft und zu gut, als daß sie eine Vorliebe äußerte, die unsere Freundschaft unfehlbar zertrümmern müßte... Ehe sie das herbeiführen möchte, würde sie lieber aus Mitleid für den, welchen sie minder liebt, ihrem Glücke ganz entsagen. Du siehst also wohl ein, Freund Davidson, Du oder ich, einer von uns ist zu viel in dem Leben Susanna's.“

„Wahr, sehr wahr Mocker.“

„Auf Deine Gesundheit, Davidson.“

Noch einmal leerten die beiden Nebenbuhler ihre Gläser, aber dieses Mal vergaßen sie, sich die Hände zu reichen.

„Bist Du zufrieden, daß wir, ehe wir von hier aufbrechen, die Sache zu Ende bringen?“

„Ich wollte Dir eben den gleichen Vorschlag machen.“

„Ich glaube, es bleibt uns nur ein Weg übrig, wir müssen uns schlagen.“

„Ein schöner Gedanke! Sag mir doch Davidson, würdest Du Dich wohl mit mir schlagen, wenn ein Wahrsager Dir vorher verkündigte, ich würde Dich im Zweikampf umbringen, und Miß Susanna heimführen?“

„Mein lieber Freund ... nur in der Hoffnung, Dich aus der Welt zu schaffen, würde ich mich schlagen.“

„So denke ich auch, mein feindlicher Freund... aber, da mir so gut, wie Dir, der Sieg werden kann...“

„So will ich nicht, daß Du auf meine Kosten der glücklichste Mann seyest...“

„Wahrhaftig, Du hast Recht...“

„Und dann, wenn Dich Miß Susanne liebte (was Gott verhüten wolle), glaubest Du, sie würde dem Mörder Mockers ihre Hand reichen?“

„Nein ... und eben so wenig dem Mörder Davidsons.“

„Und thäte sie's auch, Du selbst Davidson, könntest Du glücklich werden, wenn Du Deines Freundes Blut vergessen?...“

„Ein Engel weilte dann an Deinem Heerde, und die Hölle tobte in Deiner Brust... Das wäre wahrhaftig kein Glück, und Glück ist ja doch, was wir suchen wollen.“

„Aber, mein Gott, wie sollen wir es finden?“

„Umarme mich, ich will es Dir sagen.“

Davidson erhob sich, und eilte in die Arme seines Freundes, die sich öffneten, ihn zu empfangen, aber, ehe er seine Umarmung erwiderte, fragte er ihn: „werde ich Susannen's Hand erhalten?“

Digitized by Google

„Ja," sagte Mocker.

Da drückte ihn Davidson gerührt an seine Brust; aber seine Freude hatte bald ein Ende, als Mocker fortfuhr — „und ich, ich werde sie auch heirathen."

Der Andere maß ihn mit einem Blicke, in dem deutlich die Voraussetzung ausgesprochen war, sein Freund und Nebenbuhler sey wahnsinnig geworden.

Mocker antwortete der stummen Rede alsbald: „Nein, ich bin bei vollem Verstande, das Mittel, das ich Dir vorschlagen will, ist das einzige mögliche. Seit einem Monate sinne ich darüber nach, und diesen Abend ist es mir endlich eingekommen, während Du Susanna das Garn hieltest. Hätte ich mit meinem Vorschlage unsere Unterredung gleich eröffnet, Du würdest vor den schauerlichen Bedingungen, die er umfaßt, zurückgeschreckt seyn. Ehe ich Dich zur Annahme desselben bereit finden konnte, mußte Dir die Unmöglichkeit jedes andern Auskunftsmittels, selbst des Zweikampfs, einleuchten, und so können wir uns jetzt verständigen."

„Ich bin begierig," rief Davidson, vor Ungeduld und einem unerklärbaren Schrecken zitternd.

„Wenn ich Dir nun die Hand Susannen's, ihre erste Liebe und zehn glückliche Jahre mit ihr abtreten wollte."

„Mocker, mein ganzes übriges Leben sollte dann Dein gehören."

„Wohl, aber eben so denk ich auch, und deßhalb einigen wir uns wohl. Einer von uns Davidson (und das Schicksal soll entscheiden) soll unseres Herrn Burkhard liebliche Tochter heirathen, sein Nebenbuhler soll London, soll selbst das Vaterland verlassen, damit die Liebe zu seines Freundes Gattin nicht dessen Ruhe störe."

„Aber der andere, wird er nicht aus Gram und Verzweiflung sterben?"

„Das wäre thöricht... denn nach Verlauf von zehn Jahren kommt an ihn die Reihe, an Susannen's Seite glücklich zu werden, er wird dann die Kinder aus ihrer ersten Ehe die seinigen werden lassen, und das Recht haben, seine Frau zu behalten, bis der Tod sie ihm nimmt, und diesen Engel in den Himmel zurückträgt, aus dem er stammt."

„Aber... der erste Gatte?..." stammelte Davidson mit zitternder Stimme.

„Er wird eben dem zweiten Platz machen."

„Und, wie das?..."

„Seine Frau wird Wittwe werden..."

„Er wird sich tödten..."

„Ja, aber hat er nicht zehn Jahre lang ein mehr als menschliches Glück genossen?"

„Zehn Jahre... und der andere sein ganzes Leben hindurch..."

„Ja, aber muß nicht der andere zehn Jahre in den höllischen Qualen der Eifersucht harren... und nicht das junge, blühende Mädchen, nur die Wittwe wird die seine..."

„Ich willige in den Vertrag," fiel ihm Davidson schnell in die Rede... „und ich nehme die ersten zehn Jahre."

„Einen Augenblick noch Geduld, mein Freund! wer sagt Dir, daß ich Dir Miß Susanna jetzt gutwillig überlasse? Ich hoffte vielmehr, Du würdest warten wollen..."

„Nun denn, lassen wir Fortuna entscheiden."

„Gut, aber auf welche Art?"

„Durch eine Schachparthie.

„Das dauert zu lange..."

„Kopf oder Schrift einer Münze."

„Es sey. Hier ist eine Guinee, die werf' ich in die Höhe... was willst Du?"

„Kopf," schrie Mocker, „und Gott stehe mir bei..."

Das Goldstück fiel auf den Boden nieder, und rollte lange unter den vielen Tischen des Gastzimmers umher, wobei es den Freunden, die stieren Auges nach ihm spähten, aus dem Gesichte kam. Endlich hörten sie, wie es still lag; aber es nun finden, ward eine schwierige Aufgabe. Die Lampe, die sie auf den Boden setzten, erhellte nur spärlich den schmutzigen Boden und die Tische warfen lange Schatten, in die ihr Strahl nicht drang. Es war im Januar, fußhoher Schnee lag in den Straßen London's, und dennoch tropf von Davidson's und Mocker's Stirne Schweiß in dichten Tropfen.... Das Schicksal hatte ihre beiden Geschicke entschieden, es hatte schon Susannen's ersten Gatten genannt, und den Gemahl der Wittwe Mocker, oder der Wittwe Davidson bezeichnet.... Sein Spruch war da... ihnen nahe, und dennoch konnten ihre Augen ihn nicht sehen, und die verhängnißvolle Guinee schien sich eigensinnig ihren Augen verbergen zu wollen, und ihrer langen Erwartung höhnisch zu spotten.

(Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

Miszellen.

Das Essen und Trinken auf dem Theater.

So wie auf dem Theater Alles Illusion ist, so ist es auch das Essen und Trinken. Die Schauspieler essen nicht und trinken nicht; sie thun nur so, als ob sie äßen und tränken. Auf der Bühne ist, wie gesagt, Alles nur Täuschung und Illusion: die Garderobe, der Schmuck, die Decoration, die blühende Wange, der üppige Körperbau und — auch das Essen und Trinken. — Trinkt der Schauspieler aus einem Gefäß, aus einem undurchsichtigen Materiale gefertigt, so ist das Gefäß und das Trinken blos ein leerer Wahn; soll er Wein aus einem Glase trinken, so wird ein Gerstensaft „blaß wie Louise“ zu dieser Würde erhoben, und man möchte ob solchem Wein wahrlich weinen; statt Pasteten und Braten muß er trockenes Brot hinunterwürgen. — Ja, spurlos geht des Mimen Kunst vorüber, sagt der große Dichter, und spurlos geht auch des Mimen Essen und Trinken vorüber, sagt ein kleiner Dichter. Würde auf vielen Theatern besser gegessen und getrunken, stünde es auch um die Kunst besser; denn wie kann man an einem Orte, wo selten und dann nur schlecht gegessen wird, Genuß oder Geschmack erwarten? — Das Schlecht-Essen verdirbt den Geist wie den Körper; das Nicht-Essen zerstört den Geist wie den Körper; darum sollten unsere Schauspieler, um nicht geistlos zu bleiben, Wein trinken, und, um nicht leer zu beiben, auch zuweilen einige gute Kost zu sich nehmen. — Daß den Schauspielern der Appetit vergeht, glaube ich nicht, denn sie sitzen ja nicht im Parterre; oder sollte ihnen dieser Aufsatz den Appetit benehmen? Dann ist mein Zweck erreicht, dann haben sie schon Etwas im Magen.

Zu den Sonderbarkeiten der Engländer

gehören auch folgende: Eine Pacht kann nur auf 99 Jahre abgeschlossen werden, 100 Jahre Pacht würden dem Pächter das Grundstück zum Eigenthum geben. Alle Contracte ꝛc. die Sonntags abschlossen werden, sind null und nichtig. Um einen gesetzlichen Erben zu enterben, muß ihm im Testament 1 Schilling (10 Sgr.) ausgesetzt seyn, widrigenfalls hat er Anspruch auf das ganze Vermögen. — Jedes Grundstück, worüber ein Leichenzug geht, wird zur öffentlichen Straße. — Heirathet Jemand eine Frau, die Schulden hat, und empfängt sie aus der Hand des Priesters blos mit dem Hemde bekleidet, so ist er nicht gehalten, ihre Schulden zu bezahlen. — Alle auf dem Meere gebornen Kinder gehören in das Kirchspiel von Stepnei. — Blutsverwandte des zweiten Grades dürfen sich nicht heirathen, wohl aber die des ersten Grades. — Willigt ein Frauenzimmer ein, den armen Sünder, der auf das Schaffot steigt, zu heirathen, so wird er freigesprochen. — Die Besitzer von Eseln müssen diesen die Ohren verschneiden, damit sich die Pferde vor der Länge derselben nicht scheuen.

Lächerliche Ueberschriften.

In einem holländischen Buche vom Jahre 1684 in Octav, befinden sich nachstehende Häuserinschriften, die ehemals an mehreren Orten Hollands noch zu lesen waren.

Der Admiral Tromp darf seine Flagge vor keinem andern streichen,
So hat auch mein Tabak vor keinem andern zu weichen.

Wohlthun und fröhlich seyn,
Ist das beste Ding auf Erden.
Hier verkauft man Bier und Wein,
Und Haber vor die Pferden.

Kommt hier in's Haus, daß es voll ist,
Man führt die Schafe, nachdem die Woll' ist.

Schnacken und Schnurren.

Ein Lehrer sagte seinen Schülern: Die Schwere äußert sich bei gehemmten Körpern durch Zug oder Druck auf die Unterlage. Um es deutlicher zu machen, fragte er einen Schüler: Bist du ein gehemmter Körper? Schuler: Ja. Lehrer: Wodurch bist du gehemmt? S. Durch Leinwand. L. In wiefern bist Du durch Leinwand gehemmt? S. Nun, ich habe ein Hemd aus Leinwand an.

Man ist doch gar zu böse gegen böse Weiber! Gewöhnlich vergleicht man sie mit schlechtem Wetter; und sie wirken doch gerade diesem entgegengesetzt. Schlechtes Wetter treibt den Mann in's Haus, ein böses Weib treibt ihn aus dem Hause.

Ein Grieche und ein Italiener stritten sich lange um den Vorzug ihrer Nationen. Endlich sagte der Grieche: „Griechenland ist das Land, aus welchem alle Gelehrten gekommen sind.“ — „Das ist wahr,“ versetzte der Italiener, „aber deswegen findet man keine mehr darin.“

Verlegt und redigirt unter Verantwortlichkeit der H. Geiger'schen Buchdruckerei.

Digitized by Google

№ 65. 12. August 1840.

Der Erzähler.

Ein

Unterhaltungsblatt für Jedermann.

Fünfter Jahrgang.

Augsburg. Dieses Blatt erscheint jeden Mittwoch und Samstag, und kostet dahier vierteljährlich 15 kr., halbjährig 30 kr. und jährlich 1 fl.; auswärts ist der Preis: vierteljährlich 18 kr., halbjährig 36 kr. und jährlich 1 fl. 12 kr. Bestellungen nehmen alle Buchhandlungen und königl. Postämter, letztere mit der tarifmäßigen Portovergütung, an.

Nach zehn Jahren.

(Fortsetzung.)

Auf den Lärm, den Beide machten, indem sie Tische und Stühle von ihren Plätzen rückten, erwachte Master Troughton, der schon lange eingeschlummert war. Er dachte, Diebe seyen bei ihm eingebrochen und suchten nach Beute. Bald aber sah er, die ihm wohlbekannten Herren Goldschmiede seyen es, die diesen unangemessenen Lärm vollführten, und fragte sie lachend, welcher Kobold sie denn plage, so seine nächtliche Ruhe zu stören.

„Suchen Sie mit uns," riefen ihm Beide zu.

„Schön, aber was denn, sind Sie einer Maus oder einer Ratte auf der Spur?"

„Helfen Sie uns unsere Guinee suchen, Master Troughton."

„Eine Guinee! Ja, das ist freilich der Mühe werth ..."

„Sie sollen sie haben, wenn Sie sie finden."

„Schönen Dank, meine Herren," lächelte der dicke Wirth, und kroch auf den Knieen umher. Es dauerte auch nicht lange, so hob er die verhängnißvolle Guinee triumphirend in die Höhe. Davidson und Mocker aber erhoben ein verzweiflungsvolles Geschrei. Da der Wirth das Goldstück aufgehoben hatte, war die ganze Entscheidung des Schicksals zu nichte geworden.

„Hol der Teufel den dicken Troughton!" fuhr Mocker auf.

„Das Fluchen ist sündhaft," sprach Davidson begütigend, „und der Fluch fällt auf den zurück, der ihn ausgesprochen. Der gute Wirth wird so gefällig seyn, und uns Würfel geben, noch einmal wollen wir dann das Geschick befragen ..."

„Was haben denn die beiden Nachtschwärmer vor?" murmelte dieser vor sich hin, und nahm aus einem Wandschranke einen Würfelbecher und zwei Würfel.

Davidson griff schnell nach dem Becher, und warf ihn um, ohne zu zaudern: „acht," rief er, „ich kann gewinnen."

Mocker schüttelte die Würfel lange, ehe er den Wurf wagte, endlich war es geschehen; er hatte nur sieben geworfen.

„Ich habe verloren," sagte er, tief aufseufzend; „lebe wohl Davidson.... Morgen geht es zu Schiffe, und erst in zehn Jahren sieht mich Altengland wieder."

„Lebe wohl Mocker.... Kehrst Du zurück, so sollst Du nicht über mich klagen dürfen. Ich werde die Bedingungen unseres Vertrages pünktlich erfüllen."

„Du schwörst mir das."

„Bei meiner Ehre und meiner Seele ewigem Heil."

Die beiden Freunde verließen die Schenke. Weinend umarmten sie sich, denn sie liebten einander, wie Brüder, und schieden dann; der Tag begann schon zu grauen.

Am andern Mittage erzählte Davidson dem Herrn Burkhard und seiner Familie, Mocker habe eine Reise angetreten, die ihn mehrere Jahre fern halten werde. Susanna fand es sehr unrecht, daß der Freund ohne Abschied gegangen sey. Indessen war ihr Unmuth darüber so flüchtiger Art, daß Davidson daraus für seine Liebe die glücklichsten Schlüsse zog.

Mocker hatte indessen wirklich ein Schiff bestiegen, das seine Anker nach Frankreich lichtete.

Vierzehn Tage später ward Susanna Burkhard, Mistriß Davidson; und während sie in London die

Digitized by Google

Hochzeit feierten, war Mocker auf dem Wege nach Italien. Nicht als ein froher Reisender, besuchte er das Paradies Europa's, er war bleich und todtmatt von folterndem Seelenschmerz; in den Dörfern, durch die sein Weg ging, sagten die Leute; „Der Engländer will gewiß in Nizza sterben.“ Aber mit aller Kraft kämpfte der Unglückliche wider die Verzweiflung an, die sein Leben vergiftete. Um die zehn Jahre seiner Trennung von Susanna ertragen zu können, mußte er Susanna jetzt zu vergessen suchen, und aus Zerstreuungen die Kraft schöpfen, zehn Jahre ohne sie zu leben. Als er Davidson den seltsamen Vertrag vorgeschlagen, der ihn jetzt aus dem Heimathlande trieb, hatte er nicht bedacht, daß ihn der Tod überraschen könne, ehe seine Verbannung zu Ende, und ehe die Stunde seines Glückes da sey... Jetzt kam ihm in einsamen Nächten dieser Gedanke, und peinigte ihn mit furchtbaren Qualen. — Eine Weile lang linderte Italien mit den Reizen seiner Natur, seiner Kunst und seiner Geschichte, denen Niemand ganz zu widerstehen vermag, seine Pein, aber es dauerte nicht lange, und neben Susanna's Bild, das immer wieder in seiner Seele auftauchte, erschien alles, was ihm Italien bieten konnte, dürftig und farblos. — Er war ein halbes Jahr von England's neblichtem Boden entfernt, da erkrankte er in einem Wirthshause auf der Straße nach Neapel sehr bedeutend; der Arzt, den man an sein Lager berief, erklärte trocken, er wolle nichts mit einem Kranken zu thun haben, nach dem der Tod schon die Knochenfaust ausstrecke, und der nur dem Rufe seiner Geschicklichkeit schaden könne.

Während der arme Mocker, fern von der Heimath, auf dem Schmerzenslager litt, vergaß der glückliche Davidson an Susannen's Seite, welche kurze Frist seinem irdischen Glücke gesetzt war. Die Tochter des Goldschmieds hatte ihm mit Freuden ihre Hand gereicht, und ihm, durch Mocker's Abwesenheit ermuthigt, gestanden, sie liebe ihn schon seit lange, habe aber nicht gewagt, ihn ihre Liebe errathen zu lassen, um nicht Mocker traurig und bitter gegen sie werden zu lassen. Ganz der glücklichen Gegenwart zu eigen, fand ihr glücklicher Gatte in seiner kräftigen Brust hinlänglichen Muth, jeden Gedanken an die Zukunft zu verscheuchen. Die Liebe des holden Weibes, die sein Leben verschönte, füllte sein ganzes Daseyn so sehr aus, daß Furcht und Kummer keinen Raum in seinem Herzen fanden.

Acht Jahre waren so verflossen, und die Zeit des Scheidens kam näher und näher... Eine unwillkührliche Schwermuth trübte allmählig Davidson's heiteren und zufriedenen Sinn. Oft haftete auf der reinen und fröhlichen Stirn seiner Frau trüb und thränenfeucht sein Auge. Erhob dann aber Susanna ihren Blick zu ihm, dann verbarg ein Lächeln seine Traurigkeit, und er suchte seinen Zügen den Ausdruck des Glückes und der Liebe zu geben. Ja, es begegnete ihm wohl, daß er weinen mußte, wenn er seine kleine Mary liebkoste; das einzige Kind, das der Himmel ihm geschenkt hatte.

„Mocker,“ so sagte er sich oft, „hat mir zehn glückliche Jahre versprochen, er hat mich betrogen, ich bin schon jetzt nicht mehr glücklich, und habe doch noch zwei Jahre zu leben. Zwei Jahre noch, und dann wird meine Frau an meinem Sterbebette weinen, und mein Kind sich in Trauer kleiden! Und für meinen Nebenbuhler fängt das Leben an, das für mich zu Ende geht. Ach, ich hätte warten sollen... ich dachte damals nicht an den fürchterlichen Schmerz der Trennung ... ich war damals noch nicht Vater, nur ein wahnsinniger und ungeduldiger Liebhaber... und in meiner Verblendung segnete ich das Geschick, das mir die Pein zehnjährigen Wartens ersparte.

In solchen Stunden voll Reue und Niedergeschlagenheit fragte sich Davidson dann wohl, ob er in der That an den Eid gebunden sey, den er seinem Freunde geschworen. Seit jenem Abende in Master Troughtons Taverne hatte er nichts mehr von Mocker gehört, er hoffte (und sein Gewissen warf ihm oft diese Hoffnung vor), jener lebe nicht mehr, und der Himmel habe in seinem Mißfallen über das frevelhafte Spiel, das die Beiden getrieben, den einen in seinem Zorne getroffen, und damit den andern seines Eides entbunden. Aber seine Redlichkeit trug über solche Sophistereien noch immer den Sieg davon, und das Resultat seiner trüben Stunde blieb stets: ich will meinen Eid halten und sterben.

(Schluß folgt.)

Miszellen.

Die seidenen Strümpfe der Madame Dübarry.

(Aus dem Französischen.)

Einige Jahre nach dem Tode Ludwig XV., lebte Madame Dubarry ganz zurückgezogen, in ihrem Schlosse Luciennes, umgeben von einem Kreise ver-

Digitized by Google

trauter Freunde, die sie von Zeit zu Zeit besuchten, und unter welchem die ersten Celebritäten jener Epoche angehörten. Eines Abends, zu Ende des Herbstes, befand sie sich allein in ihrem Boudoir, nachläßig auf einem Sopha hingeworfen; ihr Auge folgte dem Gang des Zeigers auf ihrer Pendüle; und der ausserhalb ihrer Fenster niederstürzende Regen, vermehrte noch ihre Schwermuth. In Nachdenken versunken, trat die Vergangenheit vor ihre Erinnerung. Das Eintreten Génievière's, ihrer Kammerfrau, entriß sie diesem Zustande von Selbstvergessen. „Ich habe Dich nicht gerufen, sagte sie mürrisch.“ — „Ich wünschte die gnädige Frau, nur auf einen Augenblick zu sprechen,“ antwortete Génievière, „und weil ich Sie allein wußte, wagte ich denselben zu benützen.“ Mit diesen Worten wollte sie sich zurückziehen, doch die Gräfin gab ihr ein Zeichen, daß sie bereit sey, sie anzuhören, daher begann Génievière folgendermaßen: „Soeben ist Frau Roger gestorben, die außer vierzehen unmündigen Kindern Nichts zurückläßt. Für dreizehen derselben, haben sich bereits wohlthätige Menschen gefunden, die sie zu sich nehmen wollen; nun ist aber noch ein einziger Knabe zu versorgen; und der schreibt noch dazu eine wunderschöne Hand!“ Die Gräfin schüttelte zwar den Kopf, doch Génievière, fuhr dessen ungeachtet in ihrem Berichte fort: „Der arme Knabe ist erst sechzehn Jahre alt, sanft und freundlich: und da er jeder Stütze ermangelt, ist zu befürchten, daß er auf schlimme Wege geräth.... Wenn nicht die gnädige Frau ....“ — „Ich besitze durchaus keinen Einfluß mehr,“ sagte die Gräfin; „das ist eine eitle Hoffnung.“ Dem Zuge ihres edeln Herzens folgend, ertheilte sie Génievière aber dennoch den Auftrag, den Knaben für einige Wochen aufzunehmen, und dem zu Folge, hielt Julius Roger seinen Einzug in Luciennes. Seine Gabe zu unterhalten, seine feurigen schwarzen Augen, und seine ausgezeichnet schöne Figur, sprachen so sehr zu seinem Vortheil, daß ihm gleich, einige Tage nach seiner Ankunft, der Titel eines Geheimschreibers ertheilt wurde. Der Gräfin machte es Vergnügen, wenn er ihr von seinen Geschwistern erzählte, und auf sein Herz machte der Anblick der Madame Dubarry einen so mächtigen Eindruck, daß es ihm beinahe unmöglich war, aus ihrer Nähe zu scheiden, da er sich sterblich in sie verliebt hatte. Ging sie in den Garten, so folgte er ihren Schritten . . . schloß sie sich ein, oder wollte sie allein seyn, so durfte man darauf rechnen, ihn nicht allzuferne, sie belauschend, wahrzunehmen. Sprach sie, in seiner Gegenwart, mit Herrn Cossé, so war er nahe daran, ohnmächtig zu werden. Die Gräfin hatte sich bisher den Anstrich gegeben, als bemerkte sie von Allen diesem Nichts, und betrachtete die Erklärungen, die ihr Julius gemacht, und die sie als Beweise reiner Zuneigung aufnahm, als Kindereien. Allein ein Ereigniß, über das sie sich ärgerte, oder doch wenigstens Miene machte sich zu ärgern, öffnete ihr die Augen; denn eine kokette Frau ist immer glücklich wenn sie sieht, daß ein Liebhaber mehr an ihrem Siegeswagen zieht. Eines Tags, nachdem es ziemlich viel geregnet hatte, war Madame Dubarry ungeachtet dessen, um der freien Luft zu genießen, mehreremale im Parke auf und abgegangen. Von dieser Promenade zurückgekehrt, wechselte sie, weil ihr Feuchtigkeit schädlich war, die Strümpfe; und ließ während dieses Momentes Julius rufen, um ihm, wegen eines Festes, das sie Herrn von Cossé zu geben Willens war, einige Vorkehrungen anzuordnen. Dann verabschiedete sie ihn, und trat in ihr Boudoir, in welchem sie Herr von Sugéré erwartete. Außer sich, trat Génievière, den folgenden Morgen in das Gemach der Gräfin, indem sie behauptete: es müsse sich im Hause ein Dieb befinden, weil ein Paar seidene Strümpfe verschwunden seyen. In ihrer Wuth fiel ihr Argwohn immer von Einem auf das Andere, selbst Zamorens Ehrlichkeit wurde verdächtigt, und daher wurde sie nach dem Wunsche von Génievière herbei gerufen. Julius, der sich in diesem Augenblick bei der Gräfin befand, konnte nur mit vieler Mühe seine Haltung bemeistern. Kaum war der Inculpate eingetreten, so suchte er, um gleichsam die Aufmerksamkeit von sich abzulenken, ihn seiner Gewohnheit gemäß zu necken und mit ihm zu schäckern. In einem Kampfe, der hieraus zwischen beiden entstand, streifte sich Julius Aermel etwas zurück, und die Gräfin, bemerkte einen ihrer vermißten seidenen Strümpfe, höchst sentimental, in Form eines Armbandes, um den Arm des jungen Mannes geschlungen. Auf einen Wink, entfernte sie Génievière und Zamoren, denen dieses Alles entgangen war; sobald sie sich aber mit Julius allein befand, richtete sie mit sehr aufgebrachtem Gesichte, folgende Worte an ihn: „Wie konnten Sie es über sich gewinnen, Unschuldige in Verdacht zu bringen, und wie war es Ihnen möglich mich so sehr preiß zu geben, daß ich beinahe ehrliche Diener weggeschickt hätte?“ — „Ach gnädige Frau,“

Digitized by Google

versetzte Julius, mit zerknirschter Miene, „vernichten Sie mich nicht mit Ihren Vorwürfen . . . ich war krank . . . ich hatte ein Rothlaufen am Arme . . .“ dann fügte er noch stammelnd hinzu, „und da man mich versicherte, daß ein Stück Seide, das die Haut einer Person berührt habe, die man liebe, ein probates Mittel dagegen sey, so . . . .“ Madame Dubarry, brach über diese Erklärung in lautes Lachen aus. Julius aber fuhr leidenschaftlich fort: „Es hat mich wieder hergestellt, und soll mich über das Unglück trösten, ein Gut nicht mein nennen zu können, das mir niemals zu Theil werden kann, und dem zu entsagen, vielleicht meinen Tod herbeiführen wird.“ Das herzliche Lachen der Gräfin wurde durch die unverkennbare Aeußerung dieser platonischen Liebe nur noch vermehrt, und in demselben Augenblick, meldete Génievière, Herrn von Beaumarchais. Dieser schien zerstreut und verstimmt, daher seine Physiognomie mit dem lachenden, heitern Gesichte der Gräfin einen bedeutenden Contrast darbot, der folgenden Wortwechsel veranlaßte: „Sie scheinen heute sehr verstimmt!“ — „Und Sie von einer ausgelassenen Heiterkeit.“ Der Dichter war gerade in der Schöpfung von Figaro's Hochzeit begriffen. Madame Dubarry erzählte ihm das so eben vorgefallene Abentheuer. Beaumarchais anfänglich der Erzählung der Gräfin wenig Aufmerksamkeit leihend, wurde im Verfolge doch sehr gespannt auf dieselbe . . . . Sein Gesicht verlor nach und nach die mitgebrachten Runzeln, und als er Luciennes verließ, war er wirklich freudestrahlend . . . Den folgenden Morgen reiste Julius, der Besitzer des kostbaren Strumpfes, einem Befehl der Gräfin zu Folge, nach Holland, wohin ihn Madame Dubarry sandte, um dem Grafen Johann einen Brief zu überbringen; und Beaumarchais, der gerade an dem zweiten Akte von Figaro's Hochzeit schrieb, schuf die allerliebste Scene, in welcher das, in dem ersten Akt der Gräfin Almaviva, von Cherubin gestohlene Band, um den Arm desselben, von seiner schönen Pathe wieder gefunden wird.

Gastwirthlicher Steckbrief.

Eine neue Art von Parasiten läßt sich seit einiger Zeit in unsern Häusern spüren. Es sind solche Individuen, die sich mehrere Tage in Gasthäusern aufhalten, wie Gentlemen oder auch wie Knicker leben, je nachdem sie in ihrem Fache mehr oder minder bewandert sind, nach ihrer Rechnung fragen — verschwinden, ohne daran gedacht zu haben, dieselbe zu berichtigen. — Für schlechte Organisation ihrer Geisteskräfte kann nur der liebe Gott, denn diese Herren (denen ich mein Haus auf's Neue empfehle, wenn sie jemals wieder Straßburg berühren sollten) sehen aus, als wären sie die besten Bezahler der Welt, wenn sie — bei Kasse sind. — Ich empfehle daher diese werthen Herren der Zuvorkommenheit und guten Aufnahme meiner Collegen; und damit dieselben nicht für die unrechten gehalten werden mögen, füge ich dero rechten oder angeblichen Namen, Stand und die Beschreibung der Person hinzu, so viel mir dieselben noch im Gedächtniß sind: 1) Herr Horlacher, Sohn des ehrbaren Bürstenfabrikanten in Wiesbaden. 2) Herr A. Gfell aus Mühlhausen, angeblich Kaufmann, kleiner Statur, kleine schwarze Augen, Bart und Schnurbart schwarz. Er trägt einen kleinen Mantelkragen hat gar kein Geld, ist aber sehr höflich. 3) Herr Kopp, Sohn aus Wiesbaden; ein echter Industrieritter, großer Statur, braunen Bart, trägt einen mit Pelz verbrämten Rock, lorgnirt alle Frauenzimmer, ist ein Schöngeist ersten Ranges, könnte viel Geld haben, wenn . . .!? 4) Dr. Mayer angeblich aus Cleve. Schlank, schwarz von Gesicht und von Charakter, spricht viel über Politik, besonders bei Tische; hat einen außergewöhnlichen Magen, aber gar kein Geld. 5) Herr Wilhelm Gotschalk aus Mainz, Handels-Commis, früher in Lyon, später in Straßburg. Ein Anfänger in der Kunst, verspricht viel für die Zukunft. 6) Herr Cäsar Petz, angeblich aus Karlsruhe, kleiner Statur trägt einen schwarzen Schnurrbart, einen blauen Mantel mit Tuchkragen sage Sammetkragen, schwarzen Rock; hat große schwarze Augen; einen olivenfarbigen Teint, gleicht einem Italiener, hat etwas Stolzes in seinem Betragen, und ist Philolog. Letzterer darf sich rühmen, seinen Wirth auf eine sehr anständige Weise über den Löffel barbirt zu haben.

August Dörr,
Besitzer des Gasthofs zur „Blume.“

(Wenn alle Gastwirthe solche Steckbriefe drucken lassen wollten, müßte die Gasthofszeitung täglich einen ganzen Bogen herausgeben.)

Verlegt und redigirt unter Verantwortlichkeit der G. Geiger j.'schen Buchdruckerei.

№ 66. 15. August 1840.

Der Erzähler.

Ein Unterhaltungsblatt für Jedermann.

Fünfter Jahrgang.

Augsburg. Dieses Blatt erscheint jeden Mittwoch und Samstag, und kostet dahier vierteljährlich 15 kr., halbjährig 30 kr. und jährlich 1 fl.; auswärts ist der Preis: vierteljährlich 18 kr., halbjährig 36 kr. und jährlich 1 fl. 12 kr. Bestellungen nehmen alle Buchhandlungen und königl. Postämter, letztere mit der tarifmäßigen Portovergütung, an.

Nach zehn Jahren.

(Schluß.)

Endlich nahte zum zehnten Male die Gedächtnißfeier seines Hochzeittages. Davidson hatte in der Nothwendigkeit, seiner Frau und seinem Kinde das traurige Loos, dem er zum Opfer werden sollte, zu verbergen, Muth und Resignation gefunden. Der Hochzeittag wurde gefeiert, wie es noch in jedem Jahre geschehen war, als ein Tag des Glückes und Segens. Davidson verbrachte mehrere Stunden in der Kirche, wo er sich in brünstigem Gebet zum Tode vorbereitete, und den Himmel anflehte, er wolle ihm seinen Selbstmord verzeihen, und Susanne und seine kleine Mary beschützen, wenn er nicht mehr sey, wenn ein Andrer seine Stelle einnehme bei dem Weibe und dem Kinde, die er so sehr geliebt.

Ruhiger kehrte er dann nach Hause zurück. Als er in das Wohnzimmer trat, bemerkte er, daß seine Frau eilfertig eine Thür schloß, die in ein anderes Zimmer führte, und mit einer leichten Bewegung der Hand dem Kinde Stillschweigen gebot. Davidson stellte sich, als habe er nichts von diesem geheimnißvollen Treiben bemerkt, damit ihnen die Freude ganz ungestört bleibe, die sie sich und ihm durch eine Ueberraschung machen wollten.

Der arme Mann, in dessen Herzen furchtbarer Schmerz wüthete, setzte sich indessen äußerlich ruhig neben Susanne an den Kamin, nahm seine kleine Mary auf den Schooß und drückte seine brennenden Lippen in die goldigen Locken des Kindes. In diesem Augenblicke nahm seine Seele Abschied von dem, was ihr am Theuersten war auf dieser Welt, und er mußte alle Kraft in sich zusammenraffen, daß er nicht der Wucht der Schmerzen erlag, die auf ihn einstürmten. Mit dem einen Arme hielt er sein Kind, das den Lockenkopf an seine Schulter legte, der andere hatte Susanna umschlungen.

„Du ermüdest Deinen Vater, Mary, komm, geh' von seinem Schoße," sagte Susanne.

„Mich ermüden, meine kleine Mary?.." sprach Davidson, seine Rührung bezwingend, „ach nein, bleibe nur bei mir... gib mir einen Kuß... noch einen, noch einen —"

„Du verdirbst mir das Kind noch," lächelte Susanne, und beugte sich zu ihm und Mary herüber, „Du schmeichelst und küssest Mary in immerfort."

„Dann verdirbst Du mich auch, Mama," rief das Kind, „denn Du küssest mich eben so oft als der Papa."

„Kleine Schwätzerin, sagt man das wohl?"

Davidson lächelte traurig über diesen Streit, er gedachte daran, wie wenige Stunden noch ihm Frist vergönnt sey, und dann würden auch die beiden Herzen, die ihm so über Alles theuer, des Schmerzes Folterqual empfinden.

„Weißt Du wohl," sprach Susanne weiter, „daß unsre Mary heute neun Jahre alt wird? Am ersten Jahrestage unsrer Verbindung hat Gott sie uns geschenkt..."

„Werden wir ihren zehnten Geburtstag eben so glücklich feiern?" seufzte Davidson.

„Ach ganz gewiß, Papa," rief das Kind, und warf einen Blick auf die Thür, die Susanna vorhin verschlossen hatte. Die Mutter warf ihr einen verweisenden Blick zu. „Warum sollten wir heute über ein Jahr nicht glücklich seyn, wir wir es heute sind, wandte sie sich dann an ihren Mann, „scheint uns der Himmel nicht besonders gesegnet zu haben mit Allem, was unser Herz nur wünschen kann?... hat uns Gott nicht seit unsrer Verheirathung vor jedem Unglück bewahrt?"

Digitized by Google

„Das ist wahr," erwiederte Davidson, „aber es ist gefährlich, sich an das zu gewöhnen. Der erste Schlag, der uns trifft, ist dann vielleicht um so fürchterlicher."

„Sich in Gedanken das Unglück, das uns treffen kann, ausmalen, ist nicht vernünftig, lieber Freund ... das heißt es empfinden, ehe es kommt."

„Papa, wenn es Dir Kummer macht, daß ich nicht artig bin, sieh, so verspreche ich Dir, ich will mich bessern und immer artiger werden ... Von morgen an sollst Du sehen, wie fleißig ich werde, wie schön ich schreiben will, aber zur Belohnung dafür mußt Du mich auch oft, recht oft küssen."

Davidson gebrach es an Kraft zu antworten; oft drückte er Mary an seine Brust, er glaubte, das Herz müßte ihm brechen.

„Du siehst, wie vernünftig sie ist," sagte Susanne. „Ja, sie ist aber auch kein Kind mehr, sie ist bald ein großes Fräulein, und in acht Jahren müssen wir daran denken, einen Mann für sie auszusuchen."

„Glaubst Du?" fragte Davidson, der nur mühsam seine Thränen zurückhielt.

„Gewiß ... oder willst Du, daß sie eine alte Jungfer werden soll? Warum sollte ich denn des Glückes entbehren müssen, das Du und ich in so vollem Maße genießen? ... Gewiß, gewiß soll sie heirathen, und wenn es möglich ist, ihre Hochzeit an dem heutigen Tage feiern, der uns einander gegeben."

„Ja, wenn das möglich ist, meine liebe Susanne."

„Das wird möglich seyn," rief die kleine Mary, „denn ich will schon meinem Bräutigam sagen: Papa und Mama sehen das gern ... und ich, ich will, das es so sey."

Eine Magd trat ein und machte der Frau vom Hause ein verstohlenes Zeichen: „das Essen steht auf dem Tische," sagte Susanne. Die beiden Eheleute gingen in das Speisezimmer, während sich Mary leise in das verschlossene Zimmer schlich.

Davidson war überrascht, als er den Tisch für v i e r gedeckt fand. „Hast Du Jemand eingeladen?" fragte er seine Frau.

„Ja," antwortete diese lächelnd, „und noch dazu, ohne Deine Einwilligung, verzeihst Du mir das?"

„Ich hätte gewünscht, heute mit Dir und Mary allein zu seyn, heute, an diesem festlichen Tage."

„Wir werden auch allein seyn, denn unser Gast ist kein Fremder."

„Wer ist es denn, Dein Vater?"

„Nein, Du weißt ja, er ist nicht in London."

„Aber, wer kann es denn nur seyn, Susanne?"

Diese klatschte in die Hände, die verschlossene Thür ging auf und — Mocker trat ein, an seiner Hand die kleine Mary.

Davidson stieß einen dumpfen Schrei aus, und stürzte ohnmächtig zu Boden.

* * *

Als er wieder zu sich kam, lag er in seinem Bette, Mocker saß ihm zu Häupten und hatte seine Hand gefaßt.

„Mocker," stammelte Davidson mühsam, bist Du es?"

„Ja, ich bin es, Dein alter Freund, der gekommen ist, Dir zu dem heutigen Feste Glück zu wünschen; aber Du hast mich sonderbar empfangen."

„Wo ist Susanne, wo ist mein Kind? ich will sie sehen, ehe ich sterben muß. Noch gehören sie mir, noch ist der Tag nicht zu Ende, bis Mitternacht habe ich das Recht zu leben."

„Du hast also unseres Vertrages in Troughtons Taverne gedacht?

„Oeffne jenen Schreibtisch."

Mocker öffnete den Tisch und fand dort zwei scharf geladene Pistolen und einen schwarz gesiegelten Brief mit der Aufschrift: an die Wittwe Davidson.

„Das ist recht," sagte Mocker, „ich liebe die Männer von Wort und rechtschaffene Freunde, aber stehe auf und komm' mit mir, Deine Frau und Dein Kind zu beruhigen, die voller Angst unser warten."

„Im Namen des Himmels und unsrer Freundschaft," schrie Davidson, und warf sich vor ihm auf die Knie, „höre mich Mocker, ... habe Mitleid mit mir, mit Susanne, erbarme Dich unsers Kindes, unsers armen Kindes ... Entbinde mich des fürchterlichen Eides, den ich geschworen. Zeitlebens will ich es Dir danken. Die beiden Engel, deren Liebe mir gehört, sollen zu Gott so eifrig für Dich beten, daß Du des Glückes mehr finden sollst, als wenn Du mir befiehlst zu sterben. Susanne liebt mich, nur mich hat sie stets geliebt. Du kannst nicht auf Liebe bei ihr hoffen. Mocker, mein Bruder, dieser Schatz gehört nur mir allein; muß ich auch sterben, Du erbst nichts davon. Und mein Kind, kann es Dir ergeben seyn, wie es an mir hängt, kannst Du ihm Vater seyn, wie ich ihm Vater bin? Gottes Hand selber hat uns drei für einander bestimmt.

Digitized by Google

willst Du Gottes Werk zertrümmern, willst Du so viel Glück vernichten, so viel Heiterkeit in Trauer wandeln? Zu Deinen Füßen flehe ich Dich an, erbarme Dich meiner. Deine Kniee umfasse ich in Thränen und bitte Dich um Gnade, wahrlich nicht für mich, aber für sie, für mein Weib, für mein Kind!"

Mocker hob ihn auf: „Folge mir zu Susanne, bei ihr meine Antwort.

Davidson folgte ihm, zitternd wie ein armer Sünder, der zum Schaffote muß. Als er in das Speisezimmer trat, umarmte ihn Susanne und Mary. Eine junge Frau trat auch auf ihn zu, um ihn zu begrüßen.

„Davidson," sprach Mocker, „ich stelle Dir meine Frau vor."

„Was sagst Du?"

„Meine Retterin, ihr verdanke ich das Leben, sie pflegte mich, als ich unfern von Neapel in ihres Vaters Wirthshause auf den Tod erkrankte." Leiser fügte er hinzu: „Ich wäre fast vor Liebe zu Susannen gestorben; Gott ließ mich leben, um in Julia's Liebe mein Glück zu finden."

„Und der Vertrag in Troughton's Taverne?"

„Gilt nichts mehr: der Mensch denkt, aber Gott lenkt!"

Miszellen.

See-Execution in England.

Kürzlich fand auf der Rhede von Portsmouth folgende militärische Execution statt. Es war 8 Uhr Morgens, und die Strafflagge wehte auf dem großen Mast. Man hörte einen Kanonenschuß. Dieses deutete die Vollstreckung eines von einem Kriegsgerichte gefällten Urtheils an. Zwei junge Matrosen, wegen thätiger Mißhandlung ihres Offiziers, zum Tode verurtheilt, und im Kielraume sitzend, erkannten an dem Schusse, welcher die übel verschlossenen Thüren ihres Gefängnisses erschütterte, daß der verhängnißvolle Augenblick gekommen war. Strange, seinen Freund umarmend rief: „Gott erbarme sich unser! unsre Laufbahn und unsre irdischen Leiden werden alsogleich ein Ende haben." Wild war ruhiger, und seine ausdruckslosen Züge verriethen eine stoische Resignation. Der Himmel war heiter, das Meer lag eben wie eine Oelfläche, und ein leichter Wind spielte mit den Wimpeln der Schiffe, deren Nahstangen straff lagen. Die Mannschaften, in Gallakleidung wie an Feiertagen, waren auf dem Castelle wie ein Bienenschwarm dicht zusammengereiht. Eine zahlreiche Seemiliz stand auf jedem Linienschiffe unter den Waffen. Beim Pfeifenzeichen des Offiziers und Oberbootsmanns deckten die Matrosen die Lücken auf: die Richtstunde nahte .... Nach fünf Minuten schauerlicher Stille hörte man einiges Aechzen und den dumpfen Fußtritt der die Treppen aufsteigenden Soldaten. Bald erblickte man in ihrer Mitte die zwei jungen Verurtheilten; sie begaben sich, ohne ein Wort zu reden, auf den ihnen angewiesenen Platz. Ein Offizier verlas mit lauter Stimme den Ausspruch des Kriegsgerichts, und den von dem Oberbefehlshaber ertheilten Vollstreckungsbefehl. Hierauf verlas der Schiffskaplan die üblichen Gebete und Psalmen, welche mit tiefer Andacht angehört wurden. Man befragte die Deliquenten, ob sie bereit wären, welches sie bejahend beantworteten. Bevor sie zum Richtplatz hinanstiegen, verlangten sie ein Glas Wein, welches ihnen augenblicklich gereicht ward: sie tranken, den Capitän und die übrigen Offiziere ehrerbietig grüßend. Ein Mann näherte sich ihnen, um ihnen die Arme mit Stricken zu binden. Sie umarmten sich vor ihrer Trennung, und der Caplan sprach ihnen nochmals Muth zu: er las das Gebet der Sterbenden vor, indeß der wachhabende Hauptmann, von zwei Marinesoldaten begleitet, sie längs den Wänden des Steuerbords auf das hintere Castell zuführte. Auf jeder Seite der Schiffswinden war ein fünf Stufen hohes Gerüst errichtet worden: an dem Endtheile der Fockmaststangen war durch die Zugrollen ein Seil gezogen, dessen eines Ende auf das Gerüst herabfiel, während das andere auf die Mitte des Verdecks zu liegen kam. Eine vor dem Bogspriet aufgestellte Kanone stand in Bereitschaft, auf den ersten Wink losgefeuert zu werden. Wild sprach kein Wort. Strange fragte den Hochbootsmann, ob der Strick fest um seinen Hals befestigt sey. „Ich habe schon Leute furchtbar leiden sehen," sprach er, „wo diese Vorsicht unbeachtet blieb." Der Befragte bemühte sich, ihn darüber zu beruhigen. Man bedeckte den Kopf der Verurtheilten mit einer weißen Mütze, und als sie das Gerüst bestiegen, ward sie ihnen weit über die Augen herabgelassen. Sie sagten ihren Kameraden Lebewohl, ihnen die Hände fest drückend, sich dann gegen den Caplan wendend, äußerten sie zu dem-

Digitized by Google

selben, wie sie glücklich zu sterben hofften, da sie auf die göttliche Barmherzigkeit bauten. Sie blieben aufrecht stehen, bis alle Anstalten getroffen wurden: Man befestigte nun den Halsstrick an das eine Ende des Rollenseils, während das andere von 30 auf jeder Seite des Verdecks aufgestellten Matrosen gehalten wurde. Jetzt ließ sich ein Kanonenschuß vernehmen, der Capitän schwang ein weißes Tuch, die Matrosen eilten, mit dem Seilende in der Hand, dem Vordertheile des Schiffs zu, und die zwei Deliquenten hatten im Fluge die Nahstangen des Fockmasts erreicht. Die menschliche Gerechtigkeit hatte Genugthuung gefunden!

Wie die Chinesen Gesundheiten trinken.

Außer den bestimmten Zeiten, in welchen nach der Etikette bei den chinesischen Festmahlen Gesundheiten getrunken werden, lassen die Gäste sich auch unter einander leben. Soll dieß mit allen Ceremonien geschehen, so stehen die beiden Personen gleichzeitig auf; jeder faßt den Pokal mit beiden Händen und so begeben sie sich in die Mitte des Zimmers. Dann heben sie die Pokale oder vielmehr die Tassen an die Lippen und senken sie darauf langsam bis auf den Boden und je tiefer sie sich neigen, um so größer ist die Artigkeit. — Dieß wird drei, sechs- und neunmal wiederholt und die Trinker geben sehr genau Acht, ihre respektiven Bewegungen zu beobachten, bis endlich beide wieder ihre Tassen an den Mund bringen und den Inhalt austrinken, worauf sie dieselben umkehren, um zu zeigen, daß nichts darin geblieben ist. Wenn dieß geschehen, verbeugen sie sich nochmals vor einander und begeben sich sodann auf ihre Plätze. Hier beginnt aber ein neuer Wettkampf in Artigkeiten; weil keiner sich zuerst niedersetzen will und die Diskussion endiget erst nach vielen Reverenzen und Grimassen. Sie thun als setzten sie sich, gestikuliren und setzen sich endlich beide mit einem Male und zu gleicher Zeit nieder.

Ewige Trauer.

Der weise Tschuang-tseu kam einst an ein frisches Grab, dessen kleine Erderhöhung noch feucht war. Seitwärts vom Grabe saß eine junge Frau in Trauer, die einen weißen Fächer unaufhörlich über dem obern Ende des Grabes bewegte. Tschuang-tseu fragte sie: Warum geben Sie Sich so viel Mühe, über dieses Grab zu fächeln? Die junge Dame murmelte, fortwährend fächelnd, einige Worte und weinte. Endlich antwortete sie: Das ist das Grab meines Mannes, der mir sehr werth gewesen und um den ich ewig trauern werde. Als er seinen Geist aufgab, sagte er zu mir: Meine geliebte Frau, in der Folge wirst Du an eine andere Verheirathung denken; ich beschwöre Dich aber, so lange zu warten, bis die äußere Decke meines Grabes völlig abgetrocknet ist. Nun habe ich aber bemerkt, daß die Oberfläche dieser neu aufgehäuften Erde sehr schwer trocken wird, deßhalb bin ich hier beschäftigt, so lange zu fächeln, bis die Feuchtigkeit sich verloren hat.

Schnacken und Schnurren.

Der Baron von H. war sehr schwerhörig. Einst fragte ihn der Fürst von A.: wie sich seine Gemahlin befinde? Der Baron verstand, wie er sich befinde? und versetzte, von öfterm Husten, woran er heftig litt unterbrochen: Nicht sonderlich! Ich wende Alles an, um mir diese Plage vom Halse zu schaffen, aber ich werde mich wohl bis an das Ende meiner Tage damit herumschleppen müssen.

Ein Vorleser bemerkte, daß ihm ein bedeutender Mann sehr aufmerksam zuhörte, und fühlte sich dadurch geschmeichelt, nach beendeter Vorlesung trat sogar der aufmerksame Zuhörer an Jenen hinan: und sagte: „Ich bewundere Sie!“ — „Sie machen mich erröthen!“ — „Es ist zum Erstaunen, wie Sie diese kleinen Lettern so ohne merkliche Anstrengung der Augen lesen können.“

Charade.

(Dreisilbig.)

(Nach einer mimischen Darstellung.)

Schnell trat ein holdes Paar hervor,
Und küßte mit dem Ersten sich.
Wie oft steigt's auch zu Dem empor,
Der Alles lenkt so väterlich.
Sie fragten, die zwei Letzten wohl
Wie hoch? oft werden sie gelegt
An das, was man am Herzen trägt.
Doch plötzlich sprang mit Grimm und Groll
Ein and're Paar heraus.
Wie bebte nicht das große Haus
Beim Ganzen, bei der Schwerer Klang!
Wie kocht das Blut vom heißen Gang!
Dieß Ganze sind kuriose Dinger,
Steh'n heutzutag' im Werth geringer.

Verlegt und redigirt unter Verantwortlichkeit der G. Geiger j.'schen Buchdruckerei.

№ 67. 19. August 1840.

Der Erzähler.

Ein

Unterhaltungsblatt für Jedermann.

Fünfter Jahrgang.

Augsburg. Dieses Blatt erscheint jeden Mittwoch und Samstag, und kostet dahier vierteljährlich 15 kr., halbjährig 30 kr. und jährlich 1 fl.; auswärts ist der Preis: vierteljährlich 18 kr., halbjährig 36 kr. und jährlich 1 fl. 12 kr. Bestellungen nehmen alle Buchhandlungen und königl. Postämter, letztere mit der tarifmäßigen Portovergütung, an.

Leichtsinn und Rachsucht.

1.

Unter der Regierung Ludwig der XIII. und seines mächtigen Ministers Richelieu lustwandelten einst bei einem windstillen Abende zwei muntere Edelleute auf dem Bastille-Platze, rechts und links Peitschenhiebe denjenigen austheilend, welche sich ihren Pferden zu sehr näherten. Beide waren elegant und schön gewachsen, Beide sehr stolz, und über die Massen vorlaut .... es waren die Löwen der damaligen Zeit.

„Weist Du, Conny," sprach der Eine zu seinem Nachbarn, „daß Richelieu gar superklug handelt mit seinem neuen Gesetze gegen den Zweikampf."

„Als ob es dem alten Fuchsen unbekannt wäre," entgegnete der Andere, „daß französische Edelleute das Fechten und Raufen eben so wenig entbehren können, als den Hof zu machen, und auf Abenteuer auszugehen."

„Er kündigt uns geradezu den Krieg an."

„Und den Krieg soll er haben; wir werden ihn, und sein Gesetz einstürzen. — Nicht wahr?"

„Gewiß ..... Wir sind stark und mächtig, für uns wäre das Prozeßführen zu weitschweifig."

Eben waren sie mit solchen Bemerkungen beschäftigt, als ein kleiner Mann mit langem Barte, und langem, wiewohl ziemlich anständigem Gewande einige Schritte weit vor ihnen vorbeiging.

„Bei meinen Ahnen," rief der zweite Edelmann, sein Pferd aufhaltend; „sieh, ist das nicht der elende Jude, welcher so viele Söhne alter Familien zu Grunde richtete, und der mir erst vor wenigen Tagen fünfzig Goldstücke abschlug, die ich zum Ankaufe eines Schmuckes für das schöne Fräulein de Forges bestimmte?"

„Beim Himmel! eben derselbe," fiel ihm Fiesque ins Wort .... „Ah! so wagt sich der alte Guckuk doch noch aus seinem Loch! .... Warte, meine Peitsche soll dir so viel Striemen auf die Haut färben, als du mir Goldstücke geraubt .... Folge mir, Conny."

Die zwei Reiter spornten ihre Pferde dem Männlein entgegen, und legten sich quer ihm über den Weg. Der Jude erblaßte bei ihrem Anblicke; sich aber bald ermannend, und ein freundliches Lächeln annehmend, sprach er in gekrümmter Haltung:

„Ja, was kann ich dienen, meine gnädigen Herren und Ritter? belieben Sie zu befehlen, ich stehe ganz bereit...."

„Es handelt sich um keine Dienste," unterbrach ihn Fiesque; „sondern um eine kleine Züchtigung, welche jeder von uns für deine vergangenen, gegenwärtigen und zukünftigen Unbilden jetzt an dir vollstrecken wird."

Der alte Israelit wollte sich flüchten; er ward aber mit einem solchen Hagel von Streichen überschüttet, daß ihm nichts anders übrig blieb, als sich mit dem Antlitz gegen den Boden zu werfen. Er richtete sich bald darnach mit gefalteten Händen auf die Knie; aber die Hiebe hörten nicht auf.

„Da hast Du etwas für mich!" rief Fiesque.

„Und das für mich!" setzte Conny hinzu.

„Dieß für die de Luines!"

„Das für de Ligny."

„Hier für de Avranches!"

„Und hier für Loissac."

Und der arme Jude stieß ein so durchdringendes Geschrei aus, daß es herzzerreißend war, ihn so hilflos auf dem Boden stöhnen zu hören; und dennoch lachte die Menge dazu, und ließ die zwei jungen Leute ungestört den Mann mißhandeln.

Digitized by Google

Als der alte Moses kein Lebenszeichen mehr gab, ritten die zwei Herren von dannen. Nun näherten sich einige junge Leute vom Pöbel demselben, und seinem Körper mit dem Fuße berührend, sprach der Eine:

„Er ist nicht todt!“

„Er kommt schon wieder zu sich,“ bemerkte ein Zweiter, „mir bangt nicht um ihn!“

2.

Einige Tage nach diesem traurigen Vorfalle war Moses ziemlich hergestellt. Vor einem alterthümlichen Tische sitzend, schien er seine ihm gegenüber stehenden zwei Diener angelegentlich auszuforschen. Seine gewöhnlich ernsten Züge belebten sich in Zwischenräumen mit einigen raschen Blitzen der Zufriedenheit, und bald verbreitete sich ein allgemeiner Ausdruck der Befriedigung und des Glücks in seinen Blicken und in seinem Lächeln.

„Gut, meine Freunde,“ sprach er zu seinen Leuten. „Ihr seyd doch gewiß, von Niemanden bemerkt worden zu seyn. . . . . Das Frauenzimmer befindet sich in meinem Hause der Place-Royal. . . . . Es ist in der Ordnung, ihr könnet gehen; ich werde das Uebrige selbst thun.“

Als Moses allein war, schrieb er zwei Briefe jeden mit verschiedener Handschrift, und verließ dann die Wohnung. Wenige Schritte davon näherte er sich zwei Weibern von der untern Volksklasse, drückte ihnen ein Silberstück in die Hand, und nachdem er leise zu denselben gesprochen, trat er wieder in sein Haus hinein.

Die Weiber entfernten sich in der Richtung der Straße St. Antoine, und dort traten sie in ein geräumiges Hotel, wo Herren und Diener, die Einen in den Hallen des Erdgeschosses, die Andern in einem Apartement des erstern Stockwerkes sich den Exzessen einer ausgelassenen Orgie lärmend überließen. Der Herr des Hauses, Herr de Conny, feierte an jenem Tage seine Ernennung zum Commandanten der königlichen Garden, und alle seine Freunde waren an jenem Tage bei ihm versammelt. Die Abgesandten des Juden stiegen eine breite Treppe hinan; in dem Vorzimmer des ersten Stockwerkes angekommen, neben welchem sich Conny mit seinen Gefährten befand, zögerten sie eine Weile, hineinzugehen, und horchten an der Thür.

„Fiesque, mein Freund,“ sprach Conny scherzend, „ich bemerke mit Leidwesen, daß Deine Stirne sich täglich mehr verdüstert. . . . . Möchtest Du nicht etwa Willens seyn, unsern liebenswürdigen Thorheiten auf ewig zu entsagen? Potztausend Element! solltest Du gar nach dem Morgenlande ziehen wollen, oder wärest Du vielleicht wegen jener geheimnißvollen Schönheit eifersüchtig, die Du uns, wie ein Geizhals seinen Schatz, bisher so sorgfältig verbargst?“

„Eifersüchtig! nein . . . . . aber verliebt! Oh! wenn Du sie kenntest, Conny, Du würdest leicht begreifen; wie das Bild dieses Engels mich inmitten unserer tollsten Vergnügungen; unserer seltsamsten Feste ohne Unterlaß verfolgt.“

„Und in welchem Paradiese hast Du dieses Wunder entdeckt?“

„In einem der bescheidensten Stübchen des Judenviertels.“

„Eine Jüdin! Mordelement! Weißt Du aber, Fiesque, das dieß ein Fleck auf Deinem Wappen ist. . . . .“

„Genug, Conny, genug.“

In diesem Augenblicke traten die Weiber herein.

„Herr de Conny?“ fragte die Eine.

„Hier, Alte; was gibts?“

„So! da haben Sie.“

„Der gnädige Herr de Fiesque?“ rief die Andere, umherschauend.

„Da bin ich, was wollt Ihr?“

„Hier ist etwas für Sie, und lesen Sie, ...“ setzte sie hiezu; und es entfernten sich Beide.

Conny und Fiesque warfen einige forschende Blicke auf einander, bevor sie das Siegel der Briefe erbrachen, die ihnen durch die zwei Boten des Juden zugekommen waren.

„Was soll denn dieß heißen,“ brummte Conny vor sich hin, den Umschlag aufreißend . . . . . „Aber, bei Cupidos Flügeln, das ist ja ein Stelldichein! ein mirkliches Stelldichein! . . . . . Um 8 Uhr Abends auf dem Bastille-Platz . . . . . stecken Sie eine weiße und eine grüne Feder auf ihren Hut . . . . . Vertrauen Sie sich demselben ohne Besorgniß. — Das ist allerliebst, so ein Geheimniß! . . . . . Wenn aber dennoch eine Gefahr dahintersteckte! Ah! was Tausend! was liegt an den Gefahren, wenn die Dame nur schön ist! Es ist beschlossen, ich gehe dahin . . . . .“

Seiner Seits hatte Fiesque ebenfalls das Billet geöffnet; kaum hatte er aber die wenigen darin enthaltenen Zeilen durchflogen, so entfuhren ihm

wider Willen die heftigsten Aeußerungen der Verwunderung und des Zornes.

„Ist es ein Traum?..... Nada treulos!..... Nada, dieses Mädchen mit der Stimme und dem Antlitze eines Engels, mir untreu! ..... Wäre es möglich! Und dennoch ..... dieses Schreiben! ..... Das kann keine Lüge seyn! ..... Oh! wenn ich wenigstens auf der Stelle könnte ..... aber nein ..... noch drei tödtliche Stunden, bevor ich diese schauerliche Angelegenheit aufklären kann. ..... .“

„Ah! mein lieber Fiesque, so hat Dir die Liebe doch einige Körnchen Wahnsinn ins Gehirn gestreut. Meiner Treu! Du bist nicht mehr kenntlich.“

Fiesque antwortete nicht; nur reichte er seinem Freunde die Hand, griff rasch nach seinem Hute und Degen, verbeugte sich vor der Gesellschaft, und zog ab, ohne ein Wort zu sprechen.

„Habe ich nicht Recht gehabt,“ bemerkte Conny „als ich Euch sagte, daß es mit unserm Freunde nicht richtig ist! ..... Aber verzeiht,“ fügte er hinzu, sämmtliche Umstehende mit der Hand grüßend ..... „ich bin genöthigt, Euch zu verlassen ..... .“ und er trat in ein anstoßendes Ankleidezimmer.

Dort läutete er einem Kammerdiener, der ihm das schönste und eleganteste Kleid anlegen half; er setzte dann seinen Hut mit den empfohlenen Federn auf, und die Augen auf eine Wanduhr gerichtet, harrte er sehnsüchtig der festgesetzten Stunde.

3.

Um die angegebene Zeit ging der Gardekommandant, in einen leichten Mantel gehüllt, der nur dazu bestimmt war, ihn unkenntlich zu machen, unter den Mauern der Bastille auf und ab.

„Gnädiger Herr von Conny?“ rief plötzlich eine Stimme hinter ihm.

„Ich bin es, o Bötin von Paphos!“ erwiederte mit scherzhaftem Tone, und sich schnell umwendend, der Commandant.

„In dem Falle folgen Sie mir,“ fuhr die Stimme fort: welche die eines Frauenzimmers war, dessen Züge und Gestalt von einem weiten Mantel und dichten Schleier vollkommen verdeckt waren.

Conny ließ sich's nicht ein zweites Mal sagen, und beide verloren sich unter der Menge. Die geheimnißvolle Führerin des Commandanten schritt zwar in kleinen, jedoch so raschen Bewegungen, daß er genöthigt war, seinen Gang zu beschleunigen, und somit kamen sie bald an eine Sackgasse, die Herrn de Conny vollkommen unbekannt war. Am Endpunkte des Gäßchens befand sich eine niedere Thür, durch welche sie eintraten, und welche sie in einen mit dichtbelaubten kleinen Gehölzen und dunklen Kastanienalleen gezierten Garten führte.

Der Commandant ging seiner Führerin fortwährend nach; aber seine rechte Hand fuhr zeitweise über den Griff seines langen Stoßdegens, welcher unter seinem Mantel an seiner Seite hing.

Nach einem Wege von einigen Sekunden betraten sie die Stiege eines Wohngebäudes, welches man, der Finsterniß wegen, nicht ausnehmen konnte, und dessen Architektur an jene aller Hôtels der Place-Royale erinnerte.

Bald hielt man stille, und Conny ward in ein enges Zimmer eingeführt, dessen Thür rasch hinter ihm zufiel. Seine Führerin war verschwunden.

Die Hand des Commandanten ruhte fortwährend auf seinem Degen; daraus ging deutlich hervor, daß wenn er einen Ueberfall fürchtete, er wenigstens entschlossen war, den Feind herzhaft zu empfangen.

Bei dem Geräusche, welches die Thür verursacht hatte, war ein Frauenzimmer, auf einer Art Ruhebett im anstoßenden Cabinete sitzend, plötzlich aufgestanden, und bei dem Anblicke eines Mannes, dessen Gestalt sich in der Finsterniß des Vorzimmers in schwankender Art abzeichnete, entfuhr ihren Lippen ein heftiger Schrei, worauf sie ohnmächtig ward.

Conny eilte auf sie zu und eine zarte Hand ergreifend, heftete er sein glühendes Auge auf ein Antlitz von bewunderungswürdiger orientalischer Schönheit. (Schluß folgt.)

Miszellen.

Luftzug.

Daß die Luft wirklich statt der Pferde und des Dampfes gebraucht werden kann, hat neulich der Engländer Clegg praktisch bewiesen. Er ließ von London aus auf den Eisenschienen durch comprimirte Luft eine tüchtige Wagenlast in einer deutschen Stunde fünfundzwanzig englische Meilen ziehen. Luft ist Allgemeingut, kostet nichts und ist überall auf Gottes Erdboden zu haben, sie zieht schneller, auch über Anhöhen — welch ein Gewinn! Können wir nun nicht auf den Fittigen des Windes und der Morgen-

Digitized by Google

röthe fahren und fliegen? Luftzug ist gut gegen Verpestung, Stagnation, Stabilität, gegen Muck- und Duckmäuser; Luftzug bringt Schnupfen, jeder Schnupfen aber nimmt neue Krankheiten mit fort, so daß die Menschheit gesund wird; durch Luftzug lernen wir den Luftzug vertragen und härten so unsere Nerven ab; starker Luftzug macht Wind, so daß wir keinen mehr zu machen brauchen; Luftzug vertreibt den blauen Dunst, den man uns vormacht; Luftzug frischt und röthet die Wangen, erweitert die Lungen, erheitert Zungen, Köpfe und Herzen; kurz und gut, wir kommen mit Windesschnelle vorwärts; wir werden ordentlich durch Windbüchsen vorwärts geschossen; der geknebelte Riese der Luft ist der Freund und Bundesgenosse Aller, die Wind und Wetter und — Wahrheit vertragen können. Wer's nicht kann, der lern' es bei Zeiten, sonst geht ihm der Athem aus, er wird ihm wenigstens versetzt und muß doch Gevatter stehen bei der einen oder der andern jungen Wahrheit. Wir leben künftig Alle vom Winde, wie jetzt nur der Windmüller; und wer nicht fühlt, daß wir Wind gemacht und nicht sieht, daß wir Luftschlösser gebaut haben, der wird gestehen, daß der Humor davon ein Bischen Wahrheit mit Wind ist.

Verbrauch von Seide.

Die Menge der Seide, die allein in England verbraucht wird, beträgt jährlich mehr als vier Millionen Pfund und zur Hervorbringung dieser Masse sind Myriaden über Myriaden Insekten erforderlich. Vierzehntausend Millionen Geschöpfe leben und sterben jährlich, um nur diesen kleinen Theil der Erde mit einem Luxusartikel zu versorgen. Staunt man schon darüber, so wende man seine Blicke nach China, dessen Millionen Bewohner von dem Kaiser auf dem Throne, herab bis zu dem Bauer in der ärmlichen Hütte ihre Kleidung dem Seidenwurme verdanken. Der Geist kann die zahllose Menge dieser Geschöpfe nicht fassen, welche jedes Jahr ihre dünnen Fädchen im Dienste des Menschen spinnen.

Spanische Kämme.

In ganz Spanien, namentlich aber in Madrid, ist der Kamm ein unumgänglich nothwendiger und wichtiger Theil des Schmuckes jedes Frauenzimmers. Ein fashionabler spanischer Kamm ist nicht weniger als einen Fuß lang und acht bis neun Zoll breit und keine Dame hält es für zu viel, wenn sie neun bis fünfzehn Dollars (Speziesthaler) für diesen Schmuck ausgibt. Deshalb ist auch in Madrid wenigstens jeder zehnte Laden ein Kammladen.

Schnacken und Schnurren.

„Die Männer," bemerkte jüngst eine Visitenfreundin, „schwatzen oft Stunden lang über etwas." — „„Und die Weiber,"" sprach ein Rath, „„oft Tagelang über nichts.""

* Neulich sagte ein gelehrtthuender Herr, als man von seiner Zurückgezogenheit sprach, mit innigem Selbstgefallen: „Ich bin mir selbst genug." — „„Goldene Genügsamkeit!"" Erwiederte ein Anderer und ging auf die Seite.

* Des Braven Rache.

Geschlagen war die wilde Schlacht,
Die Oestreichs Aar gewann,
Versöhnend brach herein die Nacht,
Zu zahmen Roß und Mann.

Ein Reiter zieht durchs Schlachtgefild;
Doch dießmal nicht zu Pferd,
Er führt's am Zaum' und streichelt's mild,
Weil es ihm lieb und werth.

Er hört was wimmern auf der Erd';
Ein Franke liegt im Blut,
Den hebt mit Müh' auf's liebe Pferd
Der Reiter, brav und gut.

Doch Böses hat der Frank' im Sinn;
Sein Arm zum Mord sich hebt.
Gottlob! der arge Schuß ist hin,
Und unser Reiter lebt.

Dem Braven quillt das Blut und braust
Ihm glühend in's Gesicht,
Es ballt zum Streich sich seine Faust,
Doch schlagen mag er nicht.

„Nein, ruft er, du bist längst entehrt,
„Durch dich bist ehrlos du;
„Doch reiten soll kein Wicht dieß Pferd,
„Das schwur ich einst mir zu.

Da packt er ihn mit derber Hand,
Daß dem die Sinne floh'n,
Und reißt ihn unter's Sattelband,
Und trägt ihn selbst davon.

L. Scharrer.

Auflösung der Charade in No. 66.:
Duelle.

Verlegt und redigirt unter Verantwortlichkeit der G. Geiger j.'schen Buchdruckerei.

Digitized by Google

№ 68. 22. August 1840.

Der Erzähler.

Ein

Unterhaltungsblatt für Jedermann.

Fünfter Jahrgang.

Augsburg. Dieses Blatt erscheint jeden Mittwoch und Samstag, und kostet dahier vierteljährlich 15 kr., halbjährig 30 kr. und jährlich 1 fl.; auswärts ist der Preis: vierteljährlich 18 kr., halbjährig 36 kr. und jährlich 1 fl. 12 kr. Bestellungen nehmen alle Buchhandlungen und königl. Postämter, letztere mit der tarifmäßigen Portovergütung, an.

Leichtsinn und Rachsucht.

(Schluß.)

4.

„Welch ein entzückender Kopf!“ sprach er leise zu sich, und wem mag ich wohl solch' eine Eroberung verdanken! .... Aber sie kommt zu sich, glaube ich! .... Ja, sie kommt zu sich .... O! welch' ein reizendes Geschöpf!“

Das junge Frauenzimmer war wieder zur Besinnung gelangt, und ihre erste Bewegung war, den Commandanten zurück zu stoßen, und die Hand zurückzuziehen, welche er in der seinigen gehalten hatte.

„Das thut sie wohl nur, um sich mehr bitten zu lassen,“ dachte Conny. „Aber, bei meiner Ehre, ich wäre wahrlich noch ein Schüler, wenn ich solche Sprödigkeiten zu lange angehen ließe.“

Er wollte den Leib der Unbekannten umfassen, als sie ihn mit einem Blicke zurück stieß, in welchem jeder Andere als er, ein Gemisch von Entrüstung und Stolz entdeckt haben würde.

„Potztausend, meine Schöne,“ rief der Edelmann mit einiger Empfindlichkeit, „haben Sie mich denn hierher gelockt, um eine förmliche Belagerung zu veranlassen?“

„Ich begreife nicht, mein Herr ....“

„Was! .... haben Sie mir nicht etwa eine vermummte Duegna zugeschickt? ....“

„Ich?“

„Freilich,“ entgegnete Conny ungeduldig.

Und auf's Neue war es ihm gelungen, sich des Arms der Unbekannten zu bemächtigen, als eine starke Männerstimme sich auf der Stiege hören ließ.

Einen Augenblick der Unschlüssigkeit bei dem Commandanten benützend, wand das Mädchen den Arm los, und floh in ein Cabinet.

In dem nämlichen Augenblicke hatte sich die Thür des Vorgemachs gewaltsam geöffnet, und es drang mit blassem Gesichte und einen entblößten Degen in der Hand ein Mann ein, welcher dann in Worten des Entsetzens und der Wuth ausbrechend, plötzlich im Zimmer stehen blieb. ....

„Nada! .... sie war es! und dieser Brief hat nicht gelogen! ....“

Conny, welcher anfänglich versucht hatte, die Thür des Cabinets aufzusprengen, um zu der Unbekannten zu gelangen, kehrte nun, als er seine Bemühungen vereitelt sah, zurück, um demjenigen zu begegnen, der ihn so zur Unzeit unterbrochen hatte, und als er ihn erkannte, sprach er:

„Was sehe ich! Was machst Du hier, theurer Fiesque! .... Aber sprich, ... welcher neue Vorfall hat Deine Sinne wieder verwirrt?“

„Elender!“ murmelte Fiesque mit halblauter Stimme.

„Wem grollst Du denn wieder, und woher diese grimmigen Züge?“

„Feiger Mensch!“

„Fiesque! ....“

„Ja, feiger, elender Mensch!“

Kaum war dieses Wort zum zweiten Male aus seinem Munde geflossen, so schlug der Commandant denjenigen in's Gesicht, dessen Bruder und Freund er seit zwanzig Jahren gewesen.

Nun schien sich ein Kampf entspinnen zu wollen; aber Conny viel rüstiger als sein Gegner, hielt ihn im Zaum, und nur die nachstehenden wenigen Worte wurden gewechselt:

„Morgen bei Vincennes ....“

„Auf Degen und Pistolen.“

„Es bleibt dabei .....“

* * *

Digitized by Google

Einige Augenblicke nach ihrem Abgange drangen zwei Männer in das Cabinet ein, in welches sich die Unbekannte geflüchtet hatte. Beim Anblicke derselben verlor sie die Besinnung. Nun nahmen sie das Mädchen in ihre Arme, traten aus dem Hause, und nach einem Marsche von fünf Minuten legten sie sie auf eine steinerne Bank unter dem Portal eines Hôtels. Dort vernachlässigten sie nichts, sie von ihrer Ohnmacht zu befreien, und als sie die Augen aufschlug, sprachen sie leise zu ihr:

„Hier ist Ihre Wohnung, mein Fräulein ..... Und nun sind Sie frei.“ Hierauf entfernten sie sich, und verschwanden im Finstern.

5.

Es war einen Monat später. Die Sonne vergoldete kaum mit ihren Strahlen die Zacken der schwerfälligen Zinnen der Bastille, als bereits eine ungewöhnliche Bewegung sich auf jenem Platze kund gab. Dem großen Einfahrtsthore der Veste gegenüber, und etwa 50 Schritte davon, erhob sich ein geräumiges Gerüste, um welches zwei Fähnlein Reiter aufgestellt waren; der zwischen diesen Reitern und dem Einfahrtsthore befindliche Raum war von einer doppelten Reihe Dragoner der königlichen Garde eingeschlossen. Der übrige Raum des Platzes war mit einer zahllosen Volksmenge gefüllt, welche, bald von den nachkommenden Neugierigen gedrängt, hin und her wogte, und aus deren Schooße sich ein dumpfes und gemischtes Brausen, der Brandung der Meereswogen ähnlich, erhob. Welches Drama von so gewaltiger Anziehungskraft hatte schon vor Tagesanbruch alle diese noch schläfrigen Ladendiener, und diesen in Lumpen gehüllten Pöbel von ihrem Lager wohl hervorlocken können? Man durfte nur die belebten Worte dieser verschiedenen Gruppen einen Augenblick anhören, um alsogleich im Klaren zu seyn. Daraus war folgendes leicht zu entnehmen: Zwei Freunde, fast Brüder, der Marquis de Fiesque, und der Vicomte de Conny hatten sich aus einem unbekannt gebliebenen Anlaß im Zweikampfe geschlagen, und Letzterer hatte seinen Gegner erstochen. Da der Bann Richelieus gegen diese Art Kampf sehr strenge gewesen, so war der Sieger zum Tode verurtheilt worden, und er sollte nun zum warnenden Beispiele öffentlich hingerichtet werden.

In der Mitte dieser Menge, welche der Stunde des blutigen Schauspiels gewärtig, sich hin und her bewegte, bemerkte man einen kleinen alten Mann mit welchem der Pöbel seinen Spott trieb, ihn bei den Kleidern zupfte und ihm allerlei Beinamen beilegte.

Es war der Jude Moses. An jenem Tage schien er sich Alles gefallen zu lassen, und nichts konnte seine Züge verdüstern, auf welchen ein eigner Ausdruck der Zufriedenheit glänzte.

Plötzlich ließ sich ein fortlaufendes Gemurmel auf dem Platze vernehmen, und aller Augen richteten sich nach dem Thore der Veste. Das von seinen Riegeln befreite große Einfahrtsthor knarrte in seinen Angeln, und öffnete sich von beiden Seiten. Der Vicomte kam bald zum Vorschein, und ging festen Schrittes längs der doppelten Reihe Soldaten, welche bis zum Blutgerüste hinreichten. Ein Priester, der ehrwürdige Abbé de Fleys, ging zu seiner Rechten. Er bemühte sich, durch fromme Tröstungen die letzten Augenblicke des Verurtheilten minder schmerzhaft zu machen, und dieser hörte ihn mit einer heiligen Ergebung an.

„Der Tod flößt mir keinen Schrecken ein, ehrwürdiger Vater,“ sprach de Conny zu seinem Beichtvater .... „Und wenn mein armer Fiesque, den ich wie meinen Bruder liebte, mir von dort oben verzeiht, so werde ich diesen Tod als eine Sühnung meines unwillkürlichen Vergehens segnen.“

Als der Verurtheilte zu den Stufen des Blutgerüstes kam, fühlte der rachgierige Alte, wie sein Herz unter einer Wonne siegender Gefühle in seinem Busen schwoll. Seine Arterien klopften nicht mehr, sein Athem war unthätig geblieben, seine ganze Vitalität hatte sich in seinem Blicke concentrirt, welcher auf das Beil gerichtet, den schrecklichen Augenblick beschleunigen zu wollen schien ..... Als aber das Haupt des unglücklichen Vicomte unter dem Beile fiel, dehnte sich die Brust des Juden aus, und es entfuhr derselben ein Seufzer mit den lautgesprochenen Worten:

„Todt alle zwei! .... Wie süß ist das Gefühl der Rache!“

Dieser Ausruf des Unbesonnenen führte sein Verderben herbei. Die ihm zunächst gestandenen Personen wollten den hartherzigen Mann selbst darob züchtigen, als einer der Diener Fiesques, von dem Auflaufe aufmerksam gemacht, hinzu kam, und in Moses, den Wucherer und ehemaligen Geldbarleiher seines Herrn erkannte. Dieser Umstand, vereint mit dem auffallenden Benehmen desselben bei Connys Hinrichtung, führten zur Entdeckung

Digitized by Google

des schändlichen Anschlags desselben, und wenige Wochen darnach ward der, seines Verbrechens überwiesene, rachgierige Alte zu lebenslänglicher Galeerenstrafe verurtheilt.

Miszellen.

Das Feuer in den tropischen Ländern.

Aus einem Reisetagebuch über die malayischen und die Inseln der Südsee entnehmen wir zu unserem Befremden, daß dort das Feuer in vielfacher Hinsicht weit weniger elementarische Itension und Kraft habe, als in gemäßigten und kalten Zonen. So beschweren sich die Schiffsleute, daß alle Eisengeräthe, namentlich die Anker, welche dort geschmiedet werden, mürbe und leicht zerbrechlich seyen. Das dürre Holz, heißt es weiter, fange dort ungern Feuer, das grüne sey fast gar nicht zum Brande zu bringen; der Blitz schlägt häufig in alte morsche Bäume, in Wohnhütten, welche auf Java u. s. w. aus leichtem trockenen Holze gebaut, und mit Bambus oder dürrem Seegras bedeckt sind, ein, allein die Beispiele sind ungemein selten, wo er gezündet, und den Brand auf die anstoßenden Wohnungen verbreitet hätte. Wie läßt sich nun dieses seltsame Phänomen erklären? Ganz einfach dahin, daß der Sauerstoff, unsere wie des Feuers einzige Nahrung, in der dortigen Atmosphäre weit weniger Gehalt habe, als in der unserigen. Sonach erklärt es sich auch, daß der Europäer bei seinem längeren Aufenthalte in tropischen Ländern, die Röthe seiner Wangen verliert, weil der Sauerstoff es ist, der unser Blut roth färbt, und der Mangel desselben, nicht blos fühlbar, sondern in dieser Beziehung auch sichtbar wird.

Färbung der Seidencocons.

Man hat vor einiger Zeit von einem Mittel gesprochen, welches in Italien entdeckt wurde um die Seide schon in dem Körper des Seidenwurmes zu färben. Der Correspondent der Pariser Akademie der Wissenschaften, und eifriger Beförderer der Seidenzucht, Herr Bonnafous, zeigt nun in einem Schreiben an diesen gelehrten Körper an, daß es ihm gelungen ist, die Mittel auszuforschen, durch welche diese Färbung erzielt wird. Bekanntlich bestreuen die Chinesen mit sehr reinem Reismehl die Blätter, mit welchen sie ihre Raupen füttern, und zwar, um die Weiße der Seide zu erhöhen. Man verfiel also kürzlich in Italien auf den Gedanken, die Maulbeerblätter mit Indigo, oder mit Krapp zu bestreuen, und durch diese Mittel erzielte man die Erzeugung von ganz blauen, oder rosenrothen Cocons, welches Verfahren die ersten Erfinder bisher so sorgfältig verheimlichten.

Ein schlechter Tröster.

Der Oberst Greville gerieth in dem amerikanischen Kriege mit drei andern Offizieren von gleichem Range in Gefangenschaft. — Eines Abends wurden sie zu Washington beschieden, der ihnen ankündigte, da ihre Regierung einen seiner Offiziere als Rebellen zum Tode verurtheilt habe, so sei er genöthiget, Repressalien anzuwenden und er sehe sich zu seinem größtem Bedauern in die Nothwendigkeit versetzt, sie aufzufordern, ohne Verzog zu losen, damit entschieden werde, welcher von ihnen gehangen werden solle. Man entließ sie darauf und sie kehrten in ihr Quartier zurück. Es wurden vier Papierstreifchen in einen Hut geworfen und Asgill zog das kürzeste, das Todesloos. „Ja, ja," sagte er, „ich wußte es, daß es so kommen würde; ich habe nie in meinem Leben im Spiele gewonnen." Greville wurde nun gewählt, mit Asgill die Nacht über aufzubleiben, um ihm Gesellschaft zu leisten und ihn zu trösten, wohl auch, um zu verhindern, daß er nicht entfliehe, weil sonst die Ehre, für ihr Vaterland gehangen zu werden, einen der drei andern getroffen haben würde. „Und was sagten Sie," fragte man ihn einst, „um ihn zu trösten?" — „Als die Andern fortgingen und wir allein waren, sagte ich: alter Freund, es ist das beste, wir sprechen gar nicht vom Tode; sterben mußt Du doch einmal."

Satz ohne Ende.

In der „Stettiner Zeitung" im Juli d. J. steht die Anzeige: „Es ist ein hochstämmiger, glatthaariger, sechzehn Monat alter, schön behängt und gezeichneter, proportionirt gestellter, im ersten Felde eingeführter, von italienischer Race herstammender, auf den Ruf: „Schön herein!" horchender übrigens sauber gewaschen und gekämmter, mit einem Halsbande und weißen Flecken versehener, drei Pfoten weiß, eine braun ausgestatteter, des Schwimmens vollkommen kundiger, und folgsam wie ein Kind, lammfrommer, nur zuweilen knurrender, aber niemand etwas zu leidthuender, auch die Schläge wie den Teufel fürchtender, Bettler und Diebe nicht riechen könnender, bei Darreichung einer Wurst aber

Digitized by Google

mit dem Schweife wedelnder, und bei den Worten: „Such, verloren“ die Ohren spitzender, Jagd- und Grünwerk liebender Hühnerhund um zehn Gulden zu verkaufen.

Mittel gegen die Schlaflosigkeit. In der „Mergentheimer Ameise,“ vom 19. Juli, findet sich folgendes: „Jungfrau, warum kannst du nicht schlafen? Denke doch nach. Jüngling, warum wälzest du dich auf dem Flaume? Besinne dir: Matrone, was ächzest du? Greis, was läßt dir so bald den Morgen wünschen? Simulire doch! Als im Jahre 1834 die berühmte deutsche Künstlerin Mad. Fege-Eiswand-Thalfort hier durchreiste, und im „Schwan“ abstieg, und in acht Tagen sieben Mal aus dem Bette sprang: was war's doch gleich, was sie aufschreckte aus ihren Träumen, was ihr das Paradies zur Hölle machte — die Wonnen der Reisen verwünschen ließ? Leser was war es denn? — Als der berühmte Philosoph Dr. Laurith um Mitternacht fluchte, daß man meinte, der Adlerwirth hätte ein Dutzend Dragoner einquartirt; was riß ihn denn jählings aus den Federn? Deutschland frägst du noch? Beim Himmel! Es waren die Wanzen. Und Wanzen duldest du, Deutschland? Wohlan, so will ich dir beistehen? Teutonia, mein Mittel wähle. Das Fläschchen kostet nur vier Groschen. Ich kann über seine Unfehlbarkeit große Zeugnisse aufbringen. Eines ist von der Sängerin Eiche aus Fulda, die ich sieben Mal von dieser Geißel befreite. Zu finden bei:

Maria Wanzig.
aus Danzig, derzeit in Mergentheim
im goldenen Kranze. Drei Treppen hoch.

Verloren gegangene Kunstreiterin. Im „Lausitzer-Boten“ findet sich Nachstehendes: Der Kunstreiter Geroble aus Grenoble hat das hiesige Publikum sechs Wochen vergnügt. Mit dem Zuspruche und Beifall war er sehr zufrieden. Dennoch reist er mit schwerem Herzen ab. Dem. Spargel, der Stolz und die Zierde der ganzen Gesellschaft, ist ihm abhanden gekommen. Wie man gewiß wissen will, hat sie sich hier in einem Privat-Hause verborgen. Des Menschen Wille ist sein Himmelreich; aber Dem. Spargel, Sie werden Ihre Thorheit bereuen. Ein junger Laffe, hat Sie bethört; er malt Ihnen das Glück der Zukunft so hoch an seiner Seite, daß sie schwindlich werden — und — so fest Sie sonst im Sattel sitzen — schnell im Sande des Unglücks liegen werden. Dem. Spargel, ich fordere Sie hier auf, bedenken Sie sich! Sie springen zwar prächtig durch den Reif; Sie werfen delicieus die Aepfel im Galopp des Pferdes, — Sie setzen rüstig über 6—8 Bänder im Circus hinweg — aber an eines Leichtsinnigen Seite werden Sie nicht weit springen, der Reif, den er Ihnen an den Finger steckt, wird zur Schlinge für Ihre Freiheit werden; nur mit den sauern Aepfel des Ehestandes werden Sie hinfort spielen können, und über das Band, das Sie an einen Thoren bindet, wird Ihre Kunst, Dem. Spargel, zu Schanden werden. Dem. Spargel kommen Sie. Morgen geht die Reise weiter — schließen Sie sich an. Ich bitte Sie; Ihr Principal bittet, wo er befehlen könnte.

Gereme Geroble, aus Grenoble.

Wer Dem. Spargel bewegt, daß Sie lebendig zu ihrem Principal zurückkehrt, erhält fünf Dukaten. Schmeckwitz im Lausitzer-Kreis in Sachsen, am 14. Juli 1840.

In früherer Zeit war es, besonders in Frankreich, blos dem Adel erlaubt, Windfahnen auf den Häusern zu haben, man mußte sogar, um dieses Recht zu genießen, einer der Ersten bei'm Sturm einer Stadt gewesen seyn und sein Panier auf den Wall gepflanzt haben.

* Charade.

Verachtung immer dir begegnet,
Wenn, was die erste Sylbe nennt,
Du bist, und dich nicht tückisch segnet
Des Glückes goldne Hand; es brennt
Im Herzen dir ein liebes Bangen,
Wenn Erstes dich soll süß umfangen.

Des Menschen edle Thaten lohnet
Und straft, was dieser Schlechtes treibt
Ein Richter, der verborgen wohnet
Da, wo des Handelns Trieb verbleibt,
Des Ortes Namen wirst du finden,
Kannst du die zweite Sylb' ergründen.

Den Jäger zierte einst das Ganze,
Wenn kühn er durch die Forste strich
Am Morgen, wenn vom Sonnenglanze
Der Nebel von den Bergen wich; —
Befreit' einst Männer von Tyrannen,
Die auf des Landes Knechtschaft sannen.

K. Th. F.

Verlegt und redigirt unter Verantwortlichkeit der G. Geiger'schen Buchdruckerei.

№ 69. 26. August 1840.

Der Erzähler.

Ein

Unterhaltungsblatt für Jedermann.

Fünfter Jahrgang.

Augsburg. Dieses Blatt erscheint jeden Mittwoch und Samstag, und kostet dahier vierteljährlich 15 kr., halbjährig 30 kr. und jährlich 1 fl.; auswärts ist der Preis: vierteljährlich 18 kr., halbjährig 36 kr. und jährlich 1 fl. 12 kr. Bestellungen nehmen alle Buchhandlungen und königl. Postämter, letztere mit der tarifmäßigen Portovergütung, an.

Der fällige Wechsel.

Der 15. Mai, ein im Handel höchst bedeutungsvoller und fast so ernster Tag als der Ultimo, war herangekommen. Michel Pernon saß in seinem Cabinette vor seinem Arbeitspulte, den Kopf in beide Hände gestützt; er hatte seine Frau und seine Tochter in ihrem Zimmer gelassen und seinen Leuten befohlen, sie sollten Niemand vor ihn lassen, damit er sich ungestört den schmerzlichen Gedanken hingeben könne, die ihn bewegten, damit der grausame Wütherich Schmerz ungehindert an seiner Beute nagen könne. In solchen Lagen fordert man wohl das Unglück auf, noch verheerender zu sein, man ruft den Geier auf sein Opfer herab, und wenn man endlich an der Pforte der Verzweiflung steht, so erscheint ein mattes Licht am fernen Horizonte, das Licht wird größer, kommt näher, und siehe, noch einmal schmeichelt die Hoffnung mit ihren goldenen Fittichen. So ist der Mensch, im Genusse hat er noch Sehnsucht, im größten Leid noch Hoffnung, über diesen Kreis kommt er nicht hinaus, keine Macht kann ihm ein Glück geben, daß ihm nicht noch Wünsche blieben, kein Schlag des Schicksals ihm jede Hoffnung rauben. — Der Selbstmord nur bildet eine Ausnahme, der ist aber auch meistens Resultat krankhafter Zustände, und auch da ist die Hoffnung nicht immer ganz verbannt. Oft streckt der Mann, der seinem Leben in den Wellen ein Ziel setzen wollte, die schon im Tode erkaltende Hand nach dem Ufer aus; man erzählt von einem Unglücklichen, der, als er sich aus dem vierten Stocke eines Hauses auf das Straßenpflaster stürzte, austief: Großer Gott, ich werde doch wohl nicht auf den Kopf fallen!

Michel Pernon, schon den Siebenzigen nahe, starrte lange auf sein leeres Portefeuille, dann irrten seine Gedanken, einem natürlichen Instinkt folgend, von der Gegenwart ab und zur Zukunft, und dasselbe Gefühl, das im Glücke Mißgeschick befürchten läßt, gaukelte dem Unglücklichen heitere Bilder vor. Wie er sich einmal seinen Träumereien überließ, war das harte Jetzt ihm entschwunden; er war wieder der reiche Kaufmann, des Glückes Liebling, seine Unterschrift war geachtet in der Handelswelt, wieder bedeckten seine Handelsschiffe das Meer, sonder Verlust und Haverei erreichten sie das Ziel ihrer Fahrten, und ruhten in Havre und Marseille vor Anker. — Plötzlich schreckte ihn eine rauhe Stimme aus diesen Träumen von Glück wieder in die harte und traurige Wirklichkeit. „Ich sage Euch, er ist zu Hause, ich weiß es ja: Ich muß ihn sprechen, meldet mich ihm, oder ich will mich ihm selbst vorstellen.“ Der Bediente öffnete verwirrt und bestürzt die Thüre des Cabinets und meldete den Namen, von einer Visitenkarte ablesend: Charles Vermond und Compagnie.

Michel Pernon saß mit dem Rücken gegen die Thür gewendet; zu Anfang sah er den nicht, der so seiner Weigerung, Jemanden zu sprechen, nicht achtend, zu ihm eindrang. Er erhob sich, doch hatte er nicht Kraft genug, seine Blicke nach dem Eintretenden zu wenden, und Vermond mußte um den Sessel herum gehen, um seinem Schuldner gegenüber zu stehen und von ihm gesehen zu werden. Dieser dem armen Kaufmann so furchtbare Besucher hatte in seinem Aeußern nichts vom Gläubiger und vom Geschäftsmanne; er war kaum sechsundzwanzig Jahre alt, schlank und schön gebaut, und seine Züge, die jetzt von Zorn entstellt waren, mußten, wenn minder heftige Leidenschaft in ihnen waltete, angenehm und einnehmend sein. Jetzt aber glänzten seine Augen so unheimlich, um seine

Digitized by Google

Lippen spielte eine so bittere Verachtung, und ein so gieriger Durst nach Rache bewegte sein ganzes Wesen, daß selbst ein Anderer als Michel Pernon die Ausbrüche dieser wohl schon lange verhaltenen Rache gefürchtet haben würde. Der Kaufmann gewann endlich so viel Muth, um auf den Fremden einen furchtsamen Blick zu werfen; er sah ein, dem gegenüber sei jede Hoffnung vergeblich, er sei jetzt einem unerbittlichen Gläubiger und einem erbitterten Feinde zur Beute; zitternd rückte er einen Stuhl herbei, und Vermond setzte sich. — „Also," fing er nach einer langen, für seinen Schuldner quälenden Pause an, „also, mein Herr, Sie haben Ihre Unterschrift nicht honorirt." — „Ach leider nein," stammelte der Greis, „aber glauben Sie . . . . auf meine Ehre, Herr." — „Ja, ja Schwüre, Betheuerungen," fiel ihm Vermond schneidend in die Rede, „ich wußte es wohl, der Augenblick der Vergeltung werde kommen, doch hielt ich ihn noch nicht für so nahe." — „Vergeltung, Herr!" schrie Pernon, den diese Worte zittern ließen: „Sie so jung, so reich, so glücklich, wollten Sich an einem Greise rächen, den allein der Zufall des Handels zu Ihrem Schuldner machte?" — „Und wie danke ich diesem Zufall!" entgegnete Vermond zähneknirschend. — „Noch vor acht Tagen," jammerte der zu Grunde gerichtete Kaufmann, „war ich reich. Da hatte das Meer noch nicht meine Schiffe verschlungen, mein guter Glaube, mein Zutrauen waren noch nicht mißbraucht worden. Damals wußte ich noch nicht, mein Wechsel sei in Ihren Händen, aber ich hätte es wissen dürfen, damals brauchte ich es noch nicht zu fürchten." — „Ja," fuhr der junge Mann auf, dessen Zorn, da sein Schuldner ihm gegenüber saß, noch immer wuchs, „ja, Ihr Wechsel ist in meinen Händen, und der, den Sie heute nicht einlösen können, ist noch nicht der einzige; andere habe ich an mich gebracht, die zu Ende des Monats fällig werden, dann wieder welche, deren Verfallzeit einen Monat später herannaht. Ich bin Ihr Hauptgläubiger, Herr Bankruttirer."

Bei dem Worte Bankruttirer erhob Michel Pernon sein Haupt, seine Augen glänzten, aber gleich ward sein Blick wieder matt, er senkte sein graues Haupt wieder, und schwere Seufzer entrangen sich seiner Brust. „Ich weiß," sagte er, „ich habe Neider und Feinde, die ob meines Falles frohlocken, aber Niemand kann meine Ehre und Redlichkeit in Zweifel ziehen." — „Ehre und Redlichkeit eines Bankruttirers!" lachte Vermond verächtlich. — „Glücklicher Weise," sprach Perron fest, „ist meine Redlichkeit erwiesen, alle meine Handels-Operationen wurden offen betrieben, nie weilte Verschwendung unter meinem Dache, und meine Handlungsbücher weisen alle Verluste nach, die ich erlitt." — „Sie lügen!" schrie Vermond, seinen Zorn nicht länger zügelnd: „Ja, einige Handels-Operationen offen betrieben, um die Geschäfte zu bemänteln, von denen Niemand wissen durfte; sparsamer Haushalt — heuchlerische Berechnung, Zutrauen zu erhaschen, nachgewiesene Verluste — schnödes Spiel mit dem öffentlichen Vertrauen, Ordnung in den Büchern — Vorsicht eines schlauen Betrügers." — „Herr, Herr!" rief der Greis. — „Nicht wahr, nicht wahr," sprach Vermond weiter und sprang von seinem Sitze auf, „ich verwunde Sie? Nun denn, so gedenken Sie Ihrer eigenen Worte, sechszehn Jahre sind's, daß Sie sie sprachen. Ich war damals noch ein Kind, mein Vater, mein armer Vater stand da, wo Sie jetzt stehen, Herr. Da kamen Sie zu ihm, wie ich jetzt zu Ihnen komme; er erklärte Ihnen seine Verluste, er schlug Ihnen seine Bücher auf, er demüthigte sich vor Ihnen, er flehte Ihr Mitleid, Ihre Barmherzigkeit an. . . . Zeit, Zeit war alles, was er von Ihnen begehrte, und Sie, nicht demüthig und höflich wie heute, nein, das Haupt hoch tragend und beleidigende Worte im Munde, Sie beugten meinen Vater unter die Last von Beschimpfungen und wagten, Hohn zur Beleidigung fügend, eine Vergleichung zwischem einem Bankruttirer und dem Bewohner der Bagnos anzustellen: Jener sei noch ehrlicher, als der unredliche Kaufmann, sagten Sie. Mit welcher Stirn, — waren Ihre Worte, — will ein Mann, der seine Wechsel nicht einlöst, von Ehrlichkeit sprechen? Ein Kaufmann, der seine Zahlungen einstellt, so meinten Sie, ist immer ein Unredlicher, und unsere Gesetze, die seine Stien nicht brandmarkten, seien viel zu milde. Es müßte, wünschten Sie, mitten auf der Börse ein Schandpfahl stehen für Bankruttirer. Erinnern Sie Sich dessen noch, Herr? Sie widersetzten Sich jeder gütlichen Uebereinkunft, Sie hetzten die anderen Gläubiger meines Vaters wider ihn, umsonst gebot Ihnen der eigene Vortheil, seiner zu schonen, Ihr Haß war größer als Ihr Eigennutz, und Sie blieben unerbittlich. Wir mußten den bittern Kelch bis auf die Neige

Digitized by Google

leeren. Ich selbst, ein armes Kind noch, mußte unter Ihrem Zorne leiden. An einem Morgen nahm mich meine Mutter mit; wir verließen unser kummervolles Haus und gingen hieher. Ach, dieses Cabinet, ich erkenne es noch wohl; da auch die Bibliothek, die Geldkiste, von Golde strotzend, die jetzt leer ist. Meine Mutter warf sich Ihnen zu Füßen, sie bat und flehte: Wenn Sie auch meinen Mann hassen, sagte sie unter Thränen, wollen Sie um irgend einer Beleidigung, eines Unrechtes willen, dessen er sich gegen Sie schuldig gemacht, seinen Untergang, so schonen Sie mindestens meines Sohnes, meines armen Charles: gestatten Sie, daß dieses Kind den Unterricht, den es genossen, weiter fortsetzen darf: rauben Sie uns nicht jede Hülfsquelle! Und da, mein Herr, ach, ich erinnere mich, als wäre es heute, da streckte ich armes Kind meine Hand nach einem Buche ihn Ihrer Bibliothek aus, sehen Sie, es war das da, ich erkenne es noch wieder, ich öffnete es, und wollte, mit meiner Mutter vereint, bitten, daß Sie mir mindestens die Wohlthat des Unterrichts nicht mißgönnten. — Laß ihn liegen, den Cicero, riefen Sie da, wozu brauchen Söhne von Bankruttirern etwas zu lernen! — Schimpflich wiesen Sie uns die Thür. Doch Eines ist Ihnen gelungen, Herr," und damit warf Vermond das Buch, das er ergriffen hatte, zu Boden; „ich habe seitdem wenig mehr gelernt, diesen Cicero kann ich nicht lesen; fast noch ein Kind, mußte ich die Heimat verlassen, in der Fremde mein Brod verdienen. Ihnen war damals das Glück hold: gerade an dem Tage, wo Sie gegen uns so unbarmherzig waren, ward Ihnen eine Tochter geboren. Ja, es gibt Menschen, die das Glück hart werden läßt. Von da an hatte ich nur Ein Streben, nur Ein Ziel, und Sie wissen, ich habe es erreicht. Seit langer Zeit sind alle Schulden meines Vaters bezahlt, aber seine Ehrenrettung, das Vermögen, das ich erworben, genügten mir noch nicht. Meine Rache lechzte nach einer Stunde wie diese. Ich belauerte Sie mit dem Auge eines Falken, und es gibt eine Gerechtigkeit; auch an den Getretenen kommt die Minute, wo er seinen Fuß auf des Gegners Nacken setzen darf. Sie haben von mir nicht Gnade, nicht Mitleid zu erwarten; alter Mann, wie Sie an meinem Vater thaten, so thue ich an Ihnen, und kein Gold der Erde könnte mir diese Lust der Rache abkaufen." — „Meine arme Frau," weinte der Greis, „und meine Tochter, mein armes Kind, ach, Cäcilie, Cäcilie!" — „Und meine Mutter zu Ihren Füßen, und ich, der wehrlose Knabe, dessen Ihre Bosheit nicht schonen mochte?" — „Es wird mein Tod sein, Herr; die Schande, die Demüthigungen, die Sie auf mich zu häufen gedenken, werde ich nicht überleben." — „So sprach auch mein Vater zu Ihnen; erinnern Sie Sich noch, was Sie antworteten? — Feige und Schurken wissen nicht zu sterben."

Während Vernon sich in den Qualen dieser moralischen Folter wand, die Vermond ihm rachedurstig bereitete, ging die Thür des Cabinets leise auf, und ein junges Mädchen trat ein, die nichts von ihres Vaters unglücklicher Lage und der Qual ahnte, die er jetzt erdulden mußte. Sie hatte die Thür vorsichtig geöffnet, und wollte lächelnd die Augen des Greises, der mit dem Rücken gegen sie gewendet saß, mit ihren Händen bedecken, daß dieser errathen sollte, wer ihn so überraschte. Da traf ihr Blick Vermond, und beschämt, daß ein Fremder sie dieß neckische Spiel treiben sehe, lächelte sie verwirrt, legte dann den Finger auf den Mund, ihn um Schweigen bittend, und eilte rasch und still, wie sie gekommen war, wieder fort. — Sie war ihres Vaters Schutzengel gewesen. Der Zorn des jungen Mannes schwand: friedliche Gedanken kehrten in seine Brust zurück, und diese Sprache des Vorwurfs und der Beleidigungen wollte nicht mehr über seine Lippen. Das Auge auf die Thür geheftet, hoffte er das liebliche Jungfrauenbild noch einmal zu sehen. — Er nahm den Band des Cicero auf, den er eben zu Boden geworfen hatte, stellte ihn wieder an seinen Platz, und sah milder auf den Greis nieder, der noch immer gesenkten Hauptes vor ihm saß. „Glauben Sie mir, Herr," wagte dieser, der nichts von dem Besuche ahnte, der so eben seines Gläubigers Sinn erweicht hatte, endlich die Stille zu unterbrechen, „glauben Sie mir, Haß und Rachsucht sind schreckliche Leidenschaften, wehe der Jugend, die sich ihnen hingibt! Wahrlich, auch ich wartete nicht, bis mich Unglück bedrohte, um zu bereuen, was Sie mir mit so viel Härte, obwohl nicht ohne Grund, vorgeworfen haben: hoffen Sie nicht, daß Ihr Vater mir in einer besseren Welt verziehen hat, wie ihm verziehen wurde, was er hienieden gefehlt? Glauben Sie, mit Haß und Rachsucht noch im Herzen würde er vor Gottes Richterstuhl erschienen sein? Nein, gewiß nicht! Ach, könnten Sie seine Stimme, seine Mahnung zur Verzeihung hören, gewiß,

Digitized by Google

Sie würden milder an mir handeln: Sie würden nicht hart und grausam mit mir sein, weil ich mich hart und grausam gegen ihn bewiesen, Sie würden sein Andenken nicht durch Rachsucht, sondern durch Großmuth ehren wollen. Ich habe noch in seinem Sohne meinen Feind verfolgt, das ist leider nur zu wahr, und an jenem Tage war ich doch selbst Vater geworden; ach, ich wußte noch nicht, was die Liebe zu einem heranwachsenden Kinde bedeutet, wie es unseres Lebens bestes Theil wird. Ach! die Ehre von Cäciliens Vater ruht in Ihren Händen. Um des Himmels willen, seien Sie barmherzig mit mir. . . .“ — „Herr,“ sagte Vermond aufstehend und sich zu seinem Schuldner niederbeugend, „Sie werden Freunde finden in der Noth . . . die . . . welche . . .“

Und verwirrt und von einer ihm neuen Empfindung angeregt, die seine Rachsucht schwinden ließ, ging er; gern hätte er die Stätte geküßt, die Cäciliens Fuß wenige Minuten zuvor betreten hatte.

Michel Peron fand Freunde, wie Vermond es gesagt: er ist allen seinen Gläubigern gerecht geworden, und die Zukunft und das Glück seiner einzigen Tochter ist gesichert. Sie wird bald den elterlichen Namen mit dem ihres Bräutigams Charles Vermond vertauschen.

Anekdote.

Friedrich II. hielt bekanntlich sehr wenig auf seinen Anzug und seine Garderobe; oft befand sich daher die letztere in einem sehr dürftigen Zustande. Auf einer Reise zur Revüe nach Schlesien hatte der Monarch nur eine einzige Uniform mitgenommen. Bei der Abhaltung der Revüe überraschte ihn ein heftiger Platzregen; doch hielt ihn dieß nicht von der Musterung ab, und er kehrte, bis auf's Hemd durchnäßt, in sein Quartier zurück. Hier kleidete er sich nun eiligst aus, und trug dem Kämmerer Zeising auf, sogleich dafür zu sorgen, daß sein Anzug binnen einigen Stunden, bis zur Tafelzeit, wieder trocken sei, weil dann gewöhnlich die Generalität der zur Revüe versammelten Truppen bei ihm speisen mußte. Der geheime Kämmerer nahm also die Uniform des Monarchen, um sie auf das Schleunigste wieder in Stand setzen zu lassen. Sie sollte nun zuvörderst getrocknet werden. Hierbei trat aber der böse Umstand ein, daß man befürchtete, sämmtliche Kleidungsstücke möchten durch ein schnelles Trocknen so zusammenlaufen, daß sie der König nicht wieder anziehen könnte. Um dieß zu verhüten, wurde ein Bauer herbeigerufen, und solcher, nach vielem Weigern von seiner Seite, zuletzt gezwungen, die durchnäßten Kleider anzuziehen. Mit diesen mußte er sich nun vor ein großes Kaminfeuer stellen, und solche auf seinem Leibe, mit ausgebreiteten Armen und Beinen, trocknen lassen. Zufällig kam der Monarch in das Zimmer, und erblickte den Bauer in dieser ängstlichen Stellung vor dem glühenden Kamine. Anfänglich erstaunte er ein wenig, einen Bauer in diesem Kostüme zu sehen, und wurde darüber entrüstet; als ihm jedoch der geheime Kämmerer den Grund von dieser Maskerade erklärte, war er damit zufrieden und befahl, dem Bauer dafür ein ansehnliches Geschenk auszuzahlen. Dieß geschah, der Bauer bestand aber hartnäckig darauf, den König selbst noch zu sprechen. Es wurde dem Monarchen gemeldet und er ließ ihn vor sich kommen. Dreist trat er vor ihn hin, und sagte: „Ich danke Euch schönstens für das Geld, und wenn Ew. Majestät ein Mal wieder etwas zu trocknen haben, so bitte ich, mich nicht zu vergessen.“

Er und Sie.

A. „Es starb des Veiten böse Frau,
Vom Nachbar hört' ich's eben;“ —
B. „Ja wohl, sie starb und er — so heißt's —
Ging ein in's beff're Leben.

*Aus der Fremde.

Wenn ich zum heitern Himmel schau',
So strahlt er freundlich weiß und blau,
Dann denk' ich an mein Heimathland,
Wo ich der Tugend Himmel fand.
Begrüßt mich auf der grünen Au'
Ein traulich Auge weiß und blau,
Denk' ich, im Heimathland zu sein,
Wo Augen grüßen treu und rein.
Denn rein und treu heißt weiß und blau,
Drum ich auf diese Farben bau',
Und, wo sie hoch am Banner weh'n,
Ist's eine Lust, voran zu geh'n.
Und pflück' ich mir im Morgenlicht
Ein wunderlieb Vergißmeinnicht,
Und fällt ein Thränlein drauf als Thau,
Lacht mir's entgegen weiß und blau!

L. Scharrer.

Verlegt und redigirt unter Verantwortlichkeit der S. Geiger j.'schen Buchdruckerei.

Digitized by Google

№ 70. 29. August 1840.

Der Erzähler.

Ein

Unterhaltungsblatt für Jedermann.

Fünfter Jahrgang.

Augsburg. Dieses Blatt erscheint jeden Mittwoch und Samstag, und kostet dahier vierteljährlich 15 kr., halbjährig 30 kr. und jährlich 1 fl.; auswärts in der Preis: vierteljährlich 18 kr., halbjährig 36 kr. und jährlich 1 fl. 12 kr. Bestellungen nehmen alle Buchhandlungen und königl. Postämter, letztere mit der tarifmäßigen Portovergütung, an.

Der Gauner und der Ritter.

Novellette.

In der heitersten Stimmung von der Welt verließ ich eines Abends, als es schon dämmerte, ein köstliches Diner, welches bei einem meiner Bekannten, als Fest seiner Verlobung mit einem liebenswürdigen Mädchen, Statt fand. — In angenehme Träume von häuslichem Glücke versunken und mit Wohlwollen für die gesammte Menschheit erfüllt, ging ich, meinen Rückweg nach Hause antretend, eben durch eine Allee des Glacis, als ich plötzlich hinter mir schnelle Tritte eines Mannes vernahm, der gewaltige Eile zu haben schien. Ich trat hinter einen Baum, um zu beobachten, was weiter geschehen würde. Als er endlich näher kam, bemerkte ich deutlich, daß er sich immer ängstlich mit den Worten umsah: „Wenn Sie mich nur nicht einholen.“ Mich hatte er nicht bemerkt, und ich vermuthete nichts anderes, als daß ihm irgend ein Unglück zugestoßen seyn müsse.

Mitleidig näherte ich mich ihm mit der Frage; was ihm widerfahren sey, und womit ich ihm etwa dienen könne.

Der Fremde war ein Mann mittlerer Größe, in den kräftigsten Jahren, ganz dürftig gekleidet, aber mit einer, wie mich dünkte, einnehmenden Physiognomie.

Mein plötzliches Hervortreten, aus dem Zwielichte und meine Frage machten ihn anfangs betreten und er wich mißtrauisch ein paar Schritte zurück. Als er aber meine Zusicherung vernahm, daß ich an seinem Schicksale herzlichen Antheil hege, verschwand seine Scheu und er gewann Vertrauen zu mir. Im Tone des Schmerzes erzählte er nun, daß er vor einer Viertelstunde von zwei Gaunern bestohlen worden sey, die ihm seine Uhr und Börse abgenommen hätten, ja sogar seinen Rock und seinen Hut hatte er, wie er sagte, mit einem der Gauner wechseln müssen. „Ich wollte noch von Allem nichts sagen,“ fuhr er, sich immer noch ängstlich umsehend, fort, „aber ich bin Bürger und Hausinhaber in einer entfernten Vorstadt (er nannte mir seinen Namen und die Hausnummer) und habe gerade in diesem Augenblick einen wichtigen Geschäftsgang der sich durchaus nicht aufschieben läßt, in ein solides Haus. Aber in diesem Aufzuge, in diesem elenden Rock und mit diesem Hut, kann ich dort unmöglich erscheinen.“ — Meine gewohnte Arglosigkeit ließ mich keinen Augenblick an der Wahrheit seiner Erzählung zweifeln und ich glaubte dem Geschäftsmanne eine große Gefälligkeit zu erweisen, wenn ich ihm den Antrag machte, seinen Rock und Hut bis morgen mit dem meinigen zu vertauschen. Er nahm, nachdem er mich um meine Adresse ersucht hatte, ohne Umstände den Vorschlag an, und wir wechselten schnell Rock und Hut, die uns so ziemlich paßten.

Kaum war dieß geschehen, so nahm mein Geschäftsmann mit den Worten Abschied: „Ich danke Ihnen für das mir geschenkte Vertrauen und wünsche, daß Sie niemals Ursache haben, Ihre Leichtgläubigkeit zu bereuen.“ Bei diesen räthselhaften Worten salutirte er mich nochmals mit meinem eigenen Hute und war im Nebel verschwunden, ohne meine Begleitung, die er sich, um keinen Verdacht zu erregen, ausbedungen hatte, abzuwarten.

Diese sonderbaren, fast wie Ironie klingenden Worte und seine schnelle Entfernung machten mir den Mann etwas verdächtig. Ich fing an, meine Dienstfertigkeit zu bereuen. Der Hut des Fremden und sein Rock waren, so viel ich im Dunkeln erken-

Digitized by Google

nen konnte, höchst abgetrogen, und mir wurde es immer klarer, daß der gute Mann allerdings ein Geschäftsmann, aber ein Geschäftsmann ganz anderer Art seyn dürfte, als wofür er sich ausgab; auf jeden Fall hatte er in der kurzen Zeit unserer Bekanntschaft mit mir sehr gute Geschäfte gemacht und war bei unserem Kleidertausch offenbar im Vortheil, indem mein Ueberrock und mein Hut noch ganz neu waren. Ich hätte ihm wahrscheinlich meine Börse auch noch gegeben, wenn er sie verlangt hätte. —

Während dieser meiner etwas melancholischen Betrachtungen hörte ich hinter mir eilige Männertritte. Mir fiel sogleich die eben gehörte Gaunergeschichte ein und in der Besorgniß, daß am Ende doch etwas Wahres daran seyn könnte, und da ein schlechter Rock und Hut doch besser sind als gar keiner, fing ich, um den vermeintlichen Gaunern zu entgehen, aus Leibeskraft zu laufen an, dem Ende der Allee zu, wo eine Laterne brannte.

Kaum hatte ich aber die Laterne erreicht, als mich die Verfolger schon einholten. Es waren drei Mann Wache, begleitet von einem Herrn in schwarzer Kleidung. Der Letztere ergriff mich ganz unsanft beim Rockkragen mit den Worten: „Halt, Spitzbube! du entlaufst uns nicht mehr!“ —

Er wendete sich dann zur Wache und rief: „der ist es, welcher mir vor einer Viertelstunde meine Uhr gestohlen hat. Ich kenne ihn an seinem Rock und Hute. — Wo ist die Uhr?“ — Ich betheuerte, daß er sich irre, und wollte eben erzählen, daß ich selbst bestohlen worden, als einer von der Wache in meine Rocktasche griff und eine goldne Uhr herauszog. „Ist das die Uhr?“ fragte er den Schwarzgekleideten. „Ja, sie ist's.“ — „Jetzt läugne noch Beutelschneider, wenn du kannst,“ sprach der Häscher. — „Fort, auf die Wache mit ihm!“ — Vergebens nannte ich meinen Stand und Namen, erzählte den ganzen Hergang der Sache und die Zusammenkunft mit dem Gauner; meine Betheuerungen halfen mir nichts, sie wurden als leere Ausflüchte und Nothlügen betrachtet und bestärkten nur noch den Verdacht gegen mich. — Die gefundene Uhr, welche der Dieb unvorsichtigerweise in der Rocktasche gelassen hatte, zeugte wider mich, und ich mußte mich vor der Hand nolens volens arretiren und unter dem Schmachrufe der Umstehenden: „Ein Dieb, ein Dieb!“ fortführen lassen. —

Einem Spitzbuben hatte ich mitleidig aus der Noth geholfen, und mußte nun, als sein unschuldiger Stellvertreter, selbst in Arrest. Ich sah, daß meine Weichmüthigkeit mir dießmal einen argen Streich gespielt hatte.

Zum Glücke dauerte diese meine, mit Gewalt mir aufgedrungene Rolle nicht lange. Denn, als ich mit gebundenen Händen auf der Wachstube ankam, war eben der Commissär dieses Stadtviertels zugegen, der nebst meinem Stand und Namen auch mich persönlich kannte, und daher nicht wenig erstaunt war, mich in dieser Umgebung zu erblicken. Es kam nun zu Erklärungen, deren Resultat war, daß ich und der schwarze Herr in einer und derselben Stunde von dem nämlichen Individium bestohlen oder geprellt worden, er um die Uhr, welche ihm, als er sie eben herauszog, um darauf zu sehen, von dem Gauner aus der Hand gerissen wurde, und ich um meinen Rock und Hut.

Leider blieb ich bei dieser ganzen Geschichte der leidende Theil; denn der schwarze Mann bekam durch mich seine Uhr wieder zurück, ich aber sah vermuthlich meinen Rock und Hut im Leben nie mehr, war noch überdieß arretirt worden, und hatte, wenn nicht gerade der mich kennende Wachtkommissär zufällig da war, die Ehre, die Nacht auf der Wachstube zuzubringen und philosophische Betrachtungen über den Wechsel menschlicher Dinge und Kleider zu machen.

Es wurden noch ein paar Hauseigenthümer, Nachbarn und Bekannte von mir, gerufen, die für meinen Stand, preiswürdige Moralität, und für meinen aufrechten Lebenswandel ohne Anstand Bürgschaft leisteten, und so war jeder Zweifel niedergeschlagen.

Nach dieser meiner feyerlichen Ehrenrettung bot mir der Eigenthümer der Uhr, ein geachteter Bürger und rühmlich bekannter Verfasser mehreter gelungenen Novellen, die Hand, mit der Bitte, ihm seinen Verdacht, wozu Umstände und Zufall ihn veranlaßt, zu vergeben; dabei schlug er vor, diese Versöhnung durch einige Flaschen Champagner, die er in seinem Gewissen zu zahlen verbunden sey, zu bekräftigen, um uns von dem überstandenen Abenteuer zu erholen.

Dieser Vorschlag fand bei der ganzen Versammlung ungetheilten Beifall, und nachdem ich mir von meiner Wohnung andere Kleider bringen und den eminösen Hut und Rock als corpora delicte auf der Wache zurückgelassen hatte, gingen wir sammt und

Digitized by Google

sonders zu einem bekannten Restaurateur, wo, bei dem Kreisen der Gläser, manche vivats für den unschuldigen, und manche pereats für den wirklichen Gauner ausgebracht wurden, und wo wir einen Freundschaftsbund schlossen, so ewig als möglich. Beim Abschiede dankte mir der Mann im schwarzen Kleide und mein voriger Profeß nochmals mit scherzhafter Ironie, daß ich, um des Erstern Uhr zu erhalten, meinen Rock hergegeben, und mich sogar deßwegen auf die Wache bemüht habe. Auch ich dankte ihm für seine Begleitung mit der Wachmannschaft wegen der Sicherheit meiner Person, und für die schöne Gelegenheit, die er mir gegeben, mich von dem Verdachte eines Gaunerstreiches reinigen und meine Unschuld in vollem Glanze leuchten lassen zu können, und so schieden wir lachend unter gegenseitigen Versöhnungs- und Freundschaftsversicherungen und gingen nach Hause.

(Schluß folgt.)

Miszellen.

Aus der Ritterzeit.

Bei der Hochzeit Ferdinands I. mit Anna, Königin von Ungarn, vollzogen zu Linz 1521, war ein spanischer Ritter am Hofe, der die Deutschen verachtete und sich erbot, um Leib und Leben zu kämpfen. Anfangs achtete man, die Hochzeitfreude nicht zu stören, der Prahlerei wenig. Aber als er es zu arg machte, traten zwei Ritter auf, Sebastian von Losenstein und ein Herr von Hohenberg, und stritten um die Ehre, die Beschimpfung deutscher Nation zu rächen. Weil aber die Schmähworte im Lande ob der Ens ausgestoßen worden; so erhielt Losenstein, als ein Eingeborner, den Vorzug. Der Spanier zog mit großer Pracht und vielem Gefolge zum Donauthor; Losenstein von der andern Seite mit Wenigen, ihm voran vier Reiter mit Stäben roth und weiß. Beide tummelten ihre Streitrosse; Losenstein hatte ein zweihändiges Schwert an der Seite hängen. Auf dem Platze waren Bühnen für die Fürsten und das Frauenzimmer. Sie rannten mit Lanzen gegen einander; da diese nichts ausrichteten, griffen sie zu den Schwertern. Nach einiger Zeit ersah Losenstein die Gelegenheit, ließ dem Pferde, das dazu abgerichtet war, den Maulkorb fallen, und dieses packte nun das des Spaniers. Er selbst aber hieb dem Gegner den Helm auf, und würde ihn getödtet haben, wenn nicht Ferdinand Frieden geboten hätte.

Die brandenburgischen Bauern vor zweihundert Jahren.

Friedrich Wilhelm, der große Kurfürst, der bekanntlich 1640 den Thron seiner Väter bestieg, bekam bald nach seinem Regierungsantritt folgendes Gesuch von einer Dorfgemeinde, wo er, wie überall, den Pastoren tüchtig eingeschärft hatte, die Leute zum allsonntäglichen Kirchengehen anzuhalten: „Obwohl unsere Vorfahren von undenklichen Zeiten her das Land besaßen, und solchergestalt innen gehabt, daß, wenn wir unsern Dienst thun, und den Pastoren und Beamten unsre Pflicht gegeben, wir mit nichts weiter beschwert worden, so unterstehen sich doch unsere Pastoren jetzo, eine höchst schädliche und unerträgliche Neuerung einzuführen, indem sie uns zwingen wollen, daß wir nicht allein alle Sonntage zweimal in die Kirche gehen, sondern auch noch überdem das Gebet halten sollen, durch welche unerhörte Neuerungen wir nicht allein zum höchsten beschwert, sondern auch an unserer Haushaltung und dem Ackerbau merklich verhindert werden. Derohalben bitten wir Ew. Gnaden, Sie wollen uns aus landesväterlicher Milde diese höchst schädliche Sache entweder ganz abschaffen, oder dahin gründlich vermitteln (sittemal bei uns ein großer Unterschied ist, und mancher Bauer sechs, mancher fünf, vier, drei und mancher kaum eine Hube Landes hat, und dahero unbillig seyn würde, daß der eine so viel Beschwerde tragen sollte, wie der andere), daß doch das Kirchengehen und Betenlernen möge nach Huben angelegt und der arme nicht so sehr als der Reiche beschwert werden. Und demnach unsere Bitte der Billigkeit gemäß ist, so hoffen wir gnädigst erhört zu werden u. s. w.“

Noble Bettler.

Die Neapolitaner haben mehrere recht sinnreiche Arten zu betteln, z. B. die folgende: Es tritt ein Fremder in ein Kaffeehaus in der Toledostraße, und läßt sich Eis geben. Wenn er dieß genossen hat, und bezahlen will, sagt der Kellner: „Es ist bereits geschehen; einer Ihrer Freunde hat für Sie bezahlt.“ — „Ein Freund!... ich kenne keine Seele hier.“ — „Schadet nichts, man hat doch für Sie bezahlt.“ — Der Fremde geht höchlich verwundert fort. An der Thür des Kaffeehauses verbeugt sich ein anständig gekleideter Mann, der auf ihn gewartet zu haben scheint, vor ihm bis zur Erde, und sagt mit einem gewissen demüthigen Lächeln: „Verzeihen Sie, lieber Herr, ich war es, der sich eben

Digitized by Google

das Vergnügen machte, für Sie zu bezahlen. Ich bin ein armer Musiker ꝛc., ohne Beschäftigung, und wünsche sehr, Ihre Bekanntschaft zu machen, da mir es wohl bekannt war, wie edelmüthig ꝛc. Sie sind? Das übrige des Complimentes kann man leicht errathen. Es gibt kein Volk in der Welt, das sich besser auf das Betteln versteht, das das Geld mehr liebt, und das weniger weis, mit dem Gelde umzugehen, als die Neapolitaner.

Gegen die heutigen Bärte.

In ihrer kürzlich (bei Brockhaus in Leipzig) unter dem Titel: „Jenseits der Berge," erschienenen italienischen Reisebeschreibung macht die Gräfin Ida Hahn-Hahn eine anziehende Glosse über die wiederkommenden Bärte: „Etwas abgeschmackteres und Widerlicheres als die jetzigen Bärte ist nicht erdacht worden, dagegen sind Reifrock und Perrücke anmuthig, denn sie waren doch in Uebereinstimmung mit der übrigen bauschigen Tracht. Aber nun gehen die Männer mit Bärten einher wie die alten Patriarchen, wie Pilato oder da Vinci, und haben dazu an, statt des großartigen Gewandes, statt Turban und Sammetbarett mit imponirender Feder, ein kleines, enges, dürftiges, elend kurzes Röckchen, einen abscheulichen Hut mit fingerbreitem Rande, ein Spazierstöckchen, dünn wie eine Stricknadel, gelbe Handschühchen, fest um die Hand zugeknöpft, und ein Ansehen, als wäre ihre ganze Seele — oder Das, was bei ihnen deren Stelle vertritt, ihre Eitelkeit — auf den Bart concentrirt, ihn zu pflegen, zu schmücken, zu präsentiren, die Beschäftigung und die Wonne ihres Lebens, und ihr ganzes Seyn nur ein Anhängsel dieses majestätischen Bartes."

Bescheidene Anfrage.

Ein Gläubiger schrieb an seinen Schuldner einen sehr groben Mahnbrief, den er mit den Worten schloß: Ich kenne die Gesetze sehr genau, und werde Ihnen eine Klage auf den Hals schieben, an die Sie Ihr ganzes Leben sollen zu denken haben. — Der Schuldner antwortete mit sehr heftigen Entschuldigungen, und schloß seinen Brief also: Schließlich bitte ich Sie, da Sie, nach Ihrer eigenen Angabe, die Gesetze so genau kennen, mir gefälligst berichten zu wollen, ob es eine Injurie wäre, wenn ich an Sie schriebe: Er ist der ärgste Grobian, gemeinste Wucherer und unverschämteste Spitzbube, der je, zur Schande der Menschheit, auf zwei Beinen herumgelaufen ist? —

* Das Herz veraltet nie.

Wenn wahr es ist, daß nie das Herz veraltet,
Daß keine Zeit ertödtet das Gefühl,
Daß nie der Seele Jugendglut erkaltet
Und nie versieget in der Zeit Gewühl,
O Menschen sprecht, was wird uns dann genommen
Wenn auch wie Schnee des Hauptes Haar erglänzt? —
Ist dann nicht ew'ger Lenz zu uns gekommen
Der jedes Fliehende uns neu ergänzt?

Laßt schwinden nur der Jugend ros'ge Wangen
Versinken unsrer Haltung festen Bau,
Das Herz bleibt jung, was wollt ihr mehr empfangen
Verjüngen wird euch der Empfindung Thau.
Was ist der Leib, wenn Geist und Herz sich halten
Und jung noch sind an unsers Grabes Rand?
Laßt nur des Lebens ernste Rechte walten,
Im Herzen glüht der Jugend Heimath Land.

Wenn jung mir bleibt, was jung ich hab' empfunden,
O dann wird Paradies das Alter seyn!
Denn alle Leiden der vergangnen Stunden
Wiegt ja die Zeit in sanften Schlummer ein!
Wenn die Erinnerung mich führt zurücke
Zur Zeit, wo ich als Kind noch hab' gespielt,
Dann träumt' ich lächelnd nur vom einst'gen Glücke,
Weiß nimmer, daß ich Schmerzen je gefühlt.

Was ich erlebt, gelitten und erfahren,
Das hat den Stachel längstens abgestreift,
Und mit des Alters ernst bedachten Jahren
Ist selbst der Schmerz zu schöner Frucht gereift.
Es giebt den Enkeln lächelnd die Matrone
Ein Bild aus ihrer trüben Jugendzeit,
Und fühlt, aus der gewelkten Dornenkrone,
Nicht mehr des frühern Schmerzes Bitterkeit.

Es hat ihr Herz, das ewig jung geblieben,
Erinn'rung nur für das vergangne Glück,
Und schonend in das Lebens Buch geschrieben:
Das schönste Licht wirft Schatten wohl zurück.
Drum zaget nicht wenn äußrer Vortheil sinket,
Die glatte Wange sich in Falten bricht,
Freut euch des Trostes, der euch freundlich winket,
Wenn alles welkt, das Herz veraltet nicht.

Olga.

Die Widerspenstige.

Nur einmal stimmte sie in's „Ja" des Gatten ein,
Dann horte er von ihr nichts mehr als: „nein" — und „nein!"

Auflösung der Charade in No. 68.:
Armbrust.

Verlegt und redigirt unter Verantwortlichkeit der **G. Geiger** j.'schen Buchdruckerei.

Digitized by Google

№ 71. 2. September 1840.

Der Erzähler.

Ein

Unterhaltungsblatt für Jedermann.

Fünfter Jahrgang.

Augsburg. Dieses Blatt erscheint jeden Mittwoch und Samstag, und kostet dahier vierteljährlich 15 kr., halbjährig 30 kr. und jährlich 1 fl.; auswärts ist der Preis: vierteljährlich 18 kr., halbjährig 36 kr. und jährlich 1 fl. 12 kr. Bestellungen nehmen alle Buchhandlungen und königl. Postämter, letztere mit der tarifmäßigen Portovergütung, an.

Der Gauner und der Ritter.

(Schluß.)

Einige Tage nach diesem tragi-komischen Abenteuer besuchte ich Abends in Gesellschaft einiger Bekannten, einen Amtskollegen, um von ihm, welchen vortheilhafte Dienstverhältnisse in eine entfernte Provinz riefen, Abschied zu nehmen. Jeder der Besucher erhielt von ihm, als Erinnerung an fröhlich durchlebte Stunden, ein Andenken. Ich, als Freund von Antiquitäten, eignete mir eine alte Rüstung aus den Zeiten des Mittelalters zu, die ich anprobirte und, weil sie mir so ziemlich paßte, gleich behielt. Nach mehreren Toasten, die von der Versammlung auf das Wohl des neugebackenen Ritters ausgebracht und von mir mit etwas zu vollen Humpen weidlich erwiedert wurden, brach ich endlich auf, hing meinen Mantel über die Rüstung, und trat mit dem Muthe eines Don Quixotte den Heimweg nach meiner Burg, oder vielmehr nach meinem Hause an. Es war schon sehr spät, die Nacht stockfinster und der Sturm heulte echt ritterromanmäßig um den bemoosten Kirchthurm neben mir, ich glaubte sogar Uhugeschrei zu vernehmen.

Ein tapferes, muthiges Herz mochte vor einigen hundert Jahren unter dem Panzer, den ich jetzt trug, geschlagen haben; manche Lanze mag im heißen Schlachtgetümmel daran zersplittert, und mancher Todesstreich davon abgeprallt seyn.

Dieser Gedanke und die Punschbegeisterung, welche ich von der eben verlassenen Gesellschaft mit mir genommen, versetzten mich ganz in die Zeiten des dreizehnten Jahrhunderts. Mir wurde überhaupt ganz ritterlich zu Muthe und es erwachte in mir ein gewaltiges Verlangen nach einem faustrechtähnlichen Abenteuer, was denn auch in der That nicht ausblieb. Eben nämlich, als ich, an einem hellerleuchteten Kaffeehause vorüber, eine dunkle Gasse hinabschritt, glaubte ich von Weitem Wortwechsel und Kampfgetümmel zu vernehmen.

Da ich für den Augenblick kein Schlachtroß hatte, das ich spornen konnte, so ging ich, um als ächter Ritter Unschuld und Recht zu schützen, so schnell es meine zwanzig Pfund schwere Rüstung erlaubte, auf den Kampfplatz los; dort angekommen, sah ich aber, daß es blos eine ganz gemeine Balgerei mit Fäusten und Spazierstöcken gab, bei welcher wenig Ruhm zu hoffen stand. Da ein Strauß mit nicht turnierfähigen, unebenbürtigen Fracks und Ueberröcken für einen edlen geharnischten Ritter sich durchaus nicht ziemte, so wollte ich eben einen Seitenweg einschlagen, als ich beim Schein einer Laterne dort, wo sich der Tumult hinzog, bemerkte, daß drei gegen Einen waren, und daß dieser Eine, wie ich aus seiner Stimme und Kleidung entnahm, niemand Anderer als mein neuer Freund, der Novellist, war. Diese Ungleichheit des Kampfes und die Gefahr meines Freundes, der zwar nicht sein Leben verlieren, wohl aber höchst unwillkommene blaue Flecke gewinnen konnte, gab den Ausschlag. Die Ritterpflicht gebot hier zu thun, was ihres Amtes ist, denn, obwohl mein autorlicher Freund, mit dem Rücken an einen baufälligen Gartenzaun gelehnt, die etwas unzarten Contusionen und Stöße, die es auf ihn hagelte, mit Finten, die einem englischen Boxer alle Ehre gemacht haben würden, wacker ausparirte und mit Zinsen zurückgab, so mußte er doch am Ende der Uebermacht unterliegen.

Nachdem ich sofort mit vieler Mühe das Visier, welches vielleicht seit fünf vollzähligen Jahrhunderten nicht geschlossen gewesen war, vom Helme her-

Digitized by Google

untergebracht, und vergeblich vom Leder zu ziehen versucht hatte, sintemal das Schwert, das wahrscheinlich seit den Tagen des wackern Hasper a Spada kein Tageslicht gesehen, ganz eingerostet war, trat ich, — es schlug eben 12 Uhr, — mit klirrendem Tritte aus dem Dunkel plötzlich heraus, und, indem ich mit beiden Händen das Schwert sammt der Scheide hoch emporhielt und schwang, rief ich mit einer so hohlen Stimme, als es meine Heiserkeit zuließ: „Im Namen aller guten Geister, haltet ein, ihr Bösewichte!“

Das plötzliche gespenstische Auftreten des ganz geharnischten Mannes, auf dessen Rüstung und Winde flatternden Mantel die Laterne ihr volles Licht warf, die Mitternachtsstunde, welche eben in langsamen, feierlichen Schlägen vom Thurme klang, meine hohle Grabesstimme, dieß Alles verbreitete einen so panischen Schrecken unter den Kämpfenden, daß sie, unter dem wiederholten Rufe: „der Teufel! der Teufel!“ schnell das Schlachtfeld räumten, da ich eben einem der heftigsten Gegner meines Schützlings mit meinem gewichtigen Schlachtschwert einen derben Schlag versetzen wollte, der mich aber selbst beinahe zu Boden gerissen hätte, weil der Feind, meinem Streiche geschickt ausweichend, die Flucht ergriff, und ich meinen wohlberechneten Hieb ins Blaue that.

Ich stand nun als Sieger allein auf dem Wahlplatze, und mußte laut auflachen über die komische Wirkung meines Einschreitens als Schutzgeist. Die tapfern Angreifer, durch mein zwischen den Eisenstäben des Visiers sonderbar wie ein Geheul klingendes Gelächter noch mehr in Schrecken gesetzt, liefen gegen das Kaffeehaus zurück; mein Freund aber hatte sich rechts gegen die Gasse hinab zurückgezogen. Ich rief ihn bei seinem Namen, nannte ihm den meinigen und versicherte ihn, daß er heute für seine Uhr nichts zu besorgen habe, indem ich die Rolle eines Gauners mit der Rolle eines Ruhm und Ehre liebenden Ritters vertauscht hätte. Er blieb stehen, und ging endlich vorsichtig auf mich zu. Nun schlug ich mein Visier zurück, reichte ihm, der mich nun erkannte, die Hand, und sprach im feierlich-komischen Tone: „Edler Herr! mich freuet es, Euch durch meinen tapfern Arm aus den Händen dieser gefährlichen Wegelagerer befreit zu haben,“ worauf er, den Charakter meiner Rede verfolgend, in eben dem Tone erwiederte: „Edler Ritter! Ich danke Euch für die eben an mir bewiesene Großthat, und bitte Euch, damit ich in keinen neuen Hinterhalt falle, um Euer ferneres, sicheres Geleit nach Hause.“

Ich gestand ihm dieß, weil unsere Wohnungen nahe beisammen waren, lachend mit der ironischen Bemerkung zu, wie es mir zum wahren Vergnügen gereiche, ihm den Liebesdienst, welchen er mir vor acht Tagen, durch die Eskortirung mit einer Ehren- und Sicherheitswache, hatte angedeihen lassen, durch meine heutige Begleitung, als Schutzgeist im Ritterkostüme, zu vergelten.

Unterwegs erklärte ich ihm meine Maskerade, welche ihm, wie die ganze Geschichte, viel Stoff zur Unterhaltung gab.

Auf meine Frage wegen der Bataille selbst, wo ich als Intermezzo zu seinem Succurs erschienen war, gab er mir folgende Auskunft: „Die drei Schurken, welche mich attakirten, sind geschäftlose Vagabunden und Spieler von Profession, die sich durch eine Stelle in meiner letzten Novelle beleidigt glaubten; schon im Kaffeehause insultirte mich Einer von ihnen deßwegen. Als ich nach Hause gehen wollte, lauerten sie mir auf, es kam zum thätlichen Kampfe und das Uebrige weißt du.“ —

Unter Scherz und Gelächter kamen wir an dem Kaffeehause vorbei, wo es noch immer sehr lebendig zuging. Auf unsere Frage: was es gebe? erklärte man uns, daß die drei Verfolger meines Freundes festgenommen und in Einem derselben ein berüchtigter Gauner erkannt worden sey, welchen die Wache so eben abzuholen komme. Als man ihn an uns vorüberführte, erkannte ich in ihm — den ehrenhaften Geschäftsmann, welchem ich neulich mit meiner Garderobe aus der Schlinge geholfen hatte.

„O Nemesis!“ rief ich überrascht und theilte dem Novellisten meine Entdeckung mit, welcher sie, bei genauer Besichtigung, des Diebes bestätigte.

Wir kehrten sofort, ohne fernere Angriffe, glücklich nach Hause zurück, ich ernannte, in meiner Wohnung angelangt, meinen Diener, welcher ob meines seltsamen Costümes verwundert den Kopf schüttelte, zum Knappen, und ließ mich von ihm entwappnen.

Nachdem ich entrittert und ausgeschält war, legte ich mich mit dem frohen Bewußtseyn schlafen, meinen Schützling vor einer allzuheftigen Commotion und von einem Dutzend blauer, ehrenvoller Beweise von Tapferkeit, mehr als er schon hatte, durch meinen ritterlichen Muth, oder vielmehr durch das Unerwartete und Schrecken-Erregende meiner

Digitized by Google

Rüstung gerettet und dazu beigetragen zu haben, daß ein gefährlicher Schurke dem Arme der Gerechtigkeit anheimfiel.

Und so oft wir, ich und der Novellist, uns begegnen, müssen wir über unser sonderbares doppeltes Abenteuer lachen und ich hatte später bei manchen Anlässen Ursache mir zu dem Zufalle Glück zu wünschen, welcher mich mit ihm, einem so gebildeten, liebenswürdigen Mann auf eine so originelle Art in nähere Berührung gebracht, nämlich durch meine Maskerade als Gauner und als Ritter; — mein Rock und Hut sind mir aber stets — unentdeckte Länder geblieben.

Miszellen.

Charakterzug aus dem Leben König Friedrich Wilhelm III.

Es ist allgemein die Windmühle bei Sanssouci bekannt, die Friedrich der Große, um den Garten dieses Lustschlosses zu erweitern, von dem Besitzer zu erhalten wünschte, die solcher aber nicht abtreten wollte, weil dessen Voreltern sie schon besessen hätten, und dem Könige erklärte, wenn er ihn zu deren Abtretung etwa zwingen wollte, würde er sich deßhalb an das Kammergericht in Berlin wenden, und nun Friedrich, nicht aus Furcht vor dieser Drohung, sondern aus Achtung für das Eigenthumsrecht, auf diese Acquisition Verzicht leistete. — Die Mühle ist daher noch immer stehen geblieben, und der Weg von Sanssouci zum neuen Palais hat deßhalb in einen Winkel gelegt werden müssen. — Ein Enkel jenes Müllers war so tief in Schulden gerathen, daß, zur Befriedigung seiner Gläubiger, diese Mühle öffentlich subhastirt werden sollte. Da erinnerte sich der Müller des Vorfalles seines Großvaters mit Friedrich dem Großen, er schrieb deßhalb an den König: daß seine Mühle, Behufs der Befriedigung seiner Kreditoren, gerichtlich verkauft werden solle, und da Friedrich der Große sie zu erwerben gewünscht, so halte er es für seine Schuldigkeit, sie ihm, dessen Nachfolger, für 4000 Thaler anzubieten, indem er diese Summe schuldig sey. — Der König erwiderte ihm darauf: „Mein lieber Müller... Ihre Mühle gehört der Geschichte an und muß in ihrer Familie bleiben. Ich kann dieselbe daher nicht erstehen; damit Sie aber dieselbe sich erhalten und Ihre Gläubiger befriedigen können, überschicke ich Ihnen aus nachbarschaftlicher Freundschaft die auf dieselbe schuldigen 4000 Thaler."

Edelmuth.

Als Peter der Große im Jahr 1702 verschiedene vergebliche Versuche auf die Festung Schlüsselburg gemacht hatte, sandte er den Fürsten Gallizin, Obersten der Leibgarde, mit auserlesener Mannschaft aus, um den Platz zu bestürmen. Nachdem der Oberst seine Truppen auf Flößen hart bei den Verschanzungen, die sich fast bis ans Ufer des Flusses erstreckten, an's Land gesetzt hatte, wurden sie von der Besatzung so kräftig empfangen, und der Donner des Geschützes wüthete so schrecklich unter ihnen, daß Peter selbst von der Unternehmung abstand, und seinen Russen Befehl zum Rückzug schickte. Fürst Gallizin aber weigerte sich zu gehorchen, vielleicht weil er voraussah, daß die Festung gleich fallen müsse, oder auch, daß er auf dem Rückzuge noch mehr Leute verlieren würde, als bei einem tapfern Angriffe. „Sage meinem Herrn," antwortete er dem Adjutanten des Kaisers, „daß ich mich unter den Schutz einer höhern Macht begeben habe." Mit diesen Worten wandte er sich an seine Soldaten, ermunterte sie durch Wort und That, stürzte mit ihnen wie ein reißender Strom zum Angriff, erstieg die Wälle und nahm den Platz ein. Peter war über diese That so erstaunt, daß er zu Gallizin, als er zurückkam, sagte: „Fordere was du willst, nur Moskau und meine Katharine nicht!" Mit einer Verleugnung und Großmuth, die diesem Fürsten unsterbliche Ehre macht, bat er um — Begnadigung seines alten Nebenbuhlers und Widersachers, des Fürsten Repnin, den Peter vom Marschall bis zum gemeinen Soldaten herabgesetzt hatte.

Dankbarkeit.

Am 20. October 1827 spielte Joseph Bernier an einem Wege oberhalb Nyon als eine leichte Kalesche mit durchgehendem Pferde ankam; der Kutscher that sein Möglichstes, aber umsonst. Die Zügel rissen und das Pferd war eben im Begriff, sich mit dem Wagen einen tiefen Rain hinunterzustürzen. Im Wagen saß eine Dame mit ihrem Kinde und der Bonne. Da kleine Joseph dachte nicht an Gefahr, sondern warf sich muthig auf das Pferd, bekam aber von dem aus allen Kräften jagenden Thiere einen so heftigen Stoß, daß er auf die Seite geschleudert wurde, glücklicherweise ohne Schaden zu nehmen. Sein Muth war aber doch nicht ohne gute Folgen, denn durch sein Eingreifen war das Pferd vom Wege abgekommen, lief

Digitized by Google

noch einige Zeit zwischen den Hecken fort, mußte aber am Ende vor einer Gartenthüre still stehen. So wurde die Dame mit ihrem Kinde gerettet. Joseph hatte den Vorfall bald vergessen; elf Jahre später aber erhielt er eine goldene Dose mit fünfzig Napoleonsd'or. Dabei lag ein freundliches Briefchen, das ihn dankend an den 20. October 1827 erinnerte, sonst aber nichts andeutete. Seitdem vergingen fast zwei Jahre. Joseph war indessen Bräutigam geworden und wollte ein kleines Gut kaufen, konnte aber das dazu nöthige Geld nicht zusammenbringen. Seine Heirath sollte verschoben werden, weil seine Braut ein armes, wenn auch wackeres Bauermädchen war. Da bekommt sie eines Tages eine leichte Schachtel von unbekannter Hand; sie findet darin einen Brautkranz und darunter den Kaufbrief des Bauerngutes. auf Josephs Namen gestellt. Die Leute sind seit einigen Monaten ein glückliches Ehepaar haben aber trotz allem Nachforschen den Namen ihrer Wohlthäterin nicht zu ermitteln vermocht.

Eine neue Strafe.

Zu Ussac, im Departement des Corrèze, wurde kürzlich ein junger Mann, der ein Mädchen verführt, und dann zu ehelichen verweigert hatte, rückwärts auf einen Esel gesetzt, und so durch mehrere Dörfer, unter Hohngelächter des versammelten Volkes, geführt. Er hat gegen die Urheber dieser Beschimpfung geklagt, und 120 Francs Schadenersatz verlangt.

Charakteristik.

Man hat die Behauptung aufgestellt, daß, wenn eine europäische Nation sich außerhalb Europas ansiedle, der Spanier zuerst ein Kloster, der Italiener eine Kirche, der Holländer eine Börse, der Engländer ein Fort, der Franzose ein Theater, und der Deutsche eine Schenke anzulegen pflege.

Des Kindes Gebet. Das Kind stellte die Rosenknospe in die Erde und sprach: „Da stehe mein Bäumchen! Ich will mich in deinem Schatten niederlegen, wie mein Großvater unter der Eiche pflegt. Daß mir aber nichts am Baume geschieht, kannst Du, Himmelvater, Acht haben, recht Acht haben, daß kein Blättchen abfalle, daß der Stengel nicht breche, daß es mir Niemand stehle!“ — Und das Kind schlief ein, schlief lange, und als es erwachte, war die Knospe — aufgeblüht; — da rief das Kind: „das ist ja nicht meine Rose!“ und weinte. Aber wir sollen nie weinen, wenn uns Gott etwas Anderes gibt, als wir baten, es ist ja immer mehr, als wir baten.

Richtet nicht!

Richtet nicht!
Denn das Buch der Bücher spricht:
„Eng sind unsres Urtheils Schranken;
In die Werkstatt der Gedanken
Dringt der Blick des Menschen nicht;
Richtet nicht!

Richtet nicht!
Wer den Stab dem Bruder bricht,
Sehe zu, daß er nicht falle!
Früher, später straucheln Alle
Auf der rauhen Bahn der Pflicht.
Richtet nicht!

Richtet nicht!
Vor des Herren Angesicht
Sind wir Menschen alle Sünder,
Einer mehr, der andre minder;
Prahlt mit Eurer Tugend nicht!
Richtet nicht!

Richtet nicht!
Duldung ist des Christen Pflicht!
Wer, wenn schwach der Nächste fehlet,
Ihn mit Hari' und Vorwurf quälet,
Der hat Gottes Liebe nicht.
Richtet nicht!

Richtet nicht!
Sitzet nicht mit zu Gericht,
Wo man urtheilt hart und bitter,
Ueber And'rer Augensplitter
Sieht den eig'nen Balken nicht!
Richtet nicht!

Richtet nicht!
Die Ihr seyd versucht noch nicht!
Denn Ihr habt des Ruhmes minder
Als der reuevolle Sünder
Der zurück kehrt zu der Pflicht,
Richtet nicht!

Richtet nicht!
Es verletzt nicht stets die Pflicht,
Was der blöde Mensch so nennet
Weil den Thatgrund er nicht kennet
Und des Thäters Absicht nicht.
Richtet nicht!

Richtet nicht!
Leget nicht zu viel Gewicht
Auf der Menschen trüglich Meinen!
Vieles wird uns anders scheinen,
Wenn wir wandeln in dem Licht!
Richtet nicht!

Verlegt und redigirt unter Verantwortlichkeit der G. Geiger j.'schen Buchdruckerei.

Digitized by Google

№ 72. 5. September 1840.

Der Erzähler.

Ein Unterhaltungsblatt für Jedermann.

Fünfter Jahrgang.

Augsburg. Dieses Blatt erscheint jeden Mittwoch und Samstag, und kostet dahier vierteljährlich 45 kr., halbjährig 30 kr. und jährlich 1 fl.; auswärts ist der Preis: vierteljährlich 45 kr., halbjährig 30 kr. und jährlich 1 fl. 12 kr. Bestellungen nehmen alle Buchhandlungen und königl. Postämter, letztere mit der tarifmäßigen Portovergütung, an.

*An Olga.

So zart, so wahr ist Deiner Dichtung Sprache;
So reichlich sprudelt Dir Castaliens Quell,
Wenn bald in freud'gem Wallen, bald in Klage
Dein Lied entströmt, ein Silberbach so hell, —
Voll Würde, kräftig, innig, tiefempfunden,
Schlägst Du geheimnißvolle Saiten an
Des höhern Ich's, das geistig Dir verbunden,
Anstrebet selbst nach jener lichtern Bahn.

So warm und heh'r ertönen Deine Lieder,
Und wecken Hochgefühle in der Brust,
Wo sie im milden Glanz sich spiegeln wieder,
Den Geist belebend mit erhabner Lust:
Drum lasse ferner, Liebling der Camönen!
Solch' Zauberschöpfung reinster Phantasie'n
In Deiner Lieder Idealen tönen,
Daß sie erquicken Herz und höhern Sinn.

Flavius.

Das kurze Liebesglück.

Der reiche persische Juwelenhändler Linji-Dorahy in Bombay besaß eine einzige Tochter. Yamna war vierzehn Jahr alt, ganz in der Blüthezeit des weiblichen Geschlechts in Ostindien, und ward mit Recht die Schönste der Schönen genannt.

Nach Sitte der Perser hatte man sie, als sie erst zehn Jahr alt war, mit dem nicht ältern Sohne eines andern persischen, gleichfalls sehr reichen Kaufmanns verlobt, so daß nun der Zeitpunkt der wirklichen Verbindung nahe war. Wichtiger Handelsgeschäfte wegen befand sich der junge Mann noch in Bassora, doch gedachte er spätestens binnen Monatsfrist in Bombay wieder einzutreffen.

Bekanntlich wird der Hafen von Bombay durch verschiedene Inseln gebildet, von denen die bedeutendste Colabah heißt. Sie ist von der Stadt durch einen schmalen Kanal getrennt, der während der Ebbe kaum einen Fuß hoch Wasser führt und dann einige Stunden hindurch ohne Schwierigkeit passirt werden kann. Wie die meisten wohlhabenden Einwohner von Bombay besaß auch Linji-Dorahy ein sehr schönes Landhaus auf dieser Insel, die wegen ihrer reinen gesunden Luft stets sehr besucht wird. —

Eines Abends gegen Sonnenuntergang bestiegen denn auch Yamna und ihre Mutter ihren Wagen (Hackery), um von dieser Besitzung nach der Stadt zurückzukehren. Sie glaubten den Kanal sicher, indem die gewöhnliche Fluthzeit erst in einer Stunde eintreten sollte. Kaum hatten sie den halben Weg zurückgelegt, als in Folge eines plötzlichen Windstoßes die schäumende Fluth mit ihren donnernden Wogen heran zu stürzen begann. Wenige Minuten darauf war der Kanal angefüllt und die Wellen fingen an den Hackery hoch empor zu heben. Indeß leisteten die starken, trefflich abgerichteten Stiere Anfangs Widerstand und zogen den Hackery, aus allen Kräften schwimmend, stets in der Richtung nach der Küste, noch eine ziemliche Strecke fort. Endlich aber, als die Fluth immer höher stieg, fingen sie an zu ermatten und kämpften vergebens gegen die tobenden Wogen an. Schon begann sich der Hackery zu neigen, schon sprützte der Schaum der Wellen durch die Bambusgitter desselben, schon hielten sich Mutter und Tochter in furchtbarer Todesangst umklammert, als plötzlich der Retter nahte. Es war ein junger brittischer Offizier aus dem gegenüberliegenden Fort; er hatte die Gefahr der beiden Frauen bemerkt und eilte auf seinem muthigen arabischen Rosse herbei, welches auch die höchste Fluth nicht scheute. Glücklich erreichte er den Hackery und nachdem er den Frauen in einigen Worten

Digitized by Google

Muth und Troſt zugeſprochen, ergreift er mit kräftigem Arm die zitternde Yamna und ſetzt ſie vor ſich auf das Pferd; gleichzeitig ſchwingt ſich die Mutter hinter ihm auf das Roß; das edle Thier ſchwimmt mit muthiger und kraftvoller Anſtrengung durch die Wogen und trägt den Retter mit den Geretteten an's Land zurück, während der Wagen mit den Stieren in den Abgrund des Meeres verſinkt. Die Frauen können vor dankbarer Rührung nicht Worte finden; der Offizier und Yamna wechſeln einige Blicke und Beiden öffnet ſich ein Himmel voll Liebe und Seligkeit. Es langen Palankins an, die Frauen ſteigen ein und kehren in ihre Wohnung zurück.

Nach der ſtrengen perſiſchen Sitte durften ſich die Liebenden eigentlich nie widerſehen. Doch Beide wünſchten es mit gleichem Feuer und ſo fanden ſich bald die Mittel dazu. Durch ein reiches Geſchenk wurde ein Fakir gewonnen und ſo eine Zuſammenkunft veranſtaltet. Sie fand auf einem Badeſchiffe ſtatt, zu dem der Offizier in der Dämmerung auf ſeinem Roſſe hinüberſchwamm. Man konnte nur eine halbe Stunde zuſammenbleiben, aber dieſe kurze Zeit reichte hin, um einen Bund auf ewig zu ſchließen. Die Liebenden beſchloſſen die ſchleunigſte Flucht nach England. Yamna beſaß einen Schmuck, der, gering geſchätzt, einen Werth von fünf Millionen Rupien *) hatte und den ſie ihrem Geliebten anbot. Eben hatte ein Retourſchiff nach Europa ſeine Ladung vollendet und ſollte in einigen Tagen unter Segel gehen. Alles begünſtigte die Unternehmung, Alles vereinigte ſich zum glücklichſten Ausgange der Flucht. Die Liebenden trennten ſich, der ſchönſten Hoffnungen voll.

Am folgenden Tage Nachmittag ſprach die Mutter zu Yamna: „Schmücke Dich, mein ſüßes Kind; Dein Vater hat unſern Retter zum Abendeſſen eingeladen; ihn zu ehren kann nie genug geſchehen.“ — Yamna war entzückt, rief ihre Dienerinnen und ſtand bald wie eine ſtrahlende Feenkönigin da. Die Mutter, ebenfalls auf's prächtigſte gekleidet, kam ſie abzuholen und führte ſie in den reich geſchmückten, glänzend erleuchteten Speiſeſaal.

Yamna trat ein, ſuchte den Geliebten; den Bräutigam — aber was ſah ſie? Eine Verſammlung der Gemeinde-Aelteſten, unter denen ihr eigener Vater ſich befand.

„Brüder,“ begann der Letztere ernſt und feierlich, „Ihr wißt bereits Alles, was mir der Fakir anvertraut hat. Hier ſteht die Verbrecherin. Richtet ſie!“

„Yamna kennt das Geſetz!“ erwiederte ein ehrwürdiger Greis, der den Vorſitz führte, „ſie hat ſich ſelbſt verurtheilt!“

Am nächſten Tage gehörte Yamna nicht mehr den Lebenden an und der Offizier eilte, Indien zu verlaſſen, um in Europa von der Zeit Linderung ſeines Schmerzes zu erwarten.

*) 1 Rupie = 1 Gulden 12 kr.

Miszellen.

Unerhörte Gaunerei.

Herr von Gorgoli, Polizeichef von St. Petersburg, und einer der ausgezeichnetſten Stabsoffiziere der ruſſiſchen Armee, iſt einer der ſchönſten Männer der Hauptſtadt; allein der Zufall wollte, daß ein gewandter Gauner ihm auf das Täuſchendſte glich. Der Glücksritter beſchloß aus dieſer äußeren Aehnlichkeit Nutzen zu ziehen, und um die Täuſchung vollkommen zu machen, legte der neue Sosias eine Generalsuniform an, hüllte ſich in einen grauen Mantel, verſchaffte ſich eine Droſchke, welche der des Herrn von Gorgoli vollkommen ähnlich war, und miethete Pferde von derſelben Farbe. So ausſtaffirt, fährt er bei einem reichen Banquier vor, begibt ſich eilends in das Comptoir, und redet den Hausherren mit folgenden Worten an: „Mein Herr, Sie kennen mich, ich bin der General Gorgoli, oberſter Polizeichef.“ — „Ich habe die Ehre, Euer Excellenz zu kennen.“ — „Gut! Ich bedarf zur Ausführung einer wichtigen Operation, welche keinen Aufſchub leidet; eine Summe von fünfundzwanzigtauſend Rubeln; ich bin zu weit vom Miniſterium entfernt, um das Geld zu holen. denn der geringſte Verzug würde Alles verderben. Ich bitte Sie, mir die Summe zu geben, und ſie morgen Früh in meinem Hotel wieder abzuholen.“ — „Excellenz,“ erwiederte der durch den Beſuch erfreute Banquier, „es freut mich unendlich, Ihnen einen Dienſt erweiſen zu können. Wünſchen Sie mehr?“ — „Nun, wenn Sie wollen, ſo geben Sie mir dreißigtauſend.“ — „Hier ſind ſie, gnädiger Herr.“ — „Ich danke Ihnen, alſo morgen Früh um neun Uhr in meinem Hotel.“ — Mit dieſen Worten entfernt ſich der Glücksritter, und fährt im Galopp davon. Am folgenden Morgen begibt ſich der Banquier zur beſtimmten Stunde in das Hotel des Herrn von Gorgoli, welcher ihn mit

Digitized by Google

seiner gewöhnlichen Leutseligkeit empfängt, und ihn um die Veranlassung seines Besuches fragt. Die Frage setzt den Banquier in Verlegenheit, welcher jetzt den General genauer betrachtet, und einigen Unterschied zwischen ihm und dem gestern unter dessen Namen erschienenen Individuum wahrzunehmen glaubt. „Excellenz," ruft er aus, „ich bin bestohlen!" und erzählt hierauf den unglaublichen Gaunerstreich, der ihm gespielt wurde. Herr von Gorgoli hört ihn an, ohne ihn zu unterbrechen. Als die Erzählung beendigt ist, läßt er sich den grauen Mantel bringen, und befiehlt sogleich die Droschke mit den Füchsen vorzuführen. Darauf läßt er sich alle Einzelnheiten der Gaunerei noch einmal auf das Genaueste erzählen, und ersucht den Banquier, ihn in seiner Wohnung zu erwarten. Der General fährt zuerst vor das Haus des Banquiers, und schlägt von dort denselben Weg ein, welchen der Dieb Tags zuvor genommen hatte. Darauf wendet er sich an den ersten Butscheik: *) „Ich bin gestern Nachmittag um drei Uhr hier vorbei gefahren; hast Du mich gesehen?" — „Ja, Excellenz." — „Welchen Weg nahm ich?" — „Nach der Troitskoy-Brücke." Der General schlug den angedeuteten Weg ein. An der Brücke fand er eine andere Wache. „Ich bin gestern um drei Uhr zehn Minuten hier vorbeigefahren; hast Du mich gesehen?" — „Ja, Excellenz." — „Wohin bin ich gefahren?" — „Ew. Excellenz sind über die Brücke gefahren." — „Gut." Der General fährt über die Brücke, und hält vor dem hölzernen Hause Peters des Großen. Der Butscheik tritt aus seiner Baracke. „Ich bin gestern um halb vier Uhr vorbeigefahren," sagte der General. „Ja, Excellenz." — „Hast Du gesehen, welchen Weg ich genommen?" — „Ja, in das Wiburger Viertel." — „Gut." Herr von Gorgoli setzt seinen Weg fort. Am Militärhospital findet er einen andern Butscheik, welcher ihn nach den Branntweinmagazinen weist. Dort wird er von der Wache nach der Woskresenskoy-Brücke, und von da durch die „große Perspektive" nach der Bank gewiesen, wo er zum letzten Mal eine Wache fragt: „Bin ich nicht gestern um halb fünf hier vorbeigefahren?" — „Ja, Excellenz." — „Wohin fuhr ich?" — „Nach Nro. 19., am Katharinenkanal." — „Ging ich hinein?" — „Ja." — „Hast Du mich wieder herauskommen sehen?" — „Nein." „Sehr wohl. — Laß Dich ablösen, und hole mir aus der nächsten Caserne zwei Soldaten." Der Butscheik eilt davon, und kommt in zehn Minuten mit den verlangten Soldaten zurück. Der General geht mit den Letzteren in Nro. 19., läßt die Hausthür verschließen, erfährt auf seine Nachfrage, daß der Gesuchte im zweiten Stock wohnt, stößt die bezeichnete Thür mit einem kräftigen Fußtritt ein, und steht endlich vor seinem Menächmus, welcher in seinem Todesschrecken über den unerwarteten Besuch sogleich Alles bekennt, und die entwendeten 30.000 Rubel zurückgibt.

*) Eine Art Polizeisoldaten, welche an den Ecken der Hauptstraßen in Butkas oder Baraken Wache halten.

Der Hund des Nationalgardisten.

Ein Nationalgardist, der die Wache nicht bezogen hatte, wurde vor das Disciplinargericht beschieden und er trat mit den Worten ein: „Der Hund! Laßt den Hund nicht herein! Um Gottes willen nicht!" — „Antworten Sie, warum bezogen Sie die Wache nicht?" — „Ach der gute Hund! Aber lassen Sie ihn nicht herein, ich stehe sonst nicht für die Waden der Anwesenden." — „Kommen Sie zur Sache!" — „Herr Präsident, mein Hund ist ein Engel, ein Lamm; er besitzt alle Tugenden eines Hundes, hat aber dabei einen merkwürdigen Fehler; er kann keine Uniform sehen." — „Was hat das mit Ihrem Vergehen zu schaffen?" — „Sehr viel, Herr Präsident. Lassen Sie sich die Sache erzählen. Ich hatte eine Frau; sie ist jetzt todt; die Erde sei ihr leicht! Sie war eine liebe Frau, hatte aber eine besondere Vorliebe für das Militair und viele Vettern in der Armee." — „Kommen Sie zur Sache." — „Sogleich. Diese zahlreiche Militairverwandtschaft war nicht nach meinem Geschmacke, aber ich konnte nichts dagegen thun, bis ich eines Abends in das Theater ging und da den Hund des Aubry sah. Mir fiel es sogleich ein, das Gesehene für mich zu benutzen. Ich kaufte mir also einen jungen Hund und gab ihm jeden Tag im Garten Unterricht, den er bis jetzt noch nicht vergessen hat. Ich hing nämlich eine Uniform an einem Baume auf und gab dem Hunde kein Futter, bis er die Uniform zerzaust hatte. Die Folge davon war, daß der Hund einen außerordentlichen Widerwillen gegen jede Uniform bekam und sobald ein Vetter meiner Frau kam, fuhr ihm der Hund in die Waden. Meine Frau starb, aber den Hund behielt ich für den Fall, daß ich wieder heirathin sollte." — „Das alles steht mit Ihrem Vergehen nicht im Zusammenhange." — „Doch, Herr Präsident. Sehen Sie, wenn ich eine

Digitized by Google

Uniform anziehe, fährt mir der Hund, der auf die Person nicht achtet, auch in die Waden, und deshalb kann ich die Wache nicht beziehen.“ —

Sclavenhandel.

Die Londoner „Colonialzeitung“ versichert, daß nach den durchaus zuverlässigen Berechnungen des Capitäns eines englischen Kauffahrers, der viele Jahre an der afrikanischen Küste zubrachte, und erst unlängst nach England zurückkehrte, an den südlichen Küsten Afrikas gegen Benguela und Angola hin, so wie an der östlichen Küste, der Sclavenhandel in den letzten Jahren furchtbar zugenommen habe, und die jährliche Ausfuhr an Negern, ohne Uebertreibung, auf 100,000 Köpfe anzuschlagen sey.

Die Menagerie des botanischen Gartens zu Paris besitzt in diesem Augenblicke nicht weniger, als sechs Hyänen aus der Provinz Algier und eine immer wilder, als die andere: der „Messager“ fragt, ob man dieselben vielleicht civilisiren wolle?

Schnacken und Schnurren.

Zwergin zu sehen. Das „Merseburger Wochenblatt“ vom 8. Juli verkündet: An alle, welche gute Augen haben, ergeht folgende Aufforderung: Eine Zwergin ist angekommen? Kann man das Kleinste auf dieser Erde kommen sehen? Sieht man das Würmchen in dem Käse kriechen? Nein, es entsteht. Gut denn, so ist auch Dem. Kleinodia Petitula in Merseburg entstanden, und von heute an bis über vier Wochen täglich zu sehen. Wer aber schwache Augen hat, möge wegbleiben; beim Himmel! nur gesunden Blicken ist sie sichtbar. Dem. Petitula ist so klein, daß, wollte sie Brod backen — dasselbe in Linsengröße seyn müßte, um es mit ihrer Gestalt in Proportion zu bringen. Sie schläft in einer Schachtel; ihr Tisch ist aus einem Silbergroschen formirt worden — ihr Stuhl ist ein Fingerhut; ihr ganzer Kleiderkasten nur eine Haselnuß. Dessen ungeachtet ist sie bei einem Alter von 45 Jahren schön zu nennen. Sie beantwortet Fragen in drei Sprachen durch vernehmliche Zeichen, denn sie spricht nicht selbst; um nicht als vorlaut verschrieen zu werden, läßt sie stets andere sprechen. Dem. Kleinodia Petitula ist übrigens aus Holz. Die Person bezahlt zwei Silbergroschen. Blinde sind frei. Einäugige bezahlen die Hälfte. Michael Fäsel, aus Graubündten.

Hanns Dampf. Der erste Locomotivführer auf der Leipzig-Dresdner Eisenbahn heißt Johann Dampf. Er ist ein Hamburger, außer seiner Gewandtheit im Leiten des Locomotivs aber etwas bornirt, denn er behauptet steif und fest, von ihm hätten die Dampfwagen den Namen erhalten.

Zu Kästner kam einmal ein Student, den Hieber an der Seite; als Jener ihm, nach dem sie das Nöthige gesprochen, über die sichtliche Renommisterei eine Zurechtweisung gab und der Student erwiedert hatte: „Meinen Hieber lege ich nicht ab; das kann ich nicht lassen, er ist mir angeboren!“ erhielt er zur Antwort: „Da bedaure ich die Frau Mama, die in der schon schweren Stunde Ihrer Geburt entsetzlich gelitten haben muß!“

Ein schottischer Geistlicher hielt kürzlich eine Predigt zur Unterstützung des Blindeninstitutes und fing seine Rede mit den Worten an: „Wenn alle Menschen blind wären, welchen traurigen Anblick würde dieß gewähren!“ —

Frage: In welchem Verhältnisse leben Wagen und Pferde zu einander?

Antwort! In einem gespannten Verhältnisse.

Bettelvogt und Bettler.

„Halt an! Ertappt! Marsch, fort mit Euch!
Bettelt das Volk sich wohl noch reich!
Wo sind denn bei Euch der Bürgerstolz?
Schämt Euch, Schlaraffe, spalter Holz!“

„„Habe zu Hause nicht 'mal ein Beil,
Möchte mir sonst verdienen mein Theil;
Laß' gleich das Pfennig-Betteln seyn,
Sperrt ihr die Thaler-Bettler ein.““

* Logogryph.

Mit T bin ich ein heil'ger Mann;
Doch nur bekannt als Herr Johann,
Mit L da hab' ich schnelle Beine,
Mit S da bad' ich mich im Weine,
Mit K liebt mich der Handelsmann,
Jetzt rathe, wer mich rathen kann!

L. Scharrer.

Verlegt und redigirt unter Verantwortlichkeit der G. Geiger j.'schen Buchdruckerei.

№ 73. 9. September 1840.

Der Erzähler.

Ein

Unterhaltungsblatt für Jedermann.

Fünfter Jahrgang.

Augsburg. Dieses Blatt erscheint jeden Mittwoch und Samstag, und kostet dahier vierteljährlich 15 kr., halbjährig 30 kr. und jährlich 1 fl.; auswärts ist der Preis: vierteljährlich 18 kr., halbjährig 36 kr. und jährlich 1 fl. 12 kr. Bestellungen nehmen alle Buchhandlungen und königl. Postämter, letztere mit der tarifmäßigen Portovergütung, an.

* Franz van Mieris.

Novelle von L. Sch.

1.

„Was sucht ihr da?“ frug barsch ein versilberter Diener den armen Thomas, der eine wohlgesetzte Bittschrift in Händen haltend in das Vorzimmer des Kaufherrn Boehaave trat und schüchtern zur Antwort gab: „Was ich suche, ist mein Geheimniß, das ich nur eurem Herrn anzuvertrauen habe. Sagt ihm lieber, der schwäbische Thoma sei da; er kennt mich schon.“

„So haben es Alle eures Gleichen,“ versetzte der Diener, der sich gern ein wichtiges Ansehen gab, „sie wollen Alle gute Bekannte unser's Herrn sein, um ihm nur zu Leibe rücken zu können und den letzten Knopf von ihm zu erpressen, weil sie seine Schwäche kennen; aber ein guter Diener sorgt für seinen Herrn, auch wenn er es nicht sieht, drum scheert euch fort, bevor er eurer ansichtig wird; er ist ohnehin beschäftigt mit den Meistern seiner Aussteuer wegen.“

„Also wird Herr Boehaave heurathen? Nun, dann wünsche ich ihm eine brave Gespanin und Segen in's Haus, den ihm der Herr gewiß nicht vorenthalten wird, wenn er —“

Die Flügelthüren gingen auf, und Thomas verschluckte seinen Wunsch; denn der stattliche Kaufherr in feinsten Sammt gekleidet trat heraus, und hinter ihm drein eine Schaar von Handwerksleuten.

„Nun Thomas, bringst du dein Geld einmal?“ Warf Boehaave leicht hin, als er den Bittsteller bemerkt hatte und setzte sein Gespräch mit den Meistern fort.

„Herr, das Geld nicht;“ entgegnete Thomas zutraulich und getraute sich vor so vielen fremden Gesichtern nicht aufzusehen, „aber hier habe ich die Schilderung meiner Lage, und so hoffe ich —“

„Das alte Gewinsel wieder,“ versetzte Boehaave, „von Mißgeschick, Krankheit und vielen Kindern? Laß das; deine deutsche Treuherzigkeit und Biederkeit, die du wie ein Kleidungsstück zur Schau trägst, scheint mir abgetragen und soll mich nicht länger hänseln. Denke lieber darauf, mir die zweihundert Gulden heimzugeben.“

Thomas, der sich durch diese Worte nicht nur schonungslos gekränkt und beschämt; sondern auch an seiner Ehre angetastet sah, brach gereizt hervor und rief, sich emporrichtend: „Herr, wäre der Corduan, den ihr mir das letzte Mal gesendet, so gut gewesen wie mein Wille, ihr hättet das Geld schon längst.“

„Da sehe einmal Einer an;“ unterbrach ihn Boehaave lächelnd und schaute dabei im Kreise umher, „der Bursche wird derb, wenn man ihm nicht willfahrt. Das ist eine saubere Art, Schonung zu erbitten; aber damit du siehst, daß ich nachsichtiger mit dir verfahre, als du es verdienst: gebe ich dir noch ein halbes Jahr Frist. Kann ich bis dorthin nicht über mein Guthaben verfügen, so verfüge ich über deine Person. Du wirst mich verstanden haben? Und nun mit Gott!“

Thomas stand niedergetreten da, als Boehaave scherzend weggegangen war, und noch viele demüthigende Bemerkungen, welche die Meister mit Boehaave über ihn machten, konnte er die Treppe herauf vernehmen.

„Nun Geheimnißkrämer!“ rief der zurückgebliebene Diener, den armen Thomas aus seinen Gedanken weckend, „ihr habt euern Bescheid gehört, jetzt geht; denn ich habe nicht Lust, euretwegen da her zustehen und die Zimmer zu hüten.“ Still-

Digitized by Google

schweigend, ohne auf diese Reden zu achten, machte sich Thomas auf den Weg. Als er aber auf die Straße kam und die Hallen hinter sich hatte, durch die er vor wenig Augenblicken mit so viel Hoffnung geschritten war, drückten sich volle Thränen in seine Wimpern, sein Herz machte sich Luft und mit bebender Stimme rief er hinauf in's Blaue des Himmels: „So können deine Menschen, Gott, nicht die mindeste Wohlthat spenden, ohne zu verletzen, ohne dreifach zu vernichten: das Gefühl, den Dank und deinen Segen!“

2.

Dieser Auftritt, der dem armen Thomas so herbe Stunden bereitete, übte auf die Laune des lebensfrohen Boehaave, der bei Gelagen, bei schönen Frauen den reichen Geldverachter spielte; bei Wohlthaten und bei Schuldnern aber den ängstlichen Geiz nicht verbergen konnte, nicht den geringsten Einfluß, weil ihm als Kaufherrn solche kleine Streitigkeiten täglich zu Hundert gäng und gebe waren. Ein lieblicher Gedanke, den er sich aber nur nach den Geschäften gönnte, drängte die Vorfälle des ganzen Tages in Schatten und beflügelte nun seine Schritte zum Haus des Edeln van Os. „Sidonia wird im blauen Zimmer sein?“ Frug er den Thürsteher, als er in die Vorhallen getreten war, und reichte ihm Barett und Degen; während ein anderer Diener ihm den Staub von den Schuhen wischte.

„Um Vergebung, mein Herr,“ erwiederte der Gefragte, „das gnädige Fräulein bestellte den Zwieback in das Erkerzimmer des zweiten Stock's.“

„Und Herr van Os?“

„Ist noch im Stadthaus.“

„Gut!“ sagte Boehaave vor sich hin, eilte die breiten Treppen hinan und trat, nachdem Krause und Mantel geordnet waren, in das Gemach. „Ich störe doch nicht? Morgenröthe meines Glücks!“ frug er und küßte die Hand der schönen Sidonie, die nicht Miene machte, seinen Gruß zu erwiedern, ja nicht einmal nach dem Angekommenen umschaute.

„Ihr zürnt mir doch nicht?“ frug Boehaave weiter, einen ängstlichen Ton annehmend, „soll dies etwa eine Züchtigung für mein langes Ausbleiben sein? So unerwünscht mir auch euer Groll ist, so schmeichelhaft wäre er mir dann; aber ihr wißt, je günstiger die See meinen Schiffen, um so gefährlicher ist sie meinem Herzen, das nur mit unsäglicher Qual bei den Tonnen und Kisten aushält und mich ewig mahnt, einem süßeren Geschäfte obzuliegen.“

„Aber doch wieder einem Geschäfte,“ entgegnete Sidonie immer von ihm weggewandt und verzog den weichen Mund zum Lächeln, „ach, mein Gott,“ fuhr sie fort, „jetzt habe ich gar gelacht und meine Stellung verändert, und daran seid ihr Schuld, ihr ganz allein!“

„Warum nennt ihr es eine Schuld?“ entgegnete Boehaave dreister werdend. „Ist ein Faun strafbar, wenn Dianens Begleiterin ihn belächelt? Im Gegentheil; er wird dieses Lächeln für einen Sieg halten, den er mit seinem Leben erkaufen möchte; er wird diesen Sieg verfolgen, die spröde Syrinx zu haschen suchen, und sich in süßer Rache schadlos halten.“ Bei diesen Worten hatte er Sidoniens Köpfchen am Kinn erfaßt, und mit Leichtigkeit gegen sich gekehrt.

„Ich muß um mehr Ruhe bitten!“ brummte auf einmal ein Dritter, den Kopf hinter einer Staffelei bergend.

„Wir sind ja nicht allein?“ rief Boehaave unbefangen und sah nach der Seite, von wo aus der lästige Störer sich vernehmen ließ. „Ah, du bist es Franz? Was machst denn du da?“

„Merket ihr denn nicht,“ versetzte Sidonie etwas unwillig, „daß Mieris mich malt, und daß ihr mich in meiner frommen Anschauung gestört habt? denn Herr Mieris will mich betend malen. Seht nur, das Bild bekömmt einen recht wehmüthigen, wie will ich sagen? Eine heiße Sehnsucht aussprechenden Charakter. Es wird Abend, ich lasse gerade die Kunkel aus der Hand gleiten und schaue am Fenster empor in den Mond, der auf heimliche Weise das einsame Zimmer beleuchtet. Seht nur, es wird euch gewiß gefallen.“

„Wie sollte es nicht,“ versetzte Boehaave und drehte sich schaukelnd zum Fenster, wo Mieris eifrig malend sah, „seid doch ihr der Gegenstand meiner Beschauung? O das ich malen könnte! Ohne euch hieher zu bannen, wollte ich das Roth eurer Wangen, das mit dem des Granatapfels wetteifert, auf die Leinwand hauchen, und mein Herz würde die Hand leiten, die es unternähme, den Strahl eurer Augen im Bilde zu beleben. Ist es nicht für mich bestimmt zum schönsten Brautgeschenk?“

„Schon wieder ein Fehlstrich!“ polterte Mieris mit sich selbst und sein blasses Gesicht wurde roth

Digitized by Google

wie der Carmin, den er heftig mit dem Pinsel auf der Palette zerstupfte und herumstrich.

„Ja du hast Recht, unwillig zu werden," sagte Boehaave mit Kennermiene und nickte, „welche Härte der Zeichnung! Wo ist da die Kraft der Farben? Und wie gezwungen die Gruppirung! Lieber Franz, man schätzt sonst jede deiner Stunden auf einen Dukaten; aber hier, nehme mir's nicht übel, hier hast du deine Zeit verloren!"

„Ich glaube fast auch," versetzte Mieris kurz und die gewöhnliche Blässe trat wieder auf sein Gesicht, während er schneller malte.

„Ei," warf Sidonie ein, welche das Unzarte in Boehaaves Benehmen nur zu sehr empfand, „wie könnt ihr den Meister tadeln, ehe er sein Werk vollendet? Und zudem meint der Vater, man müsse dies Bild um so mehr schätzen, da es nicht im Mindesten schmeichle, was doch immer die Hauptsache ist."

„Was ist da zu schmeicheln," wandte sich Boehaave zu Sidonie und schlang den Arm um ihren Stuhl, „wo die Natur alle Schmeichelei beschämt? Wie gesagt, könnte ich nur den Pinsel führen, wie der lustige Mabuse, meine Seele sollte mir zum liedlichsten Mezzotinto zwischen dem Lebenden und dem Leblosen dienen, und ein Kuß sollte mich zur warmen Phantasie begeistern!" Entflammt durch seine eigenen Worte, den Fiebertrank vom Rand der nahen Lippen sich zu stehlen, hatte Boehaave bei diesen Worten, ehe ein Blick ihn warnen konnte, alle Schranken des Anstandes vergessend, Sidonien auf den Mund geküßt. Entschieden wies ihr Arm den Schonungslosen zurück, während ihre Augen feurig kreisend an jeder Bewegung Mieris hiengen, der eben nicht in der Stimmung war, die lange Stille zu brechen. Boehaave suchte vergebens, sich die Beschämung zu läugnen, die Sidoniens Blick in ihm hervorrief, seinen verlegenen Scherzen wollte es nicht gelingen, die Unterhaltung mit gleicher Laune fortzuspinnen und er rückte schon seufzend seinen Stuhl bei Seite, als Mieris sich mit einem Male erhob und mit gleichgültiger Miene, der er aber nicht lange Meister blieb, begann:

„Das Bild ist fertig, wenn auch nicht vollendet! da es dir unwerth und doch zum Brautgeschenk für dich bestimmt ist, Boehaave, so bin ich nicht Willens, es mir abkaufen zu lassen und unverdienten Lohn zu nehmen. Es soll mein bleiben; denn ich schätze es als mein Lieblingskind, das ich mehr liebe, als mein Leben, und nur mit diesem soll man es mir entwenden. Lebt wohl, Fräulein van Os," kehrte er sich zu Sidonien, die reglos seinen Worten lauschte, „möge es euch nicht gereuen, einem Stümper als Modell seines liedsten Heiligthums gesessen zu sein. Nehmt dafür die Ueberzeugung hin, daß mein Herz, dem es leider nicht, wie dim guten Boehaave, gelungen ist, euch zu erfassen, seine Schwäche ewig vor diesem Bilde beweinen wird!"

Noch einen Blick tiefer Wehmuth auf Sidonien werfend nahm Mieris sein Bild und verschwand, ehe die Zurückgebliebenen Worte finden konnten, ihn aufzuhalten.

„Daß doch die Künstler so nahe an Verrücktheit streifen!" rief Boehaave nach einer Weile aus, seine Unbehaglichkeit mit einem kalten Gelächter übertünchend. „Sie streben immer und immer nach Eigenheiten und gefallen sich, im Bewußtsein ihrer angeborenen Vorzüge uns bürgerlichen Seelen Trotz zu bieten."

„Euch jedoch wäre mehr bürgerlicher Stolz zu wünschen," versetzte Sidonie mit einer Thräne des Unwillens im Auge, „der es verschmäht, im Golde einen Vorzug zu suchen, mit dem ihr jede Perle aus dem Meere der Unsterblichkeit aufzuwägen wähnt. Mieris hatte Recht, eure Beleidigungen empfindlich zu strafen."

„O, ich weiß recht gut," scherzte Boehaave, daß die Frauen sich schneller zur Fahne eines Schwärmers bekennen, der den Edelsinn mit trockenem Brode nährt, aus jedem Blumenkelch ein Meer von Wonne schlürft, und sich ein Ossian dünkt, kann er auf einem kahlen Felsen seine unglückliche Liebe beweinen. Sie lassen sich lieber von einem Solchen in den geträumten Himmel locken, als daß sie in einer vernünftigen Behausung mit einem Erdenbewohner den Gewinn von Kanelotten theilen."

„Ich glaube gar," schalt Sidonie ein, „euch erquickt die Luft nur darum, weil sie die Segel eurer Schiffe schwellt?"

„Beruhigt euch schöne Sidonie," fuhr Boehaave weiter, „unser Mieris macht eine löbliche Ausnahme; der weiß recht gut, wie weit er auf der Leiter der Phantasie zu steigen hat, damit die Erde nicht unter ihm wegrollt. Wenn er auch mit dem Gelde nicht umzugehn weiß, so weiß er es doch mit seinen Gläubigern und ich wette, ehe acht Tage in's Land eilen, hängt euer Bild in der Bude, um in geprägte Bilder umgesetzt zu werden."

Digitized by Google

„Um so schlimmer," entgegnete Sidonie empfindlich, „ihr seid dann Schuld, daß mein Bild in fremde Hände kömmt, was mir, wie ihr denken könnt, keineswegs erfreulich sein kann, darum versucht es, ihm das Bild um jeden Preis zu entreißen. Gelingt es euch, so will ich euer heutiges Betragen vergessen, und mein wärmster Dank soll euch lohnen; wo nicht, so wünsche ich, nie mehr an Heute erinnert zu werden, ich sehe euch deshalb nicht eher wieder, als bis das Bild in meinen Händen." Hierauf richtete sie sich mit weiblicher Würde auf und gab ihm das Zeichen, sich zu entfernen. Boehaave verneigte sich und ging, sich mißmuthig auf die Lippen beißend, weil er die reiche van Os nicht gern verscherzt hätte.

(Fortsetzung folgt.)

Miszellen.

Eine Wette.

Als in dem großen deutschen Befreiungskampf wider Napoleons Herrschaft, die deutschen Heere zum zweitenmal siegreich in Paris eingezogen waren, langte ich eines Abends in dem schönen Hotel des trefflichen, mir schon durch frühere Besuche befreundeten, jetzt verstorbenen, Wirthes Jakob Schnerr zum Weiden-Hof auf der Zeil, in Frankfurt am Main, an. Ich begab mich zuerst in das gleich am Eingange Parterre gelegene, allgemeine Gastzimmer, wo ich eine fröhliche Männergesellschaft, in lebhaftem Gespräch begriffen, antraf. „Ah! da kommt ein unpartheiischer Fremder!" rief einer der Herren, bei meinem Eintreten, sich gegen mich wendend, aus: „Sehen Sie, mein Herr!" sprach er zu mir, „wir sind eine Anzahl alter, jeden Abend hier zusammenkommenden Stammgäste, alle brave deutsche Patrioten. Da nun unser theures Deutschland jetzt, Gott sey Dank, auch wieder ein freies ist, so habe ich hier meinen Freunden den ächt vaterländisch gesinnten Vorschlag gemacht, daß wir hinfort auch nicht ein französisches Wort in unserm Kreise dulden wollen, und daß Jeder für eines, das er sich noch zu Schulden kommen läßt, zur Strafe eine Flasche Champagner zum Besten geben muß. Was meinen Sie dazu?" — „Der Vorschlag," erwiderte ich, „ist vortrefflich, ächt patriotisch und zugleich höchst animirend, denn an Champagner wird es Ihnen sonach eben so wenig in Ihrer Gesellschaft fehlen; als unserer lieben deutschen Muttersprache leider an Gallicismus, und ich wünschte daher wohl selbst ein Mitglied dieses geehrten deutschen Patrioten-Clubbs seyn zu können." Die besagte Proposition ward hierauf von dem ganzen Verein unanimiter angenommen, und eine Flasche Champagner als Strafe für jedes französische Wort, das sich hinfort noch eines der Mitglieder erlauben werde, feierlichst festgesetzt. Als ich aus dem Theater, wohin ich sofort ging, zurückkam, trat ich wieder in das Zimmer ein, um doch zu hören, wie weit die Herren indessen mit ihrem Deutschthum gekommen waren. Ich fand sie aber alle vom Champagner beseligt, und sie erzählten mir unter allgemeinem Gelächter, daß eben der gute Freund, der den patriotischen Vorschlag gethan, das Meiste dazu beigetragen, indem er nach mehreren andern französischen Worten, wie: eine „Partie Billard" zu spielen, den „Marqueur" gerufen, ihm einen „Queue" zu geben, und dann bei jedesmaliger Erinnerung an seine Strafe wieder: „Marqueur" und „eine Bouteille Champagner!" und „noch eine Bouteille!" u. s. w. gerufen, und somit bereits neunzehn Flaschen habe zahlen müssen. Als ich ihm nun hierauf mein Bedauern deshalb äußerte, erwiderte er mit komischer Verdrüßlichkeit, daß er es ja so gar streng nicht gemeint habe, aber seine „Kameraden" nehmen auch gar keine „Raison" an. So mußte er denn unter allgemeinem lautesten Jubel sogleich auch die zwanzigste Flasche zum Besten geben.

Groszes Musikfest.

Das alljährlich zu Birmingham stattfindende Musikfest, ist so eben auf den 21. September dieses Jahres festgesetzt worden, und soll durch drei aufeinander folgende Tage gefeiert werden. Wiewohl das Programm hierüber noch nicht im Druck erschienen ist, so weis man bereits, daß Zweitausendfünfhundert Musiker dabei mitwirken werden, und daß Herr Felix Mendelsohn-Bartholdy die Leitung des Orchesters übernehmen wird. Die berühmte französische Sängerin Mad. Dorus-Gras ist zur Mitwirkung an diesem Feste engagirt worden.

Auf der ganzen Erde soll es 3570 stehende und 500 ambulante Bühnen geben.

Verlegt und redigirt unter Verantwortlichkeit der G. Geiger j.'schen Buchdruckerei.

Digitized by Google

№ 74. 12. September 1840.

Der Erzähler.

Ein

Unterhaltungsblatt für Jedermann.

Fünfter Jahrgang.

Augsburg. Dieses Blatt erscheint jeden Mittwoch und Samstag, und kostet dahier vierteljährlich 15 kr., halbjährig 30 kr. und jährlich 1 fl.; auswärts ist der Preis: vierteljährlich 18 kr., halbjährig 36 kr. und jährlich 1 fl. 12 kr. Bestellungen nehmen alle Buchhandlungen und königl. Postämter, letztere mit der tarifmäßigen Portovergütung, an.

* Ihr Gebet.

(Sonett.)

Still, sie betet! — frommer Andacht Zähren
Leuchten in den sanft erhobnen Blicken,
Und, versenkt in himmlisches Entzücken,
Maiensonnen gleich, sie sich verklären.

Seele scheint des Körpers zu entbehren,
Seines Thrones Chor der Herr zu schicken,
Ihren Geist der Erde zu entrücken
Zu des Lichtes ewig klaren Sphären!

Alles schaut das liebe Engelsbild,
Alles, was im Umkreis Leben fühlt,
Alles, dem die Brust das Hehre schwellt: —

Engel rufend, schwingen in die Höhn
Lerchen sich, die Herrliche zu seh'n: —
Meinem Herzen ist sie eine Welt!

A. D—r.

---

* Franz van Mieris.

(Fortsetzung.)

3.

Gleich in den ersten Tagen hatte sich Boehaave schriftlich an Mieris gewendet und ihm tausend Thaler für das Bild geboten. Mieris aber erwiederte kündig: „Ich habe geschworen, mein Leben für das Bild zu lassen; wollt ihr das Eure dagegen einsetzen, so sei es des Siegers Preis. Ich erbiete mich jedoch, euch Sidonien umsonst auf eine Karte zu malen, damit ihr doch im Spiel etwas auf sie halten könnt.“

Mieris hätte übrigens nicht Ursache gehabt, die gebotene Summe auszuschlagen; denn in ganz Leiden war er der ärmste Mann. Seit jenem Tage bei Sidonien hatte er kein neues Bild begonnen; eine Art Raserei, sich zu zerstreuen, ließ ihn in einem Taumel von Vergnügungen herum. Wenn er dann erschöpft von dem unseligen, seine Kraft verzehrenden Treiben daheim ausruhte, nahm er Sidoniens Bild hervor und weinte, in Betrachtungen versunken, bittere Thränen, die seinen verlorenen Hoffnungen und dem öden Zustande seines Gemüthes galten. Aus diesen ernsten Betrachtungen hätte wohl ein heilender Vorsatz erblühen können, wäre er nicht täglich von seinen Freunden mit fortgezogen und über jede Weigerung ausgelacht worden. Heute war Jan Steen's Namensfest, das er mit den lustigen Gesellen Dow, van Tempel und Moor bei Jenem feiern half. Sie zechten, spielten und jauchzten so ausgelassen in die späte Nacht hinein, daß die ganze schläfrige Nachbarschaft Aergerniß daran nahm, die Schaarwacht verfluchte und sorgfältig Häuser und Ohren verstopfte, um vor den Plagegeistern sicher zu sein. Nur Einen schien es nicht mehr zu kümmern, ob er schlafe oder nicht, ja es war, als nehme er besondern Antheil an der Unterhaltung der Zechbrüder; denn wie ein Schatten schlich er die Straße auf und ab, und sein bleiches Gesicht war unverrückt hinauf gegen die beleuchteten Fenster gerichtet, und so oft oben die Gläser klingelten und die Stimmen brüllten, murmelte er etwas zwischen den Zähnen hervor, das mehr einem Fluch als einem frommen Seufzer glich. „Hättet ihr die Sucht am Hals, ihr Schlemmer!“ rief der schwäbische Thomas, als der Lärm lauter wurde, — denn kein Andrer als er war der bleiche Wanderer — „habt ihr doch meinem Weibe, meiner guten Martha, die Stunde des Todes verbittert. Hätte sie das gehabt, was ihr mit Füßen tretet, es hätte sie gelabt wie Gottes Brod, vielleicht dem Leben wieder geschenkt; hätten meine Kinder, womit ihr euch übersättigt, sie würden jetzt nicht schlaflos die Luft

Digitized by Google

mit ihrem Winseln erfüllen, das mich hinaus trieb in die Nacht, zur Freundin des Unglücks.“

Mehr und mehr bestürmte der Schmerz seine Sinne, je mehr er das Schreckliche seiner Lage mit dem Wohlleben der unbekümmerten Schwärmer verglich; so oft ein Lebehoch ertönte, so oft Geld auf den Tischen rollte, zuckte er zusammen und saugte gierig das schmeichelnde Geflüster der Hölle ein, die mit dem giftigen Hauche der Rachegedanken die Stimme seines Gewissens erstickte und einen Mord ihm als ein süßes Recht auf die gedrängte Seele band.

„Sie haben ja kein Herz diese Menschen,“ knirschte er vor sich hin, sich durch seine eigene Stimme zu ermuthigen, „auf geiles Fleisch stößt der Stahl, sonst auf nichts; keine Seele fährt aus ihnen, vor Gott mich anzuklagen; denn was sie belebt ist nur die Lust des Fleisches, das in der Erde wuchert und drin modern wird, die Nacht wird sie decken, wie sie meine That verhüllen wird, zu der die Unmenschen selbst mich herausfordern. Aber wenn es tagt?“ frug er sich selbst, als sein Auge auf die Gefängnisse des Stadthauses fiel, „dort schmachtet der Verbrecher dem gewaltsamen Tode entgegen; doch, wird nicht Boehaave mich morgen dort einsetzen lassen, weil ich ihn die Schuld nicht zahlen kann, wird nicht dem Schuldlosen die Strafe des Schuldigen? Wie soll ich dann den Kindern Brod schaffen?“ —

Die Thüre in Dow's Hause öffnete sich, scheuschlich Thomas hinter den nächsten Laternenpfahl und suchte gedankenlos nach seinem Messer.

Die fröhlichen Trinker wünschten sich eine gute Nacht und trennten sich unter Scherzen, Jeder seinen eigenen Weg einschlagend. Mieris wankte dicht neben Thomas vorbei, der vor sich selbst erschrack, als es zur Ausführung seines Vorhabens Zeit gewesen wäre; aber kaum sah er sein Opfer entwischt, als der Satan sich mit neuer Wuth in sein Herz einkrallte. Fester faßte er sein Messer mit der Rechten und schlich behutsam hinter Mieris drein, der plötzlich vor dem Rathhause Halt machte. Auch Thomas hielt an und lauschte auf jedes Wort, das Mieris begeisterter Mund eben sprach: „Da hinauf sollte ich die Elenden rufen,“ begann Mieris und schaute mit verschlungenen Armen das Stadthaus an, „dort vor dem jüngsten Gericht meines unsterblichen Lukas müßten sie bekennen, daß sie kein Herz zu würdigen verstehen, sie die den Werth des Menschen nach der Elle messen, sie, die schändlicher sind als Mörder, weil sie das Herz zerfleischen mit kalten Blicken und glühenden Worten! O, über mich Narren, der an eine Tugend glaubte, die nicht nach Geld geize, der ich in scheuer Ferne voll süßer Ahndung freudig bebte vor meinem Heiligsten, das er mit frecher Stirne zu Boden reißen und hohnlachend zertreten darf im gemeinen Staube! Der Richter, der die Welten durch die Bahnen schleudert und das Herz kennt, in dem sich seine Schöpfung regt, wird an jenem Tage richten, der hinterm Grabe leuchtet, wie ihn mein Lukas gedacht hat. Dank meinem Lukas für den Trost! Im Vorgefühl der Zukunft will ich mich an deinem Bilde erfreuen!“

Heftig eilte nun Mieris auf das Rathhaus los, als wolle er es erstürmen und sein unvernünftiges Begehren ausführen, als ein stöhnender Hilferuf ein Unglück verkündete und Mieris plötzlich verschwunden war. Thomas, den Mieris Verwünschungen, die er alle auf sich bezog, tief erschüttert hatten, eilte nun, alle gräulichen Gedanken aus Herzens Grund verabscheuend, der Stelle zu, wo er Mieris verschwinden sah, ihm beizuspringen und zu helfen. Jammernd rang er die Hände, als er Mieris ohne Zeichen des Lebens in einer frisch gegrabenen Brunnengrube liegen sah, alle seine Kräfte strengte er an, den Verunglückten aus der Tiefe empor zu tragen, und es gelang ihm; denn der Gedanke stärkte ihn, daß er viel gut zu machen habe und dies am Besten durch eine gute That vermöge. Oben angelangt erhielt Mieris in der freien Luft die Besinnung bald wieder und seine ersten Gefühle waren die des Dankes für seinen Lebensretter. Während Thomas den Schwerverletzten nach Hause geleitete, ergoß sich dieser in herzlichen Worten, die aber in der Brust des armen Thomas tiefe Reue und Scham erweckten, und er dankte Gott, daß die Nacht seine Thränen Mieris Blicken entzog.

„Ich habe kein Geld,“ seufzte Mieris, als er mit seinem Begleiter in sein Zimmer trat, deine Menschlichkeit zu belohnen und schon darum möchte ich das sinnlose Leben verfluchen; aber sieh, ich habe noch Manches von Werth, ich habe noch Bilder, die ich höher schätzte als Geld, und darum sind sie mir geblieben, daß ich etwas mit zahle, was kein Geld bezahlt! Da, nimm dieses da, Ehrenmann, vielleicht schlägst du es um einige Hundert los!

„Herr, mir kein Geschenk!“ versetzt Thomas' und stellte das gebotene Bild bei Seite, „denn ich] ver-

Digitized by Google

diene keine Wohlthat von euch. Wenn ich euch sagen könnte, wie ihr mich von einem tiefern Abgrund abgehalten, als der war, in den ihr stürztet, wenn ihr wüßtet, welch finsteres Schicksal mich immer zwingt, meinen Wohlthätern wider Willen mit Undank zu lohnen, ihr würdet einsehen, daß es besser sei, mich wie einen Hund fortzustoßen, als mir durch eine Spende zu helfen.“

„Nimm es, sage ich!“ erwiederte Mieris in ihn dringend, „Mieris ist nie undankbar gewesen und darum glaubt er nicht, daß es Andere sind, und du kannst es nie sein; denn ich bin ja dir verpflichtet, nicht du mir. Doch willst du nichts für dich, so nimm es für deine Kinder, wenn du welche hast; aber nehmen mußt du es; denn ich könnte die Qual nicht ertragen, nicht einmal so viel von meiner Schuld gelöscht zu haben. Nimm es, ich bitte dich!“

Thomas dachte an seine hungernden Kinder und weigerte sich nicht länger, das Bild zu nehmen.

(Schluß folgt.)

Miszellen.

So wird man Hotel-Besitzer.

Mundt erzählt: Ich war in dem großartigen Hôtel du midi abgestiegen einer ungeheuern Anstalt, welche vielleicht die größte und glänzendste dieser Art in ganz Frankreich ist, und an das sich eine hübsche Geschichte knüpft, die mir hier erzählt wurde. Vor einigen Jahren kehrte ein Engländer in diesem Gasthof ein, und hatte das Unglück, bald nach seiner Ankunft gefährlich zu erkranken. Der Besitzer des Gasthofes will ihn ins Hospital schaffen lassen, weil es seinem Hause Schaden bringen könne, wenn Jemand darin stirbt, denn der arme Engländer ist bereits dem Tode nahe. Der ganz einsame und verlassene Fremde wäre übel daran gewesen, wenn nicht plötzlich in dem Garçon des Gasthofes, welcher ihn bediente, so viel Mitgefühl und Zuneigung für den Kranken entstanden wäre, daß er sich im Interesse desselben den beabsichtigten Maßregeln des Wirthes mit der größten Energie und selbst mit Gewalt entgegenstellte. Der wackere Garçon erklärte heroisch, daß nur über seine Leiche der Weg zu den Zimmern des kranken Engländers gehe, und daß er Jeden, welcher den Leidenden in seiner Ruhe und Pflege zu stören käme, mit seiner Faust niederstrecken werde. Dieß ist ein so seltenes Phänomen der französischen Bedienung, über deren Pietätslosigkeit man sich sonst in Frankreich so sehr zu beklagen hat, daß Alle den für einen Engländer entflammten Garçon mit wahrer Verwunderung anstaunten. Indeß mit aller Verwunderung kann man die Sache doch nicht ändern und, um kein Aufsehen entstehen zu lassen, entschließt man sich, den Kranken im Hause zu behalten, welcher unter der Pflege des treuen Garçon, und von den Aerzten Montpelliers für seine Guineen sorgsam behandelt, das Glück hatte zu genesen. Bei seiner Abreise die Rechnung bezahlend, fragt er den Wirth mit ganz gelegentlicher Kaltblütigkeit, ob er sein Hotel, mit Allem, was darin sey, verkaufen wolle. Dieser bejahte es, der Engländer zahlte auf der Stelle den Kaufpreis, und schenkte das Hotel dem trefflichen Diener, der ihm so hilfreich beigestanden, indem er ihm noch dazu eine bedeutende Summe zur Bewirthschaftung einhändigte. Dieser Garçon ist noch gegenwärtig der Besitzer dieses prächtigen Gasthauses, ein artiger, gewandter Mann, dem man an seinem menschenfreundlichen Wesen ansieht, daß es nicht verabredete Geldspekulation gewesen, die ihn zum heldenmüthigen Beistand eines kranken Fremden gemacht. Vielmehr müssen wir annehmen, daß gerade diese Menschenfreundlichkeit, welche bei der in der Regel so erbitterten dienenden Classe in Frankreich eine große Seltenheit ist, sich an dem getreuen Knecht belohnt habe; sonst würde unsere Geschichte gar zu sehr der Nutzanwendung entbehren.

Ein ornithologischer Räuber.

Ein schottisches Blatt enthält folgende Erzählung von einem ornithologischen Räuber, die nicht ohne Interesse gelesen werden wird, zumal da sie auf das vollständigste verbürgt ist: Ein Pachter ging an einem warmen Frühlingsmorgen auf sein Feld, setzte sich neben einen kleinen Hügel nieder und fiel dort in Schlaf. Als er wieder erwachte, fand er, daß ihm seine breite blaue Mütze und ein gelbes seidenen Taschentuch, das er neben sich gelegt hatte, fehlten. Er vermuthete Anfangs, daß einer seiner Nachbarn sich einen Scherz erlaubt hätte, aber Keiner auf dem Pachthofe und von den Nachbarn, die an diesem Tage in der Gegend gewesen sein konnten, wollte etwas von der Sache wissen. Einige Wochen später bestieg einer unserer Correspondenten mit einer Anzahl Freunde einen hohen und gefährlichen Felsen in der Nähe der

Digitized by Google

Pachtung, um das Nest eines Hühnergeiers zu zerstören. Wie groß war ihr Erstaunen, als der erste Gegenstand, den sie aus dem Neste nahmen, das gelbe Taschentuch war: dann kam die breite blaue Mütze, in welcher man drei Eier gemächlich eingelegt fand; hierauf folgte eine alte Tartan-Weste, in deren einer Tasche Tabak, in der andern Orr's Kalender auf das Jahr 1839 sich befanden, ferner eine flanellene Nachtmütze, ein Stück von einem Brief mit grünem Siegellack und dem Postzeichen Inverneß eine alte roth und weiße Halsbinde und allerhand Anderes. Der Vogel muß seine kleinen Diebstähle in großem Maßstabe betrieben haben, und ist ohne Zweifel ein Verwandter der berühmten „diebischen Elster."

Eine neue Schmugglerlist.

Ein englischer Jude ersann vor einiger Zeit eine besondere List, um Waaren nach England hinein zu schmuggeln. Er ließ in Boulogne Fässer von unregelmäßiger Form machen, sie mit Gips dick bestreichen und mit Kies, Muscheln und Seegras belegen, so daß sie aussahen wie die Kalkstücke, die in Menge an der Küste von Kent liegen. Diese Fässer wurden mit französischem Branntweine gefüllt, in der Nacht nach Dover herübergebracht und auf den Sand in das Wasser so gelegt, daß sie in der Ebbe trocken waren. Das Fahrzeug stach darauf wieder in See und verschwand. Bald nach Tagesanbruch erschien sodann einer der Schmuggler in Fuhrmannstracht mit einem Karren, fuhr vor der Wache vorbei an den Strand, lud gemächlich die scheinbaren Kalksteine auf, fuhr wieder vor der Wache vorbei und so fort, bis alles in Sicherheit gebracht war. Da kein Fahrzeug dabei zugegen war und nur eine Person sich bei dem Wagen befand, so wurde durchaus kein Argwohn erregt und der Jude betrieb dieses Geschäft eine ziemlich lange Zeit, bis es endlich zufällig entdeckt wurde.

Ein Selbstmord.

Es ist bekannt, daß in England der Selbstmord sehr häufig vorkommt. Der kaltblütigste Versuch, sich selbst das Leben zu nehmen, das Meisterstück des Selbstmordes, das man kennt, machte ein Engländer. Er zeigte öffentlich an, er werde an einem bestimmten Tage an einem bestimmten Platze zum — Vortheil für seine Frau und seine Familie, sich selbst umbringen und wer Zeuge davon sein wolle, könne für eine Guinee ein Eintrittsbillet erhalten. — Auch Lord Scarborough ist ein merkwürdiger Selbstmörder. Er schwankte zwischen einer Dame, die er liebte, der er aber nichts versprochen hatte und einer andern, die er hochachtete und der er wirklich die Ehe versprochen hatte. Es war ihm unmöglich, sich für eine von beiden zu entscheiden und um der Verlegenheit zu entgehen, nahm er sich das Leben.

Selbstmorde in London.

Der Courier zählt, wie gewöhnlich in jedem Monate, die Anzahl der in der brittischen Hauptstadt während des letztverflossenen Monats vorgefallenen Selbstmorde auf. Daraus geht hervor, daß in dem Monat Juli 60 Selbstmorde daselbst vorfielen, und zwar 20 durch Gift, 12 durch Rasiermesser, 5 durch Pistolen, und die übrigen durch Strick und Wasser.

Reflexion.

Die Leidener Flaschen, die elektrischen Batterien nehmen, wenn man sie funkenweise ladet, lange Zeit die Funken an und scheinen gar nicht satt werden zu wollen, aber wenn das Maaß voll ist, so schlagen die abgespannten Gewalten in einem energischen Blitze zusammen und zertrümmern Alles, was sich zwischen sie stellt. Das ist's. Die elektrische Atmosphäre um solche elektrischen Erzeuger oder Träger ist unsichtbar, aber bei jeder Gelegenheit zeigt ein Knistern, ein Geruch, ein Funken, ein Blitz, der an einem Punkte daraus hervorschießt, als Einzelnes das Ganze an. Man gehe in der Geschichte auf alle großartigen, scheinbar plötzlichen Großthaten ein; immer wird ihnen dieses eigenthümliche Knistern, diese Schwüle, dieses dumpfe Rollen und ferne Blitzen vorausgehen. Die Pariser Schneider- und Schuster-Revolte, die Straßenjungen-Revolution beim Juli-Feste, der englische Chartismus und die Socialisten sind solche elektrische Spaßfunken, welche Größeres und Ernsteres andeuten.

Wenn Todes-Anzeigen gemacht werden, so nimmt man doch gewöhnlich an, daß die Unterzeichneten sich selbst unterschrieben haben. In Berliner Blättern kündigen acht Namen den Tod eines Großvaters an, von denen die letzte Unterschrift so lautet: „Eine Enkelin noch ungetauft!"

Verlegt und redigirt unter Verantwortlichkeit der S. Geiger j.'schen Buchdruckerei.

№ 75. **Der Erzähler.** 16. September 1840.

Ein

Unterhaltungsblatt für Jedermann.

Fünfter Jahrgang.

Augsburg. Dieses Blatt erscheint jeden Mittwoch und Samstag, und kostet dahier vierteljährlich 15 kr., halbjährig 30 kr. und jährlich 1 fl.; auswärts ist der Preis: vierteljährlich 18 kr., halbjährig 36 kr. und jährlich 1 fl. 12 kr. Bestellungen nehmen alle Buchhandlungen und königl. Postämter, letztere mit der tarifmäßigen Portovergütung, an.

* Franz van Mieris.

(Schluß.)

4.

Mit Tages Anbruch machte sich Thomas auf den Weg zum alten Tooreevliet, den er als einen geschickten Maler kannte, um sein Bild werthen zu lassen. Wie er eben erwägend und musternd den Kanal entlang ging, schreckte ihn Jemand auf, der ihm in den Weg trat. Es war Boehaave. „Was hast du da?“ frug dieser, über den Schreck des armen Thomas lachend. Aber kaum hatte sein Auge den Gegenstand des Bildes überflogen, als es verklärt und feurig zu funkeln begann, und seine Hände haftig den Rahmen ergriffen, als wollten sie das liebste Kleinod wahren. „Wie kommst du zu diesem Bilde?“ frug Boehaave weiter und musterte ungläubig des erstaunten Thomas Gesicht.

„Mieris hat mir's selbst geschenkt,“ erwiderte dieser, „und nun will ich's von Tooreevliet schätzen lassen und sehen, ob's mir Einer abkauft.“

„Ich liebe die Bilder von Mieris,“ begann Boehaave gleichgültig und nahm das Bild unter seinen Mantel, „und wenn du Lust hast, es mir abzutreten, so gebe ich dir mehr dafür, als der alte Tooreevliet sich einfallen ließe; ich zahle dir sechshundert Gulden baar und streiche deine Schuld obendrein, da ohnedies heute am Tage Johannis die dritte Verfallzeit ist.“

„Ei, nehmts in Gottes Namen!“ rief Thomas und rieb sich freudig die Hände. „Euch gebe ich es lieber, als jedem Andern, weil ich sehe, daß ihr etwas davon versteht und daß ihr die Bilder liebt, ja gar drein vernarrt seid; denn, unter uns gesagt, ich würde es selbst nicht verhandeln, wenn ich nicht müßte, so wohl gefällt mir das Bild. Die Jungfer ist so schön und so fromm, daß man ordentlich andächtig wird, wenn man sie anschaut und zudem wäre es für mich und meine Kinder ein gar liebes Andenken an einen Mann, denn ich meine Seele verdanke, und es ist mir, sehe ich das Bild in euren Händen, als nähmet ihr meine Seele mit, die ich um eitel Geld verkauft!“

Boehaave lachte laut auf, als er Thränen in des alten Thomas Augen gewahrte und den Entschluß, das Bild zu verkaufen, in ihm wanken sah. Er nahm ihn mit nach Haus und machte ihm den Kopf recht warm, indem er ihm viel vom Johannistag vorschwatzte, und so wurde der Handel geschlossen und Thomas ein reicher Mann. Vor Allem eilte dieser, der Kinder Hunger zu stillen, die nicht begreifen konnten, warum der Vater sich nicht mit ihnen freue; dann besann er sich nicht lange, was mit dem übrig gebliebenen Gelde anzufangen sei.

„Das bringst du dem wackern Mann,“ sagte er zu sich selbst und schritt auf Mieris Wohnung los, „denn es wäre schlecht, für so geringen Dienst solche Summe anzunehmen von einem Manne, der selbst nicht zu viel hat.“

Mieris war nicht zu Hause, es hieß, er habe mit Frühestem das Zimmer verlassen, und sei verstört davon gerannt.

„Hm, hm,“ brummte Thomas ärgerlich vor sich hin, „hätte auch früher kommen sollen, ihm zu danken und nach ihm zu schauen; aber der Hunger — ach ja, der Hunger! Nun, ich werde morgen nicht fehlen; denn sein Geld muß er wieder haben.“

Richtig kam Thomas den andern Tag wieder zu Mieris, der diesmal nicht ausgegangen war; sondern trübsinnig auf seinem Lager ruhte.

„Endlich treffe ich euch,“ redete ihn Thomas an, „ich war zwar froh, als ich hörte, daß ihr noch auf

Digitized by Google

den Beinen seid; aber ich hätte auch gern vom Halse gehabt, was nicht mein ist. Zwar hat mich die Noth gezwungen, eigenmächtig —"

„Wer seid ihr denn?" unterbrach ihn Mieris, die Augen öffnend.

„Ja so, es war Nacht!" fuhr Thomas fort. „Na, das war ein sauberes Fuchsloch, tief und schmal, als hätte es der Todtengräber gegraben. Hm, ihr hättet leicht den Tod davon haben können; denn was sind meine Kräfte? du mein Gott!"

„Was, ihr wäret der Mann, der mich gerettet?" rief Mieris freudig und sprang aus dem Bette. Welch guter Geist führte euch zu mir? Ich suchte gestern in allen Enden und Ecken der Stadt nach euch; denn weder Name noch Haus waren mir bekannt. Gott sei gelobt, daß ihr kommt!"

„Ja, ja!" erwiederte Thomas lächelnd, „ich bin der schwäbische Thomas, derselbe, der euch vorgestern aus der Patsche zog. Ich habe vier Jungen zu Haus, die zwar unmündig sind, wovon ich aber beim Essen und Schreien nicht viel merke, führe schon seit einem Jahre —"

„Später davon!" versetzte Mieris, „sagt mir lieber, wo habt ihr das Bild, das ich euch gab, ihr habt es doch noch? Ich muß es wieder haben; ich gab euch ein Unrechtes; aber ihr sollt deshalb nicht zu kurz kommen, ich löse es im doppelten Werthe ein."

„Ja, das Bild," hub Thomas verlegen an, „das habe ich gestern — aber, Herr, ihr müßt nicht zürnen; ich will durchaus nicht, was nicht mir gehört; nach Jahr und Tag gedenke ich Alles heimzubezahlen —"

„Aber das Bild! das Bild!" schrie Mieris und schüttelte ihn ungeduldig am Wamms.

„Ja, das habe ich —" stammelte Thomas, „das habe ich gestern verkauft."

„Verkauft?" rief Mieris und schrack zusammen. „An wen verkauft?"

„Ich habe es ganz gut angebracht," versicherte Thomas, ihn zu beruhigen, „so was kömmt halt auf Liebhaberei an; der Kaufherr Boehaave war ganz närrisch damit."

„Boehaave!" seufzte Mieris und sank regungslos auf das Lager zurück.

„Mein Gott! Was habe ich denn wieder Dummes gemacht?" schalt Thomas sich selbst und suchte, Mieris in's Leben zurückzurütteln und zu schreien. „Sagt mir doch, was ich verbrochen, wie kann ich's wieder gut machen? So redet doch, ehe es vielleicht zu spät wird! Soll ich dem Boehaave das Haus über dem Kopf zusammenbrennen, soll ich ihm den Hals umdrehen; oder soll ich's lieber mir selbst thun? Ich will ja Alles für euch, meinen Wohlthäter, den Retter meiner Seele und meiner lieben Kinder; aber reden müßt ihr, lieber Herr; oder ich bringe euch um! — So redet doch!"

„Laß dein Ungestüm!" flüsterte Mieris sich nach und nach ermannend. „Ich hätte es nie gedacht, daß der Augenblick kommen könne, in dem der Mensch aufhört zu wünschen. Ich mußte ihn erleben, weil der Himmel auf den Liebling meiner Wünsche zürnte, und meines Lebens Glanz mit einer schwarzen Wolke mir umhüllte. An dich, du gute Seele, will ich die letzte Bitte richten. Du kannst durch die Erfüllung den Trost dir geben, daß Mieris dir nicht grollt und jeden Vorwurf nur auf sein Haupt schleudert. Suche zu der Tochter des Edeln van Os zu kommen und sage ihr, mein Leben sei an dem Bilde gehangen und es sei das Einzige, was meinen Schmerz lindere, daß ich wenigstens auf diesem Wege, ihr mein Leben hingegeben habe. Aber erzähle ihr kein Wort weiter von mir! Hörst du? Am Wenigsten von unserem ersten Zusammentreffen, auch nicht, wie das Bild in deine Hände gekommen, sage ihr nichts von meinen Leiden; denn wie sollte dieß mein Stolz ertragen?"

„Sagt, was ihr wollt!" rief Thomas entschlossen. „Ich bringe das Bild euch wieder und müßte ich Zeit meines Lebens im Schuldthurme sitzen! Ich will mein Weib heute nicht gesund begraben, wenn ich euch so traurig wiedersehe. Vertraut mir, ich bringe es wieder, das schwöre ich euch! Ihr seht mich entweder mit dem Bilde; oder ihr seht mich nie wieder!"

Ohne auf Mieris Stimme zu hören eilte Thomas die Treppen hinunter.

5.

Vier Tage lang blieben die Bemühungen des drängenden Thomas, in dem Hause Boehaave's Gehör zu finden, fruchtlos; denn Alles war mit den Zurüstungen zur Vermählung der schönen Sidonie mit dem reichen Kaufherrn vollauf beschäftigt. In der Angst seines Herzens rannte er hin und her, frug Jeden, auf den er stieß, wo Boehaave zu finden sei; erhielt aber von Keinem mehr zur Antwort, als ein leichtes Zucken der Achsel. Da be-

Digitized by Google

schloß er endlich, einen ruhigeren Zeitpunkt abzuwarten, und indessen den Auftrag Mieris bei dem Fräulein van Os zu erfüllen. Sidoniens gekränkte Eitelkeit hatte sich auf Kosten ihres Herzens zu rächen gesucht, das selbst blutend noch für Mieris sprach und nur durch die Eile, mit welcher der geldgierige Boehaave die Verlobung betrieb, nicht zur Fassung kam. Eine frohe Regung flammte daher wieder in ihr auf und röthete die zarten Wangen, als Thomas in Mieris Namen um geneigtes Gehör bitten ließ. Er wurde vorgelassen; konnte aber nicht zu Wort kommen, so sehr fesselte das Erstaunen seine Zunge, als er Sidonien vor sich sah, und mehr und mehr Aehnlichkeiten mit dem verkauften Bilde in ihr entdeckte.

„Edles Fräulein!“ platzte er endlich heraus, „van Mieris sendet mich und hat mir so viel zu sagen verboten, daß ich nicht mehr weiß, was ich eigentlich sagen soll. Aber so viel weiß ich, daß ich der Urheber seines Unglücks bin, das ich immer besser einsehen lerne, je länger ich euch betrachte, edles Fräulein. Ihr scheint mir so gut und so fromm, daß ich euch haarklein bekennen will, wie ich mich gegen Mieris, meinen Wohlthäter, schwer vergangen habe. Ihr seid vielleicht die Einzige, die mir rathen kann, wie ich Alles wieder gut mache; denn seht, ich weiß es nun schon, daß es euer Bild ist, das ich verkauft habe. Ja, gnädiges Fräulein, ich habe euer Bild verkauft, das Mieris aus Irrthum mir für ein Anderes gab, mit dem ich den Hunger meiner Kinder hätte stillen und mich vom Schuldthurm loskaufen sollen, in den der Kaufherr Boehaave mich zu bringen droht. Ich wollte es gar nicht nehmen; denn ich weiß zu gut, daß ich Allen mit Undank lohnen muß, die sich meiner annehmen; aber er ließ nicht nach, und dann der Hunger, ach Fräulein, der Hunger meiner Kinder —“ Thränen ließen ihn nicht weiter reden, und auch Sidoniens Augen füllten sich mit Thränen; die aber nur Mieris galten, dem schwer Verkannten, der wieder zu versöhnen war.

„Euer Bild, guter Alter!“ begann Sidonie mit einem Anflug von Laune und froh, Mieris wieder gefunden zu haben, „euer Bild ist in guten Händen; denn ich bin die Besitzerin.“

„Was?“ rief Thomas freudig und schlug die Hände zusammen, „nun, dann schöpfe ich wieder Luft; denn ihr werdet nicht so grausam sein, und mich zum Undankbaren gegen Mieris machen, ihr werdet mir das Bild geben, er wird wieder froh aufleben und auch ich werde wieder vor ihn treten können; ach Gott, wie herrlich ist noch Alles gekommen!“

„Nicht doch,“ versetzte Sidonie lächelnd, „das Bild bleibt da, und ihr sagt Herrn van Mieris, daß ich mich glücklich schätze, es zu besitzen; denn ich hoffe, ihn von nun an so oft bei mir zu sehen, als ihn sein Verlangen zu dem Bilde zöge. Sagt ihm das, und er wird es euch vielleicht mehr danken, als wenn ihr ihm das Bild selbst gebracht hättet.“

„Wenn das ist?“ rief der Alte, in Entzücken ausbrechend, „dann will ich euch mit Bitten verschonen, obwohl es mir schwer fällt; denn ich habe gelobt, er solle mich entweder mit dem Bilde; oder nie mehr sehen!“ —

Das Letzte traf ein; denn als Thomas, es kaum erwartend, seine Botschaft verkünden zu können, in Mieris Zimmer stürzte, lag dieser da regungslos und kalt für die Freuden, die ihm Thomas zu bringen gehofft, taub gegen das Jammergeschrei des Untröstlichen, der nicht aufhörte, sich zu verwünschen und als Mörder anzuklagen; Mirris war aus Gram gestorben! —

Acht Tage nach Johannis im Jahre 1681 klagte die Orgel durch die Hallen der Peterskirche in weichen Tönen und das „dies irae, dies illa,“ erscholl darein und weckte Schauer unter der zahllosen Schaar, die für Mieris betete. Ganz Leyden war in Trauer versetzt, viele Thränen flossen um den früh geschiedenen Genius des Künstlers. Aber die herbsten Thränen weinte Sidonie, unbeachtet oben im Chore, in der Mitte ihrer neuen Schwestern, unter den Stiftsfrauen. —

Miszellen.

Fanni Elßler in New-York

ist, wie uns alle Zeitungen bereits sattsam meldeten, dort der Gegenstand der allgemeinsten Bewunderung, des höchsten Entzückens. Der Enthusiasmus, den alles für sie an den Tag legt, will nicht nur nicht enden, sondern wird immer größer. Dabei wird die Tänzerin mit Liebes- und Heirathsanträgen wahrhaft überschüttet. Die Canditaten finden sich Dutzend und Schockweise ein, werden aber ohne Ausnahme, zwar sehr verbindlich, jedoch bestimmt zurück gewiesen. Fanni theilt dabei eigene Körbchen mit Bon-

Digitized by Google

bons und Blumen aus. Sie thut dieß mit einer Grazie, die die Yankees außer sich bringt. In allen Straßen rennen die unglücklichen Anbeter mit solchen Körbchen herum; die Galanteriewaaren-Handlung, aus welcher Fanni sie bezieht, vermag oft kaum so viel zu liefern, als begehrt werden. Man berechnet, daß sie schon ein halbes Tausend verschenkt habe. Unter den damit Betheiligten befindet sich auch der Redacteur des „New-York Harald." In einer ellenlangen Abhandlung über Fanni gesteht er dieß selbst ein, und schließ ungefähr mit folgenden Worten: „Und wißt Ihr auch, wer es ist, den Fanni allein mit Liebkosungen überhäuft? Wißt Ihr, wer nie von Ihrer Seite kommt, wer die erste Schale Thee mit ihr theilt, mit dem sie des Morgens ihre rosigen Lippen netzt, wer sich stets ihrer Huld erfreut, mit dem sie zu Mittag und Abend speist, der von Europa nach Amerika ihr Begleiter war, der sie von Amerika wieder zurück nach Europa begleiten wird — wißt Ihr, wer das ist? Strengt Euer Gehirn an, wie Ihr wollt, und Ihr errathet es dennoch nicht. Ich will es Euch lieber gleich sagen: — Es ist Asor, ihr Lieblingspintscher! O könnte ich Asor, könnte ich Pintscher seyn, wie freudig, wie stolz, wie beglückt würde ich rufen:

Leb wohl, du Redaction, ein Pintscherleben
In Fannis Diensten ist ja mehr doch werth,
Als Asor folg' ich ohne Widerstreben
Der Herrin froh, wohin sie es begehrt.
Es kann nichts Schöneres auf Erden geben;
Als ihre Näh', von Ihr gepflegt, geehrt,
Leb wohl, du Redaktion, ich tig' dich nieder!
Du und mein Blatt, Ihr seht mich niemals wieder!

Gefaßt seyn ist immer gut.

Dieser alte, schöne Spruch bewährte sich kürzlich an einem Bewohner **felds, der an einem der heißesten Tage dieses Monats, wo die Arbeit so sauer wird, das Herumschlendern aber so süß ist, mit einer Angel in's Freie ging. Sein Weg führte ihn dem Fluße entlang, bis hin zu einem Dorfe in der Nähe des Waldes. Er warf sehr fleißig seine Angel aus, doch immer vergeblich. Kein Gröbling, noch weniger aber eine Forelle wollte anbeißen. Die Hoffnung für den Ertrag des Fischfanges ein Glas Bier zu trinken, reducirte sich immer sichtlicher auf Null, da schleuderte der Mann ärgerlich seine Angel unter einen Haufen Gänse, die eben schwammen, und riß eine davon zu sich, ihr schnell das Genick umdrehend, und sie sorgfältig unter seinen fadenscheinigen Rock verbergend. Er wurde aber im Verlaufe dieses Manövers ertappt, und des Diebstahls beschuldigt, vor den Richter geführt. Jeder Andere hätte darüber seine Fassung verloren, nicht so aber dieser. Er blieb ganz ruhig, und antwortete der Ortsobrigkeit, auf die mit wichtiger Miene gestellte Frage: ob er die Gans wirklich gestohlen habe, gelassen: Nein, ich habe die Gans nicht gestohlen, sondern gefischt, da sie andiß an meine Angel, und zu fischen nicht verboten ist. Der Richter gerieth über diese Antwort in große Verlegenheit. Er wußte keinen Bescheid darauf, vertagte die Untersuchung bis auf den nächsten Morgen, und ging mit den Geschwornen über den Fall zu Rathe, ob man eine Gans wirklich fischen könne oder nicht. Da aber einer der Geschworenen ein Naturkundiger war, der behauptete, die Gans sey ein Wasserthier wie der Fisch, folglich auch zu fischen wie Fische, wenn Jemand sich Zeit und Müh dazu nehme, so wurde dem Delinquenten blos die Gans abgenommen, und er in Freiheit gesetzt, ohne daß sein Fischfang für ihn weitere Unannehmlichkeiten hatte.

Merkwürdiges Transparent.

König Friedrich August von Sachsen machte in seinen früheren Regierungsjahren, als er noch Kurfürst war, eine Reise durch seine Staaten. In einer namhaften Stadt traf der erhabene Fürst eines Tages spät am Abend ein, und fand sie erleuchtet, da man seine Ankunft erwartet hatte. Nach einer kurzen Ruhe entschloß er sich, die Stadt zu durchstreifen, wobei ihm ein belustigendes Transparent auffiel. Ein Fleischer, dem eine sehr zänkische Frau zu Theil geworden, hatte folgendes Bild beleuchtet: auf einem großen Schilde waren zwei Figuren gemalt, eine Frau mit wüthender Geberde und aufgehobenem drohenden Arm, und ein festlich geschmückter Mann, aus dessen Munde die Worte gingen:

Brumm heut nur nicht, du alter Bär:
Der Kurfürst kommt, unser gnädiger Herr!

Alte Sprüche.

Wer drei Feinde hat, soll sich mit zween vertragen, damit er dem dritten desto besser gewachsen sey. (Philipp von Hessen.)

Gegen den Feind soll man viel Händ', aber wenig Köpf brauchen. (Kaiser Ludwig III.)

Verlegt und redigirt unter Verantwortlichkeit der G. Geiger j.'schen Buchdruckerei.

Digitized by Google

№ 76. **Der Erzähler.** 19. September 1840.

Ein

Unterhaltungsblatt für Jedermann.

Fünfter Jahrgang.

Augsburg. Dieses Blatt erscheint jeden Mittwoch und Samstag, und kostet dahier vierteljährlich 48 kr., halbjährig 80 kr. und jährlich 1 fl.; auswärts ist der Preis: vierteljährlich 48 kr., halbjährig 80 kr. und jährlich 1 fl. 12 kr. Bestellungen nehmen alle Buchhandlungen und königl. Postämter, letztere mit der tarifmäßigen Portovergütung, an.

*Des Mitgefühles Zauber.

Erwiederung an F . . . . . s.

Wenn uns der Freundschaft zarte Morgenröthe
Mit Rosenduft des Lebens Pfade schmückt,
Was wir gefühlt — gleich fühlend — noch erhohte:
Dann ist das Herz im Innersten beglückt.
Es ist so süß, was wir empfunden haben,
Den Freunden kunstlos, ohne Scheu zu weih'n;
Doch süßer noch, wenn unsrer Liebe Gaben
Auch manchmal fremde Herzen mit erfreu'n.

Ein milder Richter wird dem Sänger theuer,
Er ehrt, was die Natur, nicht Kunst errang,
Und aus der goldbesaik'ten trauten Leier
Tönt ihm des Dankes heil'ger Weihgesang. —
So schmückt der Mensch des Menschen Pilgertage
Reicht Blüthen ihm der Freude — sühnt den Schmerz,
Die schönste Lösung bei des Lebens Klage
Gibt Mitgefühl für ein verarmtes Herz.

L. O.

Der Bluträcher.

Unfern von der kleinen Stadt El Bire, (dem alten Sichem) an den Ufern des Jordan, erblickte man zwei große, schwärzliche Grabsteine. Auf dem einen stand der Name, Hatim, auf dem andern der Name Adi. Alle Morgen kam eine Frau, Namens Zidalmal, um daselbst zu beten, und ein Kind begleitete sie. „Hier ruhen die Gebeine deines Vaters und deines Großvaters, mein Kais," sagte sie zu ihm; aber niemals fügte sie hinzu auf welche Weise sie gestorben waren.

Der Sohn Zidalmals wuchs zum Jüngling heran. Eines Morgens als seine Mutter ihn, weil sie krank war, nicht begleiten konnte, begab er sich allein an die Ufer des Jordan. Während er nun vor den beiden Gräbern betete, ritt an ihm ein Araber vorüber und rief dem mit der Stirne im Staube Gebeugten zu: „Du mit Blut Befleckter! anstatt zu beten und zu weinen, wie ein Weib, würdest du besser thun, den Tod deines Vaters und Großvaters zu rächen."

Kais drehte sich um; der Araber war schon fort.

Ernst und nachdenkend kam der junge Hebräer zu Hause an, wandte sich an seine Mutter und sprach: „Meine Mutter, diesen Morgen betete ich an den Gräbern meiner Väter. Da ging ein Araber vorüber und rief mir mit verachtendem Blicke zu: Blutbefleckter! anstatt zu beten und zu weinen, wie ein Weib, würdest du besser thun, den Tod deines Vaters und Großvaters zu rächen! — Was bedeuten diese Worte, meine Mutter?"

Zidalmal erschrack.

„Ich will es wissen, Mutter!"

Zum erstenmal bemerkte die Hebräerin, daß ihr Sohn kein Kind mehr war; die ernste Stirne und der düstre Blick Kais zeugten von dem festen Mannessinn. „Verzeihe mir, mein Sohn," sagte sie zu ihm, „wenn ich dir die Ursache ihres Todes verborgen habe; aber ich fürchtete, du möchtest das vergossene Blut rächen wollen. Ich habe nur dich auf der Welt; ach, wenn du mir entrissen würdest, du, mein Stolz, meine Freude, mein Leben! sage mir, mein Sohn, wer soll die Augen deiner armen Mutter zudrücken."

„Wenn ich aber hier bleibe, wie ein Feiger, wer wird mich von dem Blute meiner Väter rein waschen?" — „Ach!" — „Antworte, meine Mutter, antworte! Ein Araber hat mir Hohn gesprochen; er hat mich „Blutbefleckter" genannt. Erkläre mir den Grund dieser fürchterlichen Beleidigung!"

„Um des Herrn Willen, frage mich nicht,"

sprach Zidalmal, und versuchte dem Zornblick ihres Sohnes auszuweichen.

„Ich soll dich nicht fragen, Mutter, da doch meine Ehre angegriffen ist? Dich nicht fragen, wenn man mir vorwirft, daß Blut an mir klebe? Ist etwa mein Väter keines natürlichen Todes gestorben? Ist sein Blut unter dem Eisen eines Mörders geflossen und sein Sohn hat ihn nicht gerächt? — Und dieser Sohn lebt, athmet die Luft, in welcher ein Mörder ihm seinen Vater geraubt hat? Moses hat doch geboten: „Wenn ein Mann erschlagen wird, so soll dessen nächster Verwandter das Recht und die Pflicht haben, den Mörder zu verfolgen und mit seiner Hand zu tödten, wenn er aber diese Pflicht unterläßt (hörst du Mutter?) so soll er ehrlos sein in der Gemeine und die Schmach der Feigheit und des Geizes soll auf ihm haften sein Lebenlang. Mein Vater ist ermordet worden? .... und wenn ich des Morgens gehe, mich niederzuwerfen auf dem Grabe, wird nicht der Schatten des Unglücklichen zürnend gegen mich aufstehen, werden seine Gebeine nicht vor Schrecken erbeben, und der Stein, der sie deckt, sich nicht wider mich wenden?.... Aber Mutter, du hältst mich wohl für einen Feigen, daß du mir die Wahrheit nicht sagen willst? Du schämst dich deines Sohnes, daß du ihn nicht würdig hältst, seinen Vater zu rächen?“

„O, mein Sohn, mein lieber Sohn?“

„Was? mein Vater hat einen Sohn hinterlassen, und es ist doch, als wenn es nur eine schwache schüchterne Tochter wäre!“ Schande über meine Mutter, welche als ein grausames und herzloses Weib gehandelt, Schande über mich selbst, den sie des Namens eines Mannes unwerth gehalten. Nicht Thränen sind es, die der Schatten meines Vaters verlangt, er verlangt Blut! Ist es nicht ein natürliches und heiliges Recht, ein heiliger und ehrenvoller Ruf für die nächsten Verwandten des ermordeten Mannes, seinen Tod durch das Blut seines Mörders zu rächen? Und wer steht dem Vater näher als der Sohn? Meine Mutter ich schwöre es dir, wenn dein Mund es mir verweigert, mir die Mörder zu nennen, so wird, in Ermangelung andern Blutes, das meinige fließen.“

Bei diesen Worten zog der Sohn Hatims von einem frommen Unwillen ergriffen, seinen Dolch und setzte ihn auf seine Brust. Zidalmal hatte kaum Zeit, sich auf den Arm ihres Sohnes zu stürzen; und ihn von der schrecklichen That zurückzuhalten. Darauf trocknete die arme Mutter ihre Thränen, unterdrückte gewaltsam ihr Schluchzen und begann mit gebrochener Stimme: „Das wird ein verderblicher Krieg, ein Krieg werden, der sich nicht mehr endigen wird. Ach, mein Gott! .... Aber, da du die Wahrheit wissen willst, da du es forderst, so höre mich mein Sohn: „Dein Großvater Adi hatte einen Streit mit dem Angehörigen eines benachbarten Stammes und dieser tödete ihn. Dein Vater wollte ihn rächen; aber er war falsch berichtet, und statt das Blut des Schuldigen zu vergießen, vergoß er das eines Unschuldigen.“ Eines Tages nun, als Hatim von einigen Dienern begleitet, von dem Besuche eines kranken Freundes von Jerusalem zurückkam, trat mitten im Thale Hebron ein unbekannter Mann zu ihm und redete ihn also an: „„Ein Räuber hat mich hinter einem Sandhügel überfallen und mir alles geraubt, was ich bei mir hatte. Der Bösewicht kann nicht weit von hier sein. Kommt ich bitte euch, und helfet mir, mein Gut wieder zu gewinnen.““ Eine abschlägige Antwort war unmöglich; dein Vater folgte also und befahl seinen Sclaven zu folgen. Der Fremde lächelte. „„In unserm Lande, sagte er, würde ein tapferer Mann seine Sclaven nicht mitnehmen, er würde allein gehen.““ Dein Vater schämte sich nun, und gab seinen Sclaven ein Zeichen, zu bleiben. Unsere Diener haben nun erzählt, daß dein Vater, vor einen Sandhügel geführt, einen Mann bemerkte, der sich verbergen zu wollen schien. Er stürzte auf den vermeintlichen Räuber, wurde aber in demselben Augenblick von hinten niedergestoßen; denn an seinem Leichnam fand sich eine tiefe Wunde im Rücken.

„Und wie heißt der Mörder?“ fiel Kais mit einer Ruhe ein, unter welcher er seine glühende Rachelust verbarg.

„Ich weiß es nicht, mein Sohn.“

Der junge Hebräer sah seine Mutter mit festem Blicke an, der so streng und forschend in ihr Innerstes drang, daß die arme Wittwe dieser stummen Frage nicht widerstehen konnte. „Schidaseh, ein Freund deines Vaters, begleitete ihn, fügte sie mit einer leisen und zitternden Stimme hinzu.“

Kais rüstete nun seine Waffen und zog sie an. „Segne deinen Sohn, theure Mutter,“ sprach er, sich vor Zidalmal beugend. Die Wittwe Hatims legte ihre zitternde Hände auf das schöne Haupt

Digitized by Google

ihres Sohnes und sprach in feierlicher, Bewegung: „Ich segne dich, mein lieber Sohn!“ — und ihr Blick folgte ihm, bis er hinter den Zelten des Stammes verschwunden war.

Kais setzte nun über den Jordan und kam nach einer Tagreise bei Schidasch an, den er nicht kannte. Doch machte er von den Rechten der Gastfreundschaft, welche bei den Arabern so hochgeachtet werden, Gebrauch, und trat in das Zelt, das er sich hatte bezeichnen lassen. Hier setzte er sich an einen Tisch und verlangte zu essen.

Der Gattin Schidasehs, welche ihn bediente; fiel alsbald der wilde Blick ihres Gastes auf, sie ging zu ihrem Gatten, welcher, auf seinem Polster gelehnt, sorglos seine Pfeife rauchte, und theilte ihm ihre Bemerkung mit. Schidasch wandte sich gegen den Fremdling und war betroffen über die außerordentliche Aehnlichkeit mit seinem Freunde. Er näherte sich dem Jüngling und fragte ihn, ob er nicht ein Verwandter Hatims sey?

„Ich bin sein Sohn,“ antwortete Kais, „und bin gekommen, meinen Großvater und meinen Vater zu rächen. Meine Mutter hat mir gesagt, daß du ihre Mörder kennst, nenne sie mir!“

Schidasch war auf das Tiefste betrübt; denn der Mörder Adis, des Vaters Hatim's und Großvaters des Kais, war ein Verwandter seiner Gattin: „Diesen Abend,“ sprach er, „werde ich mich neben einen Mann setzen und ihm in die Hand schlagen; daran kannst du ihn erkennen.“ —

Als der Abend kam, saßen einige Araber an dem Rande einer schattigen Quelle, unter einer Gruppe von Palmbäumen und rauchten. Schidasch und Kais näherten sich ihnen. Der erstere setzte sich neben einen Greis und berührte seine Hand. In diesem Augenblick stürzte sich der Enkel Adis auf den Greis und stieß ihm seinen Dolch in die Brust.

Die Araber sprangen auf und wollten sich auf den jungen Mann stürzen; aber Schidasch hielt sie mit den Worten zurück: „Es ist ein Bluträcher; er war mit Blut befleckt und wäscht es ab.“

Kais wischte seinen Dolch ab und steckte ihn wieder in seinen Gürtel.

Nach der Zurückkunft in sein Zelt ließ sich der Jüngling von Schidasch berichten, wo er den Mörder seines Vaters fände, nahm Abschied von seinem Wirthe und reiste weiter.

(Schluß folgt.)

Charakterzüge aus dem Leben König Friedrich Wilhelm III.

I.

Der Gärtner Bouché in Berlin hatte einen ausgezeichneten Blumenflor. Der König pflegte ihn daher zu der Zeit, wenn solche in der höchsten Blüthe standen; ein Paarmal des Jahres, des Vormittags, wo der Garten wenig frequentirt war, zu besuchen.

Einst war er dort in Begleitung einiger Mitglieder seiner Familie. Bouché machte den König auf eine wunderschöne und seltene Aurikel aufmerksam, mit dem Zusatze: Das ist ein Juwel unter meinem Aurikelflor. Der König bewunderte die Größe und die auffallend schöne Zeichnung der Blume, und Jemand aus seiner Umgebung fragte den Gärtner:

„Was soll die Blume kosten?“

Ehe Bouché noch antworten konnte nahm der König das Wort: „Sie fragen schon was die Blume kosten soll, und wissen ja noch nicht, ob er sie verkaufen will?“

„Ew. Majestät haben sehr Recht,“ entgegnete Bouché.

„Ich möchte diese Blume um keinen Preis verkaufen, denn sie ist die höchste Zierde meines Aurikelflor, und ihretwegen erhalte ich so zahlreiche Besuche. Wenn Ew. Majestät sie aber zu besitzen wünschen, so steht sie zu Befehl.“

Der König schüttelte mit dem Kopfe und fragte: „Habe ich nun nicht Recht?“

Zwei Jahre darauf besuchte er den Gärtner wieder. Er hatte die Aurikel nicht vergessen und fragte ihn gleich:

„Was macht Ihre schöne Aurikel?“

„Ach, Ew. Majestät, sie hat sehr viel von ihrer Schönheit verloren.“

„Das muß man sich schon gefallen lassen. Geht es uns denn besser? Aber sie wird doch in jedem Frühlinge wiederum erblühen, mit uns ist das nicht der Fall. Man muß sich darein fügen.

II.

Wenn früher bei einer Schützengilde Jemand den besten Schuß beim Königschießen für den König gethan hatte, erhielt der Schützenkönig auf die deßfallsige immediate Anzeige aus der General-Amts-Kasse eine Gratifikation von 50 Thaler, wofür in dem Etat die Summe in Ausgabe gebracht ward. Der König befahl diese Ausgabe in dem Etat zu

Digitized by Google

streichen, indem er sich vorbehalten wolle, in vorkommenden Fällen den Schützenkönig aus seiner Chatouille zu remuneriren. Dieß ist denn auch dadurch geschehen, daß er solchen ein Geschenk mit der goldenen Huldigungsmedaille machte. Demnächst wurde diese Medaille aber nicht mehr an den Schützenkönig, sondern an die Schützengilde gesandt. In einer kleinen Stadt, in Schlesien, hatte der Gerichtsbote den besten Schuß für den König gethan. Er hoffte, die goldene Medaille für sich zu bekommen, wenn er das Prävenire vor der Gilde spiele und dem König Anzeige davon mache. Diese lautete wörtlich so:

„Allerdurchlauchtigster ꝛc. ꝛc.

Ew. königliche Majestät thue ich zu wissen, daß die Vorsehung meine Hand und die Kugel so gelenkt, daß ich für Allerhöchstdieselben beim Königschießen allhier, den besten Schuß gethan habe. Indem ich solches pflichtschuldigst anzeige, ersterbe ich als Ew. königliche Majestät

stellvertretender König und Vasall.“

Der König hatte darauf geschrieben: „Nicht zu beantworten, und abzuwarten, bis die Gilde darüber berichtet.“

Pferde-Rache.

Ein schottisches Blatt erzählt folgende interessante Thatsache: In den letzten Tagen des Juni ging ein Bursch von etwa 16 bis 18 Jahren am Ufer des Tayflusses spazieren und vertrieb sich die Zeit damit, daß er einige Pferde, die unweit der Landstraße auf einem eingehegten Grasplatze weideten, mit Steinen warf. Nachdem er diesen Unfug eine Zeit lang getrieben, wurden die Rosse ärgerlich, steckten die Köpfe zusammen, schlugen mit den Füßen aus, setzten dann, wie auf Commando über die Umzäunung, und sprengten mit aufgeblasenen Nüstern gegen den Burschen ein. Diesem blieb nur ein Ausweg um den gereizten Thieren zu entgehen, er mußte über den Fluß schwimmen. Das that er denn auch, sie aber folgten ihm, und waren ihm hart auf den Fersen, als er zu seinem großen Glücke einem Baum erreichte, auf den er getrieben von Todesangst schnell hinaufkletterte. Einige Stunden lang saß er auf demselben als Gefangener, denn die Pferde wichen nicht eher von dannen, als bis ein Bauersmann sie wieder über den Tay zurückführte, und den Burschen erlöste.

Heirathszwang.

Man erzählt folgende Anekdote von dem berüchtigten, grausamen Grafen d'Espanna, der eine blutige Rolle in dem jetzigen spanischen Bürgerkriege spielte und vor kurzem ermordet wurde. Der Besitzer von Casa Vitata von Martes war sehr reich und ein alter Hagestolz. Der Graf ließ ihn zu sich kommen und sagte ihm, um der Gesellschaft nützlich zu sein, müsse er heirathen und irgend ein braves Mädchen glücklich machen. Der Hagestolz weigerte sich dessen und um ihn dafür zu strafen, ließ ihm der Graf eine ganze Compagnie im Hause, die er unterhalten mußte. Nach einiger Zeit wurde die Aufforderung zur Heirath wiederholt und als der Hagestolz sich auch dießmal weigerte, wurde ihm eine zweite Compagnie in das Haus gelegt. So mehrte sich die Zahl der Soldaten fortwährend und der Hagestolz sah kein anderes Mittel, seiner völligen Verarmung zu entgehen, als eine Frau zu nehmen. Der Graf wohnte der Hochzeit selbst bei und der Besitzer von Casa Vitata soll mit der ihm aufgezwungenen Frau recht wohl zufrieden sein.

Oeffentlicher Dank und Ankündigung.

Die Theilnahme, welche das kunstsinnige Publikum von Dotzheim meinen Produktionen als steirischer Alpensänger gewidmet hat, veranlaßt mich, in dieser vielgelesenen Zeitschrift meinen unumwundenen Dank dafür auszusprechen, damit Deutschland neuerdings erfahre, wie sehr die edlen Bewohner Dotzheims von jeher Talente zu schätzen wußten. Zu gleicher Zeit benachrichtige ich alle Kunstfreunde, daß übermorgen meine Gemahlin, eine geborne Dotzheimerin, als Tirolersängerin auftreten wird. Das neue Charakter-Costüme, in welchem sie erscheint, ist edenfalls von einem geborenen Dotzheimer verfertigt. Die Abendunterhaltung findet in dem bewußten Lokale statt. Man bittet, wenn Sammeln gegangen wird, das Geld nicht mit so vielem Geräusche auf den Teller fallen zu lassen, wodurch die ausführenden Künstler im Vortrage gestört werden könnten. Mit Hochachtung

Ignaz Schnalzer,
Steirischer- und Tiroler-Alpensänger.

Auflösung des Logogryphs in No. 72:
Täufer, Läufer, Säufer, Käufer.

Verlegt und redigirt unter Verantwortlichkeit der G. Geiger j.'schen Buchdruckerei.

Digitized by Google

№ 77. **Der Erzähler.** 23. September 1840.

Ein

Unterhaltungsblatt für Jedermann.

Fünfter Jahrgang.

Augsburg. Dieses Blatt erscheint jeden Mittwoch und Samstag, und kostet dahier vierteljährlich 15 kr., halbjährig 30 kr. und jährlich 1 fl.; auswärts ist der Preis: vierteljährlich 18 kr., halbjährig 36 kr. und jährlich 1 fl. 12 kr. Bestellungen nehmen alle Buchhandlungen und königl. Postämter, letztere mit der tarifmäßigen Portovergütung, an.

Der Bluträcher.

(Schluß.)

Nach einem langen Wege durch die Wüste kam er endlich an den Ufern des persischen Meerbusens, unfern von der Stadt Bassora, an. Als die Nacht einbrach, schaute er nach allen Seiten umher, ob er nicht einen Ort zur Ruhe fände. Zu seiner Rechten lag der persische Meerbusen, zu seiner Linken ein Hain von Palmen, Aloen und Orangenbäumen. Kais trat in den Hain, wählte einen bequemen Ort zum Schlafen und streckte sich an dem Fuße eines Citronenbaumes auf das Gras hin. Kaum wollte er die Augen zum Schlummer schließen, als er unfern von sich leise Tritte hörte. Der Mond schien hell, und in seinem Lichte sah Kais eine Gestalt, welche abwechselnd hinter den Bäumen erscheinend und verschwindend, auf ihn zukam. Es war ein junges Mädchen; über ihren Schultern schwebte ein langer Schleier; ein weißes, goldgesticktes Kleid wallte um ihre schlanke Gestalt, ihre schönen Haare schmückte eine rothe Rose, und in ihren zarten Fingern hielt sie eine andere Rose, die sie, wie in einem lieblichen Traume versunken, im Gehen pflückte.

Niemals hatte Kais, der in einem Lande wohnte, wo man die Frauen fest eingeschlossen hält, ein junges Mädchen gesehen; er hielt dieses entzückende Geschöpf für eine himmlische Erscheinung und blieb erstaunt und begeistert vor ihr stehen. Erschrocken bei dem Anblick eines Fremden ließ das junge Mädchen die Rose fallen, stieß einen Schrei aus und wollte fliehen. Kais aber warf sich zu ihren Füßen und rief: „Engel des Paradieses, wenn ich durch Betretung deines Asyls ein Verbrechen begangen habe, so strafe mich mitleidsvoll!“ Mit diesen Worten reichte ihr Kais seinen Dolch hin. Die bittende Stellung des Fremden, die Anmuth seiner schwärmerischen Rede gaben dem Mädchen wieder Muth; und sie vergaß, daß ihr Antlitz den Blicken des Fremdlings ausgesetzt war und antwortete: „Ich bin kein Engel des Paradieses, mein Name ist Marbuka; und du, wer bist du?“ — „Ein Wanderer der um Gastfreundschaft bittet,“ erwiederte Kais.

„Folge mir, junger Fremdling,“ antwortete Marbuka; „mein Vater wird dich mit Freundlichkeit empfangen, aber, wenn dein Name kein Geheimniß ist, sage mir ihn.“

Kais stand auf und sagte mit trauriger Miene: „mein Name ist mit Blut befleckt; wenn meine Rache ihn rein gewaschen haben wird, will ich dir ihn sagen; du sollst auch den Namen des Ortes erfahren, wo ich geboren bin; denn dann werde ich mich zu den Füßen deines Vaters werfen und ihm sagen, daß ich dich liebe und daß ich dich von dem Herrn mir zur Gattin erbitte. Sage mir Marbuka, wirst du wollen?“ —

„Der Wille meines Vaters wird mein Gesetz seyn,“ antwortete die junge Araberin; da bemerkte sie, daß ihr Schleier enthoben war, und verhüllte wieder ihr Antlitz.

„Komme,“ erwiederte Kais feurig; „denn ich sehne mich, mein Schicksal zu erfahren.“

Marbuka kehrte nun zu dem Zelte ihres Vaters zurück und Kais folgte ihr still und nachdenkend. Sie führte ihn durch eine lange Reihe von Sclaven vor ihren Vater. Dieser saß auf einem Teppich und rauchte seine lange Pfeife. Vor ihm stand ein Tisch von Sandelholz, mit Früchten und Kuchen von feinem Mehl, mit einigen Wachsscheiben und einer Flasche Wasser besetzt.

Digitized by Google

„Mein Vater," sagte das junge Mädchen, „hier ist ein Wanderer, der um die Gastfreundschaft bittet?

„Sei willkommen, junger Fremdling," sagte der Greis, indem er sich halb erhob; „wenn du Hunger oder Durst hast, so setze dich an diesen Tisch, iß und trink, wenn du ermüdet bist, so lege dich und theile meinen Teppich."

Marbuka war verschwunden.

Kais aß und trank und legte sich dann auf den Teppich zur Seite seines Wirthes. Allein das Bild Marbukas, so wie der Gedanke an den Zweck seiner Reise störten seinen Schlummer; er bewegte sich öfters auf seinem Lager und sprach abgebrochene Worte. Aufgeweckt durch die heftige Bewegung seines Gastes horchte der Greis und hörte folgende Worte aussprechen: „Omar, Omar, Mörder Hatims." Er betrachtete nun die edlen und stolzen Züge des Fremdlings genauer und stand dann eilig auf und entfloh voll Schrecken. Die Sonne stand schon hoch, als der Jüngling erwachte. Der Greis lag ihm nicht mehr zur Seite; aber vor ihm stehend erwartete Marbuka, bleich und weinend sein Erwachen.

„O Kais!" sagte sie zu ihm voll der bittersten Traurigkeit, „warum bist du hierher gekommen!"

Als Kais seinen Namen aussprechen hörte, blieb er stumm vor Erstaunen. Die junge Araberin aber fuhr fort: „Ja, du bist Kais, der Sohn Hatims, und mein Vater ist Omar, der Sohn Abukirs."

„Omar, Omar!" rief Kais, erhob sich und entfernte sich von Marbuka. „Gott Israels! auf welche Probe stellst du mich! —"

Das junge Mädchen erwiederte. „Mein Vater bietet dir durch mich den Blutpreis; an der Thüre seines Zeltes stehen hundert Kameele; nimm sie und gehe."

„Junges Mädchen," sagte Kais, „wer seinen Vater rächen will, muß jeden andern Preis, als das Blut des Mörders, verschmähen!" Weiter fügte Marbuka mit niedergeschlagenen Augen und sichtbar mit sich selbst kämpfend hinzu; „mein Vater bietet mich dir als Gattin an!"

Die Freude glänzte im Blicke des Jünglings; seine Arme streckten sich nach der schönen Araberin aus, sanken aber im nämlichen Augenblick kraftlos wieder nieder.

„Es ist Blut zwischen uns beiden!" sagte er verzweiflungsvoll.

„Aber man kann es abwaschen," erwiederte die Tochter Omars.

„Blut kann nur mit Blut abgewaschen werden.

„Nun, so nimm das meinige; grausamer Fremdling! aber schone, schone das meines Vaters!"

Marbuka fiel bei diesen Worten dem jungen Hebräer zu Füßen, umschlang dieselben und weinte heiße Thränen.

„Schone mich .... entferne dich ...." schluchzte er, denn seine Kräfte versagten ihm.

„Stoße mich nicht zurück, Kais," rief sie mit dem Ausdruck der Verzweiflung. „Wenn du mich nicht schön genug findest, deine Gattin zu seyn, nimm mich zu deiner Sclavin. Ich will dir dienen, ich will deiner Mutter dienen, und deiner Gattin. Ich will deine treue Dienerin sein .... ich werde deine Befehle in deinen Augen lesen .... Sage, willst du? Glücklich, tausendfach glücklich wird Marbuka sein, wenn sie durch Hingabe in die Sklaverei das Leben ihres Vaters bezahlen kann."

„Gott Israel!" seufzte Kais. — Noch einige Augenblicke stand er unbeweglich; dann aber stieß er das arme Kind plötzlich zurück, und entfloh, das Antlitz in seinen Händen verbergend.

Marbuka lag ohnmächtig am Boden.

Moses hatte, um das Gesetz der Blutrache zu mildern sechs von den Leviten bewohnte Zufluchtsstätten angeordnet. Jeder Mörder konnte in denselben ein Asyl suchen; man nahm ihn dort auf, bis er gerichtet war, und damit der Bluträcher dem Flüchtigen nicht den Weg abschneiden konnte, war befohlen, daß die Pfade keinen Umweg haben durften, welcher den Rächer in den Stand setzen konnte, dem Flüchtling zuvorzukommen. Wenn er ihn aber demungeachtet erreichte und ihn tödtete, so war die That als gerecht angesehen; der Bluträcher war nicht schuldig.

Wenn der Mörder die Stadt der Zuflucht erreicht hatte, so untersuchte die Gerichtsversammlung, ob er das Asyl verdiene. War der Mord ein freiwilliger, so wurde der Schuldige dem Bluträcher ausgeliefert; war es aber ein unfreiwilliger, so war der Mörder so lange in Sicherheit, als er in der Stadt der Leviten wohnte. So wie er aber die Grenzen überschritt, so konnte der Bluträcher die Rache üben.

Omar und seine Tochter hatten eine dieser Städte erreicht; Kais fand alsbald ihre Spur und folgte ihnen. Das Verbrechen ward vor das Gericht gebracht und die Richter versammelten sich, um zu berathschlagen, ob Omar das Asyl verdiene.

Digitized by Google

Am anberaumten Tage erschien Kais vor der Versammlung der Aeltesten, und stellte sich zu ihrer Rechten; Omar und seine Tochter standen zur Linken und das Volk stand umher.

„Dieser Mann hat meinen Vater erschlagen!“ sprach Kais mit lauter Stimme und erzählte die Umstände des Mordes.

„Der Vater dieses Jünglings hatte ungerechterweise den meinigen getödtet, antwortete Omar; ich habe nur das Recht der Blutrache geübt.“

Die Aeltesten berathschlagten nun leise untereinander und der Oberrichter erhob sich und sprach:

„Sohn Hatims, dieser Mann hat nach seinem Rechte gehandelt; er kann bei uns bleiben, so lange er will. Asyl und Schutz sind ihm gewährt.“

Dann sprach er die Worte aus, welche Kais, den Sohn Hatims, rein wuschen:

„Es ist kein Blut da! —“

Das Volk jauchzte Beifall bei dieser Entscheidung.

Am nämlichen Abend wollte Omar trotz der zärtlichen Gegenvorstellungen Marbukas, welche ihren Vater nur in der Zufluchtsstadt sicher glaubte, nach Hause zurückkehren. „Lieber will ich sogleich sterben, mein Kind,“ antwortete er ihr, „als entfernt von den Gräbern meiner Väter leben.“

Er hatte sich bereits mit seiner Tochter und seinen Sclaven auf die Reise begeben, als er jemand hinter sich nachsetzen hörte. Es war Kais; Marbuka zitterte für ihren Vater; denn sie waren schon weit von der Zufluchtsstadt. Kaum konnte der junge Mann gehört werden als er rief: „Omar! sey getrost; die Richter haben gesagt: „Es ist kein Blut da,“ — und ich habe ihre Entscheidung angenommen. Erinnere dich nur der zwei Versprechen, die du mir gethan hast; auf einem derselben bestehe ich.“ —

„So sey es, mein Sohn,“ antwortete Omar; „morgen werden dir meine Sclaven hundert Kameele zustellen.“

„Beurtheilst du mich so falsch,“ erwiederte Kais schmerzvoll, „daß du mir den Blutpreis anbietest, wenn kein Blut mehr da ist? Nein, es ist deine Tochter, die ich von dir erbitte. Omar willst du mir Marbuka zum Weibe vor dem Herrn geben?“

„O, mein Sohn, was verlangst du? Marbuka ist mein Leben, die Freude meines Alters, mein ganzer Trost; aber wohlan! ich muß Wort halten, und wenn sie einstimmt, will ich nichts dagegen haben?“

„Sage Marbuka,“ rief Kais, sich an das Mädchen wendend; „willigst du ein?“

Statt aller Antwort verhüllte die schöne Araberin ihr erröthendes Antlitz mit ihrem Schleier.

Zidalmal war nun bald die glücklichste Mutter. Ihr Sohn kam glücklich zurück in die väterliche Wohnung, und mit ihm eine schöne junge Gattin. Sie hatte nun zwei Kinder statt des einen.

Miszellen.

Der Doktor Schubbeare

in London war verurtheilt, an dem Schandpfahle zu stehen, weil er aufrührerische Pamphlets hatte drucken lassen. Bei der Exekution des Urtheils fiel ein heftiger Regen. Der Doktar war sehr nett gekleidet; einer seiner Freunde sandte einen Karrenschieder mit einem Regenschirm zu ihm, um solchen während des Regens über den, am Schandpfahl Stehenden zu halten. Der Abgeschickte that dies mit vieler Geduld, bis die Zeit der öffentlichen Ausstellung verstrichen war. Am folgenden Morgen trat der Karrenschieder bei Schubbeare in's Zimmer, und sagte: „Ich hoffe, daß Ew. Herrlichkeit sich wohl befinden, und daß Sie bei dem gestrigen nassen Wetter vom Schnupfen verschont geblieben sind.“ — „Freund!“ sagte der Doktor, dem diese sonderbare Theilnahme auffiel, „seyd Ihr denn nicht für den Dienst, den Ihr mir gestern geleistet, bezahlt worden?“ — „O ja, Ew. Herrlichkeit, ich habe eine Guinee dafür erhalten. — „Glaubt Ihr denn, daß Ihr damit nicht hinlänglich bezahlt seyd? Ihr habt ja nur höchstens eine gute Viertelstunde den Regenschirm halten müssen.“ — „Das ist freilich wahr. Die Mühe war auch nicht sehr groß; aber bedenken Ew. Herrlichkeit die Schande! — Der Doktor fand diese Antwort so naiv, daß er, statt darüber sich zu entrüsten, nach seiner Börse griff, und dem Karrenschieder eine halbe Guinee mit den Worten hinreichte: „Da hat Er noch etwas, nun laß Er mich aber allein.“ — „Ich danke verbindlichst!“ entgegnete der Karrenschieder mit einer tiefen Verbeugung. „Ich gehe schon; aber — noch eins — ich wohne am Strande Nro. 317. — wenn Sie wieder einmal einen solchen Schirmhalter brauchen, so bitte ich, mir den Verdienst zu gönnen.“

Eine seltsame Monomanie.

Vor einiger Zeit erschien vor dem Zuchtpolizeigericht in Paris ein gewisser Burnier, weil er einen gewissen Lombard gewürgt hatte. Burnier fürchtete nämlich, wenn er einmal sterbe, begraben zu wer-

Digitized by Google

den, ohne daß seinem Sarge Leidtragende folgen. Um diesem seiner Ansicht nach größten Unglücke für einen Todten zuvorzukommen, trägt er ein Büchelchen bei sich, auf dessen erster Seite geschrieben steht: „ich verpflichte mich bei meiner Ehre, dem Leichenbegängnisse des Herrn Burnier beizuwohnen, wenn wir das Unglück haben, denselben zu verlieren; Burnier seiner Seits macht sich verbindlich meinem Sarge zu folgen, im Fall ich vor ihm sterben sollte.“ Mit diesem Büchelchen ging er dann zu allen seinen Bekannten und ersuchte sie, diese Verpflichtung zu unterzeichnen; war er irgend wo zu Tische, so legte er den Gästen nach dem Dessert gewiß sein Büchelchen vor ꝛc. So kam er auch zu dem erwähnten Lombard, mit welchem er am Tage vorher in einem Kaffeehause zum erstenmal gesprochen hatte und ersuchte denselben um Unterzeichnung. Dieser aber erklärte, er sei alt und es sei höchst unwahrscheinlich, das Burnier vor ihm sterben könne und überhaupt unterschreibe er keine solche lächerliche Verpflichtung. Darüber erzürnte sich Burnier so sehr, daß es von Worten zu Thätlichkeiten kam und er den alten Lombard an der Kehle packte. Die Sache kam zur Klage, wie erwähnt, und Burnier mußte 150 Frcs. Strafe, so wie die Kosten bezahlen. Als er aus dem Gerichtssaale fortging, zog er sein Büchelchen aus der Tasche, legte es dem Actuar vor und ersuchte denselben, er möge sich doch auch mit unterschreiben. Da dieser sich lächelnd weigerte, so entfernte sich Burnier achselzuckend.

Kirchhof-Scenen in Konstantinopel.

Die Friedhöfe in Konstantinopel sind in der schönen Jahreszeit an Frei-, Sonn- und Festtagen eben so bunt belebt, wie die Boulevards in Paris. Türken, Armenier, Griechen, Franken und ihre Frauen bilden hier die lebendigsten Gruppen, entweder auf den Grabsteinen sitzend oder in den Arabats liegend und ihre Pfeife schmauchend, den Spielen und Tänzen zuschauend, die rings die Friedhöfe beleben. Hier wird von Griechen der phrygische Tanz oder der macedonische Phalanx aufgeführt, dort ergötzen sich die Türken an Athleten und Ringern, allenthalben sind Coroussels, Schaukeln, Wagen u. dgl. Spiele errichtet, an welchen alle Geschlechter, Nationen und Glaubensgenossen denselben Antheil nehmen, dazwischen sind Kramladen und wandelnde Kaffeehäuser aufgeschlagen, wo sich die durstige Seele mit Früchten aller Art, mit Sherbet, Eis, Limonade, Caviar, Wasser, Brod und Käse laben kann, und zwar in der größten Auswahl, denn nirgend in Europa findet man eine solche Menge dieser Victualienhändler als eben hier auf dem Kirchhofe!

Reichthum macht noch nicht schön.

Baron und Baronin Rothschild, hören wir privatim aus London, sind in diesem Jahre in den Almacks eingeführt. Neulich sagte die schöne Lady Linnor auf einer jener Soireen der haute volée zu einer Dame, die neben ihr stand: „Wer mag der häßliche Mensch (fellow) sein, der dort steht? Er sieht gerade aus wie ein Jude.“ — „Mylady,“ erwiderte diese, „wenn er wie ein Jude aussieht, so hat er ein Recht dazu, denn er ist einer. Es ist mein Mann, der Baron Rothschild.“ — Lady Linnor wurde sehr verlegen und roth, und machte viele Entschuldigungen. Am andern Morgen fährt Baronin Rothschild bei ihr vor, läßt sich melden und wird natürlich angenommen. „Mylady,“ sagte die Baronin, „Ihre Bemerkung gestern hatte mich sehr beleidigt, ich muß es gestehen; doch Ihre sehr hübsche Entschuldigung hat Alles wieder gut gemacht. Ich wünsche mit Ihnen näher bekannt zu sein, und zum Beweise, daß dieser Wunsch echt ist, bitte ich Sie, dieses Kreuz“ (— ein sehr schönes und von echten Juwelen natürlich —) „von mir anzunehmen und zu tragen.“ — Lady Linnor, die, beiläufig gesagt, nicht sehr reich ist, trägt das schöne Kreuz.

*Aphorismen.

Glücklich, wer die Welt nicht braucht;
Glücklicher der, den die Welt braucht.

Des Lebens größtes Unglück ist: das Leben hassen.

Besser keinen Ruhm erwerben,
Als erst nach dem Ruhme sterben.

Könnte man sehen, wie alle Mädchen „Myrthenkranz“ sprechen, so würde man deutlich erkennen, daß sie sagen: „Mir den Kranz!“

L. Sch.

* Räthsel.

Jeder erzählet mich leis', auf daß ich die Ohren dir kitzle,
Wo ich walte verachtet jeglichen Wissens Gewalt.
Sieh', man trägt mich herum, und Niemand darf mich doch kennen!
Bin ich, so kennst du mich nicht, kennst du mich, bin ich nicht mehr.

L. Sch.

Verlegt und redigirt unter Verantwortlichkeit der G. Geiger j.'schen Buchdruckerei.

Digitized by Google

№ 78. **Der Erzähler.** 26. September 1840.

Ein

Unterhaltungsblatt für Jedermann.

Fünfter Jahrgang.

Augsburg. Dieses Blatt erscheint jeden Mittwoch und Samstag, und kostet dahier vierteljährlich 18 kr., halbjährig 30 kr. und jährlich 1 fl.; auswärts ist der Preis: vierteljährlich 18 kr., halbjährig 36 kr. und jährlich 1 fl. 12 kr. Bestellungen nehmen alle Buchhandlungen und königl. Postämter, letztere mit der tarifmäßigen Portovergütung, an.

* An die Ultra-Napoleoniſten Frankreichs.

(Bei Abholung der Aſche Napoleons.)

Des Kaiſers Lebenstraum von Ruhm und Siegen,
Von Schlachten, Kronenraub, iſt ausgeglüht.
In ſeiner Hand ſollt' einſt die Erde liegen,
Allmächtig träumte ſich der korſiſche Alcid.
Ihm warf des Zeitſtroms kecke Welle
Der Galliſchen Cäſaren Krone zu;
Ihn ſchwang der Ehrſucht Traum zur Gottheit Schwelle,
Und Helena nur gab dem müden Löwen Ruh.

Siegtrunken, in des falſchen Glückes Glanze,
Von Nation zu Nation gejagt
In ſeiner Heere wildem Todtentanze,
Bis Frankreich ihm das Grab verſagt,
Schlug er des fremden Zwingherrn Ketten
Um Deutſchlands ſtolzen, trotz'gen Sohn,
Jagt' er die Todesſchaar, im Eisfeld ihr zu betten,
Die ſtarre, wimmernde Million.

Noch klaffen glühendheiß die Wunden,
Die er in Deutſchlands zuckend Herz geſä't,
Eh die Allianz, dreieinig ſtark verbunden,
Die Schatten ſeiner Allmacht hingemäht.
Vor Waterloo, in blutig rothem Schimmer,
Ging eures Abgotts letzte Sonn' hinab;
Vor Leipzig ſank der Siegskoloß in Trümmer,
Dort ſtieg er lebend in ſein Grab.

Was hat ihn fortgepeitſcht bis vor die Steppen
Sibiriens mit den Eumeniden Attila's?
Den Fluch des Himmels und der Menſchheit ſchleppen
Mußt' er bis in die Felſen Helena's.
Und fraget ihr Germania's ernſte Väter,
Die Mutterherzen, die der Korſe ſchlug —
Wie zahlt der Menſchheit ſtrafender Verräther
Die Thränen, die zu Gott der Menſchheit Engel trug?

Wer gab das Recht dem chriſtlichen Vandalen,
Zu ſchänden unſer höchſtes Heiligthum;
Von jenen Pyramiden bis zum Kamtſchadaleu
Auf Völkerblut zu bau'n den Tempel ſeinem Ruhm?
Wallfahrt ihr hin auf euern Todtenſchiffen,
Holt eures Gotzen Aſche ab!
Das blaſſe Heer auf jener Felſen Riffen,
Der Ruhmgier Opfer, ſegnen nicht ſein Grab.

Uns blenden die Theaterflammen
Franzmänniſcher Begeiſt'rung nicht.
Geſchlagner Hunde Demuth muß verdammen,
Wer Deutſchlands Wort, wie Palm, vor dem Tyrannen ſpricht.
Es muß der Menſch die Menſchheit ehren,
Zur Knechtſchaft ſtempeln nicht durch Tyrannei;
Muß im Heloten ſelbſt den Gott verehren,
Der auf die Stirn' ihm ſchrieb: Sei gut und frei!

Armins und Friedrichs Land, wann war's ſo tief geſunken,
So fremd, wie Metzen, der Beſchämung Roth,
Daß achtungslos, vom Allmachtwahne trunken,
Ihm auf den Nacken trat der korſiſche Deſpot?
Begeiſterung-umflammt durch Körner's Lieder,
Flog unſer Banner auf ob Gallieus mattem Aar;
Zurück im Lerna's Sümpfe ſank die Hyder,
Als ihr Geſchick vollendet war.

Jauchzt Halleluja, Sanskulotten-Kinder,
Der Handvoll Aſche des Gerichteten.
Groß ſei er, doch der Menſchen-Ueberwinder
Steht gottlich nicht auf Titus' Hoh'n.
Brennt Weihrauch euerm bannerloſten Gotzen!
Ein Andres thut das Weltgericht,
Das über ſeines Völkerpurpurs Fetzen
Die Kronen ſeines Lügentraums zerbricht.

Schmach euerm Leichtſinn, euerm Wankelmuthe!
Halb Frankreich holt den Staub des Eremiten ab.

Digitized by Google

Was thatet ihr, als Albion der Ruthe
Europa's zum Asyl den Meereskäfig gab?
Die ausgebrannte Asche des Kometen
Führt im Triumph ihr nun anbetend nach Paris.
Als in den Staub ihn Englands Schmach getreten,
War's Frankreich, das ihn kalt, wie alle Welt, verließ.
Dann, wenn ein kommendes Jahrtausend sichtet
Von reiner Wahrheit trüben Wahn;
Wenn dieses Meteor der Nachwelt Urtheil richtet,
Weist's seinen blut'gen Schein aus reiner Sonnen Bahn.
Hoch leb' und ewig, wer die Welt beglückte,
Und säte Frieden, Wahrheit, Licht durch seinen Staat!
Ihm dort ein sanft Gericht, der Gottes Erde drückte!
Die Saat Napoleons war, Kugelsaat.

Nebel.

Cassandrino, der Dieb, und der Prätor von Perugia.

In Perugia, einer alten Stadt in der Romagna, lebte ein flotter Junge, von anständigem Vermögen, mit Namen Cassandrino. Alle Welt kannte ihn, denn er war weit und breit berühmt wegen seiner Geschicklichkeit im Stehlen. Sehr Viele brachten Klagen gegen ihn an beim Prätor der Stadt, daß er ihnen Dies oder Jenes entwendet habe, allein ihre Mühe war umsonst, weil der Prätor ihn nie bestrafen ließ, da er ihm ein gar munterer und aufgeweckter Gesellschafter war und ihn mit seinen Schnurren und Einfällen gar angenehm zu unterhalten wußte. Er drohte ihm zwar stets, doch dabei blieb es auch, denn Cassandrino wußte sich immer mit einem schnippischen Einfall aus der Schlinge zu ziehen. Das Merkwürdige bei der Sache war, daß man bei allen Streichen, die er spielte, immer nur gegründeten Verdacht haben, aber nie die That selbst beweisen konnte, so listig wußte er sich dabei zu benehmen.

Eines Tages hatte ihn der Prätor in ein abgelegenes Zimmer geführt und mit freundlichen Worten dringend gebeten, von diesem Leben abzulassen, das am Ende doch einen kläglichen Ausgang nehmen werde, von dem er dann mit all seinem Ansehen nicht im Stande sein werde, ihn zu befreien. Je rührender aber der Prätor seine Saiten stimmte, desto lustiger belachte ihn Cassandrino, und die Folge der Predigt war, daß er den Prätor selbst zu einer Wette über seine Geschicklichkeit aufforderte. „Freund Prätor," hub er an, „ich will Euch eine lange Zeit keinen Anlaß mehr zum Klagen geben, wenn Ihr mir's nicht an Gelde fehlen lasset. Gebt mir hundert Scudi, so stehle ich Euch über Nacht aus Eurer Schlafkammer das Bett, dann werdet Ihr gestehen, daß ich im Schweiße meines Angesichts lebe."

„Es gilt," erwiederte der Prätor, „denn es müßte sonderbar zugehen, wenn du mir das Bett, in dem ich schlafe, stehlen könntest." — „Es gilt hundert Scudi," sagte Cassandrino mit seinem gewöhnlichem Kaltsinne. — „Nun, so gelte es," fuhr der Prätor fort, indem er einschlug, „und ich erkenne es für ein Meisterstück; aber es soll dir fehlschlagen, so wahr ich Prätor bin." Cassandrino ging, um die nöthigen Vorbereitungen zu treffen.

Wenige Tage vorher war in Perugia ein Arzt gestorben, den man gerade an dem Tage der Wette auf dem Kirchhofe vor der Stadt begraben hatte. Cassandrino ging die nächste Nacht, als Alles im tiefsten Schlafe lag, an die Stelle, wo der Arzt bestattet war, lüftete das Grab mit einem Spaten, zog den Leichnam bei den Füßen heraus, nahm ihm das Todtengewand und kleidete ihn mit seinem eigenen. Sofort lud er ihn auf die Schultern und trabte dem Palaste des Prätors zu. Mit einer Leiter, die er bereit gehalten, kam er glücklich sammt seinem Arzt auf den Dachboden, wo er mit Brecheisen und anderm Werkzeugen gerade über des Prätors Zimmer durcharbeitete und eine ziemlich große Oeffnung machte.

Der Prätor, der im Bette lag, hörte alles, was jener vornahm, und lachte schon heimlich, daß er den listigsten aller Menschen dieses Mal so glücklich in die Falle kriege. Er konnte den Ausgang kaum erwarten, hielt sich im Bette fest und stemmte die Füße gegen das untere Gestell, damit man ihm das Bett doch nicht unterm Leibe wegstehlen könne. Er spitzte die Ohren und wagte kaum, Athem zu holen, — da ließ Cassandrino plötzlich seinen Arzt durch das Loch hinunterfallen. Der Fall erschütterte das Zimmer, und der Prätor sprang vor Schrecken aus dem Bett empor. Er eilte hin, und da Cassandrino das Gesicht des Leichnams mit Blut bestrichen hatte, hielt ihn der Prätor wirklich für Cassandrino selbst. „Ach, du armer Schelm," seufzte er laut, „hättest du doch die Wette sein lassen! Du mußt sie derb büßen! — Aber," fuhr er fort, „was würde man sagen, wenn es unter die Leute käme,

Digitized by Google

daß ich, der Prätor, zu dieser unseligen Geschichte Gelegenheit gegeben! Sie würden mir die Fenster einwerfen, sie würden mich steinigen.“ Er schlich nun in das Vorzimmer hinaus, rief seinen treuesten Diener, und eilte mit ihm in den Garten hinab, wo sie eine Grube machten, in die sie den Leichnam warfen, damit dieser unglückliche Vorfall nicht an den Tag käme. Kaum hatte aber der Prätor sein Zimmer verlassen, so ließ sich Cassandrino an einem Stricke von der Decke herunter, packte das Bett zusammen und trollte sich damit zum Fenster hinaus. Eine Viertelstunde darauf kam der Prätor voll Kummer von der Beerdigung zurück, und wollte sich wieder zu Bette legen. Aber das Bett war fort. Er sah nun ein, daß er auf irgend eine, ihm unerklärbare, Art dennoch angeführt sei, und es blieb ihm nichts übrig, als halb lachend, halb murrend einige Stühle zusammen zu rücken und sich darauf niederzulegen.

Am nächsten Morgen kam Cassandrino wie gewöhnlich in den Palast, und erhielt seine hundert Scudi, indem er dem Prätor seine List erzählte und ihn derb auslachte.

„Du bist ein geschickter Dieb,“ sagte der Prätor, „aber ich will dich für unvergleichlich halten und dir noch eine Rolle mit hundert Scudi geben, wenn du mir heute Nacht mein liebstes Pferd, Lardo, aus dem Stalle wegführst.“

Cassandrino stellte sich sehr betroffen, und erklärte endlich, daß ihm dies unmöglich sei.

„Wenn du es nicht zu Stande bringst, so schlingt sich dir morgen der Strick um den Hals, und du wirst, Angesichts aller Welt, an der Stadtmauer gehängt.“

„Wohlan, ich will es versuchen, allein mit der einzigen Bedingung, daß Ihr selbst die ganze Nacht hindurch auf dem Pferde, gesattelt und gezäumt, sitzen müßt, und kein Diener im Stalle bleibe.“

Der Prätor war über diese Bedingung hocherfreut, da er nun gewiß sei, die Wette zu gewinnen. Dieser Spaß, daß er in eigener Person, und zwar auf dem Pferde selbst, dessen Wächter abgeben dürfe, belustigte ihn so, daß er Cassandrino in die Wange kniff und zum Abendessen einlud. Dieser erschien zur Stunde, erzählte während des Essens allerhand schnurrige Geschichten, zeigte sich aber zuletzt sehr schwermüthig und besorgt um den Ausgang des Abenteuers. Der Prätor, welcher sich königlich auf den Spaß freute, schenkte fleißig ein, und Cassandrino benutzte die Gelegenheit, als der Prätor vom Tische aufstand und am Fenster frische Luft schöpfen wollte, ein Schlafpulver in des Prätors Weinglas zu schütten. Darauf nöthigte er ihn zum Abschiedstrunk und entfernte sich bald nachher. Kaum hatte Cassandrino die Schwelle verlassen, als der Prätor den Lardo satteln ließ und sich in den Bügeln zurecht setzte. Er nahm die Zügel in die Hand, saß indeß kaum eine Stunde, als er trotz alles Widerstrebens einschlummerte und wie ein Bär zu schnarchen anfing. Cassandrino stand bereits an der Stallthür, die er nun mit einem Dietrich öffnete und sich leise dem Stande näherte. Hier nahm er das Maß von der Höhe des Pferdes und des Sattels, ging in den Garten, nahm von dem Bogengange vier Geländerstöcke, an welche die Weinreben gebunden waren, und kehrte damit in den Stall zurück. Noch schlief der Prätor, als wolle er nimmer erwachen. Cassandrino schnitt die Zügel, die jener in der Hand hielt, ab, und brachte dann den einen Pflock, den er in der Erde festgemacht hatte, glücklich unter die eine Seite des Sattels, den er von dem Rücken des Pferdes lüftete, nachdem er mit leichter Mühe die Gurte durchschnitten. So gelang es ihm, den Sattel auf die vier Pflöcke festzustützen, ohne daß der Prätor auch nur das Geringste davon spüren konnte. Nun verband er dem Pferde die Hufe, damit es leise auftrat, und führte es mit sich fort.

Der Prätor erwachte endlich am hohen Tage, und da er vor Schrecken zusammenfuhr, als er sich wie Mohamed's Sarg in der Luft schweben glaubte und kein Pferd mehr unter sich sah, brach er mit Sattel und Pflöcken zusammen und lag am Boden da. Er erhob nun ein jämmerliches Geschrei, raffte sich auf und verfluchte seine Wette, als gerade Cassandrino zu Pferde vor der Stallthür erschien und ihm einen guten Morgen wünschte. Cassandrino erhielt abermals seine hundert Scudi, trieb auch seine Kunst noch lange fort zur großen Unterhaltung des Prätors, ohne daß dieser jedoch nochmal zu bewegen gewesen wäre, eine Wette von hundert Scudi einzugehen.

Miszellen.

Ein Mißverständniß.

Im Theater in Paris glaubte A. S., ein Journalist, zu bemerken, daß ein anderer Journalist G.

Digitized by Google

mit zu auffallender Aufmerksamkeit eine der hübschen Damen in seiner Loge betrachte. Das Stück begann und S. glaubte, die impertinente Bewunderung würde aufhören, sobald der Vorhang aufgezogen worden, aber die beiden Augen des Herrn G. blieben fortwährend auf die unglückliche junge Dame gefesselt, welche anfing die Fassung zu verlieren. Ihre Verlegenheit entging S. nicht, der seinem Nachbar einen wüthenden Blick zuwarf, ohne indeß etwas damit auszurichten und den Gegner einzuschüchtern. Es begann eine stumme aber beredte Betrachtung, bei welcher die flammenden Blicke einander begegneten, beleidigten, herausforderten und eben so vielsagend waren als die kräftigste Rede. S. wurde der Sache zuerst überdrüssig; er senkte das Auge, er war besiegt. Wie ein Löwe stürzte er aus der Loge hinaus, eilte zu der des G. und klopfte heftig an. G. öffnete ihm selbst, hatte aber die Thüre kaum aufgemacht, als er eine Ohrfeige erhielt. Man begab sich sofort an einen bestimmten Ort, um mit Blut die Sache auszugleichen. Die Zeugen, Freunde der beiden Gegner, waren in großer Verlegenheit; G. versicherte, er habe fortwährend auf die Bühne gesehen, während S. seiner Seits das Gegentheil behauptete und sich auf das Zeugniß der Dame berief, die von G. so auffallend angesehen worden war. Die Beleidigung, die G. erhalten, machte indeß jede Erklärung nutzlos. Die Pistolen wurden geladen und die Gegner zwanzig Schritte von einander aufgestellt. G. schoß zuerst, traf aber nicht. S. warf sein Pistol weg, reichte G. die Hand, entschuldigte sich und sagte, er gestehe gern sein Unrecht ein. Während G. zielte, hatte nämlich S. bemerkt, daß jener so ungeheuer *schielte*.

Die beiden Narren.

Ein Edelmann in Lancester schien einige Neigung zu gelindem Wahnsinn zu verspüren, welcher sich bald in kaum widerleglichen Beweisen äußerte. Die Familie des angehenden Rasenden entschloß sich, ihn in ein Narrenhaus der Umgebung zu senden, und vertraute die Lösung dieser Aufgabe einem Diener der Gerechtigkeit. Unter dem Vorwande einer Spazierfahrt brachte man den Edelmann in den Wagen, und rollte lustig auf Bedlams Filiale los. Aber unter Weges schöpft unser Narr Verdacht, visitirt den in einem Gasthofe eingeschlafenen Begleiter, findet eine Schrift, welche das Dunkel erhellt, und begibt sich schnurrstracks in das Narrenhaus, von wo er mit mehreren Leuten zurückkehrt, seinen Reisegefährten als Wahnsinnigen, sich kraft der Schrift als Bevollmächtigten denselben festsetzen zu lassen ausweist, ihm den Kopf zu scheeren und das Zwangcamisol anzulegen befiehlt, und dann ruhig nach Hause zurückkehrt. Das Mißverständniß klärt sich natürlich auf, und der neue Themisdiener kommt mit geschornem Kopfe und verrenkten Gliedern davon. Ob sein boshafter Schützling später wieder eingesperrt, oder ob die Freude, sich gerächt zu haben, ihm den Verstand wieder gegeben, darüber schweigt die Chronik.

Büchermasse. Ein müssiger Engländer hat aus Mangel einer besseren Beschäftigung, sich der undankbaren Mühe unterzogen die Summe aller seit dem Beginnen der Buchdruckerkunst gedruckter Bücher zu berechnen. Sie beläuft sich auf **33,000,596,200** Bände.

Zwei Knoten.

(Eingesandt.)

I.

Viersilbig.

Die Gaben der ersten und zweiten, die höchsten,
Nicht immer erwünscht; sind doch immer die besten,
Nichts ist in derselben unendlichem Reich
Als bei Christen ein Name, dem ihren fast gleich.
Die dritte ist eben so einfach, als nöthig;
Mit noch 24 muß sie sehr thätig
Den Kleinen, die wenige Jahre noch zählen,
Als Anfang gelehrt werden, *sie* darf nicht fehlen.
Noch nöthiger ist uns die dritte und vierte,
Der Segen der ersten zwei, mindert die Bürde
Dem Landmann der fleißig stets pflegen sie muß
Die Gabe derselben ist allen Genuß.
Das Ganze ist da, in beinah allen Orten.
Wie viel Millionen sind Beute geworden
Desselben, seitdem die Erde schon steht?
Des Ganzen, wo Wonne und Jammer vergeht.

II.

Alle Dinge haben mich.
(Doch mein' ich nicht die Elemente)
Was kommen wird und wich;
Der Anfang und das Ende
Von irgend einem Seyn;
Gott ist's jedoch nicht was ich mein'!
Ich selber, nur ein Wort
Hab' keinen Körper, — sag dieß Wort?

Auflösung des Räthsels in No. 77.:
Das Geheimniß.

Verlegt und redigirt unter Verantwortlichkeit der **G. Geiger** j.'schen Buchdruckerei.

Digitized by Google

№ 79. 30. September 1840.

Der Erzähler.

Ein

Unterhaltungsblatt für Jedermann.

Fünfter Jahrgang.

Augsburg. Dieses Blatt erscheint jeden Mittwoch und Samstag, und kostet dahier vierteljährlich 15 kr., halbjährig 30 kr. und jährlich 1 fl.; auswärts ist der Preis: vierteljährlich 18 kr., halbjährig 36 kr. und jährlich 1 fl. 12 kr. Bestellungen nehmen alle Buchhandlungen und königl. Postämter, letztere mit der tarifmäßigen Portovergütung, an.

*An eine verfallne Abtey.

Halle, die einst Lebensmüden
Ihres Waltens Zielpunkt gab,
Der Ruine Farb' und Frieden
Zeigt mir deines Glanzes Grab.
Einsam in der Dämmrung Hülle
Such' ich deiner Mauern Stille,
Hole mir, wo Lebenslust
Schweiget, Ruh' in meine Brust.

Wär' verwais't nicht jene Schwelle,
Hast'gen Schrittes eilt' ich hin,
Zöge an des Pförtners Schelle,
Bäte um den Einlaß ihn,
Fragte, ob im weiten Raume,
Auszuruhn vom Lebenstraume,
Nicht noch eine Zelle leer
Für den arg Getäuschten wär'?

Von der Dichtung Zauberschlägen
Leis geweckt, die Trümmer jetzt
Die bemoos'ten Häupter regen,
Stein auf Stein zum Bau sich setzt:
Neu beziunt der Thürme Spitzen
Seh' im Abendgold ich blitzen,
Im verjüngten Klostergang
Tönt der Mönche Chorgesang.

An des Festaltares Seite
Steigt des Weihrauchs Duft empor,
Der Prälat im Priesterkleide
Mit der Inful steht davor;
Orgellaut und Pauke schallen,
Pomp erfüllt des Domes Hallen:
Doch nicht irdisch ist es, hin
Zu dem Höchsten strebt der Sinn!

Wär' ich in dem Gotteshause;
Im gefundenen Asyl
Ruhig feierte die Pause
Wilder Leidenschaften Spiel.
Schau die Erdengötter mieden
Seines Weichbilds Himmelsfrieden,
Keusch des Ordens Bußgewand
Prunk und eitle Sucht verbannt.

Kind'scher Traum! hilft's, daß ich wecke
Jener grauen Vorzeit Bild?
Sänk' urplötzlich jene Decke,
Die Vergangnes mir umhüllt, —
Wenn verjüngt empor jetzt träte
Dieser Bau? — ich floh die Stätte.
Was das Herz uns außen bricht,
Schweigt in Klostermauern nicht!

A. D — r.

Jeannot la Pelissière.

Wahre Begebenheit.

Jahrelang unter dem Kaiserreiche saß der blödsinnige Jeannot auf dem Pont des Arts, und nahm die Theilnahme aller Vorüberziehenden in Anspruch. Jedermann kannte ihn, Jedermann gab ihm; er gehörte keineswegs zu den Zudringlichen, die blos deswegen beschenkt werden, damit man ihrer los werde, im Gegentheil, er redete beinahe Niemanden an, er hatte gar nicht die Absicht zu betteln; er saß stumm auf der Brücke, und vom ersten Marschall bis zum letzten Sergeanten, vom Minister bis zum Lastträger, reichte ihm jeder eine kleine Gabe. Von seinen früheren Verhältnissen wußte man nichts, als daß er einst in einer besseren Lage gewesen, und durch Einwirkung von niedrigen Ereignissen, an denen vorzüglich die Revolution die bedeutendste Schuld trug, in die bittere Nothwendigkeit versetzt worden war, Almosen anzunehmen. Er hielt seine Leiden mit Geduld und

Digitized by Google

Ergebung aus, und nie erpreßten ihm seine Umstände Unwillen. Nur eine Eigenthümlichkeit besaß der sonst so ruhige Mann, die ihm in Paris beinahe eine Art von Berühmtheit verschaffte. So oft man seinen Namen nannte, ward er böse, bei der Wiederholung desselben wüthend, und manchesmal sogar, zumal wenn er merkte, daß es geflissentlich geschah, traten convulsivische Bewegungen bei ihm ein, die zuletzt in eine Art von Starrkrampf übergingen. Umsonst suchte man lange Zeit hindurch der Ursache dieser seltsamen Eigenheit auf die Spur zu kommen; ihn selbst konnte man unmöglich darum befragen, und außer ihm war keine Seele, die sie zu erklären wußte. Sein Tod, der im Jahre 1828 erfolgte, löste endlich das Räthsel, und in den Papieren, die sich bei seinem kleinen Nachlasse vorfanden, gab er selbst den Schlüssel zu jenem Abscheu vor seinem Namen, der bis dahin aller Welt unbegreiflich war.

Jeannot la Pelissière, so hieß der Mann, war der Sohn eines wohlhabenden Bürgers in Paris. Die Schreckniße der Revolution raubten dem Vater den größten Theil seines Vermögens; der Sohn betrieb nun das Gewerbe, und suchte, soviel als die damaligen Verhältniße es erlaubten, durch Industrie und Thätigkeit die Familie zu ernähren. In dieser Beziehung nöthigte ihn ein Geschäft, eine kleine Reise in die Provinz zu unternehmen. Die grausamen Machthaber trieben gerade dazumal ihr Scharfrichterhandwerk mit unermüdlichem Eifer. Jedem unbedachtsamen Schritte des unbefangenßten Franzosen ward eine böswillige Deutung gegeben, jede unschuldige Aeußerung mit Blut bezahlt. So kam es auch, daß während der Abwesenheit des jungen Jeannet, den Helfershelfern Robespierres ohne irgend einen haltbaren Grund der Vater Mißtrauen einflößte. Die Gesetze des Terrorismus sind bekannt, seine Rechte waren die Gewalt; da galt kein Flehen, keine Entschuldigung, kein Beweis, kein Ueberzeugen. Der alte Pelissière ward aus dem Bette geholt, und auf das Schaffot geschleppt. Der Sohn kommt zur selben Stunde nach Paris zurück. Sein Weg führt ihn über den Grèveplatz. Er sieht die Guillotine in voller Arbeit. Eine dichte Menschenmasse hindert ihn, das Schlachtopfer zu erkennen. Er fragt, wer der Unglückliche sey, und aus tausend Kehlen vernimmt er das Unglückswort: „La Pelissière!“

Nun stand Jeannot allein mit seiner Mutter. Er trachtete soviel als möglich, ihr im Sohne den verlornen Gatten zu ersetzen. Er arbeitete rastlos Tag und Nacht. Er lebte nur mit, und für seine Mutter. Noch immer dauerten die Grausen erregenden Unruhen in Paris fort. Wenn Jeannot nicht mußte, verließ er nie das Haus. Schon das war hinreichend, um Argwohn und den Haß der Banditen zu erregen. Eines Abends, als er mit seiner Mutter bei einem frugalen Abendbrod saß, hörte er ein wildes Toben auf der Straße, das sich immer mehr dem Hauße näherte. Plötzlich hört man unten den Ruf: „La Pelissière! La Pelissière!“ Die Mutter läuft zum Fenster, und öffnet es. Die Vagabunden glauben in der Dunkelheit vermuthlich, es sey der Sohn, und ein Büchsenschuß streckt die alte Frau todt zu Boden.

So hatte zum zweiten Male sein eigener Name einen fürchterlichen Eindruck auf Jeannot machen müssen, und gewissermaßen das Signal zu einem gräßlichen Erlebniße gegeben.

Die Schreckniße der Revolution waren endlich vorüber; die Ruhe kehrte allmählig auf Frankreichs Boden zurück; unser Jeannot lebte still und eingezogen, und nährte sich redlich. Bekanntschaften suchte er wenig, und ein äußerst unangenehmes Gefühl bemächtigte sich seiner jedes Mal, wenn man im Gespräche ihn bei seinem Namen nannte. Er meinte immer unwillkürlich, es müsse ein Unglück im Hintergrunde lauern.

Ein Geschäft brachte ihn zufällig in das Haus eines wackern Fabrikanten. Bald überzeugten sich beide Männer, daß ihre Gesinnungen und Ansichten vollkommen übereinstimmten, und daß sie eines gegenseitigen Vertrauens würdig waren. Nach einer so aufgeregten Zeit, wo man gewohnt war, jeden Schatten selbst fürchten, und dem nächsten Verwandten oft seine Gedanken verbergen zu müssen, thut es wohl, Jemanden gefunden zu haben, dem man das Innere seines Herzens erschließen kann. Jeannot besuchte Bremont (so hieß der Fabrikant), erst oft, dann täglich; nach wenig Wochen schon schien im Hauße etwas zu fehlen, wenn la Pelissière auch nur einen Tag wegblieb. Doch dies geschah selten, und nur bei besonderer Veranlaßung. Für Jeannot selbst war es das dringendste Bedürfniß, sich so oft als möglich bei Bremont einzufinden. Louison, die 18jährige schöne Tochter seines Freundes, war ein weit stärkerer Magnet noch, als die Freundschaft, die er dort traf-

Digitized by Google

Auch Louison war nicht unempfindlich gegen die Neigung des jungen Mannes. Die beiden Herzen verstanden sich bald, und Achtung und Liebe knüpften ein Bündniß, das eben so innig als dauernd zu werden versprach.

Jeannot hielt nun förmlich um Louisons Hand an, die ihm auch keinen Augenblick verweigert wurde. Seine Laune hatte sich als Bräutigam merklich gebessert. Er war nicht mehr der alleinstehende, trostlose, verzweifelnde Mensch; er hatte wieder ein Ziel, einen Zweck des Lebens vor sich; nur immer hing ihm noch die Abneigung gegen seinen Namen an, und zuweilen, wenn im traulichen Kreise davon die Rede war, wie froh und zufrieden er nun lebe, seitdem er sich wieder eine neue Familie gewonnen, entschlüpfte ihm unwillkürlich die Aeußerung: „Alles wäre gut, wenn ich nur den fatalen Namen nicht hätte!“

Vater und Tochter waren zu bescheiden, um ihn weiter um den Grund dieser Abneigung zu befragen, und vielleicht dadurch Ereignisse zu berühren, die für ihn verletzend seyn konnten. Jeannot seinerseits wieder besaß von jeher einen Grad von Verschlossenheit der beinahe allen Menschen eigen ist, die schon viele Stürme des Lebens erlitten haben. Daher kam es, daß die Sache nie näher erörtert wurde.

Der Vermählungstag rückte heran. Unser Brautpaar träumte von nichts, als den Wonnen der Ehe; das Leben war ihnen ein blumiger Pfad, von Amoretten umgaukelt; sie sahen nur die Rosen, und spürten keine Dornen, wie alle angehenden Eheleute es vor, oder höchstens noch 14 Tage nach der Hochzeit machen. Jeannot mußte eine kleine Reise nach Dijon unternehmen. Schmerzlich war die Trennung, und nur die Gewißheit, sich bald wieder — und zwar dann auf immer wieder zu sehen, war der einzige Trost. Eines Tages, während der Abwesenheit des Bräutigams, verbreitet sich auf einmal in Paris das Gericht, ein Raubmörder, der vor zwei Jahren nächtlicher Weile das Hotel der Marquise von la Roncière beraubt, und die Eigenthümerin in ihrem Bette erschlagen hatte, sey endlich in Dijon verhaftet, und nach erfolgtem Eingeständnisse öffentlich hingerichtet worden. Sein Name sey la Pelissière. Auch zu Bremonts Ohren kam diese Kunde, der, obschon anfangs der Aehnlichkeit der Namen wegen, unangenehm dadurch berührt, der Sache weiter keine Aufmerksamkeit schenkte. Als er aber des nächsten Morgens die ämtliche Anzeige davon im „Moniteur“ las, da erst fiel ihm das Zusammentreffen der Umstände auf. Jeannots Abneigung gegen seinen Namen, seine Verschlossenheit über die Ursache, seine verzögerte Heimkunft, und vorzüglich sein gänzliches Stillschweigen während seiner Abwesenheit. Er beschloß noch vor der Hand es Louison geheim zu halten; unglücklicher Weise aber geht diese in einen Kaufladen; um einige ihr noch zur Hochzeit nöthige Putzgegenstände einzukaufen: das Papier worin man die Putzsachen wickelt, ist das Blatt des „Moniteurs.“ Louison liest — erstarrt — und fällt mit einem Schrei des Entsetzens der Putzhändlerin todt in die Arme.

Zwei Stunden nachher trifft la Pelissière wohlbehalten in Paris ein, und hört und findet, was mittlerweile sich zugetragen hatte. Der verzweifelte Vater theilt ihm alles mit, und erfährt nun durch den unglücklichen Bräutigam, daß sein Stillschweigen, so wie auch sein längeres Ausbleiben wirklich nur durch zu häufige Geschäfte veranlaßt worden war. Jener Raubmörder der leider auch den fluchbeladenen Namen trug, war ein ihm ganz fremder Mensch, den er niemals früher, weder persönlich noch namentlich gekannt hatte, und der auch nicht einmal entfernt zu seiner Familie gehörte.

Von diesem Tage an, war ihm sein Name ein Abscheu erregendes Wort. Er floh die Welt, schloß sich in sein Zimmer ein, und öffnete seine Thür nur, um gleich einem Gefangenen, Nahrung zu empfangen. Wer ihn bei seinem Namen nannte, war sein Todfeind, und mußte auf die Ausbrüche der höchsten Wuth gefaßt seyn. Immer nur klebte ihm die fire Idee an, sein Name habe ihn elend gemacht. Dies dauerte eine geraume Zeit, bis endlich der Trübsinn in eine Art Stumpfsinn, oder vielmehr ruhigen Wahnsinn überging. Der kleine Ueberrest seines geringen Vermögens war bald aufgezehrt, und es kam ihm zu Statten, auf dem Pont des Arts, wo er täglich von früh bis Abend saß, Almosen zu erhalten. Doch selbst dies ließ nur seine Geistesabwesenheit zu; wäre er bei Sinnen gewesen, hätte es sein Stolz nicht erlaubt. Er beleidigte Niemand, er war nie aufgeregt, nur der Klang seines Namens übte eine merkwürdige Macht über ihn aus. Der brachte ihn zu sich, den verstand er, der machte ihn wüthend. Das Jahr 1828 erlöste ihn aus seiner erbarmungswürdigen Lage. Zwei Stun-

Digitized by Google

den vor seinem Tode schien er wieder seine volle Besinnung gewonnen zu haben. Er sprach sehr wenig. „Der böse Name!“ waren seine letzten Worte.

Miszellen.

Ein geprellter Raritäten-Freund.

Amerikanische Blätter erzählen eine drollige Geschichte von einem Engländer, der in Paraguay Jagd auf Naturseltenheiten machte. Eines Tages nämlich bringt ihm ein Neger eine Schildkröte, auf deren Rücken eine Reihe buchstabenähnlicher Zeichen oder Hieroglyphen in ziemlich unregelmäßiger Entfernung zu sehen waren. Der Neger behauptete, das Thier erst vor einer Stunde an einem felsigen, fast unzugänglichen Orte des Meeresufers gefangen zu haben. Der Engländer war ganz Ohr, ganz Auge, und was noch viel besser: ganz Börse, denn dieses Naturwunder hatte sicher nie seines Gleichen, und wer weis, raisonirte er überdem, welche Wahrheit hier die Natur eigenhändig niedergeschrieben, welches Geheimniß sie hier an den Tag gelegt. Die Wundersucht kam mit in's Spiel, und mit Vergnügen zahlte er hundert Guinees für das seltsame Geschöpf mit seiner Schrift auf dem Rücken. Triumphirend zeigte er seinen Schatz jedem Bekannten; leider konnte Niemand das Wort der Natur enträthseln. Endlich indeß gerieth er an einen Deutschen; diesem kommen die Schriftzüge bekannt vor; dennoch kann er sie ebenfalls nicht enträthseln; und schon will er die hoffnungslose Arbeit aufgeben, als sich zufällig ein Theil der Schrift in dem blankvergoldeten Rockknopf eines Nebenstehenden spiegelt; da ist die Hieroglyphe gelöst; es waren verkehrt geschriebene deutsche Buchstaben, und geben vor dem Spiegel gehalten die Worte: the fools Bag is opend for evry one. (Des Narren Börse steht Jedem offen.) — Die Zeichen waren sichtbar eingeätzt, und der dicke Engländer fluchte darauf, er werde nicht eher ruhen, bis er den schwarzen Betrüger erdrosselt. — Am nächsten Morgen reiste er ab.

Ein seltener Aufruf zu milden Gaben.

Der 1832 verstorbene Prediger Rowland Hill, der sich trotz aller seiner Excentricitäten und oft in denselben als einen echtpraktischen geistlichen Damagogen erwies, schloß einst eine Predigt zu Gunsten einer Anstalt, für welche Beiträge gesammelt werden sollten, mit folgender Ermahnung: „Jeder ist sich selbst der Nächste. Wer also von euch, meine Freunde, baares Geld nicht leicht entbehren kann, oder wer glaubt nicht genug zu haben, um seine Schulden zu decken, der gebe nichts; ich verlange nichts, ja ich verbiete es ihm, etwas zu geben, denn Ehrlichkeit gegen Gläubiger muß der Mildthätigkeit vorgehen. Wer aber in guten Verhältnissen ist, der gebe, so viel er mag.“ Wer hätte sich als einen Unbemittelten angeben und seinen Credit, des Kaufmanns höchstes Gut, für lange verscherzen mögen? Darum borgten selbst Die, die zufällig nicht Geld genug bei sich hatten, von anwesenden Freunden, und die Spende fiel reichlicher aus als je eine zuvor.

Die beiden Schilder.

In Paris erschienen vor kurzem zwei Männer, ein Coiffeur und ein Perruquier vor dem Friedensrichter. Der Perruquier beklagte sich über seinen Nachbar, den Coiffeur, daß er ihm die Kunden abwendig mache und sein Schild verhöhnt und verspottet habe. Der Perruquier hatte sich schon vor längerer Zeit ein schönes Schild malen lassen, auf dem man Absolon sieht, wie er am Haar an einem Baumast hängt. Unter diesem Bilde lieset man die schönen Verse:

Hier sieht man, schwebend in großer Gefahr;
Absolon hängen an seinem Haar.
Er wäre entgangen diesem Unglücke.
Hätte er getragen eine Perrücke.

Der junge Coiffeur nun, klagte der Perruquier, habe ihn an diesem seinem Schilde verwundet, er habe sich nämlich auch eines malen lassen, auf dem man einen Mann im Wasser sehe, der dem Ertrinken nahe sei. Ein menschenfreundlicher Mann bemühe sich den Unglücklichen zu retten und habe denselben bereits am Haare gefaßt; aber der Mann im Wasser trage eine Perrücke, der Retter behalte diese in der Hand und der Unglückliche versinke in der Fluth. Darunter lese man denn:

„Er wäre entgangen diesem Unglücke,
Hätte er getragen keine Perrücke.“

Das zahlreich anwesende Publikum brach in ein lautes langanhaltendes Gelächter aus, der Friedensrichter aber konnte keine Beleidigung in dem Schilde des Coiffeurs gegen das Schild des Perrückenmachers finden und sprach den Beklagten frei.

Verlegt und redigirt unter Verantwortlichkeit der G. Geiger j.'schen Buchdruckerei.

Digitized by Google

№ 80. 3. Oktober 1840.

Der Erzähler.

Ein

Unterhaltungsblatt für Jedermann.

Fünfter Jahrgang.

Augsburg. Dieses Blatt erscheint jeden Mittwoch und Samstag, und kostet dahier vierteljährlich 15 kr., halbjährig 30 kr. und jährlich 1 fl.; auswärts ist der Preis: vierteljährlich 18 kr., halbjährig 36 kr. und jährlich 1 fl. 12 kr. Bestellungen nehmen alle Buchhandlungen und königl. Postämter, letztere mit der tarifmäßigen Portovergütung, an.

Der Räuber Casparone.

Das Leben des Räubers Casparone bietet eben nicht viel Erzählungswerthes dar, denn eine Reihe von Grausamkeiten und gegen 70 Mordthaten, die er verübt hat, einzeln aufzuzählen und zu beschreiben, würde sowohl Zuhörer als Erzähler sehr bald ermüden. Ich begnüge mich daher, nur einzelne Scenen herauszuheben, die ich Ihnen nach bewährten Erzählungen treu mittheile.

Wie im Allgemeinen nicht schon allein das in dem Menschen wohnende böse Prinzip oft zu Verbrechen treibt, sondern es gewöhnlich noch einiger unglücklichen Zusammentreffen von Verhältnissen bedarf; um ihn dieses vollziehen zu machen und so stufenweise in's Verderben zu stürzen; so geschah es auch mit Casparone. Er mit seinem jüngeren Bruder waren ihres Vaters, der einige kleine Ländereien im Volskergebirge besaß, die er, wie man sagte, wohl auch durch frühere Räubereien erworben hatte, bald durch den Tod beraubt. Beide Brüder ergaben sich hierauf mit Leidenschaft der Jagd, die in jenen Gegenden sehr ergiebig, und ihnen reichlichen Unterhalt gewährte.

Eines Tages geschah es, in Begleitung eines dritten jungen Burschen aus Velletri, daß ihre Jagd sehr glücklich war, und sie so viel schossen, daß ihnen endlich das Pulver ausging, nicht so aber die Lust zum Jagen. Dieser Verlegenheit nun abzuhelfen, war schwer, denn Velletri, der nächste Ort, war doch gegen 10 Miglien weit entfernt. Nach langem Nachsinnen sprach endlich der dritte junge Bursche: „Wenn ich mich nicht irre, so kommt heute der Fuhrmann, der wöchentlich das Pulver und andere Sachen aus Rom für die Administration nach Velletri bringt; wie wäre es, wenn wir denselben auf der nicht weit von hier gelegenen Landstraße abwarteten? Ich kenne den Mann," setzte er hinzu, „und bin überzeugt, daß wir für Geld und gute Worte soviel Pulver erhalten werden, als uns hinreichend seyn wird, heute und auch diese Nacht die Wildschweinsjagd fortsetzen zu können." Mit Freuden wurde dieser Vorschlag von Casparone angenommen, der nur besorgte, daß der Fuhrmann vielleicht schon vorbei gefahren seyn könnte. Auf der Landstraße angelangt, durften sie jedoch nicht lange warten, als derselbe wirklich ankam; sie trugen ihm ihre Verlegenheit auch gleich vor, erstaunten aber nicht wenig, als dieser ihr Verlangen ablehnte, indem er ihnen zeigte, daß sämmtliche Pulverpakete ihm zugezählt und gestempelt seyen, und sie überdieß wohl wissen würden, daß man Pulver, vermöge neuerer strengen Gesetze, nur bei der Behörde (damals französisch), und zwar nur gegen Vorzeigung eines Sicherheitsscheines kaufen könne. Casparone ließ sich jedoch durch diese Gründe nicht beschwichtigen, sondern gerieth nach langem Hin- und Herreden, vermöge seines unbändigen Charakters, bald in Wuth, und zog den Fuhrmann mit Gewalt vom Wagen herunter, während seine beiden Gefährten ihre Taschen mit Pulver füllten. Ob nun die hiefür versprochene Bezahlung in der Hitze des Streites vergessen wurde oder wirklich erfolgte, weiß ich nicht. So viel aber ist gewiß, daß, als der Fuhrmann nach Velletri kam und seinen Unfall erzählte, die That von der dortigen Behörde als ein Raubanfall betrachtet und sogleich ein Piquet Gensdarmen zur Ergreifung der Thäter ausgesandt wurde. Letztere begannen indeß ihre Jagd wieder mit erneueter Lust und sorglos über die Zukunft. Den folgenden Morgen jedoch kam ihnen ein Hirte entgegen, und er-

Digitized by Google

zählte, daß man sie als Räuber erklärt habe, und mithin ihr Leben verwirkt sey.

Caſparone nahm dieſes ſehr gleichgültig auf, indem er bemerkte, daß er ohnehin nicht länger unter den Franzoſen zu leben geſonnen ſey. Er zog ſich daher in die hohen Gebirge zurück, wo ſich bald ſoviel Leute zu ihm geſellten, daß ſein Hauſe zu einer zahlreichen Bande anwuchs, mit welcher er die Straße nach Neapel und die ganze Umgegend unſicher machte. Viele Reiſende wurden von ihm angefallen und in's Gebirge geſchleppt, wo nur ſchweres Löſegeld ſie retten konnte; traf ſolches nicht zur beſtimmten Zeit ein, ſo wurde der Gefangene gemißhandelt und nicht ſelten getödtet. Zu vielen Grauſamkeiten verleitete ihn ſein Weib, das er ſpäter heirathete und das ihn auf ſeinen Raubwegen oft ebenfalls bewaffnet begleitete. Die Grauſamkeit überfiel ihn zuweilen gleich einem Wahnſinne. Eines Tages fuhr auf der Straße, an welcher er lagerte, ein Wagen mit einer Bauernfamilie, oben auf dem Hintertheile ſaß ein junges Mädchen, ſingend und ihr Tamboretto ſchlagend. „O ſeht doch das Wachtelchen!“ ſprach Caſparone zu ſeinen Gefährten, legte ſein Gewehr an und ſchoß ſie herunter. Oft auch ließ er gleichſam wie ermüdet den fetteſten Raub unangetaſtet vorüberziehen. Ich führe hier an, was ein höchſt geachteter deutſcher Landsmann mir erzählt hat, der, in Begleitung eines vornehmen Britten nebſt deſſen Gemahlin von Cori nach Velletri reiſend, dieſem Räuber begegnete. Schon in Cori warnte man unſern Deutſchen und beſchwor ihn, die Reiſe für dieſen Augenblick nicht anzutreten, indem man ſicher wiſſe, daß Caſparone in der Gegend ſey. Jener ein muthiger Campagnieen-Jäger, wollte ſich hierdurch jedoch nicht einſchüchtern laſſen, er lud ſeine Doppel-Flinte, legte ſie vor ſich quer über das Pferd, feſt entſchloſſen, ſich tapfer zu vertheidigen, und ohne ſeiner Reiſegeſellſchaft etwas von der Gefahr ahnen zu laſſen, begab man ſich auf die Reiſe. Es überfiel ſie alsbald ein dichter Regenſchauer, und verhüllte ihnen die Ausſicht in die Ferne. Nur die feucht glänzende einſame Straße, die ſich durch hohe Baumgruppen in dem Thale zwiſchen dem Volsker- und Albanergebirge hinzieht, konnte der Blick unſerer Reiſenden eine Strecke weit verfolgen.

Die Dame war es zuerſt, die, indem man um eine Beugung der Straße eilt, auf einen Trupp Männer aufmerkſam machte, welche, in Mantel gehüllt, ſich vor dem Regen ſchützend, unter einem Baume ſtanden. „Mein Gott!„ ſprach die Engländerin mit bebender Stimme, „das ſind vielleicht welche von jenen böſen Menſchen.“ — „„O nein,““ erwiderte der Deutſche, „„dieß ſind nichts anders als Arbeitsleute, die vom Felde kommen.““ — „Aber ſie haben ja kein Arbeitszeug?“ — „„Das tragen ſie unter ihren Mänteln.““ Bei dieſen Worten ritt der Deutſche einige Schritte voran, gerade auf die Räuber los, und begrüßte ſie herzhaft und ſo unbefangen wie möglich mit einem „buon giorno giovinotti!“ Caſparone ſtaunte ihn eine Weile wie verſteinert an, während ſeine Geſellen nur auf ſeine Winke zu lauern ſchienen. Mit einem „buon viaggio“ erwiderte er jedoch endlich den Gruß dumpf unter ſeinem Mantel hervor, den er über die Schulter geworfen hatte und der ihm die Hälfte des Geſichts bedeckte. Zwei lange geflochtene Haarzöpfe quollen unter ſeinem mit bunten Bändern und Federbuſch gezierten Hute hervor, und hingen ihm vorn über die Bruſt. Unſere Reiſende zogen ruhig vorüber. Die Räuber blieben unbeweglich ſtehen, und begnügten ſich, ſie lange ſtaunend mit ihren Blicken zu verfolgen. Der Deutſche entdeckte hierauf ſeiner Reiſegeſellſchaft die überſtandene Gefahr, und zeigte ihnen, wie nur dieſe Herzhaftigkeit im Stande geweſen ſey, ſie zu retten, während ein Verſuch, zu entfliehen, die Räuber gewiß aufgereizt hätte, und eine Salve Gewehrfeuers wäre unausbleiblich erfolgt.

Caſparone trieb ſein Unweſen bis zum Jahre 1824. Mehrmals wurden Truppen gegen ihn ausgeſchickt, die aber theils in verſchiedenen Gefechten den Kürzern zogen, oder nach vergeblichem Herumhetzen in den Gebirgen erſchöpft und unverrichteter Sache zurückkehrten.

Man nahm endlich höherer Seits ſeine Zuflucht zur Liſt. Ein alter Geiſtlicher, der in der Gegend bekannt und ſchon oft mit den Räubern in Berührung gekommen war, wurde an ſie abgeſandt.

Auf einen Eſel reitend, begleitet von einem Knaben, kam er, ein Kruzifix hoch in der Rechten haltend, im Lager der Räuber an, die, in einer wilden Felſenkluft, gerade mit ihren Weibern luſtig zechten. Mit großem Feuer begann er ſeine Rede, und ſagte ihnen, daß er direkt vom heiligen Vater komme, der ihm Vollmacht gegeben habe, eine militairiſche Kapitulation mit Caſparone abzuſchließen, falls ſie geneigt wären, die Waffen niederzulegen,

Digitized by Google

und sich zu ergeben. Er versprach ihnen dabei nicht nur völlige Verzeihung alles Geschehenen und Lossprechung ihrer Sünden durch eine reuige Beichte, sondern auch eine monatliche Pension, mit der sie in Rom oder wo es ihnen sonst beliebte ruhig leben könnten. Auf der andern Seite zeigte er ihnen aber, wie eine längere Gegenwehr nutzlos sey, indem sie bereits von Truppen ringsum eingeschlossen wären, und überdieß ein Preis auf ihre Köpfe gesetzt sey, den selbst derjenige Räuber empfangen würde, der den Kopf eines seiner Kameraden überbringe, überdieß, fuhr er fort, würden sie hierbei nicht allein des zeitigen Lebens verlustig, sondern ihre Seelen auch den ewigen Qualen der Hölle unvermeidlich überliefert werden. Die ganze Bande gerieth bei dieser Rede in die heftigste Bewegung, die widersprechendsten Meinungen wurden brüllend geäußert. Casparone stimmte für die Kapitulation, andere, und besonders sein Weib, riethen, den schwarzen Raben, wie sie den Geistlichen nannten, zu erwürgen, da er gewiß nichts anderes als Verrath bringe. Die Meinung des Hauptmannes behielt jedoch, trotz der Thränen und Beschwörungen seines Weibes die Oberhand. Die Uebergabe wurde beschlossen, und erfolgte wirklich im Monat Juli 1824. Die ganze Gesellschaft wurde des Nachts, auf Karren geschlossen, nach Rom gebracht. Casparone lebt noch in Civitavechia in guter Haft, wo man ihn jedoch besuchen und sprechen kann. Mehrere der Weiber laufen noch in Rom herum, und dienen den Malern, ihres schönen Kostüms wegen, zum Modell. Casparone war, trotz seines Handwerks, immer sehr bigott; er und seine Leute trugen stets das Bildniß der Madonna auf dem Hute. Konnte er einen Geistlichen erwischen, so zwang er denselben, ihn und seine ganze Bande zu beichten und natürlicher Weise zu absolviren. Oft auch fand er sich ein, um die Messe zu hören, die man zu Erbauung entfernter Hirten und Landleute, welche die Kampagna nicht verlassen können, im freien Felde, gewöhnlich auf einem Karren zu feiern pflegt. Leute, die ihn in seiner Gefangenschaft besuchten, erzählen, daß er fortwährend die Madonna um seine Befreiung anfleht.

Miszellen.

Das festeste Bollwerk gegen den Tod.

Hal wo ist dieses Bollwerk? wird Jedermann fragen, der gegen Freund Hein eben nicht sehr freundschaftlich gesinnt ist. Dieses feste Bollwerk befindet sich zwar ziemlich weit von uns, aber doch auf dem Erdenrunde, und zwar auf der lachenden Insel Madeira, wenn wir anders dem irländischen Arzte, Herrn Wilde, Glauben beimessen wollen, der uns dieses in seinem jüngst erschienenen Werke: „Narrative ofa voyage to Madeira" vorzüglich zum Troste für Lungen- und Brustkranke, Schwindsüchtige und Abzehrende ꝛc. feierlich versichert. Er hat seine Behauptung auf mehrfache Zeugnisse und Erfahrungen gestützt, und das überaus schöne, günstige, lebennährende Klima dieses gesegneten Eilands hilft seine Aussage bekräftigen. Nachdem er ein überaus anziehendes Bild dieser Insel, und seiner Hauptstadt Funchal entworfen, und viele Beispiele angeführt hatte, daß hier solche Kranke, welche in andern Ländern von den Aerzten schon gänzlich aufgegeben worden sind, zum Theil wieder genesen sind, und zum Theil noch mehrere Jahre in einem erträglichen Zustande fortgelebt haben, geht er auf den bekannten, verdienstvollen Dr. Heinecken über, und sagt, daß dieser Mann einen klaren Beweis liefere, wie Madeira ein Leben selbst unter den ungünstigsten Verhältnissen bedeutend verlängern könne. Dr. Heinecken hatte bereits das letzte Stadium der Schwindsucht erreicht, und drohte unter den Händen der berühmtesten Aerzte von England seiner schnellen Auflösung entgegen zu gehen. Da schiffte er sich, von dem letzten Anker der Hoffnung gezogen, nach Madeira ein, und kaum hatte er die gesunden, aromatischen Lüfte dieses warmen Himmelsstriches getrunken, so fühlte er sich gestärkt, erquickt — und auf dem Wege der Besserung. Er lebte noch neun Jahre auf dieser Insel — bis er eines Tages, als er auf einem benachbarten Eilande Fossilien einsammelte, das Unglück hatte, in einem offenen Schiffe von einem Ungewitter überrascht, vom Regen durchnäßt, und von Wind und Fluth in Todesnoth versetzt zu werden. Er erreichte Funchal und starb. Seinem ausgesprochenen Willen gemäß wurde sein Leichnam seecirt. Wie verwunderte man sich über eine so lange Fortdauer seines Lebens mit so geringen Trümmern von Spiralgeräthen! denn der eine Lungenflügel war im jammervollsten Zustande, und von dem andern war kaum mehr eine Spur zu finden. Also ist Madeira das festeste Bollwerk gegen den Tod. Wir hätten Kranke genug, um sie als Besatzung in dieses Bollwerk zu legen,

Digitized by Google

allein den Meisten fehlt es an guter Munition — an dem lieben Gelde! —

Die Katze und die Schwalben.

Ein Windstoß warf ein Schwalbennest von einem Hause herunter, erzählt eine englische Zeitung. Die Jungen darin wurden aufgehoben und in eine hölzerne Schüssel gesetzt, die man in ein Fenster stellte. Nur eine dieser jungen Schwalben fehlte und man fand sie erst eine Stunde später in einer gefährlichen Lage auf einem Rasenplatze hinter dem Hause. Eine Katze hatte sich den armen Vogel zur Beute ausgesucht und würde ihn auch sofort verzehrt haben, wären nicht alle Schwalben aus der Nähe zur Vertheidigung der Jungen herbeigekommen. Sie schossen schreiend in Dutzenden ganz dicht über die Katze hin und stießen sie mit den Schnäbeln, so daß sie sich nach einiger Zeit wirklich genöthiget sah, vor dem geflügelten Feinde den Rückzug anzutreten.

Anekdoten.

* Im vierten Auftritt des zweiten Aktes von Holtei's Singspiel „Lenore" soll ein Spion in Mönchskleidung behutsam über die Mauer klettern und unbemerkt von den spielenden Personen bleiben. Dem verkappten Mönch zu K. begegnete bei dieser Scene das Unglück, sich in der ungewohnten Kleidung zu verwickeln und wie ein plumper Bär von der Mauer herab auf die Bühne zu kollern. Das Publikum suchte, theils aus Achtung vor den Mitspielenden, theils aus Furcht, den Eindruck des Stückes zu schwächen, seine Lachlust so gut als möglich zu bekämpfen. Als aber benannter Mönch im sechsten Auftritt der Gräfin Aurora ganz treuherzig versicherte: „Ich nehme den Weg zurück, den ich gekommen," füllte ein schallendes Gelächter das ganze Haus.

* Vom Hofe Kaiser Josephs verlor ein Page eine wohl gespickte Goldbörse. Schnell war an allen Straßenecken der Verlust kundbar gemacht. Ein schlichter Bürger nannte sich den Glücklichen, diese volle Börse gefunden zu haben. Eiligst trug er in die Burg seinen herrlichen Fund, und erhielt beim Kaiser Zutritt, wo selbst gerade der Page beschäftigt war. Der redliche Finder überreichte die Börse, welche der Page augenblicklich öffnete, und die blanken Goldstücke zählte. Höchst entrüstet rief derselbe: „Viel zu wenig ist der Inhalt meiner Börse!" Kaiser Joseph merkte den Betrug des Pagen und erwiederte darauf: „Dann ist dieses die rechte Börse nicht. Nehmt hin, mein Freund den Fund, denn Geld und Börse gehören auf diese Art Euch." Er nahm das blanke Gold nebst Börse, und legte Beides in des Bürgers Hände.

Der römische deutsche Kaiser Karl V. ward von dem Mailändischen Gesandten gebeten, dem Wunsche des französischen Königs Franz, welcher das Herzogthum Mailand haben wollte, kein Hinderniß entgegen zustellen. „Was mein Bruder Franz will," entgegnete Karl — der selbst gern dieses Herzogthum gehabt hätte — „das will auch ich."

Schnacken und Schnurren.

Ein neuer Gutsherr kam auf seinem Gute an. Der Verwalter ließ eine Ehrenpforte errichten und der Schulmeister mußte eine Inschrift darauf machen. Er überlieferte dem Maler die Worte:

Lange weile in unserer Mitte.

Der Maler aber setzte darauf:

Langeweile in unserer Mitte.

„Hier ist er verloren!" urtheilte ein Theaterkenner über einen Schauspieler. „Das ist," erwiderte ein witziger Kopf, „schlimm; aber noch schlimmer, daß er von Niemandem gesucht werden wird."

Auf eine ähnliche Weise ließ sich ein Anderer vernehmen, welcher hörte, daß ein unbrauchbarer Beamter versetzt werden sollte. „Wer wird," sprach er, „auf diesen Menschen etwas geben."

Zwei Geschäftsfreunde hatten vorläufig einen Handel mit einander abgeschlossen. Als Einer derselben noch zwei Punkte hinzuzufügen dringend forderte, auf welche aber der Andere nicht eingehen wollte, kam die Sache zum Prozesse. Ein witziger Schreiblehrer, der von diesem Handelsstreit einige sich darüber Wundernde sprechen hörte, machte die Bemerkung: „In der Kalligraphie ist das etwas Alltägliches: Wenn zu dem Handel noch zwei Punkte hinzukommen, wird sogleich Händel daraus.

Auflösung der zwei Knoten in No. 78.:
I. Gottesacker. II. Name.

Verlegt und redigirt unter Verantwortlichkeit der G. Geiger j.'schen Buchdruckerei.

Digitized by Google

№ 81. 7. Oktober 1840.

Der Erzähler.

Ein Unterhaltungsblatt für Jedermann.

Fünfter Jahrgang.

Augsburg. Dieses Blatt erscheint jeden Mittwoch und Samstag, und kostet dahier vierteljährlich 18 kr., halbjährig 30 kr. und jährlich 1 fl.; auswärts ist der Preis: vierteljährlich 18 kr., halbjährig 36 kr. und jährlich 1 fl. 12 kr. Bestellungen nehmen alle Buchhandlungen und königl. Postämter, letztere mit der tarifmäßigen Portovergütung, an.

Eine russische Bärenjagd.

Ein Reisender erzählt: . . . . Am andern Tage ganz früh weckte man mich. Die Piqueurs hatten fünf Bären in einem Walde gefunden, der etwa eine Stunde im Umfange haben konnte. Ich hörte diese Nachricht, die mir ganz angenehm seyn sollte, mit einem leichten Frösteln an. Wie muthig man auch seyn möge, man fühlt immer eine gewisse Besorgniß, wenn es gegen einen unbekannten Feind geht, mit welchem man zum erstenmale zusammentreffen soll.

Ich legte indeß meinen Anzug an, in dem man von der Kälte nichts zu fürchten hat. Uebrigens schien die Sonne ganz herrlich und erwärmte die Luft einigermaßen.

Als ich hinunter kam, fand ich alle Jäger bereit und in gleichförmiger Kleidung, in welcher wir einander kaum erkannten. Bereits angeschirrte Schlitten erwarteten uns; wir stiegen ein und zehn Minuten später befanden wir uns am Sammelplatze.

Es war ein allerliebstes russisches Bauerhaus, ganz von Holz mit dem großen Ofen und dem heiligen Patrone, den jeder von uns ehrerbietig begrüßte, wie es die Sitte verlangt. Ein kräftiges Frühstück erwartete uns; jeder sprach ihm zu; ich bemerkte aber, daß keiner der Jäger, gegen ihre Gewohnheit, trank. Vor einem Zweikampfe berauscht man sich nicht, und die Jagd, zu welcher wir uns anschickten, ist ein wirklicher Zweikampf.

Gegen das Ende des Frühstücks erschien der Piqueur an der Thüre, was anzeigen sollte, es sey Zeit nun aufzubrechen. An der Thüre übergab man jedem von uns ein geladenes Gewehr, das wir am Riemen tragen, aber nur im höchsten Nothfalle brauchen sollten. Außer diesem Gewehre empfing jeder fünf bis sechs Blechstücke, die man dem Bären vorwirft und deren Klang und Glanz ihn reizen sollen.

In einer Entfernung von hundert Schritten fanden wir den eingezäunten Raum; er war von der Musik Nareschkins umgeben. Jeder Musiker hielt in der Hand Horn, bereit seinen Ton anzugeben. So war der ganze Raum umstellt, so daß die Bären, von welcher Seite sie auch kommen mochten, durch das Geräusch zurückgetrieben wurden. Zwischen jedem Musiker befand sich ein Piqueur, ein Diener oder ein Bauer mit einer blind geladenen Flinte, damit wir nicht etwa durch eine Kugel getroffen würden, weil auch geschossen werden sollte, sobald die Bären versuchten durchzubrechen. Wir traten in den Raum hinein.

Augenblicklich zog sich um den Wald ein harmonischer Kreis, der auf uns die Wirkung machte, welche die Militärmusik in der Schlacht auf die Soldaten machen muß, so daß selbst in mir ein kriegerischer Eifer aufstieg, dessen ich mich noch vor fünf Miniten nicht für fähig gehalten haben würde.

Ich fand zwischen den Piqueur Nareschkins, der meiner Unerfahrenheit die Ehre verdankte, an der Jagd Theil zu nehmen, und dem Grafen Alexis, der mich besonders im Auge behielt meinen Platz.

Wir gingen seit ungefähr zehn Minuten, als sich der Ruf medvede, medvede, nebst einigen Flintenschüssen hören ließ. Wahrscheinlich war ein Bär, der bei dem Klange der Hörner aufgestanden, an dem Rande des Holzes erschienen und wurde zurückgewiesen. Meine beiden Nachbarn winkten mir stehen zu bleiben und Jeder war auf seiner Hut. Nach einem Augenblicke hörten wir vor uns ein Rascheln in den Zweigen und ein dumpfes Brummen. Ich gestehe, daß mir bei diesem Tone, der sich mir zu

Digitized by Google

nähern schien, trotz der Kälte der Schweiß auf die Stien trat. Meine beiden Nachbarn sahen ganz vergnügt und ruhig aus. Jetzt erschien der Bär, indem er mit dem Kopfe und dem halben Leibe aus einem Dornenbusche zwischen mir und dem Grafen Alexis hervorsah.

Im ersten Augenblicke wollte ich den Dolch loslassen und nach dem Gewehre greifen, denn der verwunderte Bär sah uns abwechselnd an und schien noch unentschlossen zu seyn, welchen von uns er angreifen solle; der Graf ließ ihm indeß keine Zeit, zu wählen. Um den Feind an sich zu locken, trat er einige Schritte auf ihn zu, zugleich um eine etwas freiere Stelle zu gewinnen; dann warf er ihm ein Blechstück zu. Der Bär sprang mit einem Satze und unglaublicher Leichtigkeit auf dasselbe, faßte es mit den Tatzen und zerdrückte es dann brummend. Der Graf trat ihm noch einen Schritt näher und warf ihm ein zweites Blechstück zu; der Bär faßte es wieder und zerbiß es. Um seinen Zorn zu steigern, warf ihm der Graf ein drittes hin; aber als sähe er ein, wie nutzlos es sey, sich gegen ein solches Ding zu erzürnen, ließ er das Blech diesmal unbeachtet liegen, wendete den Kopf nach dem Grafen, brüllte entsetzlich und eilte auf ihn zu, so daß sie sich noch höchstens zehn Schritte von einander befanden. In diesem Augenblicke ließ der Graf einen gellenden Pfiff hören, worauf der Bär sogleich sich aufrecht auf den Hinterbeinen emporstellte. Das erwartete der Graf; er stürzte auf das Thier, das seine beiden Vorderfüße ausstreckte, um ihn zu umfassen, aber ehe dies geschehen konnte, stieß der Bär einen Schmerzensschrei aus, taumelte, wie ein Betrunkener, drei Schritte zurück und fiel todt nieder. Der Dolch hatte ihm das Herz durchbohrt.

Ich eilte auf den Grafen zu, um ihn zu fragen, ob er verwundet sey, fand ihn aber ruhig und kaltblütig, als habe er einem Reh das Gelenk zerschnitten. Mir war ein solcher Muth rein unbegreiflich und ich zitterte von dem bloßen Zusehen.

„Sie sehen, wie man es machen muß," sagte der Graf, „es ist nicht schwierig. Helfen Sie mir ihn umkehren; ich habe den Dolch in der Wunde gelassen, um Ihnen die Sache recht genau zu zeigen."

Das Thier war völlig todt. Wir wendeten es nur mit Mühe um, denn es mußte wohl vier Centner wiegen. Der Dolch stak bis am Hefte in der Brust. Der Graf zog ihn heraus und stieß ihn einige Male in den Schnee, um ihn zu reinigen. Da hörten wir von neuem Geschrei und sahen durch das Gebüsch hindurch den Jäger zur Linken Nareschkins im Kampfe mit dem Bären. Er währte etwas länger, aber der Bär fiel wie der erste.

Dieser zweifache Sieg, den ich vor meinen Augen hatte gewinnen sehen, hatte mich aufgeregt, und das Fieber, das mir das Blut entzündete, alle Furcht verscheucht. Ich fühlte eine Herkuleskraft in mir und verlangte, nun auch meine Probe abzulegen.

Die Gelegenheit ließ nicht lange auf sich warten. Wir hatten kaum zweihundert Schritte von der Stelle vorwärts gethan, wo die beiden überwundenen Thiere lagen, als ich den Oberkörper eines Bären zwischen zwei Felsenstücken zu sehen glaubte. Einen Augenblick war ich ungewiß, und um Sicherheit zu erlangen, warf ich ein Blechstück hin. Die Prüfung war entscheidend; der Bär zog die Lippen zurück, zeigte zwei Reihen schneeweißer Zähne und brummte. Meine Nachbarn rechts und links blieben stehen, als sie dies hörten, und nahmen das Gewehr zur Hand, um mir im Nothfalle Beistand zu leisten, denn sie sahen wohl, daß dieser Gegner für mich sey.

Ich glaubte, als ich sie nach den Flinten greifen sah, ich dürfe mich auch der meinigen bedienen, auch gestehe ich, daß ich auf diese Waffe mehr Vertrauen hatte als auf meinen Dolch. Ich steckte diesen also in den Gürtel, nahm das Gewehr und zielte so ruhig als mir es möglich war. Der Bär erleichterte mir dies auch, indem er sich nicht rührte. Der Schuß knallte.

In demselben Augenblicke hörte ich ein entsetzliches Gebrüll. Der Bär richtete sich auf und schlug mit der einen Tatze um sich her, während die andere zerschmettert am Körper hing. Meine beiden Nachbarn riefen mir zu: „sehen Sie sich vor." Der Bär kam wirklich, als habe er sich von dem ersten Staunen erholt, gerade auf mich zu und zwar so schnell trotz dem zerschmetterten Beine, daß ich kaum Zeit hatte, den Dolch zur Hand zu nehmen. Was nun geschah, werde ich schlecht erzählen, denn Alles geschah gedankenschnell. Ich sah das wüthende Thier sich vor mir aufrichten und den blutigen Rachen aufsperren, und ich versetzte ihm mit aller meiner Kraft einen entsetzlichen Stoß; aber ich traf auf eine Rippe und der Dolch brallte ab. Ich fühlte dann die Tatze schwer wie einen Felsen auf meiner Achsel, ich knickte zusammen und fiel rücklings unter meinem Gegner nieder, faßte ihn aber instinktmäßig mit beiden Hän-

Digitized by Google

den an der Kehle und strengte meine ganze Kraft an, um seinen Rachen von meinem Gesichte fern zu halten. In demselben Augenblicke knallten zwei Schüsse; ich hörte die Kugeln pfeifen und dann ein dumpfes Geräusch. Der Bär stieß einen Schmerzenschrei aus und fiel mit seiner ganzen Last auf mich. Ich nahm meine Kraft zusammen, schob ihn bei Seite und war frei. Sogleich schickte ich mich wieder zur Vertheidigung an, aber das war unnöthig, denn der Bär war todt. Ich meiner Seits war wohl von Blut bedeckt, hatte aber nicht die kleinste Wunde.

Mein Sieg, ob er gleich getheilt war, brachte mir doch große Ehre; ich hatte mich für einen Anfänger nicht übel aus der Sache gezogen.

Die beiden andern Bären waren entflohen und so hörte die Jagd auf. Man schleppte die Todten bis an den Weg, weidete sie aus und schnitt ihnen sodann die vier Tatzen ab, die für den leckersten Theil gehalten werden und zum Diner zubereitet werden sollten.

Wir kehrten mit unsern Trophäen in das Schloß zurück. Ein duftendes Bad erwartete jeden von uns in seinem Zimmer, und das war gar nicht unnöthig, da wir einen ganzen halben Tag in Pelz eingehüllt gewesen waren. Nach einer halben Stunde zeigte uns die Glocke an, daß es Zeit sey in den Speisesaal hinunter zu gehen.

Das Diner war nicht minder kostbar als am Tage vorher, bis auf die Fische, die durch Bärentatzen ersetzt wurden. Unsere Piqueurs hatten sie braten lassen, und zwar in einem Loche in der Erde unter glühenden Kohlen und ohne alle Zurichtung. Ich empfand deshalb auch, als ich diese unförmigen schwarzen Kohlenstücke erscheinen sah, wenig Appetit für dieses seltsame Gericht; man legte mir indeß eine Tatze vor wie den andern, und da ich entschlossen war dem Beispiele der übrigen zu folgen bis zuletzt, so nahm ich mit der Spitze meines Messers die verbrannte Kruste ab und gelangte zu einem im eigenen Safte gebratenen Fleische, von welchem ich nach dem ersten Bissen eine ganz andere Meinung faßte. Es war etwas vom Wohlschmeckendsten, das man genießen kann.

Als ich in meinen Schlitten stieg, fand ich darin die Haut meines Bären, die Nareschkin artig genug hatte hineinlegen lassen.

Miszellen.

Natur auf der Bühne.

Die Direction eines der geringeren Pariser Theater hatte ein strengeres Ersparungssystem eingeführt, und demzufolge auch den Gebrauch abgeschafft, den Schauspielern wirklichen Wein auf der Bühne vorsetzen zu lassen. In einem Vaudeville, welches auf diesem Theater kürzlich gegeben wurde, kam auch eine Trinkscene vor; der Schauspieler ruft nach Wein. Man bringt ihm eine Flasche, aber keinen Wein darin. „Ich verlange keine leere Flasche, sondern Wein," sagte der Schauspieler laut, „hier ist ein Fünffrankenstück, kauft welchen dafür, da der Spießbürger kein Geld hat!" Er warf das Fünffrankenstück auf die Bühne, und fuhr, als die Actrice, welche die Kellnerin gab, und nicht wagte, das Geld aufzuheben, hinter die Coulissen ging, fort: „Wie? nun wohl, so will ich mir selbst Wein holen! Ihr andern," (sagte er zu seinen Kameraden) „macht unterdeß eine Partie Pkquet, bis ich zurückkomme." Das Publikum wußte nicht, wie es die Sache nehmen sollte, blieb aber ruhig, bis der Schauspieler mit zwei Flaschen Wein unter'm Arm zurückkam. Er setzte sie auf den Tisch, trat zu dem Souffleurkasten vor, verbeugte sich tief vor dem Publikum, und hielt folgende Anrede, an dasselbe: „Meine Herren, ich bitte eine Beleidigung zu entschuldigen, bei welcher ich jedoch mich für meinen Theil rechtfertigen kann. Sie verlangen, daß unser Spiel natürlich sey; woher soll aber die Natürlichkeit kommen, wenn uns der Direktor die einfachsten Mittel dazu benimmt? Ich soll ein Glas Côte Rotie trinken, mein Antlitz soll von dessen Wohlgeschmack ganz verklärt werden, und man gibt mir einen Halskratzer, der mir das ganze Gesicht zusammenzieht. Kann ich da natürlich spielen? Brunet, wenn er einen Hinkenden zu spielen hatte, gab immer kleine Kiesel in seinen Stiefel, damit er recht natürlich hinke, und als er sich eines Tages an dem Arme eines Mitspielenden stechen sollte, vergaß er nicht, diesen zu bitten, daß er sich Stecknadeln in den Ermel stecke, „denn," sagte er, „ich will mich wirklich stechen; es sieht dann recht natürlich aus. Gewiß hatte Brunet in Theaterangelegenheiten eine vollgiltige Stimme, und ich glaube daher berechtigt zu seyn, auch wirklichen Wein auf der Bühne zu fordern. Wollen Sie uns also dies Mal gütigst entschuldigen, und

Digitized by Google

ich wünsche und hoffe, daß wir künftig dies Stück ohne dergleichen Zusätze spielen werden.“

Die Bartwette in Wien.

Zur Zeit Kaiser Karl V. ließ sich in Wien ein Italiener für Geld sehen, der einen unglaublich langen Bart hatte, und sich rühmte, daß seines Gleichen nicht aufzufinden wäre. Zwei Rathsherrn von Breslau, die sich Geschäfte wegen eben an dem Hoflager des Kaisers befanden, straften den welschen Prahler Lügen, und versicherten dem Fürsten, sie hätten in ihrer Vorstadt einen Mann, der es hinsichtlich der Barteslänge mit dem Italiener aufnehme. Dem Kaiser kam aber die Sache so unglaublich vor, daß er mit den beiden Breslauer Herren eine schwere Wette einging, worauf der dortige Langbart nach Wien beschieden wurde. Dieser Mann war ein Weißgerber, und hieß Franz Hofer; sein Bart reichte ihm bis auf die Sohlen seiner Schuhe. Auch fand sich, als er in Wien angekommen war, daß sein Bart um eine große Handbreite länger war, als der seines Gegners. Karl zahlte lachend die Wette, und gestattete dem Hofer, sich von ihm — als Entschädigung für die gemachte Reise — eine Gnade auszubitten. Darauf antwortete der Weißgerber: „Sintemalen er ein alter Mann sey, und ohnehin nicht mehr lange zu leben hätte, so bäte er einzig und allein, Se. kaiserliche Majestät möchten befehlen, daß, wenn er würde gestorben seyn, der ganze Rath zu Breslau, seiner Geburtsstadt, mit seiner Leiche solle zu Grabe gehen.“ Diese Gunst wurde ihm auch zugesagt und nach seinem, einige Jahre später erfolgtem Tode, ging die Ehrenbezeugung, die er sich erbeten hatte, in Erfüllung. Das Grabmal des Weißgerbers Franz Hofer, ist noch in der Breslauerkirche zu St. Barbara zu schauen. Noch ein anderer Landbart stößt uns im Leben dieses Fürsten auf. Es ist Johann von Vermeyen, auch Hans mit dem Barte (von seinem langen, bis auf die Füße reichenden Barte so genannt), geboren zu Beverweck unweit Harlem, 1500, ein berühmter holländischer Historienmaler, der den Kaiser auf seinen Reisen, ja selbst auf dem Zuge nach Tunis, 1535, begleitete. Eben diesen Zug nach Tunis hatte der Künstler in zehn sehr großen Cartons (20 Fuß lang, 12 hoch), in Wasser gemalt, nach welchen in der Folge sehr kostbare Tapeten gewebt wurden, die sich auch jetzt noch, so wie die Cartons, in Wien befinden.

Eine amerikanische Schlange.

Ein Blatt im Staate Missisippi erzählt: „In unserm Lande wurde kürzlich eine Schlange getödtet, die nicht weniger als dreißig Fuß Länge hatte. Als man sie aufschnitt, fand man in ihrem Leibe zwei Eichhörnchen, fünf Vögel und zwei Negerkinder.“ Ein anderes Blatt, um diese fürchterliche Uebertreibung zu persifliren, fügt hinzu: „Das ist Alles noch gar nichts; in unserer Gegend wurde eine Schlange todtgeschlagen, die vierzig Ruthen lang war. Als wir sie öffneten, fanden wir in ihrem Leibe eine Familiendibel, die Baumaterialien zu einem dreistöckigen massiven Hause, drei große Schachteln mit morrisonschen Pillen nebst Gebrauchsanweisung, eine Meile unvollendeter Eisenbahn, drei verlaufene Pferde, ein großes Paket Lottorielose, ein Paar Bierfiedler, nebst Baßgeigen und Trompeten, den Plan zu einer noch nicht gegründeten Stadt, und drei Paar wasserdichte Stiefeln.“ — Das heißt denn doch raisonnable aufgeschnitten!

Ein Frauengespräch.

Vier Damen, die sich allein glaubten, sprachen sehr lebhaft über die Ehe; ich schlich mich leise hinzu und horchte. „Was verlangen Sie von Ihrem Manne, wenn er ein gutee Gatte seyn soll?“ fragte Eine. „Geld, Geld und wieder Geld!“ — „Liebe,“ erwiederte die Zweite, „Liebe und immer wieder Liebe!“ — „Ich verlange Jugend,“ versetzte die Dritte, „Jugend, nichts als Jugend, eine immerwährende Jugend!“ — „Und ich,“ — fiel die Vierte ein — „Geduld, Geduld und immer Geduld!“

Alte Sprüche.

Seither Predigen eine Kunst geworden, ist kein Glück mehr in der Welt. (Eberhard, Graf zu Erbach.)

Gott hat jedem Land und Volk gegeben, was es bedarf, so lang' es der Natur und seiner Luft gemäß lebt. Diejenigen müssen fremde Würz und Arzneien brauchen, die sich fremder Laster, Wollust und Krankheiten theilhaftig machen. (Philipp, Freiherr zu Winneberg.)

Zaghafte Kriegsleut wollen lieber in der Leut Gegenwart als in guter Gedächtniß leben. (Derselbe.)

Verlegt und redigirt unter Verantwortlichkeit der S. Geiger j.'schen Buchdruckerei.

Digitized by Google

№ 82. **Der Erzähler.** 10. Oktober 1480.

Ein

Unterhaltungsblatt für Jedermann.

Fünfter Jahrgang.

Augsburg. Dieses Blatt erscheint jeden Mittwoch und Samstag, und kostet dahier vierteljährlich 15 kr., halbjährig 30 kr. und jährlich 1 fl.; auswärts ist der Preis: vierteljährlich 18 kr., halbjährig 36 kr. und jährlich 1 fl. 12 kr. Bestellungen nehmen alle Buchhandlungen und königl. Postämter, letztere mit der tarifmäßigen Portovergütung, an.

Gaspard de Besse.

Zu Anfange des achtzehnten Jahrhunderts lebte in der Provence einer jener merkwürdigen Menschen, die von Zeit zu Zeit in einem Lande erscheinen, die Bewohner desselben durch ihre Thaten erschrecken und lange in dem Munde des Volkes fortleben. Ein solcher war Robin Hood in England, Fra Diavolo in Italien, Rob Roy in Schottland, José in Andalusien und Gaspard de Besse in der Provence. Die sandigen Ufer der Durance und die grünen Hügel des Var waren der Schauplatz seiner Thaten. Er entging allen Nachstellungen, und während man ihm hier auflauerte, raubte er in weiter Entfernung davon.

Die Landleute erzählten mit Furcht die wunderbaren Thaten des berüchtigten Räubers, aber sie haßten ihn eigentlich nicht. Er überfiel und plünderte wohl Schlösser, aber die Hütte des Landmannes war sicher; und ob er gleich schwere Contributionen von den reichen Reisenden erhob, die durch sein Gebiet zogen, ließ er doch den Wagen des armen Bauers unbelästiget vorüber. Gaspard de Besse vergoß nie Blut, außer zur Nothwehr; man hat ihm keinen Mord zur Last legen können und er gab lieber ein Unternehmen auf, wenn er es nur auf Kosten eines Menschenlebens zum Ziele führen konnte.

Die vornehmen Damen von Aix betrachteten den kühnen Räuber keineswegs mit Abscheu, denn er war im höchsten Grade galant. Man erzählt auch, er habe die größten, die sanftesten, die ausdruckvollsten Augen von der Welt gehabt, die weißesten Hände, die man jemals gesehen und die reichsten braunen Locken. Man meinte, er sey stets weit mehr erfreut gewesen, eine Gelegenheit gefunden zu haben, einer Dame die Hand zu küssen, als ihr die Ringe von den Fingern zu ziehen.

In der Mitte des Juli reisete die Frau von Servaine nach einem Schlosse, das sie an dem Ufer der Durance besaß. In dieser Jahreszeit ist die Hitze in der Provence so drückend, daß es Niemanden einfällt, den Tag über zu reisen, wenn es die Noth nicht streng erfordert. Die Frau von Servaine hatte deshalb Aix gegen Abend verlassen und die Nacht überfiel sie, als ihr Wagen eben den einsamen schmalen Weg erreichte, der nach dem kleinen Dorfe Sainte Marie de Reparade führt. Da sie wußte, daß sie vor völliger Dunkelheit den Ort ihrer Bestimmung nicht erreichen konnte und Besorgnisse wegen Gaspard de Besse hegte, der mit seiner Bande in der Nähe von Aix umherschweifen sollte, so hatte die Marquise ihren Leuten befohlen, jede Vorsicht zu gebrauchen. Die vier Pferde wurden so schnell angetrieben, als der holperige Weg es erlaubte; der Kutscher war mit Pistolen versehen und jeder der beiden Bedienten eben so bewaffnet. Die schöne Gebieterin ihrer Seits schlummerte fast in dem Wagen; nur bisweilen schlug sie die Augen auf und bereits erblickte sie die silberhelle Fluth der Durance. An einem bewaldeten Hügel wurde ihr Wagen mit einemmale angehalten und von Räubern umringt, die bis an die Zähne bewaffnet waren und schrecklich aussahen. Widerstand wäre vergebens gewesen und die Leute der Marquise hielten es für das Beste, sich auf Gnade und Ungnade zu ergeben. Die erschrockene schöne Frau nahm zitternd sogleich ihre Armbänder, Ringe und andere Schmucksachen ab, zog ihren Schleier über das Gesicht und hielt ihre mit Schmuck gefüllte Hand den Räubern hin.

In diesem Augenblicke fielen mehrere Pistolenschüsse und blitzschnell jagten zwei Reiter mitten unter die Räuberbande, die sie mit ihren Säbeln

Digitized by Google

angriffen. Die Frau von Servaine konnte einen freudigen Ausruf nicht unterdrücken, lehnte sich aber in den Wagen zurück und bedeckte ihr Haupt mit den Kissen. Wie lange sie in dieser Stellung blieb, konnte sie nicht sagen, sie wurde durch eine sanfte Stimme geweckt, die in dem beruhigendsten Tone sie ersuchte, alle Furcht zu verbannen, denn die Bande Gaspard de Besse's sei zerstreuet und sie könne ihre Reise in völliger Sicherheit fortsetzen.

Sie faßte Muth, wagte es, sich umzusehen und erkannte, daß das helle Mondenlicht auf zwei freundliche Männer schien, die an ihrem Wagen standen und ehrerbietig die Hüte in den Händen hielten. Die Frau von Servaine erfuhr, daß einer davon der Herr von Prieuré aus Avignon und mit seinem Diener auf dem Wege nach einem kleinen Gute sei, das er vor kurzem in der Nähe von Sainte Marie de Reparade gekauft. Der Herr von Prieuré begleitete die schöne Marquise bis an das Thor ihres Schlosses Arnajon und verließ sie erst, als er die Erlaubniß erhalten hatte, am andern Tage sich nach ihrem Befinden zu erkundigen.

Dieser Tag kam und die, obwohl von dem Schrecken noch angegriffene, aber bei ihrer Blässe liebenswürdige Marquise empfing mit allen Zeichen dankbarer Anerkennung den edeln Mann, der sich um ihretwillen in so große Gefahr begeben und ihr einen so wichtigen Dienst erwiesen hatte. Sie bemerkte jetzt auch, daß der Herr von Prieuré mit einem sehr hübschen Aeußern ein anmuthiges Benehmen verband und gut zu sprechen verstand. Es lag in seinem Wesen eine eigenthümliche Würde, die dem Stolze nahe kam und eine Narbe auf seiner Stirn bewies, daß sein Muth erprobt war.

Eine Bekanntschaft, die unter so romanhaften Umständen begann, konnte recht wohl eine innige werden. Das Landhaus des Herrn von Prieuré lag in ganz geringer Entfernung von dem der Frau von Servaine; er kam deshalb regelmäßig jeden Tag zu einem Besuche und der schönen Marquise würde es gar nicht angenehm gewesen seyn, hätte die gewöhnliche Stunde ihr den neuen und angenehmen Freund nicht gebracht, dessen Unterhaltung ihr bereits fast unentbehrlich geworden war. Ob er aber gleich mit der Gesellschaft ganz unbekannt zu sein schien, so gestand er doch, daß er sie in seiner jetzigen Stimmung nicht liebe, und so oft Freunde der Marquise ankamen, entfernte sich der Herr von Prieuré.

Das Abenteuer hatte großes Aufsehen in der Gegend gemacht und man flüsterte, die schöne Wittwe sei gegen ihren Retter gar nicht unempfindlich. Dies Gerücht erhielt dadurch einige Wahrscheinlichkeit, daß die Frau von Servaine, die nur einige Tage sich in ihrem Schlosse hatte aufhalten wollen, mehrere Wochen geblieben war und noch immer nicht von der Abreise sprach. Auch dem Herrn von Prieuré schien diese ländliche Einsamkeit sehr gut zu gefallen; sie waren alle Tage und fast den ganzen Tag beisammen, beide jung und frei und was konnte natürlicher sein, als daß eine Heirath den Roman endigte.

Eines Morgens kamen mehrere Freunde, die offenbar durch die Neugierde angelockt wurden, in dem Schlosse Arnajon an. Der Herr von Prieuré, der dies nicht wußte, war verwundert, bei seinem gewöhnlichen Besuche so zahlreiche Gesellschaft zu finden; obgleich dies ihm sehr unangenehm war, so verrieth er doch seine Gefühle nicht, nahm heiter an der Unterhaltung und dem Frühstücke Theil und machte einige Gänge mit der jungen Marquise und deren Gästen in dem Garten. Die ganze Zeit über wendete ein Herr, der Graf von Fontenay, seine Blicke von dem Herrn von Prieuré nicht ab, den diese Beobachtung unangenehm zu berühren schien. Er sagte bald leise einige Worte zu seinem Jäger, der sich gleich darauf entfernte. Nach einiger Zeit kam dieser zurück und flüsterte ihm einige Worte zu. Prieuré, der eben in einer Laube mit der Marquise saß, stand auf und bat die Freundin wegen seiner eiligen Entfernung um Entschuldigung, da ihn eine wichtige Angelegenheit hinwegrufe.

„Halt!“ rief in diesem Augenblicke der Graf von Fontenay; „weitere Verstellung ist nutzlos.“

Alle fragten, was der Graf damit meine.

„Steht mir bei, Freunde,“ entgegnete dieser. „Haltet den Betrüger fest! Erkennt Ihr in ihm nicht den Gaspard de Besse?“

„Wenn dies der Fall, so dürften Sie viel wagen, Herr Graf,“ bemerkte ruhig der Beschuldigte, der ein Pistol ergriff, das sein Diener ihm reichte und sich einen Weg durch die erstaunten Anwesenden bahnte, die aus Schrecken seine Flucht nicht zu hindern vermochten. Er erreichte mit dem Diener das Gartenthor, wo zwei Pferde bereit standen, auf die sie sich schwangen und auf denen sie davonjagten.

Wir brauchen nicht zu sagen, was die schöne

Digitized by Google

Wittwe fühlte, als sie die Gefahr erkannte, der sie ausgesetzt gewesen war, als die ganze Wahrheit ihr allmählig vor die Augen trat und sie einsah, wie sehr sie von dem kühnen Manne getäuscht worden.

Am nächsten Morgen fand man zwei Briefe, den einen in dem Boudoir der Marquise, den andern auf dem Kamine in dem Speisesaale, an den Grafen von Fontenay gerichtet. Der letztere war kurz und lautete:

„Wir werden einander wiedersehen. Gaspard de Besse vergißt und vergibt nie. Ist die Stunde der Rache gekommen, so werden Sie ihr nicht entgehen."

Der andere Brief war folgenden Inhaltes:

„Das Geheimniß, das ich nie offen zu bekennen wagte, trotz den vielfachen Gelegenheiten, die mir Ihre vertrauensvolle Freundlichkeit gab, das aber jeder Blick und jedes Wort Ihnen verrathen haben muß, soll jetzt enthüllt werden. Ja, Liebenswürdige, ich bete Sie an und muß meine Liebe gestehen nicht mit der Hoffnung, Ihre Verachtung zu mildern, nicht in dem Gedanken, nachsichtig angehört zu werden, sondern ach! nur zu meiner Entschuldigung. Ihnen täglich nahe zu sein, Ihre Stimme zu hören, den sanften Blick Ihrer Augen zu schauen, ohne daß Sie wüßten, wer ich war, — das war lange mein Glück, das war mein Verbrechen. Aber fragen Sie Ihr Herz, ob ich nicht Nachsicht verdiene? Ich bin ein Räuber, ein Ausgestoßener. Ich habe alles das begangen, dessen Ihre Freunde und meine Feinde mich beschuldigt; Sie aber waren heilig in meinen Augen. Habe ich Ihren Haß verdient außer durch die Liebe zu Ihnen, die ich nicht einmal bekannte? Nein; Sie waren stets in meiner Gewalt und ich benutzte sie nicht. Ich habe auf kurze Zeit ein reines und glückliches Leben kennen gelernt und ich sehe ohne Reue auf dasselbe zurück. Empfangen Sie meinen Segen — mein Aufenthalt in Ihrer Nähe hat mich würdig gemacht, Sie zu segnen — und leben Sie wohl!

„Gaspard de Besse."

(Schluß folgt.)

Miszellen.

Der Dichter vor Gericht.

Auf der Bank der Angeklagten sitzt ein Mann, dessen Gesicht das Gepräge des tiefsten Elendes trägt; alle Leiden scheinen sich in seinem Auge zu spiegeln, das bei jedem Worte mehr gegen den Himmel, als gegen den Gegenstand der Anrede gekehrt ist. Sein Anzug entspricht dem Ausdruck seiner Mienen; ein enger Frack umschließt kaum den mageren Leib und wird an diesem anständigen Geschäft vollends durch einen Pack Schriften gehindert, die er ebenfalls nicht alle zu fassen vermag; sondern zur Hälfte der Oeffentlichkeit Preis gibt. Der vollkommenste Schmuck des armen Mannes ist sein Haar, das er à la Prediger in der Wüste trägt. Seine Umgebung wie sein gegenwärtiger Aufenthalt scheinen ihn wenig zu beunruhigen; er blickt gelassen um sich, wie etwa einer, den seine Gesellschaft im Eilwagen langweilt. Erst, als der Präsident ihn erinnert aufzustehen und zu antworten, sieht man, daß er sich bemüht, seine Gedanken zusammen zu nehmen. Der Präsident: Wie ist euer Name, und woher seid ihr gekommen, als euch euer Ankläger traf, wie heißt euer Heimathsort? Der Dichter: Ich schmeichle mir, wie Homer keine Heimath zu haben, und freue mich jetzt schon auf den Streit, den die Gelehrten einst darüber anfangen werden. Meinen Namen werde ich euch nie nennen; denn allen Unannehmlichkeiten auszuweichen, führe ich einen falschen Namen. Der Präsident. Macht keine Umstände, gebt eure Papiere heraus! Der Dichter: Meine Papiere sind glücklicher Weise verbrannt, und ich schmeichle mir, auch hierin Aehnlichkeit mit dem großen Manne zu haben, dessen Papiere durch den Brand des römischen Archivs zu Grunde gingen. An euch ist es daher, Präsident, mein Bürgerrecht zu beweisen. O, ihr werdet die Ehre — Der Präsident. Schweigt, und vertheidigt euch gegen die Beschuldigungen, welche der Pächter Ange gegen euch erhebt. Der Kläger. Ja Herr, das ist ein Nichtswürdiger, ein hinterlistiger Schurke, der mir meinen Pascha entführt hat. Hören Sie nur, wie durchtrieben er war! Ich komme eines Nachts spät nach Hause und wundere mich sehr, meinen Pascha nicht anschlagen zu hören. Ich gehe auf seine Hütte zu, um zu sehen, was dem armen Thier begegnet ist; aber wer stellt sich vor, wie ich mich wundere, als ich statt meines Pascha diesen Taugenichts in der Hütte finde und ihn schnarchen höre, wie eine Sägmühle. Der Dichter (mit vielem Ernst) Auch Homer schlief zuweilen, also ist dies Schlafen mir nicht als strafbar anzurechnen. Der Kläger. Sie können sich denken, Herr Präsident, daß ich ihn gleich tüchtig weckte und um Aufschluß bat,

Digitized by Google

wie mein Hund von der Kette los gekommen sey. Darauf schwatzte er viel von den Rechten des Thieres auf Freiheit, und von seiner Gutmüthigkeit, was ich aber für dummes Zeug hielt.“ (Der Angeklagte lächelt bemitleidend.) „Als ich sah, daß nichts mit ihm zu richten ist, jagte ich ihn zum Teufel und ließ meinen Hund allenthalben aufsuchen. Aber denken Sie sich meinen Zorn, als ich heute hieher komme und meinen Pascha hinter diesem Hund her laufen sehe.“ Der Dichter. „Dem größten Sänger seiner Zeit, dem bejammernswerthen Orpheus, folgten Bäume, Steine und wilde Thiere in Menge nach, warum soll mir nicht einmal ein zahmer Hund folgen?“ Der Präsident. „Warum habt ihr nach der Wache geschlagen, welche Ange herbeigeholt hatte, euch zu arretiren?“ Der Dichter. „Weil die Dichter zu allen Zeiten für heilig und somit für unantastbar gehalten worden sind. Ich wollte diesen Leuten begreiflich machen, welches Unrecht sie begingen; aber diese Leute verstehen keinen Dichter.“ Der Präsident. „Was ist sonst eure Beschäftigung? Weißt nach, womit ihr euch ernährt!“ Der Dichter. „Ich belauschte die Natur und ernähre mich dabei mit sehr wenig.“ — Der Arme wird hierauf wegen höchst verdächtigen Vagabundirens zu dreimonatlicher Gefängnißstrafe verurtheilt. Als man ihn abführt macht er seinem Ankläger eine verbindliche Verneigung.

Seltsames Zusammentreffen.

In einem großen Gasthause in Havre ereignete sich vor kurzem folgender merkwürdige Vorfall. Unter den Reisenden, die an dem Tage angekommen waren und an der Table d'hôte speisten, befanden sich drei Männer, die sich unwillkührlich zu einander hingezogen fühlten, ein Gespräch mit einander anknüpften und so auch auf ihre Reisen kamen. Der eine war aus den Vereinigten Staaten angekommen, wohin er sich begeben hatte, um seine Umstände zu verbessern. Nach zwanzigjähriger Abwesenheit kam er jetzt zurück, zufrieden mit dem Erfolge seines dortigen Aufenthaltes. Der zweite war um dieselbe Zeit aus Frankreich abgereist und hatte sich durch Muth Vermögen erworben; er war nämlich nach Aegypten gegangen, hatte dem Vicekönige seinen Degen angeboten und kam jetzt, nach zwanzigjähriger Dienstzeit, reich und geehrt in das Vaterland zurück. Der dritte war Künstler, hatte seit zwanzig Jahren an allen auf Befehl der Regierung unternommenen Reisen als Zeichner Theil genommen und kehrte jetzt mit einem kleinen Vermögen und einer Pension in die Vaterstadt zurück. Die drei Männer waren aus Rouen gebürtig, in einer und derselben Straße, ja in einem Hause geboren; sie waren Brüder und die Wiedererkennung wurde eine der rührendsten. Nach dem Tode ihrer Eltern waren sie an einem Tage abgereiset und jetzt kehrten sie nach einem seltsamen Zusammentreffen, nach zwanzigjähriger Abwesenheit, in welcher keiner von dem Andern etwas gehört hatte, an dem nämlichen Tage nach Frankreich zurück.

So ehren die Chinesen ihre Eltern.

Vor einigen Jahren wurde ein Mann in China überwiesen, in Gesellschaft seiner Frau, seine Mutter geschlagen zu haben. Beide wurden hingerichtet, des Weibes Mutter, wiewohl unschuldig, gesteinigt, ihre Wohnung wurde bis auf den Grund niedergerissen und der Boden ringsher feierlich verflucht: alle Studenten, die in dem Distrikte wohnten, verloren ihre schon erworbenen Grade, alle Behörden ihre Stellen und wurden zugleich verbannt.

* Die Mutter.

(Sonett.)

Wie, den duldsam schmerzvoll sie gefühlt,
Zärtlich — sanft der Mutter Hände wiegen,
Um den Liebling sich die Arme schmiegen,
Wie sie lächelt, freundlich, engelmild. —

Ihre Brust des Säuglings Wimmern stillt,
Küssend sich die Lippen auf ihn biegen,
Lieblich tränmend in des Kindes Zügen
Sucht sie des Heißgeliebten Bild.

Sel'ges Weib, das Mutterfreuden denket!
Nie ermüdet sich die Wimper senket
Schon des Mädchens Blühen, des Knaben Glück

Aengstlich mit der Mutterſorge Wagen
In der zarten Knospe Lenzestagen
Mißt ihr holder Liebesblick!

A. D—r.

* Charade.

Dreisilbig.

Wenn rauh Herr Boreas durch ode Felder weht,
Wenn aus der Wolkennacht flott Schneegestober stürzt
Und sich die Menschen gern am Ofen gütlich thun;
Dann werden dich die beiden ersten schützen.
Wenn drauf am Firmament die Sonne glänzend steht,
Und süßer Veilchenduft die laue Düfte würzt;
Dann laß die ersten in dem Ganzen ruhn.
Das Ganze mag dir oft auf Reisen nützen.

Verlegt und redigirt unter Verantwortlichkeit der G. Geiger j'schen Buchdruckerei.

Digitized by Google

№ 83. 14. Oktober 1480.

Der Erzähler.

Ein

Unterhaltungsblatt für Jedermann.

Fünfter Jahrgang.

Augsburg. Dieses Blatt erscheint jeden Mittwoch und Samstag, und kostet dahier vierteljährlich 15 kr., halbjährig 30 kr. und jährlich 1 fl.; auswärts ist der Preis: vierteljährlich 18 kr., halbjährig 36 kr. und jährlich 1 fl. 12 kr. Bestellungen nehmen alle Buchhandlungen und königl. Postämter, letztere mit der tarifmäßigen Portovergütung, an.

* Der Najade Liebe.

Nächtlich schwamm zu dem Gestade
Eine freundliche Najade,
Lauschte, was der Sänger sang,
Was aus voller Brust ihm drang.
Sie, sein wonnig Sonnenstrahlchen,
Sanfter als das sanfte Täubchen,
Weckte mit des Auges Strahl
Seiner Seele liebste Qual.
Traulich schaute sie und helle,
Mit dem Auge der Gazelle,
Wenn er fern am Ufer stand
Und ihr sinnend Kränze wand.
Doch sie barg die weichen Glieder,
Tauchte schnell zur Woge nieder,
Wenn der Sehnsucht heißer Drang
Ihn zu ihr hernieder zwang.
„Ford're nicht, zu mir zu dringen;
„Denn die Fluth wird dich verschlingen,“
Rief sie weinend ihm empor,
„Nie mehr tauchtest du hervor!“
„„Laß sie sinken meine Sonne!““
Rief er halb entseelt von Wonne,
„„„Süßer kann ich enden nicht,
„„„Ist dein Blick mein letztes Licht!““
Doch als er sich hingebogen,
Zurnten die bewegten Wogen,
Und sie glitt zum fernsten Streif
Leichthin wie ein Wasserreif.
Nächtlich harrte am Gestade
Er der freundlichen Najade;
Doch wie warm er sang vom Gram,
Nie mehr aus der Fluth sie kam.
So durchklagte er die Nächte,
Ob kein Schwur sie wieder brächte.
Bis er, seines Harmes Raub,
Leblos hinsank in den Staub.
Perlend brauseten dann die Wogen,
Bis den Staub sie fortgezogen,
Wo ihn dann im tiefsten Grund
Küßte der Najade Mund.

L. Scharrer.

Gaspard de Besse.

(Schluß.)

Der berüchtigte Räuber hatte seit ziemlich langer Zeit die Feindseligkeiten eingestellt und die Bewohner des Landes erfreuten sich ihrer Sicherheit, bis gleich nach der Entdeckung im Schlosse der Frau von Servaine die Räubereien Gaspards und seiner Bande schrecklicher wurden als je. Es wurden Schlösser geplündert und Unthaten aller Art begangen, aber alles, was der Frau von Servaine gehörte, blieb unberührt; keine Traube von ihren Weinstöcken wurde genommen und sie war ruhig und sicher in der allgemeinen Angst. Was sie im Stillen aber auch gegen den romantischen Räuber gefühlt haben mag, ihr Stolz verbot ihr, ein Bedauern zu empfinden oder vielmehr zu äußern und sie nahm, ob aus Aerger oder Eitelkeit, dürfte schwer zu entscheiden sein, die Huldigungen des Grafen von Fontenay an, der sich in ihrem zweijährigen Wittwenstande eifrig um ihre Hand beworben hatte.

Der Graf, welcher seit dem Vorfalle, der den seltsamen Liebhaber der Marquise vertrieb, fortwährend als Gast in dem Schlosse gelebt hatte, pflegte jeden Morgen einige Stunden auf der Jagd in den benachbarten Waldungen zu verbringen. Die Sicherheit, welche in jedem Theile der Besitzungen der Frau von Servaine herrschte und die Berichte der Polizei, daß Gaspard seine Gewerbe in der obern Provence treibe, hatten das Mißtrauen eingeschlä-

Digitized by Google

fert und der Herr von Fontenay vergnügte sich auf seine gewöhnliche Weise ohne Waffe außer dem Degen, den er immer trug.

Die Mitte des Septembers war herangekommen und eines Morgens streifte der junge Jäger durch ein bewaldetes ganz einsames Thal, als mit einem Male zwei Männer aus einem Dickicht hervorkamen und vor ihm hielten. Er erkannte sogleich Gaspard und dessen Diener. Von einer Flucht konnte die Rede nicht sein. Das Pferd des Räubers war durch seine Schnellfüßigkeit berühmt und hatte dieselbe oft bethätiget, und überdies war es des Grafen Art nicht, vor einem Kampfe, selbst einem ungleichen, feig zurückzuweichen. Er zog also seinen Degen und nahm sich vor, sein Leben theuer zu verkaufen.

„Ich versprach Ihnen dies, Herr Graf," sagte Gaspard. „Ich halte mein Wort. Sie sind in meiner Gewalt und werden mir nicht leicht entgehen."

„Habe ich es versucht?" antwortete der Graf kaltblütig. „Wollen Sie mir das Leben nehmen, so werden Sie es nicht ohne Kampf erhalten."

„Wenn ich Sie umbringen wollte," entgegnete Gaspard verächtlich, „würde es mir wenig Mühe kosten." Und er zeigte dabei auf die Pistolen in seinem Gürtel. „Aber ich bin kein Mörder; ich verlange einen Zweikampf."

„Sie scherzen," rief Fontenay aus. „Seit wann pflegen die Männer von Stande mit Straßenräubern sich zu duelliren?"

„Wenn adeliges Blut bei dieser Gelegenheit fließen muß," sprach Gaspard lächelnd, „so kann ich Sie auch darin zufrieden stellen."

Während er so sprach, trat er dicht zu dem Grafen, faßte den Arm desselben, ehe er es merkte, bückte sich zu ihm und sprach schnell einige Worte. Der Graf fuhr auf.

„Ist es wahr?" rief er aus. „Das ist sonderbar!"

„Ich betheuere die Wahrheit bei der Seele meiner Mutter, deren Grab mit dem Wappen in der Kathedrale zu Aix zu sehen ist."

„Ich stehe zu Diensten," entgegnete der Graf von Fontenay, der zugleich mit Gaspard vom Pferde sprang und der Kampf begann. Beim dritten Gange lag Fontenay an der Achsel verwundet, entwaffnet und mit zerbrochenem Schwerdte im Grase.

Das Antlitz Gaspards war entsetzlich bleich; heftige Gefühle schienen in seinem Busen zu toben. Er bog sich über den gefallenen Gegner und hatte bereits den Arm erhoben, um den letzten Stoß zu thun, als er tief Athem holte und mit gewaltiger Anstrengung zurücktrat.

„Nein," sprach er laut, „es soll nicht gesagt werden, Gaspard habe einen überwundenen und entwaffneten Gegner getödtet. Stehen Sie auf, Graf von Fontenay, und reiten Sie fort, vor allen Dingen aber vergessen Sie mich. Treffen wir wieder zusammen, so werden Sie wohlthun," setzte er lächelnd hinzu, „wenn Sie Ihren alten Bekannten nicht wieder erkennen."

Gaspard schwang sich auf sein Roß und verschwand mit seinem Diener.

Der Graf vermied es sorgfältig, von seinem Abenteuer zu sprechen. Er erfand eine Entschuldigung für seine Wunde und sein zerbrochenes Schwerdt und drang in die schöne Wittwe, den Hochzeitstag festzusetzen.

Es waren mehrere Monate vergangen und es wurden große Vorbereitungen zu dieser Feier in dem Schlosse Arnajon gemacht. Eine ausgewählte Gesellschaft hatte man eingeladen bei der Unterzeichnung des Ehekontraktes zugegen zu sein, und die ausgezeichnetsten Familien von Aix waren in den geschmückten Zimmern der Braut versammelt. Alles war fröhlich und heiter, die ganze Gesellschaft fühlte sich recht behaglich, als man mit einemmale einen Reiter in Galopp über den Hof des Schlosses sprengen hörte. Die Thüre des Saales wurde bald darauf geöffnet und ein Herr, staubbedeckt, in einen großen Mantel gehüllt, trat herein.

„Gott sey Dank! ich komme noch zu rechter Zeit an."

Er nahm den breitränderigen Hut ab, der seine Züge verbarg und der Bräutigam und die Braut erkannten Gaspard de Besse. Die Frau von Servaine warf sich, vom Schrecken übermannt, in die Arme Fontenays, der in der ersten Regung des Unwillens den Degen gezogen hatte. Alle anwesende Herren folgten diesem seinem Beispiele; Gaspard aber schlug mit einem verächtlichen Blicke den Mantel zurück und zeigte ihnen, daß er mit Pistolen bewaffnet sei.

„Schweigt und hört mich an," sprach er mit gebieterischer Stimme, und Jedermann senkte augenblicklich wie unwillkührlich die Spitze seines Degens. „Ich bin nicht gekommen," sagte er, „um zu kränken, sondern um zu retten. Das Schloß ist umringt: im nächsten Augenblicke werden fünf-

Digitized by Google

zig Männer hier sein, die so entschlossen sind als die vor mir, aber besser bewaffnet, und ein Tropfen meines Blutes würde Ihnen Allen das Leben kosten. Glauben Sie mir," setzte er hinzu, als er die Unentschlossenheit der Herren sah, „meine Stimme wird mehr zu Ihrer Rettung beitragen, als alle diese Degen. Stecken Sie dieselben ein und lassen Sie mich handeln. Bleiben Sie ganz ruhig und ich bürge für Sie mit meinem Kopfe, sonst sind Sie alle verloren."

Kaum hatte er ausgesprochen, als Geschrei und Jammer das ganze Gebäude erfüllte; die Höfe und Gärten füllten sich mit Banditen, deren grimmige Gesichter an den Fenstern erschienen und die bereits das Thor mit Gewalt geöffnet hatten. In dem Saale herrschte eine ängstliche Stille. Gaspard blieb fest und entschlossen neben der halb ohnmächtigen Marquise. Die Banditen drangen bis auf wenige Schritte an die erschrockenen Gäste heran, dann trat ihr Führer vor und zeigte sich. Lauter Jubel begrüßte ihn; auf einen Wink aber wurden sie still und verschwanden wie durch Zauberei in die Vorhöfe, wo sie still unbeweglich seine Befehle erwarteten.

„Sie sind sicher," sagte er zu der Gesellschaft. „Ich erfuhr erst diesen Morgen den Plan, den einer meiner Stellvertreter entworfen hatte. Zehn Meilen trennten mich von diesem Schlosse, das in dieser Nacht geplündert werden sollte. Sie sehen, wie nöthig meine Gegenwart war und der Widerstand würde vergebens gewesen sein."

Darauf trat er an den Tisch, auf welchem der Ehekontrakt lag, bückte sich, nahm lächelnd eine Feder und schrieb seinen Namen zu denen der übrigen Zeugen; wer hatte den Muth, ihm dies zu wehren? Als dies geschehen, ließ er sich ganz ruhig, als sei durchaus nichts Ungewöhnliches geschehen, vor der Frau von Servaine auf ein Knie nieder, nahm einen Ring aus seinem Gürtel, steckte ihr denselben an den Finger und bat sie, ihn zur Erinnerung an seinen Besuch zu tragen.

Die Marquise erkannte hocherröthend einen Ring, den sie ihm in einem zärtlichen Augenblicke gegeben hatte, als sie noch nicht wußte, wer er sei.

Fünf Minuten später trennte die Durance Gaspard und seine Bande von dem Schlosse Aranjon.

Viele Jahre darauf wurde dieser gefürchtete Räuberhauptmann ergriffen und zum Tode verurtheilt. Viele Personen von Rang boten alles auf, um seine Begnadigung zu erlangen; besonders wendeten der Graf und die Gräfin Fontenay ihren ganzen Einfluß auf, aber vergebens. Der Urtheilsspruch wurde in aller Strenge vollzogen und Gaspard de Besse auf offenem Markte zu Aix gerädert.

Miszellen.

Ueber das Alter der Menschenblattern.

Viele, selbst Aerzte, glauben, daß die Menschenblattern so alt als das Menschengeschlecht selbst seien, und somit als ein von der Natur dem Menschen angebornes Uebel, das in seiner ursprünglichen Anlage liege, angesehen würden müssen, was aber zufolge der scharfsinnigsten und gründlichsten Untersuchungen der Geschichte dieser Krankheit, namentlich des englischen Arztes James Moore, offenbar als irrthümlich sich herausstellt. Die ersten authentischen Spuren derselben finden sich in China. Die Missionäre der römischen Kirche verschafften sich Zutritt zu den historischen Ueberlieferungen der Chinesen, aus denen erhellt, daß die Blattern von sehr entfernten Zeiten her daselbst geherrscht haben. Ein Buch „Teson – tchinfa" (d. h. „Abhandlung aus den Herzen, über die Menschenblattern") gibt an, daß diese Krankheit in den frühesten Zeiten unbekannt gewesen und nicht eher erschienen sei, als während der Dynastie des Tcheou, ungefähr 1122 Jahre vor Christi Geburt. Wegen der Nähe von Japan und des gegenseitigen Verkehrs pflanzte sie sich von China aus, jedoch weit später, auf diesen Inselstaat hinüber. In Hindostan ist, nach den Uebertragungen der Brahminen, der Ursprung der Menschenblattern sehr alt. Der Name, die Geschichte und der Ursprung der Göttin, welche den Blattern vorstand, wird in den verschiedenen Theilen Indiens sehr verschieden angegeben. In Persien erschien die Krankheit, nachdem dessen Bewohner im sechsten Jahrhundert mit entfernten Nationen zur See Handel zu treiben anfingen. Die ersten Spuren der Menschenblattern in Arabien finden sich ebenfalls in der Mitte des sechsten Jahrhunderts, womit der berühmte Elephantenkrieg im Jahre 568 in genauer Verbindung steht. Nachher verbreitete sich diese Krankheit durch die Züge der Sarazenen über einen ziemlich großen Theil von Afrika, so wie (durch den Einfall der Mauren in Europa) Spanien im Jahre 710 zuerst in diesem Erdtheile davon ergriffen wurde, von wo sie sich nach Frank-

Digitized by Google

reich und Deutschland fortpflanzte. In Amerika erschien sie 1517, also 25 Jahre nach dessen Entdeckung durch die Europäer; und zwar zuerst in St. Domingo, von wo sie sich über den ganzen neuen Welttheil verbreitete. Im Jahre 1707 kamen die Blattern zuerst nach Island und tödteten 16,000 Menschen. Grönland scheint am längsten davon verschont geblieben zu sein; sie erschienen daselbst zuerst im Jahre 1733 und entvölkerten beinahe das ganze Land.

Die Wunder von Australien.

In diesem entlegenen Theile der Welt scheint die Natur Lust zu haben, alles anders zu machen wie in andern Gegenden. Es gibt dort Vögel, welche Haare statt der Federn und keine Flügel haben, weiße Adler und schwarze Schwäne. Die Bäume sind niedrig und das Gras ist hoch; die Birnen haben den Stiel am dicken Ende und sind von Holz; die Kirschen haben den Kern an der Außenseite; ein monströses Thier, groß wie ein Grenadier, mit dem Kopfe eines Kaninchen und einem Schweif wie ein Beutbein hüpft auf den Hinterbeinen umher; dann kommt ein Thier von der Größe einer Katze, das die Augen, die Farbe und die Haut eines Maulwurfs, aber Schwimmfüße und einen Schnabel wie eine Ente hat, so daß die Naturforscher lange nicht wußten, ob sie dieses seltsame Geschöpf einen Vogel nennen sollten oder nicht; ferner ein Papagei mit den Füßen einer Möwe ꝛc.

Ein brennendes Schiff.

Ein Baumwollenfahrer, der mit 1400 bis 1500 Ballen Baumwolle beladen, und von Neu-Orleans nach Havre bestimmt war, ward unterwegs vom Blitze getroffen. Acht Tage lang arbeitete die Mannschaft mit der Kraft der Verzweiflung an der Löschung des Feuers, mit jedem Tage ward die Gefahr größer, schien der Untergang unvermeidlicher. In der höchsten Noth erschien aber ein von London nach New-York fahrendes Paketbot. Die Mannschaft ward aus dem in Flammen stehenden Schiffe gerettet. Wie den acht Tage auf die denkbar entsetzlichste Folter gespannten Menschen um's Herz gewesen sein mag, bedarf keiner Schilderung. Was ist gegen solche Qual eine Feuersbrunst zu Lande?

Kind und Mann. Das Kind träumte, daß es die Mutter auf die Blätter einer Rose im Moose gelegt hatte. Die Rose wuchs immer höher zu einem Strauche empor; und wiegte es in immer lauteren Lüften, bis endlich das Kind nach einem vorüberfliegenden Schmetterling aus der Rosenwiege sich hinausbog und herabfiel in die Dornen. Es schrie und erwachte im Schooße der Mutter. Am andern Tage fiel es mit seinem Steckenpferde, und schlug sich eine tiefe Wunde in den Kopf. — Der Mann träumte, daß er an einen steinernen Adler seines Hausthores gelehnt, sein Besitzthum überblickte. Er konnte die Felder und Häuser nicht mit seinen Blicken ermessen, und stieg auf den Adler. Dieser riß sich los, und trug ihn mit schwerem Flügelschlage empor. Und sein Besitz erweiterte sich, und faßte Städte, Länder, Meere und Kriegsvölker, unabsehbar, wie ihn der Vogel zu den Sternen emportrug. Da wollte er die nahe Sonne erfassen, aber er bog sich zu weit über, und gleitete vom Adler herab, und stürzte und fiel lange, bis er von einem vollblühenden Rosenstrauche aufgefangen wurde. Er schrie im Falle und erwachte in — Solons Armen. Denn Krösus war der Knabe, welcher vom Steckenpferde, und bald nach dem zweiten Traume als Mann von Throne fiel.

In der Kirche zu St. Dénis, worin ehemals die Ueberreste der französischen Könige aufbewahrt wurden, wird nächstens der Bau einer Orgel beendiget werden, welcher mit Recht eine der größten und vollständigsten wird genannt werden können. Dieselbe zählt bei sechstausend Pfeifen, worunter sich einige von 32 Schuh Länge, und 1200 Pfund Gewicht befinden. Der Bau dieses prachtvollen Instrumentes nähert sich seinem Ende, und die äußeren Verzierungen desselben sind schon fertig.

Der Wein ist eine Art stehendes Militär für die Freuden und gegen die Leiden des Lebens. — Rheinwein die Infanterie — Champagner die Cavallerie — Burgunder die Artillerie — Landwein der Train — Madeira die Fourierschützen — Desertwein die Adjutanten — Ofener und Tokaier alte Generale.

Frauenzimmer sind der Altersschwäche mehr unterworfen, als Männer, d. h. der Schwäche, nicht alt scheinen zu wollen.

Verlegt und redigirt unter Verantwortlichkeit der G. Geiger'schen Buchdruckerei.

Digitized by Google

№ 84. 17. Oktober 1480.

Der Erzähler.

Ein

Unterhaltungsblatt für Jedermann.

Fünfter Jahrgang.

Augsburg. Dieses Blatt erscheint jeden Mittwoch und Samstag, und kostet dahier vierteljährlich 15 kr., halbjährig 30 kr. und jährlich 1 fl.; auswärts ist der Preis: vierteljährlich 18 kr., halbjährig 36 kr. und jährlich 1 fl. 12 kr. Bestellungen nehmen alle Buchhandlungen und königl. Postämter, letztere mit der tarifmäßigen Portovergütung, an.

* Richard Löwenherz.

Es flog dahin auf flüchtigen Liburnen,
Verlassend Schlachtgewirr und festlich Turnen,
Der König Richard nach Limisso's Strand,
Zu knüpfen dort des Myrthenkranzes Band.
Es drängte ihn, von Berengaria's Lippen
Den zücht'gen Kuß der stillen Braut zu nippen,
Und seines Glückes überfüllten Schaum
Mit ihr zu theilen in der Liebe Traum.
Doch war das Fest zur Hälfte nicht gefeiert,
Des jungen Weibchens Stirne nicht entschleiert,
Als man den König vor Nikosia rief,
Wo nicht, wie hier, die blanke Streitart schlief.
„Mein Weib," sprach Richard, „schau' nicht trostlos nieder,
„Der Löwenherz kehrt unbescholten wieder;
„Wär' er denn deiner süßen Minne werth,
„Wenn er nicht besser traute seinem Schwert?"
„„Nicht die Gefahr ist's, die ich eben scheute,
„„„Die Trennung ängstet mich vielleicht nur heute,""
Sprach sanft das Weib und sah an ihn hinauf.
„„„Denn dieser Tag zeigt Allen ihren Lauf.""
„„„ Der Morgenstern hat Freuden viel gespendet;
„„„Doch eh' er sich zum Abendroth gewendet,
„„„Blies uns ein Sturm die Hochzeitskerzen aus,
„„„Und Scherz und Lied verscholl im öden Haus.""
„„„Nun sinn' ich nach, was je uns könnte trennen,
„„„Und was ich fürchte, darf ich dir wohl nennen:
„„„Du bist der Löwenherz, wo's Männern gilt;
„„„Doch bist du's auch vor jedem Frauenbild?""
„Ei, ei, lieb Weib! du machst mir selber bange."
Sprach Löwenherz und koste ihre Wange.
„Es ist gefehlt, nur halb auf mich zu bau'n,
„Und weit gefehlter noch, es mir vertrau'n."
„Doch ist das rasche Wort dir schon entronnen,
„Mit ihm der Zwiespalt zwischen uns begonnen.
„Und wird es nicht bekämpft dies kecke Wort,
„Nagt's an der Liebe Ketten fort und fort.
„An mir ist's nun, dein Herz zu überführen,
„Daß nur dein Blick den Löwenherz kann rühren.
„Dann, hoff' ich, wirst du eher mir vertrau'n,
„Und nicht so zweifelnd mir in's Auge schau'n."
Und heiß sie küssend eilt er tobend weiter,
Zum schweren Kampf ein eisenfester Streiter,
Im Schlachtgefild bäumt sich auf seinen Ruf
Das Roß mit breiter Brust und breitem Huf.
Und unter seines Armes Streichen fallen
Nikosias Thore und bemannte Hallen;
Doch aus den Trümmern steigt ein Feind empor,
Der dann erst siegt, wenn stürzen Schloß und Thor.
Des Isaak's Tochter ist's, die heil'gen Frieden
In ihres Vaters Namen soll entbiethen;
Doch, was sie lispelt von gebroch'nem Muth,
Weckt in dem hohen Helden neue Glut.
Doch nicht die Glut, zu streiten und zu siegen,
Nein — vor der Sklavin als besiegt zu liegen.
Sein rauher Ton wird sanft, sein Auge mild,
Er steht gefesselt vor dem schönen Bild.
Es kündet ihm das flücht'ge Roth der Wangen
Des bangen Herzens innigstes Verlangen,
Er schaut der Unschuld freundlich Angenlicht,
Das aus dem Schatten dichter Wimpern bricht.
Und trotz des Panzers festgeschlung'nen Ringen
Droht ihm das Herz ob seiner Glut zu springen.
Doch, wie ihm lächelt auch des Siegers Glück,
Er denkt an Berengaria zurück.
Und froh zieht er mit seiner schönen Beute
Zu seinem Weib, zu seiner liebsten Freude.
„Nun sprich!" ruft er, „liebt Löwenherz nicht heiß?
„Er bringt dir hier den liedlichsten Beweis.
„Doch wirst du selbst mir gerne eingestehen
„Mit viel Gefahr ist dieser Sieg geschehen."

Digitized by Google

„Drum sprich, wohin die Schöne sei verbannt;
„Ich leg' ihr Schicksal ganz in deine Hand."
„„Ich kann,"" spricht Berengaria, „„dir vertrauen
„„Nach solchem Sieg, auf deine Treue bauen.
„„Doch bleibt, dem Sieg die Krone zu verleih'n,
„„Die Maid bei mir, sie soll mir Freundin sein!""

L. Scharrer.

Peter des Großen unverzügliche Züchtigung der Nachlässigkeit.

„Soviel Gnade und Vertrauen Peter der Große für seinen Mundkoch Velten hegte, so schenkte er ihm doch nicht leicht ein Versehen, das aus Nachlässigkeit oder Muthwillen begangen war. Velten, den ich im ersten Jahre meines hiesigen Aufenthalts, und im letzten seines damals noch recht muntern Lebens gekannt habe, machte auch kein Geheimniß aus der Erzählung, daß er wohl manchmal eine Prügelsuppe aus den Händen seines allergnädigsten Herrn, und gleich darauf wieder, ohne alles Nachtragen, seine volle Gnade genossen habe.

Als er einst in der akademischen Kunstkammer, wo Peter des Großen Figur mit seinen eigenen Kleidern angezogen, und vielerlei andere Sachen, deren sich der Monarch bedient hatte, verwahret werden, unter andern auch sein mit einem elfenbeinernen Stockknopfe versehenes spanisches Rohr im Winkel stehen sah, sagte er zum Kunstkämmerer, Herrn Schumacher, seinem Schwiegersohne: „Herr Schwiegersohn, dieses Meubel könnte man wohl an die Seite setzen, daß es nicht in die Augen fiele, denn Manchem, der es hier ansichtig wird, möchte wohl, wie mir, der Buckel jucken, auf dem es ehemals herum getanzt hat."

Eben dieser muntere Alte erzählte einst selber, wie er einmal, wegen eines Stücks Limburger Käses, zu einer unvermutheten Tracht Schläge mit diesem Stocke gekommen sey.

Peter der Große pflegte auf gut holländisch zum Nachtische Butter und Käse zu speisen. Unter den Käsesorten aber liebte er vorzüglich den Limburger. Als ihm einst wieder ein solcher ganzer Käse aufgesetzt wurde, der ihm besonders wohl schmeckte und er wahrgenommen haben mochte, daß von einem ganzen Limburger Käse (der ohnehin eben nicht allzu klein zu seyn pflegt und der Form nach einem holländischen Klinker oder kleinem Ziegelsteine gleicht), wenn er einmal aufgesetzt worden, gar selten etwas, oder doch immer nur wenig von dem übriggebliebenen wieder auf seiner Tafel erschien, zog er sein mathematisches Instrumentbesteck aus der Tasche, maß den von dem erst angeschnittenen Käse übriggebliebenen Rest in Abwesenheit seines Oberküchenmeisters, und schrieb das Maaß in seiner Schreibtafel auf. Nach einer Weile, da Herr Velten zum Abnehmen des Nachtisches gekommen war, sagte ihm der Kaiser: „Dieser Limburger. ist besonders gut, und hat mir sehr wohl geschmeckt; verwahre mir ihn, und gib Niemand davon, denn ich will noch öfters von ihm essen." Diesem Befehle zu Folge, kam derselbe auch Tages darauf wieder beim Nachtische auf die Tafel; zum Unglücke des Oberküchenmeisters aber kaum die Hälfte mehr so groß, als er Tages vorher war abgetragen worden. Dem Kaiser fiel diese verminderte Größe sogleich in die Augen; um sich aber zu versichern, daß ihn der Schein nicht täusche, zog er seine Schreibtafel und seinen Maaßstaab hervor, maß den Käse, und fand, daß er fast um die Hälfte der aufgezeichneten Größe abgenommen hatte.

Er ließ also den Oberküchenmeister Velten rufen, und fragte ihn, wie es käme, daß der Käse seit gestern um so viel abgenommen habe? — Herr Velten antwortete: das wüßte er nicht, er habe ihn nicht gemessen.

„Aber ich habe ihn gemessen!" antwortete der Kaiser, wies ihm die angezeichnete Größe in der Schreibtafel, und überzeugte ihn mit seinem Maaßstabe, daß beinahe die Hälfte von dem Tags vorher übergebliebenen Stücke mangelte.

Se. Majestät fügten auch die Frage bei: ob sie ihm nicht befohlen hätten, den Käse für sie zu verwahren? — „Ja," antwortete Velten, „aber ich muß es vergessen haben." — „Warte!" sagte der Kaiser, „ich muß Dir einen Denkzettel geben!" stand vom Tische auf, ergriff sein spanisches Rohr, strafte den Herrn Oberküchenmeister damit ab, setzte sich dann wieder zu seinen Tischgenossen und aß mit aller Gelassenheit bei einem Gläschen Eremitagewein von seinem Limburger Käse, der nachmals noch etliche Tage, bis auf den letzten Bissen, beim Nachtische erschien."

Dies erzählt der Kammerherr von Drevnick, Veltens Schwiegersohn, in seinem Tagebuch.

Digitized by Google

Miszellen.

Naturhistorische Merkwürdigkeit.

Die Erzählung von Münchhausen, wornach zwischen den Geweihen eines Hirsches ein Kirschbaum erwachsen seyn soll ist bekannt. Diesem lustigen Erzähler ist aber wohl nicht in den Sinn gekommen, daß die Ehre seines Mährchens dereinst noch durch ein Naturspiel gewissermaßen gerettet werden könne. Dem ist indessen allerdings so. Denn im Monat Julius dieses Jahres (1840) ist auf dem Straußberge, einer bei Sondershausen gelegenen fürstl. schwarzburg-rudolstädtischen Domäne, ein Rehbock geschossen worden, zwischen dessen Gehörn ein auf der Stirnhaut eingewurzelter grünender Zweig der Eberasche (Quitsche, Vogelbeerbaum) herausgewachsen war. Da der Bock erst in der Abenddämmerung eingebracht und bei Licht aufgebrochen werden konnte, so ist leider bei'm Schleifen des Thieres durch den dicken Busch oder bei'm Transport der Zweig abgebrochen worden, ehe man die Merkwürdigkeit an ihm gewahr wurde. Noch steht aber der Stummel davon mit einem beblätterten Seitenzweige zwischen dem Gehörn des abgesägten Schädels, das Holz scheint mehr als einjährig, die Wurzel geht durch die Haare und sitzt in der Haut fest. Der Bock ist dabei keineswegs verkümmert, sondern sehr stark in Wildpret gewesen. Ein Räthsel bleibt es freilich, wie ein Kern der Vogelbeere auf der Haut des lebendigen Thieres hat keimen, wurzeln und zu einem Zweige mehr als eines Jahres hat heranwachsen können, da doch der Rehbock alljährlich sein Gehörn abwirft; aber Thatsache ist es, Einsender hat es selbst gesehen, und jeder den Straußberg passirende Reisende kann sich davon überzeugen, wenn er deshalb den sehr gefälligen und humanen Herrn Amtsrath Krüger alloort in Anspruch nehmen will. Obschon irgendwo ein ähnliches Naturspiel beobachtet worden, möchte fast zu bezweifeln seyn.

Der Brusch Turkey.

In einer der letzten Sitzungen der zoologischen Gesellschaft in London las Gould eine Abhandlung über den seltsamen Vogel, Brusch Turkey, von Neusüdwales. Zuerst gab er die Meinungen der verschiedenen Ornithologen über die Verwandtschaft des Vogels und besonders die Swainsons, der zu beweisen sucht, er gehöre zu den Geiern. Der merkwürdigste Umstand in der Lebensweise des Vogels ist, daß er seine Eier nicht selbst ausbrütet, sondern dazu ähnlicher Mittel sich bedient, als bei der künstlichen Ausbrütung jetzt gebräuchlich sind. Einige Wochen vorher, ehe er Eier zu legen anfängt, sammelt er eine ungeheuere Masse von vegetabilischen Stoffen, zwei bis vier Karrenladungen, die er auf einen pyramidalischen Haufen zusammenbringt; in diesem Haufen nun verbirgt er die Eier in einer Tiefe von etwa achtzehn Zolle neun bis zwölf Zoll auseinander. Nachdem die Eier, deren breites Ende immer nach oben gerichtet ist, sorgfältig bedeckt sind muß sie die Wärme ausbrüten, welche sich bei der Verwesung der umgebenden Stoffe erzeugt. Die Haufen werden durch die vereinten Bemühungen mehrerer Paare Vögel gebaut und enthalten bisweilen einen ganzen Korb voll Eier. Diese sind weiß und nicht größer als Hühnereier, von vortrefflichem Geschmacke, und werden deshalb sehr gesucht. Das Fleisch des Vogels ist saftig und zart, es soll das delikateste seyn, das irgend ein Vogel liefert. Gould erklärt, nach seinen Beobachtungen unterliege es keinem Zweifel, daß der Vogel zu dem Hühnergeschlechte, gewiß aber nicht zu den Geiern gehöre.

Ein neuer Hund des Aubry.

In der Gazette de Flandres vom 6. Sept. lesen wir: Ein Schäfer reisete nach Souastre, wo seine Familie wohnte, um einige Tage bei derselben zu verbringen. Als es Abend wurde, sah er drei Personen von einem Felde auf ihn zukommen. Sobald sie ihn erreicht hatten, faßten sie ihn an und verlangten sein Geld. Der arme Mann hatte kein Geld und sagte dies. Die Spitzbuben, die durch diese Täuschung ihrer Hoffnung aufgebracht waren, durchsuchten ihn und als sie sich von der Wahrheit der Aussage des Mannes überzeugt hatten, fielen sie mit ihren Stöcken über ihn her. Er kämpfte besonders mit einem, der endlich ein Messer zog und den Schäfer mit demselben gefährlich verwundete. Der Unglückliche sank nieder und wurde für todt liegen gelassen. In der Nacht wurde die Familie des Schäfers durch das Gebell eines Hundes an der Thüre ihres Hauses erweckt; da indeß das Bellen nach einiger Zeit aufhörte, achteten sie weiter nicht darauf. Am nächsten Morgen aber, an welchem sie zeitig aufstanden, erschracken die Leute gar sehr, als sie die Thüre öffneten und an derselben ein mit Blut befleckes Bündel liegen sahen, dessen Inhalt ihnen nur zu wohl bekannt war. Sie bemerkten auch,

Digitized by Google

daß der Weg, dem der Ueberbringer des Bündels gefolgt zu sein schien, mit Blut bezeichnet war. Sie gingen diesen Blutspuren nach und sahen in einiger Entfernung den Schäfer, scheinbar todt, auf dem Rücken liegen. Ein Messer hatte durch sein Halstuch hindurch geschnitten. Der Hund, der offenbar mit demselben Messer, an verschiedenen Stellen verwundet war, befand sich neben seinem Herrn und leckte ihm die Wunden. Der Unglückliche wurde in die Wohnung seiner Familie gebracht, wo er durch passende Behandlung wieder zu sich kam und bereits völlig genesen ist. Der Hund hatte das Bündel an das Haus getragen und um Hilfe gebellt. Da er keine fand, war er zurückgekehrt, um seinen Herrn zu bewachen, bis man demselben zu Hilfe kam.

Fanni Elßlers letzter Auftritt in New-York.

Fanni Elßler, welche während ihres zweiten Aufenthaltes zu New-York, wohin sie von ihrer blos nach den Städten Philadelphia, Washington und Baltimore unternommenen Gastrollenreise Ende August zurückgekehrt war, daselbst noch acht Vorstellungen gab, hielt am Schlusse der letzten, welche am 29. gedachten Monats Statt fand, folgende Abschiedsrede an das dichtgedrängte Haus: „Als ich Sie das erste Mal verließ, war ich schon sehr betrübt, jetzt — jetzt ach, bin ich es noch viel mehr, weil ich Sie noch besser kennen gelernt, und Ihnen allesammt noch herzlicher zugethan bin; (tobender Beifallsturm und Blumensträußerregen,) ich fürchte, es wird lange, lange währen, eh' wir wieder zusammen kommen, — doch ich hoffe, Sie werden mich dessen ungeachtet nicht vergessen; denn Ihre Güte gegen mich war sehr groß, und ich werde deren stets eingedenk seyn! Die Erinnerung an selbe ist hier (aufs Herz deutend,) tief eingegraben, und wird es immerdar bleiben. Leben Sie wohl!" Für 47 Vorstellungen, welche sie in den Vereinigten Staaten gegeben hat, wovon 16 auf ihren ersten Aufenthalt zu New-York 12 auf Philadelphia, 5 auf Washington, 6 auf Baltimore, und 8 auf ihren zweiten Aufenthalt zu New-York kommen, hat sie Alles in Allem 24 300 Dollar also 48,600 fl. C. M. erhalten, so daß durchschnittlich auf eine Vorstellung etwas über 1000 fl. kommen.

Mehrere amerikanische Bedlams Brüder.

Die abgeschmackte Speichelleckerei in der neuen Welt mit der Tänzerin Fanni Elßler, streift an das Gebiet des kolossalsten Unsinns an. Eine Zeitung von New-York versichert, die ganze Stadt sey durch diesen tausendgestaltigen Zaubergeist lebestoll geworden, so daß selbst ein Quäker — ja ein Quäker! dem Direktor des Park-Theaters so viel Gold, als er nur verlangen werde, — für einen Pantoffel von Fanni anbot; der Direktor wies ihn an ihr Kammermädchen. — Auf jeden Schritt und Tritt wird Fanni von Anbetern verfolgt; der „Morning Herald" läßt ihr sogar seinen Berichterstatter zur Seite gehen, und gibt täglich Bulletins über das Thun und Lassen der Göttin heraus. — Es fehlt nunmehr nichts, als daß der „Morning Herald" sie in diesen Bulletins „Ihre Majestät" nennt. — Ein dortiger Journalist ruft ihr zu: „O Fanni, Du tanzest nicht mit Füßen!" — O Journalist, Du schreibst nicht mit Kopf. — — Es ist wirklich merkwürdig, wie weit es diese freien Männer Amerikas — in der Blamage bringen können.

Schnacken und Schnurren.

* Ein Prediger begann seine Leichenreden meistens so: „daß wir Menschen sterblich sind, davon haben wir hier ein lebendiges Beispiel."

---

* Man bemerkte in einer Gesellschaft, wenn die Thurmfahne gegen die Berge hinsieht, so zeigt sie gutes Wetter an. „Je nun," sagte einer aus der Gesellschaft, „laßt sie festnageln, wenn sie auf gutes Wetter deutet."

„Was macht Patrik?" — fragte ein Irländer einen Bekannten. — Ach — versetzte dieser — der arme Teufel war zum Galgen verurtheilt; aber er rettete sein Leben dadurch, daß er im Gefängnisse starb.

Die Physiologen haben über die Consistenz der Zähne bisher mancherlei Ansichten gehabt. Darauf aber ist bis jetzt noch keiner gekommen, daß sie aus Federn bestehen, wie uns Herr F. von Sallet in der Zeitschrift „der Pilot" belehrt, indem er sagt:

Am Ende werden noch alle Leut'
So jämmerlich human,
Daß ausznrupfen der Arzt sich scheut
Einen hohlen, schmerzenden Zahn. —

Auflösung der Charade in No. 82.:
Mantelsack.

Verlegt und redigirt unter Verantwortlichkeit der **G. Geiger** j.'schen Buchdruckerei.

Digitized by Google

№ 85. 21. Oktober 1480.

Der Erzähler.

Ein

Unterhaltungsblatt für Jedermann.

Fünfter Jahrgang.

Augsburg. Dieses Blatt erscheint jeden Mittwoch und Samstag, und kostet dahier vierteljährlich 15 kr., halbjährig 30 kr. und jährlich 1 fl.; auswärts ist der Preis: vierteljährlich 18 kr., halbjährig 36 kr. und jährlich 1 fl. 12 kr. Bestellungen nehmen alle Buchhandlungen und königl. Postämter, letztere mit der tarifmäßigen Portovergütung, an.

Die religiösen Gebräuche der Tscherkessen.

Die Tscherkessen wurden, gleich den meisten Stämmen des Kaukasus ehemals zum Christenthume griechischer Confession bekehrt. Später wußte sich unter den Fürsten der Islam Eingang zu verschaffen, und wir finden hier heutigen Tags, eine wunderliche Mischung einheimischen Aberglaubens mit christlichen und muhammedanischen Gebräuchen. Noch im fünfzehnten Jahrhundert hatten aber die Tscherkessen mehrere Kirchen und Geistliche griechischen Ritus. Die Tscherkessen, so erzählt uns Major Tausch, bekennen ein höchstes Wesen, eine Mutter Gottes, und mehrere himmlische Kräfte zweiten Ranges, welche sie Apostel nennen. Sie glauben an die Unsterblichkeit der Seele, an eine jenseitige Belohnung und Bestrafung, je nach der Aufführung in diesem Leben. Dessen ungeachtet kümmern sie sich jetzt, wie die meisten andern Menschen, wenig um das zukünftige Leben und suchen sich blos in diesem behaglich einzurichten. Die Wälder sind ihre Tempel, und ein Kreuz vor einem Baume aufgepflanzt, bildet den Altar, vor welchem sie zu opfern pflegen. Wird auf gemeinschaftliche Kosten der Gemeinde ein Opfer dargebracht — und jeder, der Aermste wie der Reichste, steuert hiezu sein Scherflein bei — so tritt einer der ältern, durch würdiges Benehmen ausgezeichneten Personen hervor, entblößt sein Haupt, und verrichtet das Amt des Geistlichen; denn einen aus der Menge abgesonderten geistlichen Stand findet man jetzt nicht mehr unter diesem Volke. Das Sühnopfer besteht gewöhnlich in einem Schafe oder einer Ziege; bei großen Feierlichkeiten wird auch ein Ochs dargebracht. Der Alte nimmt die Fackel in die Hand, welche an dem Fuße des Altars brennt, der in einem von Bäumen aufgepflanzten Kreuze besteht, versengt die Haare des Thiers an mehreren Stellen, wo es geschlagen werden soll, schüttet einen gegohrnen Hirsentrank, mit einem arabischen Worte Busa genannt, auf das Haupt des Opfers, welches dann nach einem kurzen Weihgebete geschlachtet wird. Der Kopf ist der Gottheit geheiliget und wird in einer gewissen Entfernung vom Altare auf einem Pfeiler aufgepflanzt. Die Haut wird dem Oferer überlassen, welcher dagegen für die Fackel zu sorgen hat; das Fleisch wird aber während des Gottesdienstes zubereitet und alsdann von den Theilnehmern an der religiösen Versammlung verzehrt. Von Menschenopfern findet sich aber und fand sich zu keiner Zeit eine Spur bei den Tscherkessen. Mehrere Jünglinge, gewöhnlich sind es Sklaven des den Gottesdienst verrichtenden Greises, helfen ihm im Amte. Sie stehen hinter ihm, Schalen mit Busa angefüllt und Brodschnitzen in den Händen haltend. Ist das Opfer gefallen, dann nimmt der Priester in eine Hand ein Stück Brod und einen vollen Becher in die andere. Er erhebt jetzt beide Hände gen Himmel, ruft die Gottheiten an, daß sie ihm und der Gemeinde gnädig seyen, segnet das Brod und Trank und gibt dann beides dem ältesten Gliede der Gemeinde, das sie auf der Stelle verzehrt. Die Ministranten reichen ihm nochmals einen vollen Becher und frisches Brod, worauf der Priester zur Mutter Gottes betet, das Brod und den Trank unter denselben Ceremonien weiht, und beides einer andern ältern Person der religiösen Versammlung überreicht. So geht es dann der Reihe nach, und auch zu jedem der Apostel wird ein eigenes Gebet emporgerichtet. Bei dem Ende des Amtes verkündet der Priester nach Gutdünken den Tag, wann das nächste gehalten werden soll; ein-

mal aber in der Woche muß Gottesdienst gehalten werden, entweder am Sonnabend, Sonntag, Montag oder Dienstag, niemals aber an einem andern Tage.

Außer den wöchentlichen haben die Tscherkessen noch andere Festtage, wie den Festtag der Merime, Merissa oder Melissa, die Mutter Gottes zubenannt, welcher in dem Monat September gefeiert wird. Die Tscherkessen wissen jetzt selbst nicht, warum die Merime Mutter Gottes heißt, und was sie von ihr erzählen, hängt durchaus nicht mit diesem Titel zusammen, den sie ihr beilegen. Sie ist ihnen blos die Schutzpatronin der für sie so wichtigen Thierchen, der Bienen. Einstens, so wird erzählt, als der Donner, von Zorn entbrannt, die ganze Gattung dieser fleißigen Geschöpfe vernichtete, da habe Merime eine einzige Biene in dem Aermel ihres Hemdes aufbewahrt, durch welche dann das ganze Geschlecht wiederum erneuert wurde. Die Ehrenbezeugungen, die der Göttin dargebracht werden, bestehen einzig und allein darin, daß man sich an ihrem Festtage gütlich thut mit mancherlei aus Honig zubereiteten Speisen und Getränken. Diese Göttin steht übrigens bei den Tscherkessen in hohen Ehren; denn Honig und Wachs gehören zu den wichtigsten Erzeugnissen der kaukasischen Länder, — sie bilden die vorzüglichsten Gegenstände der Ausfuhr. Im Frühjahre feiert man das Fest Seozeres. Dieß war ein großer Seefahrer, sagen die Tscherkessen, und ihm wären die Winde und Wellen unterthan. Er wird vorzüglich von den Bewohnern des Gestades verehrt, und sie flehen um seinen Schutz in den Tempeln, welche längs der Ufer des Meeres aus den Bäumen der heiligen Haine errichtet wurden. Sollte man bei dem Namen Seozeres vielleicht an Sesostris denken dürfen? Die Tscherkessen verehren überdieß drei namenlose Göttinnen, die Schwestern gewesen und in längst verschollenen Zeiten Gerechtigkeit und Harmonie im Lande verbreitet haben sollen. Sie befördern, so erzählt man, die Einigkeit im Hause, Freundschaft und Liebe unter den Nachbarn, und nehmen den einsam Wandernden in ihre glückselige Obhut. Wer immer seine Wohnung wechselt, oder auf Reisen geht, opfert und betet zu diesen drei freundlichen Göttinnen.

Gegen Ende October feiern die Tscherkessen ein Allerseelenfest, und zwar jede Familie in ihrem eigenen Hause und auf ihre eigene Weise. Alle verstorbenen Glieder der Familie werden, in eigens für diesen Zweck bestimmten Gebeten, namentlich dem Schutze der Heiligen empfohlen, damit es ihnen jenseits an nichts mangeln möge. Bald nach Allerseelen kommt das Fest des Thors oder Donners. Es wird dem Gott für den Regen, den er im verflossenen Jahre sendete, gedankt, und daß er die Luft während der Sommerhitze reinigte und erfrischte. Der Thor steht bei diesem Volke in großem Ansehen, und sie halten es für eine besondere Gunst des Himmels, von ihm erschlagen zu werden. Der Blitz, sagen sie, ist ein Engel, welcher diejenigen trifft, die der Schöpfer segnete. Der Körper eines vom Blitz Getödteten wird deßhalb mit großen Feierlichkeiten zur Erde bestattet, und während die Familie über den Verstorbenen weint, freut sie sich über die Auszeichnung, die ihr zu Theil geworden. Rollt der Donner über ihren Häuptern, so daß das vielfältige Echo aus den Schluchten und an den Bergen widerhallt, und jeder an dieses furchtbare Schauspiel nicht gewohnte Fremde erschrickt; dann freuen sich die Tscherkessen und verlassen ihre Häuser, um den gezackten Lauf des Engels in dem Luftkreise zu verfolgen. Ward der Donner einige Zeit nicht gehört, so werden öffentliche Gebete angestellt, damit er erscheine und die Felder erfrische. Das neue Jahr beginnt ungefähr zu derselben Zeit wie das unsrige, und man feiert ebenfalls den ersten Tag desselben. Auch der Tag gilt für heilig, an dem die Feldarbeiten von neuem beginnen. Kaum ist der Monat März gekommen, so enthalten sich die Tscherkessen des Genusses der Eier. Sie miethen, sie entlehnen und borgen nichts; noch nehmen sie etwas geschenkt. Nicht einmal Feuer nehmen sie von ihrem Nachbar. Gegen Ende des Monats begehen sie ihren feierlichsten Festtag, Ostern. Bei Tagesanbruch verkündet ein Flintenschuß den Anfang des großen Festes. Es kommen die Bewohner des Festes herbei, und versammeln sich in dem heiligen Hause; sie beginnen die vorgeschriebenen religiösen Handlungen und verrichten die Opfer. Das Fest endiget mit einem Schießen, dessen Zielscheibe ein Ei ist; die Häute der Opferthiere werden als Preise ausgesetzt. Die Tscherkessen verehren auch das Zeichen des Kreuzes, welches ihnen von ihren Vorältern überliefert wurde; doch kannten sie im Jahre 1818, als Marigny zum erstenmal diese Gegenden besuchte, seine Bedeutung nicht mehr. Jetzt werden sie dieß wohl

Digitized by Google

durch die Russen oder Engländer erfahren haben. Das Kreuz, wie ein Trifolium gestaltet, steht vor einem Haine aufgepflanzt, welcher dadurch zu religiösen Ceremonien geheiligt wird; Niemand wagt es, hier einen Baum zu fällen. Sie versammeln sich an bestimmten Tagen vor diesem Kreuze, um Opfer darzubringen, und jeder Tscherkesse, der glücklich von irgend einer Unternehmung, sey es ein Raubzug oder eine Handelsreise, zurückkehrt, verrichtet vor dem Kreuze, vor welchem er sich bevor er seine Unternehmung begann, verlobt hatte, seine Andacht, und bringt ihm Weihgeschenke dar, wobei immer einige Thiere geschlachtet und große Feierlichkeiten gehalten werden. Man ersieht aus dieser Darstellung die wunderliche Mischung christlicher und heidnisch-religiöser Vorstellungen und Gebräuche.

Miszellen.

Das Wachsfigurenkabinet.

Die dänische Brigg Anng, Capitain Holle, befand sich im October v. J. in Bahia. Am 20. d. M. wollte er diesen Hafen verlassen und nach Pernambuco segeln, um da seine Ladung zu vervollständigen und dann nach Europa zurückzukehren. Gegen Mittag erhielt der Capitain am Bord den Besuch eines Mannes, der sich in einen sehr abgetragenen Mantel gehüllt hatte und um die Vergünstigung einer Unterredung unter vier Augen bat. Der Capitain schickte seinen Schiffsjungen fort und forderte den Fremden auf, Platz zu nehmen, der nach einigen unbedeutenden Worten endlich also anfing: „ich bin ein Florentiner und heiße Zernetti; seit zwei Monaten zeige ich in Bahia ein Wachsfigurencabinet, aber ich kann in dieser Stadt durchaus keine guten Geschäfte machen. Ich möchte nach Pernambuco, wo ich sicherlich mehr Geld verdienen würde, so daß ich auch meine Gläubiger in Bahia bezahlen könnte. Aber die Brasilianer sind unbarmherzig; wenn ich ihnen auch mein Ehrenwort gebe, ihnen von Pernambuco aus zu schicken, was ich ihnen schulde, sie werden es nicht glauben; überdies hat man mir einen Wink gegeben, daß man morgen mein ganzes Cabinet mit Beschlag belegen werde. Um aus aller Verlegenheit zu kommen, habe ich mich entschlossen, ganz in der Stille abzureisen; Ihr Schiff soll morgen früh vor Tagesanbruch unter Segel gehen; ich verspreche Ihnen, in Pernambuco den Dienst dankbar anzuerkennen, den Sie mir geleistet haben, wenn Sie einwilligen, gegen Abend die fünf Wachsfigurenkisten aufzunehmen, die ich bereit halten werde und die man leicht wird einschiffen können, ohne daß die Douane etwas bemerkt, weil einer der Hafenwächter mein Landsmann ist und mein Fortkommen auf alle nur mögliche Weise begünstigen wird." — Nach einigen Ausreden, über welche der schlaue Florentiner leicht triumphirte, willigte der Capitän Holle ein, den Fremden mit dem Wachsfigurencabinette aufzunehmen. Es wurden deshalb die nöthigen Einrichtungen getroffen und am Abende desselben Tages befand sich das Cabinet nebst dem Eigenthümer auf dem Schiffe. Früh um neun Uhr wurden die Anker gelichtet und das Schiff segelte mit gutem Winde nach seiner neuen Bestimmung ab. Am ersten Tage kam nichts Merkwürdiges an Bord vor. Der Florintiner unterhielt sich vertraulich mit der Mannschaft, erkundigte sich schlau nach dem Werthe der Ladung und ging häufig in den Schiffsraum hinunter, um sich zu überzeugen wie er sagte, daß seine Wachsfiguren nicht litten. Gegen Abend verursachte das fortwährende Hin- und Herlaufen des Florentiners einigen Argwohn, indeß legte man keinen besondern Werth darauf. Was sollte man von einem einzigen Manne ohne Waffen unter zehn rüstigen und kräftigen Matrosen fürchten? Um Mitternacht, als ein Theil der Mannschaft schlief, hörte die Wache einen gewaltigen Lärm in dem Schiffsraume unten; der Matrose wollte den Capitain benachrichtigen, hörte aber die Stimme desselben schon. Ehe er wußte, was er thun sollte, sah er ein Dutzend Bewaffnete heraufkommen, die alles niederstießen. Der schlaue Florentiner war ein Seeräuber, der in die Kisten seine Helfershelfer versteckt hatte und mit denselben sich des Schiffes wirklich bemächtigte.

Ein indischer Taschenspieler.

Ein Reisender schreibt unter anderm aus Schinsura: Ein Taschenspieler ersuchte unter andern zwei Bengalis, eine etwa vier Fuß lange Eisenstange auf die Achseln zu nehmen. Diese Stange nun faßte er mit den Zähnen; so schwebend nahm er die Stellung eines arbeitenden Schneiders an, nahm aus seiner Tasche ein Stück Zeug, Zwirn und eine Nadel, die er einfädelte und nähete so eine Zeitlang, ohne, wie es schien, durch die unnatürliche Stellung incommodirt zu werden, in welcher er sich befand. — Dann nahm er aus einem Kasten

Digitized by Google

einen Hahn, der krähete und einige Reiskörner verzehrte, die man ihm hinwarf. Darauf bedeckte der Taschenspieler den Hahn mit einem Stücke blauen Zeuges und eine Secunde später sprang ein Hase darunter hervor, der einigemale im Kreise herumlief und dann unter das kleine Zeugstück zurückkehrte. Der Taschenspieler fragte nun die Anwesenden, welches Thier jetzt hervorkommen sollte. Die Zuschauer entschieden sich für eine Abgottsschlange. Das Zeugstück wurde mit dem Zauberstabe berührt und alsbald kam eine zwölf Fuß lange Schlange zischend und mit aufgesperrtem Rachen hervor. Die Zuschauer ergriffen entsetzt die Flucht. Man darf dabei nicht verschweigen, daß die Vorstellung unter freiem Himmel, mitten auf einem großen Platze und ohne alle vorhergegangene Vorbereitungen stattfand.

Chinesisches Theater in Samarang.

Reiche chinesische Kaufleute unterhalten in Samarang ein Theater, die holländische Regierung erlaubt aber nur bei gewissen Festen Vorstellungen. Die Bühne wird auf einem Platze aufgeschlagen und die Vorstellung dauert den ganzen Tag und einen Theil der Nacht hindurch. Der Bühne gegenüber ist ein Tisch für die Kaufleute gedeckt, welche die Kosten für die Vorstellung bezahlen. Sie saßen ernst daran, sagt ein Reisender und genossen ein doppeltes Vergnügen, eine besetzte Tafel und das Theater. Wenn eine Schauspielerin ihren Beifall erhalten hatte, klatschten sie nicht, sondern schickten ihr eine Schüssel von ihrem Tische. Diese Beifallsbezeugungen wurden mit großer Freude aufgenommen; die Schauspielerin dankte mit vielen Verbeugungen, verließ ihre Stelle, aß ruhig die Gerichte, die man ihr geschickt hatte und fing fast noch kauend ihre Rede wieder an, wo sie aufgehört hatte.

Seltsamkeit in Neuholland.

Wir haben neulich mehrere Seltsamkeiten in den Schöpfungen der Natur in Neuholland angeführt; hier noch mehrere: der Nordwind ist dort warm, der Südwind kalt; der Westwind der Gesundheit nachtheilig, der Ostwind heilsam; der Barometer steigt vor dem Regen und wenn er fällt, bedeutet es schönes Wetter; — die Thäler sind kalt und unfruchtbar, während die Gipfel der Berge warm und fruchtbar sind. Die Hunde haben den Kopf eines Wolfes, den Leib eines Fuchses und bellen nicht. Es gibt da geflügelte Schlangen, Fische, welche fliegen wie die Fledermäuse, Nesseln, die baumhoch wachsen, während die Pappel nur die Höhe eines kleinen Strauches erreicht; das Farrenkraut wächst zu 20 — 25 Fuß Höhe und breitet seine Zweige horizontal aus bis auf fünf bis sechs Fuß in Form eines Sonnenschirmes; der Casuar, ein riesenhafter Vogel, wie der Strauß, ist statt der Federn mit einer Art Haare bewachsen. Die meisten Bäume verlieren jährlich die Rinde, aber die Blätter bleiben immer an den Zweigen. Der Himmel ist fast das ganze Jahr hindurch wolkenlos; die Wohnungen, auch der ärmsten Leute, sind aus Cedernholz gebaut, wie der Palast Salomos; der Sommer beginnt den 1. November, der Winter umfaßt die Monate Juni bis August. Es gibt Bäume, die nie Früchte tragen, Blumen ohne Duft und Vögel ohne Stimme.

Die größte Geschwindigkeit.

Nun wissen wir wenigstens, wie weit es mit der Geschwindigkeit noch gebracht werden kann, und wo sie ein Ende hat. Der berühmte Arago, in Paris hat berechnet, daß 45 Meilen in einer Stunde die größtmöglichste Schnelligkeit ist, welche bei der stärksten angewendeten Kraft und der tiefsten Neigung der Eisenbahn wegen des Widerstandes der Luft möglich ist.

Talmudische Anekdote. Raba ging einst zu einem Traumdeuter, und fragte ihn, was es wohl bedeuten möge? er habe in verwichener Nacht von zwei Rüben geträumt. Die Antwort lautete: „Zwei Ohrfeigen.“ Um diesen zu entgehen beschloß Raba den ganzen Tag in einer Lehrschule (wo theologische Streitfragen abgehandelt werden) zuzubringen. Das Schicksal aber läßt seine Plane nicht so leicht vereiteln, wie der Erfolg dieser Geschichte lehrt, welcher Raba's Vorsicht zu Schanden machte. Denn hört! in der Lehrschule zankten sich zwei Blinde, und als Raba sie auseinander bringen wollte, bekam er Ohrfeigen von ihnen, und als sie ihn noch mehr schlagen wollten, schrie er, es wäre genug! er habe nur zwei Rüben im Traume gesehen.

Das englische Parlament hat eine Summe von 70,000 Thlrn. bewilliget blos zum Ordnen und Binden von Staatsurkunden.

Verlegt und redigirt unter Verantwortlichkeit der G. Geiger j.'schen Buchdruckerei.

Digitized by Google

№ 86. 24 Oktober 1840.

Der Erzähler.

Ein

Unterhaltungsblatt für Jedermann.

Fünfter Jahrgang.

Augsburg. Dieses Blatt erscheint jeden Mittwoch und Samstag, und kostet dahier vierteljährlich 15 kr., halbjährig 30 kr. und jährlich 1 fl.: auswärts ist der Preis: vierteljährlich 18 kr., halbjährig 36 kr. und jährlich 1 fl. 12 kr. Bestellungen nehmen alle Buchhandlungen und königl. Postämter, letztere mit der tarifmäßigen Portovergütung, an.

Die Schifferin am Traunsee.

Einst beschiffte ein junger Rittersmann mit seiner neuvermählten Ehegattin den Traun-See, um die Seele zu erquicken an dem Anblicke der herrlichen Naturschönheiten, die sich an den reizenden Ufern desselben entfalten.

Ueber den riesigen Häuptern der Berge thürmten sich schwere Gewitterwolken, aber weder die liebenden Gatten, noch die sorglosen Schiffer bemerkten die drohende Gefahr, bis plötzlich der Sturm erbrauste und die Wellen des Sees in tobenden Aufruhr geriethen.

Vergebens suchte man noch das Ufer zu gewinnen. Immer wüthender entfesselte sich die Gewalt des Sturmes, ein unbändiger Windstoß erfaßte das leichte Schifflein, hob es hoch auf den Wogenberg hinauf und schleuderte es umgestürzt in die gähnende Tiefe zurück.

Damit schien auch die Sturmeswuth gestillt zu seyn. Leicht gelang es den rüstigen Schiffern, das Fahrzeug aufzurichten. Der Körper der Edelfrau, den die weiten Gewänder auf der Oberfläche erhielten, wurde glücklich gerettet, aber der Ritter war spurlos in der Tiefe verschwunden.

Mit trostloser Verzagtheit bemühten sich die treuen Frauen ihre geliebte Gebieterin ins Leben zurückzurufen. Ach, sie wußten ja, zu welch' bitterem Schmerze sie die Unglückliche erwecken mußten!

Nach langen angstvollen Stunden schlug die arme Rittersfrau die Augen auf. Ihr erster Blick suchte den geliebten Gatten, und eine furchtbare Ahnung durchzitterte ihre Seele, als sie ihn an ihrem Lager vermißte.

Bebend forschte sie in den Mienen der Umstehenden, denn sie wagte es nicht, die fürchterliche Frage auszusprechen; und als das düstere Schweigen Aller ihre entsetzliche Vermuthung bestätigte, brach sie in lautes Jammergeschrei aus, daß die Herzen Aller im schmerzlichsten Mitgefühle erbebten.

Verzweiflung erfaßte die Seele der unglücklichen Wittwe. Im wahnsinnigen Schmerze lästerte sie Gott und Menschen, bis endlich ihre Kraft dem wilden Schmerze erlag, und sie die Augen schließen mußte in erneuter Ohnmacht, aus der sie erst erwachte, als wilde Fieberhitze ihre Adern durchtobte.

Auf langwierigem, schmerzvollen Krankenlager schmachtete die Arme mit heißer Sehnsucht dem Tode entgegen, aber er erbarmte sich ihrer nicht. Ihr Körper genas, aber ihr Geist war dem namenlosen Elend erlegen, und lebte nur mehr, um in traurigem Wahnsinne aufzuflammen.

Mit unbeugsamer Standhaftigkeit erklärte die Wittwe ihren trauernden Eltern und Freunden, daß sie die Ufer des verhängnißvollen Sees nimmer verlassen werde.

Ein kleines Häuschen ließ sich die Unglückliche aufrichten am Ufersrand und ein Schifflein bauen mit Rudern, die ihre zarten Hände zu lenken vermochten. Und täglich sah man sie hinausschiffen an die unglückselige Stelle, versunken in stillen Schmerz, den thränenfeuchten Blick sehnsuchtsvoll in die geheimnißvolle Tiefe gerichtet. Aber wenn der Himmel sich verfinsterte und der nahende Sturm den See empörte, da loderte auch die Flamme ihres Wahnsinnes auf, freudige Hoffnung erglühte dann auf dem blassen Angesichte, in hastiger Eile flog sie an den See hinab, um hinauszusteuern in die Schreckniße des Sturmes.

Vergeblich war es, sie zurückzuhalten. Gewisseren Tod würde man ihr gegeben haben, als ihr in den stürmenden Wogen drohte. Froh mußte

man seyn, einige kühne Schiffer zu gewinnen, die es wagten, mit der Wahnsinnigen hinauszufahren in den sturmbewegten See.

Dann stand die Unglückliche auf der Spitze ihres Schiffleins mit ausgebreiteten Armen und laut pochendem Herzen. Schaurig flatterten ihre schwarzen Gewänder und das wallende Seidenhaar im tobenden Sturmwinde, und während die Blicke herumspähten auf dem empörten Wogenmeere in unaussprechlicher Sehnsucht, rief sie im kläglichsten Liebestone: „Alfred, mein Alfred! wie lange lässest du auf dich warten! — Ach hat denn der bittere Tod deine Liebe erstickt, daß du ruhig schlafen kannst, im tiefen Grabe, während namenlose Qual das Herz deiner Gattin zerfleischt?“ — Und je lauter der Sturm tobte, desto lauter jammerte sie, daß ihr herzzerreißendes Klagegeschrei schauerlich den heulenden Sturm übertäubte.

Erst wenn die Wuth der Elemente sich sänftigte, zerbrach auch die wahnsinnige Kraft der armen Frau. In einem Strome heißer Thränen löste sich der starre Krampf ihres Schmerzens auf, ihre Knie sanken zusammen, und in bewußtloser Erschöpfung ließ sie sich ans Ufer zurückbringen. Oft schon hatte die Unglückliche ihre Schreckensfahrt vollendet, und eine unsichtbare Hand beschirmte das Schifflein, die Wogen schienen ohnmächtig zu werden bei dem Anblicke des Elendes, das ihre Wuth angerichtet; da nahte der Jahrestag jener unglückseligen Luftschifffahrt heran, und das Gemüth der wahnsinnigen Wittwe gerieth in die schmerzlichste Aufregung. Heiter und freundlich, wie an jenem verhängnißvollen Tage, ging die Sonne auf, aber bald folgte ihr eilendes Sturmgewölk und plötzlich stand Luft und See im furchtbaren Aufruhre, wie damals.

Schon befindet sich die wahnsinnige Schifferin inmitten der brausenden Wogen. Mit freudiger Zuversicht ruft sie heute ihren Alfred, und mit vorgebeugtem Leibe steht sie da, als wollte sie hinter jedem Wellenberge den Geliebten erschauen.

Plötzlich taucht aus den schäumenden Fluten die bleiche Gestalt eines Jünglings auf. Mächtig bekämpft er die drohenden Wogen und strebt mit sehnsüchtiger Begierde an das Schifflein heran. Kaum erschaut ihn die wahnsinnige Schifferin, so bricht sie in ein helles Freudengeschrei aus: „Ich komme Alfred!“ jubelt sie, und wirft sich im weiten Sprunge auf den ringenden Jüngling.

Vergebens sucht dieser sich aus der grauenhaften Umarmung loszumachen. Die Wahnsinnige umklammert ihn mit lähmender Heftigkeit und zieht ihn mit schauerlichen Liebkosungen hinab in die verschlingende Tiefe. Ein heftiger Windstoß schleuderte im selben Augenblicke die Schiffer weit von dem Schreckensorte hinweg, und Rettung war unmöglich.

Der Jüngling hatte den Traunsee beschifft zur Lust und Freude. Der Sturm hatte sein Schifflein an die Felsen geschmettert. Wie ein vom Himmel gesendeter Rettungsengel mag ihm in seiner Todesnoth die Frauengestalt auf dem Schiffe erschienen seyn, während er bestimmt war, in der wahnsinnigen Umarmung derselben den bittern Tod zu finden!

Hierauf beschlossen die Verwandten der unglückseligen Wittwe am Ufer des Sees ein Frauenkloster zu gründen, damit die frommen Schwestern beten möchten immerdar, für das Seelenheil der in dem See Begrabenen.

Miszellen.

Die großen Diamanten in St. Petersburg.

Der Reichthum der geschliffenen Edelsteine in dem kaiserlichen Schatze zu St. Petersburg ist außerordentlich. Vorzüglich ausgezeichnet sind die Diamanten, von denen der größte der ist, welcher sich an der Sitze des kaiserlichen Zepters befindet. Er ist sehr unvortheilhaft geschliffen und an seiner Oberfläche nur mit concentrischen Reihen von dreiseitigen Facetten und einer Reihe von vierseitigen Facetten versehen, vielleicht um ihm so wenig wie möglich von seiner Masse zu nehmen; aber er ist vom ersten Wasser, von vollkommener Reinheit und dem lebhaftesten Glanze. Sein Gewicht beträgt 194¾ Karat; sein größter Durchmesser 1 Zoll 3½ Linien; seine Höhe 10 Linien. Er stammt aus Ostindien und befand sich mit einem ähnlichen in dem Thronsessel des Schah Nadir. Bei dessen Ermordung wurde er geraubt und kam in die Hände des Armeniers Schafraß, der ihn nebst mehreren werthvollen Edelsteinen, unter denen sich ein großer Smaragd und ein großer Rubin befanden, von einem awganischen Anführer in Bagdad für die Summe von 50.000 Piastern kaufte. Schafraß ging nach 12 Jahren damit nach Amsterdam; wo er seine Steine feil bot und die Kaiserin Catharina II. den Diamant im Jahre 1772 nach langen Unterhandlungen, die größtentheils durch den damaligen Hofjuwelier Lasaref betrieben wurden, für die Summe

Digitized by Google

von 450,000 Silberrubeln und den russischen Adelsbrief kaufte. Den Adelsbrief vermag ich nicht zu taxiren, aber der wahre Werth des Steines ist durch jene Kaufsumme lange nicht erreicht.

Der große Diamant, den der persische Prinz Cosrhoes, der jüngere Sohn des Abbas Mirza, bei seiner Anwesenheit in St. Petersburg im Jahr 1829 dem russischen Kaiser zum Geschenke gemacht hat, ist nur zum Theil geschliffen, zum Theil besitzt er noch seine natürlichen Flächen. Sein Gewicht beträgt 86 Karat; er ist zwar um mehr als die Hälfte kleiner als der vorige, aber immer noch bedeutend genug, um zu den größten bekannten Diamanten gezählt zu werden. Seine größte Länge beträgt 1 Zoll $5^1/_2$ Linien, seine größte Breite 8 Linien. In Rücksicht des Wassers scheint er dem vorigen nicht nachzustehen; er ist eben so von der größten Reinheit und Klarheit, und ganz ohne Sprünge und Federn. Seine geschliffenen Flächen sind mit persischen Inschriften versehen, und an seinem obern Ende befindet sich eine kleine Rinne. die ganz um ihn herumgeht, an welche man wahrscheinlich eine Schnur befestigt hat, um ihn mittelst derselben am Halse zu tragen. — Das sind freilich kleine Diamanten gegen den von der Größe eines mäßigen Gänseeies, womit der Hofrath Beireis in Helmstädt, dieser in so vielfacher Beziehung seltsame Mann, im Anfange dieses Jahrhunderts Aufsehen machte. Göthe sah ihn im Jahr 1805 bei demselben, — aber nach ihm unterliegt es keinem Zweifel, daß es nur ein Bergkrystall war (Göthe's Werke, 31. Band, Tübingen 1830, Seite 233.) Beireis, der Besitzer, ließ ihn nicht gerne aus der Hand. Nach dessen Tode wurde er vergeblich gesucht. Beireis hatte immer gesagt, er würde ihn vor seinem Lebensende verbrennen. Mit dem Bergkrystall möchte das nicht gelungen sein; er muß ihn also auf andere Weise zur Wahrhaltung seiner Angabe fortgeschafft haben. Ein echter Diamant von der Größe eines Hühnereies und von 1680 Karat Gewicht — so also der größte von allen in der Welt bekannten — soll sich nach verschiedenen Nachrichten im königl. portugiesischen Schatze befinden. Englische und holländische Juweliere sollen ihn auf 57 Millionen Pfund Sterling geschätzt haben.

Komischer Gerichtsfall.

Ein gewisser Stephens, ein in einem großen Theile von Altengland als Spaßvogel bekannter vacirender Gentleman, stand vor Kurzem vor dem Zuchtpolizeigerichte von Buckinghamshire, weil er die Hausthüre eines harmlosen, ihm völlig unbekannten alten Ehepaares hatte — zumauern lassen. Er lebte einige Zeit in Beaconsfield, einem, wegen seiner romantischen Umgebungen, sehr angenehmen Städtchen, und galt dort allgemein für einen sehr ehrbaren Gentleman. Unglücklicherweise lebte seiner Wohnung gegenüber ein altes Ehepaar, welches ohne Dienstboten ganz allein ein kleines Haus bewohnte. Die beiden Alten standen in allgemeiner Achtung; sie hatten nur einen Fehler, welchen Stephen bald entdeckt hatte. Das patriarchalische Paar pflegte an bestimmten Tagen ihrem, in der Nähe des Städtchens auf einem Pachthofe wohnenden Sohne einen Besuch abzustatten. Dort wurden sie immer reichlich bewirthet, und wenn sie spät in der Nacht zurückkehrten, so war die Entfernung, welche sie mit ihren etwas unsicheren Schritten massen, wenigstens drei Mal beträchtlicher, als sie am Mittage gewesen war. Unlängst erreichten sie nach Mitternacht ihre Hausthüre — wenigstens glaubten sie so, denn sie hatten mechanisch zehn Schritte von der Thür des benachbarten Hauses gemessen. Der alte Mister Timmens zieht nach einigem vergeblichen Suchen den Hausschlüssel, aus der Tasche; darauf schickt er sich an die Thür zu öffnen, allein umsonst, das Schloß ist nicht zu finden. Liebe Mistreß Timmens, sagte der alte Gentleman: das Schlüsselloch ist gestohlen! — Lieber Mister Timmens, erwiederte seine bessere und umfangreichere Hälfte: Sie haben zu viel Ale getrunken. Wer sollte wohl ein Schlüsselloch stehlen? Sie sind noch nicht an der Thür. Das ist ja hier eine Wand. — Sie haben Recht, meine Theure, antwortete der Gemahl; aber ich glaubte, ich sey weit genug gegangen, um die Thür zu finden, denn ich sah Nro. 4. zur Linken, und Nro. 6. zur Rechten; ich zog also ganz natürlich den Schluß, daß unser Haus, welches Nro. 5. ist, dazwischen liegen müsse. Dies ist Ihnen doch gewiß einleuchtend? Der ehrenwerthe Gentleman ging wieder zu Nro. 4, und dann zu Nro. 6., aber dazwischen war nichts als Mauer — Nro. 5. war nicht zu finden. Beide blickten einander mit großen Augen an, und konnten nur in der Vermuthung, daß sie in hohem Grade betrunken seyen; eine Lösung dieses Räthsels finden — eine Vermuthung, welche sie

Digitized by Google

bewog, lieber das Unangenehme ihrer Lage zu ertragen, als ihre Nachbarn zu beunruhigen. Der alte Timmens setzte also, mit dem Hausschlüssel in der Hand, die Jagd nach dem Schlüsselloche unverdrossen fort. Endlich zur Verzweiflung getrieben, beschlossen sie, um Hilfe zu rufen. Bald versammelten sich die Nachbarn mit Lichtern und Laternen um sie her, um sich von der Ursache ihres Angstrufes zu überzeugen, und es ergab sich, daß die Hausthür sorgfältig mit Backsteinen vermauert, und übertüncht war. Man war übrigens alles Nachsuchens nach dem Anstifter überhoben, denn sobald die versammelten Nachbarn die Wahrheit entdeckt hatten, rief Stephens aus seinem gegenüberliegenden Fenster, wo er nebst einigen Freunden das Resultat abgewartet hatte: „Wha't — here's a joke! — eh, isn't that fun?“ (Was ist das für ein Scherz! ist das nicht eine wahre Belustigung?) Stephen wurde in eine Geldbuße von fünfzig Pfund Sterling verurtheilt, und der Scherz würde ihm gewiß noch theurer zu stehen gekommen seyn, wenn nicht einflußreiche Personen sich für ihn verwendet hätten.

Der weiße Strom.

Nach Berichten aus Alexandrien, ist man an den Ufern des weißen Stromes bis zu dessen Quellen vorgedrungen. Wiewohl das Land reich an Menschen und Thieren, so fand man doch nirgend eine Spur von Wohnungen und Dörfern. Die ganze Nation ist in Kabylen oder Stämme eingetheilt, die ganz unabhängig von einander sind, und sich auch streng durch ihre Dialekte scheiden. Jeder Stamm wird von einem Könige regiert, der sich von seinen ganz nackten Unterthanen blos durch eine Schürze unterscheidet. Um warm zu schlafen, legen sie sich, da sie keine Bedeckung kennen, in heiße Asche. Alle Versuche der Expedition, Lebensmittel zu erhalten, waren anfänglich vergebens; als man aber von den Boten Feuer auf einige Haufen gab, und mehrere tödtete, hielten sie die Reisenden für Söhne ihrer Götter, beteten sie an, und versorgten sie auf's reichlichste mit allem, was sie nur wünschten.

Ein spanischer Wagen.

Ein Reisender, der sich eben in Spanien befindet, sagt in einem seiner Briefe aus Irun: Seit einiger Zeit fesselte ein seltsames unerklärliches, heißeres, entsetzliches und lächerliches Geräusch meine Aufmerksamkeit. Nach einigen Minuten löste sich das Räthsel; es war ein mit Ochsen bespannter Wagen, der die Straße heraufkam und so entsetzlich quickte und knarrte. Der Wagen schien aus uralter Zeit herzurühren; die Räder waren aus dem Ganzen und dreheten sich zugleich mit den Achsen um. Man hört das Geräusch eines solchen Wagens eine halbe Stunde weit, es mißfällt aber den Bewohnern des Landes keineswegs. Sie haben so ein musikalisches Instrument, das ihnen nichts kostet und ganz allein spielt, so lange die Fahrt dauert. Ein Bauer würde jeden Wagen verwerfen, der nicht singt.

Die Verbrecher in Frankreich

haben sich nach der neuesten Uebersicht der Kriminal-Statistik bedeutend vermehrt. Im Bagno zu Brest sitzen allein vierzehn Elternmörder neben einander. Aus den rebellischen Arbeitern gehen täglich neue Verbrecher hervor; der Lebensbedarf ist gestiegen, und die Arbeitslust geringer geworden; da können freilich die bisherigen Arbeitspreise nicht zureichen, aus eigner Schuld dieser Menschenklasse.

Neuer Filz.

Ein Franzose hat eine neue Art Filz erfunden, die zur Deckung der Gebäude angewendet wird, jeder Witterung widersteht und ohne weitere Vorrichtung angewendet werden kann. Dieser Filz ist sehr wohlfeil und ein so gedecktes Dach natürlich ungemein leicht. Die englische Regierung hat mehrere Gebäude damit decken und eine Fabrik solchen Stoffes anlegen lassen, der auch zu andern Zwecken mit Vortheil verwendet werden kann.

* Logogryph.

Land bin ich und liege nimmer
In dem Lande; doch von fern
Siehst Du, wie in Spiegels Schimmer
Mich als kleinen Punkt, und gern
Suchet mancher, nothgedrungen
Meinen Schutz, vom Sturm geschreckt;
Ruht hier aus, bis er verklungen. —
Wenn nach vorne hingesteckt
Ist mein letztes Zeichen, weise
Eine kleine Frucht ich Dir,
Die zu kräftiger starker Speise
Dient dem Menschen, auch dem Thier'.

K. Th. F.

Verlegt und redigirt unter Verantwortlichkeit der S. Geiger j.'schen Buchdruckerei.

№ 87. 28. Oktober 1840.

Der Erzähler.

Ein

Unterhaltungsblatt für Jedermann.

Fünfter Jahrgang.

Augsburg. Dieses Blatt erscheint jeden Mittwoch und Samstag, und kostet dahier vierteljährlich 15 kr., halbjährig 30 kr. und jährlich 1 fl.; auswärts ist der Preis: vierteljährlich 18 kr., halbjährig 36 kr. und jährlich 1 fl. 12 kr. Bestellungen nehmen alle Buchhandlungen und königl. Postämter, letztere mit der tarifmäßigen Portovergütung, an.

Der Backenstreich.

Scene aus dem Mittelalter.

Am Ende des neunten Jahrhunderts, von den Jahren 880 bis 885, wurde die Stadt Toulouse, die damals ziemlich unbeträchtlich war, einige kleine Veränderungen ausgenommen, eben so verwaltet, wie unter der römischen Herrschaft. Es hatte, wie alle christlichen Städte Galliens, nur den Wechsel erlitten, der durch die Religion begründet war, d. h. statt eines Präfekten des Kaisers von Rom, oder des Delegaten barbarischer Eroberer, regierte ein Bischof, welcher fast die ganze geistliche und weltliche Macht in seiner Person vereinigte. Frankreich war damals in zwei Königreiche getheilt. Ludwig, der dritte seines Namens, herrschte über Austrien, und Carlomann besaß Aquitanien, wozu die Stadt Toulouse gehörte. Die Juden, in deren Hände während der Zeiten der Unruhe und der Kriege, der Handel gefallen war, bildeten einen großen Theil der Einwohner von Toulouse; allein sie waren weit entfernt, die Vortheile der städtischen Gesetze zu theilen, und den Schutz der Bischöfe zu genießen, deren Regierung oft wirklich väterlich war. Von allen Privilegien gänzlich ausgeschlossen, hafteten drückende Ausnahmsgesetze auf ihnen. Eine der Vorstädte war ihnen zur Wohnung angewiesen, und mit Anbruch der Nacht durften sie dieselbe nicht verlassen. Der Verdacht der Zauberei und magischer Versammlungen, der stets auf ihnen lastete, war ein Grund dieser Strenge.

In der Mitte dieser Vorstadt, welche damals die reichste und schönste der übrigen war, erhob sich ein Gebäude von gefälligem Aeußern. Die Fremden, welche kühn, aber abentheuerlich genug waren, sich während des Tages in das Judenquartier zu wagen, bewunderten hier gewiß das Haus des Mauren, wie man es nannte.

In der That war es ganz in dem Geschmacke dieser Nation erbaut, und bildete zu den kleinlichen Christenwohnungen einen Contrast, der den letzteren sehr nachtheilig war.

Es hatte, wie man sagte, einem Juden gehört, der ein gelehrter Arzt war, und es sogar erbaut haben sollte. Als Arzt mehrerer reicher und vornehmer Herren, vermehrte er ein ohnehin schon beträchtliches Vermögen, und dann sagten auch die Toulouser von ihm, er habe den Teufel in seinem Dienste. Seit drei Jahren, nämlich seit 880 war dieser Mann gänzlich verschwunden. Man erzählte das Haus des Mauren sey mitten in der Nacht plötzlich hell erleuchtet gewesen, dann aber von Finsterniß und Rauch eingehüllt worden. Zugleich sollen alle Juden zusammen einen Leichnam beerdigt haben, von dem sie behaupteten, es sey der des Arztes, in der That aber sollte es der Körper eines christlichen Sklaven gewesen seyn, den die Juden ermordet, und an die Stelle des Arztes gelegt hätten, der eigentlich kein Mensch, sondern der Geist des Bösen, Satan selbst war. Die Behörden und die Schreiber des Bischofs, welche einige Augenblicke zu spät gekommen waren, um den Teufel in Person anzutreffen, verurtheilten dafür die Juden zu Erlegung einer starken Strafsumme; nur unter dieser Bedingung konnten sie einer härtern Strafe entgehen.

Seit drei Jahren nun wurde das Haus des Mauren wie unbewohnt betrachtet, und die Behörden wollten sich dessen bemächtigen; allein die Ersten der Juden leisteten Bürgschaft, sagten, daß sie die Person, welche das Haus bewohne, kennten, und daß sie für dieselbe hundert Markt Gold jährlich bezahlen wollten. Diese Bedingung besänftigte die

Digitized by Google

Behörden; und überdieß hatte auch der Graf Helgaud, Bruder des Bischofs, durch seine Strenge, wie durch seine frommen Sitten bekannt, Befehl gegeben, das Haus zu vergessen.

Wir sind unsern Lesern die Wahrheit über den Tod des alten Arztes schuldig, oder wenigstens etwas Wahrscheinlicheres, als sein Verschwinden bei einem Gewitter.

Hier ist das, was man in dem Judenquartiere sagte. Die Eroberungen, welche die spanischen Mauren ohne Unterlaß auszudehnen strebten, hatten das ganze südliche Gallien mit bewaffneten Banden überschwemmt, welche die christlichen Reisenden überfielen und sie ausplünderten. Der maurische König von Granada bezahlte überdies für jeden Christenkopf, den man ihm brachte, ein Goldstück. Im Jahre 881 ward ein Vornehmer, der während der Nacht von einer Reise zurückkehrte, und nur von wenigen Bedienten begleitet war, an den Thoren von Toulouse durch eine jener Banden überfallen und seiner Kleider beraubt. Mit Wunden bedeckt, umringt von seinen Bedienten, die bei seiner Vertheidigung fielen, fand man ihn mit dem Tode kämpfend am Boden liegen.

Jener Arzt, sagte man ferner, sey damals damit beschäftigt gewesen, in den Sternen des Himmels zu lesen; er bemerkte den Mordanfall von der Höhe eines Thurmes, auf dem er sich befand. Er erweckte mehrere Sclaven und einige Freunde, verließ mit ihnen die Stadt und nahm den noch Athmenden in seine Wohnung auf. Die Thore von Toulouse waren um diese Stunde geschlossen; wie konnte nun er, ein Jude, hindurch gelangen? Man versicherte daher, er sey durch ein unterirdisches Gewölbe, welches zur Aufbewahrung seiner ungeheuern Schätze diente, in das Freie gelangt, nicht weit von jenem Orte, wo das Verbrechen geschah, durch eben diesen Eingang ließ er auch den Körper des Christen in sein Haus bringen, indem er hoffte, ihn das Leben wiederzugeben, und dann diesen Vornehmen, denn man nicht nannte, zu seinen Gefangenen zu machen, und ihn als Sclaven an die Mauren Granada's zu verkaufen. Was aber die Erzähler in einige Verlegenheit setzte, war, daß der Arzt am folgenden Tage der Behörde die Anzeige machte, zu einer bestimmten Stunde der Nacht hätte die Wache, welche in seiner Wohnung noch Licht erblickte, bei ihm angepocht und den Körper des Fremden, der noch athmete, bei ihm niedergelegt, ihm drohend, wenn er sich weigere, einem Christen das Leben zu retten, würden sie ihn auf der Stelle umbringen. Die Behörden untersuchten die Sache und erklärten, daß der Jude die Wahrheit gesagt habe; dieser Letztere mußte außerdem noch schwören, ein stetes Geheimniß über den Namen des Verwundeten zu bewahren.

Sechs Monate waren verflossen, seit der Unbekannte bei dem jüdischen Arzte wohnte. — Diese Zeit schien dem alten Juden erforderlich zur Wiederherstellung einer Gesundheit, welche durch zahlreiche Wunden schwer bedroht war. In einer Nacht aber entstand plötzlich ein lebhafter Tumult in dem Hause des Mauren, und Leute, welche Alles sahen, versicherten, sie hätten eine wohlverschlossene Sänfte nach dem bischöflichen Palaste bringen sehen.

Wenige Tage darauf war Manasses, der alte Arzt, verschwunden, und die Juden unter einander gaben sich zu verstehen, daß ein verborgener Kummer, der jedoch mit dem Eintritte des Unbekannten in sein Haus zusammenhing, ihn getödet habe. Seine Wohnung, seit lange schon traurig und einsam, war jetzt sorgsamer verschlossen als je. Die einzige Person, welche man zuweilen herauskommen sah, war ein kleines, sehr häßliches Weib in einer alten gelben Kleidung, die sie nie wechselte. Sie vermied sorgsam jede Berührung mit den Einwohnern der Stadt, und diese nannten sie die Dienerin des Teufels.

In diesem schönen Hause herrschte die tiefste Ruhe, welche jedoch zuweilen unterbrochen wurde; gegen Abend hörte man dann den Klang einer Laute, den Gesang einer weiblichen Stimme, und obgleich man die Worte nicht verstehen konnte, sammelte sich doch stets eine Gruppe Neugieriger am Fuße der Mauer, von wo herab der Gesang ertönte.

Eines Abends, es war vor dem Feste der Himmelfahrt, ließ auch wieder die Stimme sich hören, und zwar schöner und trauriger als je; sey es nun, daß die Frische des Abend nach einem glühend heißen Tage, die Bewohner lockte, oder daß die Sängerin neue Klagen aussprach, genug, die Menge der Zuhörer war an diesem Tage größer als gewöhnlich. Der Bischof und der junge Graf Helgaud, dessen finsteres, strenges Gesicht zu dem sanften wohlwollenden des Prälaten grell abstach, kamen aus einer Kapelle, wo sie dem Gottesdienste beigewohnt hatten. Die Versammlung fiel ihnen auf; der junge Graf hielt sein Pferd an, und die Sänfte, in wel-

Digitized by Google

cher der greise und kränkliche Bischof saß, hielt gleichfalls an. Doch kaum hörten sie einige Augenblicke zu, als die Stimme einen grellen Schrei ausstieß, und dann plötzlich verstummte. Der junge Graf, wie von einem Blitzstrahl getroffen, erbleichte, drückte dann seinem Pferde die Sporen ein, und sprengte im Galopp davon.

„Wem gehörte die Stimme an?“ — Niemand vermochte es dem Bischofe zu sagen, der mehrere der Umstehenden befragte; und sey es Bescheidenheit, sey es Gleichgültigkeit gegen eine verachtete Nation, genug, der Bischof begab sich in seinen Pallast, ohne die Nachforschungen weiter fortzusetzen.

Es bestand seit jener Zeit ein Gebrauch, der wohl geeignet war, den Haß und den Widerwillen der Juden gegen die Christen aufrecht zu erhalten. Ein Gesetz, durch Carl den Großen erlassen, und bestätigt durch seinen Sohn, Ludwig den Frommen, berechtigte den Bischof, an die Thür der bischöflichen Kirche einen Juden zu fordern, der hier niederknien, von der Hand eines Edlen der Stadt eine Maulschelle erdulden, und außerdem noch drei Pfund Wachs entrichten mußte.

Diese demüthigende Feierlichkeit wurde drei Mal im Jahre wiederholt: um Weihnachten, am Charfreitage, und an Himmelfahrt. Der Grund einer solchen Strafe war in dem kaiserlichen Gesetze angegeben; die Juden von Toulouse hatten Abderaman nach Frankreich gerufen, und Carl der Große schenkte ihnen unter der angegebenen Strafe das Leben.

Oft hatten die Reichsten dieses unglücklichen Volkes den Kaiser oder den König von Frankreich darum angefleht, ihnen diese demüthigende Strafe zu erlassen. Endlich benutzten sie die Thronbesteigung Carlomanns zu einer abermaligen Vorstellung, und es glückte ihnen, den König von der Klage in Kenntniß zu setzen. Sie wurden, wie zu erwarten stand, an das Concilium von Sextimanina und Aquitanien gewiesen, und dieses, im Jahr 883 versammelt, sollte über dieselben einen Spruch fällen. In Erwartung der Sentenz waren die vornehmsten Juden am Tage vor Himmelfahrt vor den Thoren der bischöflichen Kirche versammelt, um in Beiseyn der Magistrats-Beamten von Toulouse das Loos zu ziehen, wer aus ihrer Gemeinde die verhängnißvolle Maulschelle erhalten sollte. Das unerbittliche Geschick bezeichnete Manasses, den Armenier, den jüdischen Arzt, oder in seiner Ermanglung, die erste Person seiner Familie, oder eines seiner Kinder, wenn er deren hätte, gleichviel, welches Alters und Geschlechts.

(Schluß folgt.)

Miszellen.

Wheatstone's galvanischer Telegraph.

Der Precurseur, ein Antwerpener Journal, gibt folgende Details über eine Entdeckung, die im Wundersamen mit Jakobis Electrotypie und Daguerres Photogenie rivalisiren kann: „Der gelehrte englische Physiker Wheatstone, Erfinder des galvanischen Telegraphen, befindet sich, sagt dieses Journal, diesen Augenblick in Brüssel, wo er mit den neuen Vervollkommnungen, die er bei seinem Apparat angebracht, Versuche anstellt. Herr Wheatstone hat den bewundernswürdigen utopischen Gedanken verwirklicht, eine Depesche in römischen Schriftzeichen, auf jede Entfernung, ohne Zeitverlust, zu drucken. Dies ist nun nicht mehr ein Problem, sondern eine wirkliche Thatsache. Sein Telegraph existirt schon auf zwei Eisenbahnen in England: der einen von 14 und der andern von nur 4 Meilen; auf letzterer aber gewährt er den größten Nutzen. Bekanntlich geschieht die Zugbewegung mittelst Saiten auf der Bahn von Blackwall nach London; mit Hülfe des galvanischen Telegraphen findet das ganze Manöuvre statt, und der Leiter der Maschine wird benachrichtigt, wann er sie anhalten oder gehen lassen soll. Herr Wheatstone versichert uns, daß genau gemachte Versuche ihm die Schnelligkeit des von ihm angewandten elektromagnetischen Fluidums auf 400,000 Lieues in der Sekunde festzusetzen gestatten; und ein sonderbarer Umstand ist dabei, daß nicht die Größe der Elemente der Säule, sondern ihre Zahl die Intensität ihrer Wirkung vermehren kann. Die Platten seines Apparats haben nur drei oder vier Centimeter im Viereck, und je größer die zu durchlaufende Entfernung ist, um so weniger Zink wird konsumirt. Sonach werden die 70 Lieues von London nach Liverpool kaum eine Ausgabe von einem Schilling für Zink jährlich erfordern. Man braucht zweimal mehr für eine um die Hälfte geringere Entfernung. Dies erklärt sich in der Physik durch das Gesetz des Ausströmens der Flüssigkeiten, die um so geringer ist, je länger die Röhren sind. Der Preis der Anlegung des galvanischen Telegra-

Digitized by Google

phen auf die Lieue beträgt 15 bis 16,000 Franks. Herr Wheatstone hat seinen Apparat auf zwei Messingdräthe von einem Durchmesser von etwa zwei Millimetres reduzirt, die mit Kautschuk überzogen und durch Röhren geschützt sind. Das Wesentliche ist, sie vor Feuchtigkeit zu bewahren. Der große Einwurf der Zerreißung der Dräthe ward mittelst eines kleinen Wagens gehoben, den man auf der Linie des Telegraphen fährt. Die Stelle der Zerreißung wird durch eine magnetische Nadel angezeigt, welche ihre Stellung in dem Augenblick, wo man dort anlangt, ändert. Herr Wheatstone hält es für möglich, daß man mit seinem Apparat zwischen Dover und Calais kommuniziren könne. Er wiederholt gegenwärtig seine Versuche auf der Brüsseler Sternwarte in Gegenwart mehrerer Gelehrten."

Ein Berliner Kritikus.

Selbiges Männchen sagt in einem auswärtigen Blatte über die Crelinger: „Sie war in der Rolle der Judith dasjenige auf der Bühne, was sich nicht aussprechen läßt, (sehr deutlich!) sie war mehr, als sie sonst war, obwohl sie eigentlich nicht mehr seyn kann, als sie ist; (überaus gut gesagt und noch deutlicher als früher!) ich will die Große (!) keineswegs ungebührlich erheben, (o keineswegs — wollen sie gar nicht loben, die Große; wer würde Ihnen, so etwas zumuthen?) denn ich bin keine gemeine Lobhudelseele (keine gemeine — sondern eine ungemeine!) und verstehe mich schlecht auf's Panegyrisiren." (Gewiß, das haben wir gesehen! — — Es ist merkwürdig, wie genau sich dieser Recensent kennt. Was verdient der Mann wohl für seinen unerbittlichen Gerechtigkeitssinn?)

Ein Kritikus des Nürnberger Korrespondenten.

Dieser berichtet von den Gastrollen des Herrn Jost: „Sein Gastspiel ist eine Bevölkerung! Er ist alle die Personen. — Es fehlt ihm nichts, als daß er sie noch ißt!" — Wenn dieses Referat kein Unsinn ist — so muß es wenigstens Wahnsinn seyn.

Schnelle Hilfe bei Feuersgefahr.

Bei dem neulichen Brande des Yorker Münsters wurde ein Eilbothe nach dem 48 englische Meilen davon entlegenen Lands zur Entbietung der dortigen Feuerspritzen auf der Eisenbahn abgesendet. Eine Stunde und vierzig Minuten darauf standen dieselben schon vor den brennenden Münster; es waren also bei diesem Anlasse 96 englische Meilen in kaum so viel Minuten, also über 12 deutsche Meilen in einer Stunde zurückgelegt worden; wenn man die zu der Meldung und den Verkehrungen erforderliche Zeit in Abschlag bringt.

Lesefrüchte.

Wenn der Kaiser von China gekrönt wird, erscheint dabei auch ein Metzger, mit Proben des herrlichsten Marmors, und spricht zu dem Beherrscher des himmlischen Reichs: „Wähle, o himmlischer Kaiser, den Stein, worunter einst ruhen soll Dein Gebein!" Also im Momente seines höchsten irdischen Glanzes die Erinnerung an den Tod.

Duto-Schlange heißt eine sehr seltene Art dieser Reptilien, welche unter andern folgende eigenthümliche Gewohnheiten hat; sie kriechen stets zwei und zwei, und ist eine von einem Paare durch Menschen oder Vieh getödtet, so verfolgt die überlebende den Mörder so lange, bis sie sich entweder gerächt hat oder auch getödtet wird.

Eine Uhr pickt 17,160 Mal in einer Stunde, also 411,840 Mal in einem Tage und 150,424,560 Mal in einem Jahre. Das Herz schlägt dagegen 5000 Mal in der Stunde, 120,000 Mal in einem Tage und 43,830,000 Mal in einem Jahre.

Epigramm.

Hier ruht ein Arzt, ein wahrer Wundermann,
Der niemals einen Mißgriff hat gethan;
Dort liegt ein Weib, das ihrem Mann stets treu,
Nie eitel war, von Zank- und Schwänsucht frei;
Und da ein Crösus, der die gold'nen Tonnen
Durch ehrlich Spiel den Armen abgewonnen:
Daneben schläft ein Anwalt sanft und leicht,
Weil er nie nahm, was ein Client gereicht;
Ein Dichter hier, der seine Reime nie
Für besser hielt, als fremde Poesie;
Und da ein Recensent, ein ehrlich Blut,
Voll Geist und frei auch von Partheienwuth;
Und dort ein Wirth, der nie den Wein gemischt,
Für theures Geld den Gästen aufgetischt. —
Wo aber liegt der Friedhof — wirst du fragen?
Das, lieber Freund! das kann ich dir nicht sagen;
Wohl wird so viel entdeckt jetzt und gefunden,
Doch konnt' ihn bisher Niemand noch erkunden;
Und zeigt ein Ort auch solche Male her,
So weet ich d'rauf: die Gräber wären leer! —

Verlegt und redigirt unter Verantwortlichkeit der G. Geiger j'schen Buchdruckerei.

Digitized by Google

№ 88. 31. Oktober 1840.

Der Erzähler.

Ein

Unterhaltungsblatt für Jedermann.

Fünfter Jahrgang.

Augsburg. Dieses Blatt erscheint jeden Mittwoch und Samstag, und kostet dahier vierteljährlich 15 kr., halbjährig 30 kr. und jährlich 1 fl.; auswärts in der Preis: vierteljährlich 18 kr., halbjährig 36 kr. und jährlich 1 fl. 12 kr. Bestellungen nehmen alle Buchhandlungen und königl. Postämter, letztere mit der tarifmäßigen Portovergütung, an.

* Die Ehe und der Himmel.

Die Ehen sind im Himmel geschlossen.
So dacht' ich und nahm es nicht genau:
In die ich schon als Knabe geschossen,
Die nahm ich mir wohlgemuth zur Frau.
Wir zankten uns als Kinder beständig;
Denn sie war die Frau und ich der Mann.
Doch war sie immer flink und behändig
Und führte den link'schen Buben an.
Wie man doch jung bleibt, ist man vermählet;
Ich lebe noch immer die Kinderzeit.
Zwar hat sich des Mannes Kraft gestählet;
Doch bleib' ich Knabe im Ehestreit.
Konnt' eines Mädchens Köpfchen ich fassen,
So war es sonst wohl mein Lieblingsspaß,
Nicht eher es frei blicken zu lassen,
Als bis es errieth, wer hinten saß.
Doch konnte bei ihr es mir nie recht glücken;
Sie war mir im Rathen zu gewandt.
Wie ich die Aeuglein ihr mochte drücken,
Sie hat mich im Augenblick erkannt.
Den Daumen ihr auf's Auge zu halten,
Ist nun wie vormals noch immer schwer;
Sie späht genau in des Herzens Falten,
Und weiß gleich Alles und oft noch mehr.
Wenn wir das Ringlein am Schnürchen zogen,
Und sie als König im Kreise stand,
Hat doppelt sie die Strafe gewogen,
Wenn sie bei mir den Verräther fand.
O Unschuld! Lieblich ist das Beginnen,
Mit dem du mir schlangst der Liebe Band!
Ich muß oft ernstlich darüber sinnen,
Dreh' ich den Ehring an meiner Hand.
Und wenn wir „Fuchs und die Hennen" spielten,
Da war ich meist der schützende Hahn.
Gar arg die Füchslein sprangen und spielten,
Drum blieb sie nie lang mir zugethan.
Und seht, ich muß noch schützen und laufen,
Bin überall als der Hahn dabei;
Doch muß ich dann und wann mich verschnaufen;
Es kömmt zu oft an den Hahn die Reih'.
So könnt' ich euch noch vieles erzählen,
Wie ew'ger Mai in der Ehe hauft,
Wie sich die Leutchen nur kosend quälen,
Wie man sich schäckernd die Locken zauft.
Doch wurde Keiner von euch geschieden,
Und durch mein Beispiel belehret sein;
Denn die Erfahrung beweiset leider,
Der Trunk'ne lobt auch den schlecht'sten Wein.
Ich frage nur noch meine Genossen,
Ob sich der Himmel in Ehen mengt?
Der Himmel wird in der Eh' geschlossen!
So denk' ich als Mann, der reifer denkt.

L. Scharrer.

Der Backenstreich.

(Schluß.)

Vergebens erboten die ersten vornehmsten Juden sich, den Erben Manasses zu ersetzen; viele behaupteten sogar, Manasses habe gar keine Kinder hinterlassen. Der Beamte aber entrollte unbeugsam ein langes Pergament, zeigte mit dem Finger auf den Namen Manasses, und sagte: „Im Jahre 867 ist Manasses eine Tochter geboren; was ist aus ihr geworden. Sie hat die Stadt nicht ohne unsere Erlaubniß verlassen können.

„Wozu die Rederei?" fragte ein Schreiber des Bischofs; „die Erbin des Juden Manasses zahlt uns jährlich 100 Mark Geldes."

Bei diesen Donnerworten verharrten die Juden in Stillschweigen, und die Masse, stets auf die Feierlichkeit erpicht, rief, von dem Ausspruch des Looses

in Kenntniß gesetzt: „Wir werden den Eeben des Teufels zu sehen bekommen!“

Das Haus des Mauren wurde bald umringt; die welche zuerst anlangten, hörten mit Ueberraschung den Auftritt, der stattgefunden hatte, als der Bischof mit seinem Brudrr die Kaprlle verließ. Die Neugier hatte daher den höchsten Gipfel erreicht.

Bewaffnete bewachten schon alle Ausgänge, und das junge Mädchen, welches diese Strafe erdulden sollte, wußte noch nichts davon. Sie saß auf drr höchsten Zinne ihrer Wohnung, und verbarg ihr in Thränen gebadetes Gesicht an der Beust der alten Jüdin, welche sie ihre Amme nannte.

„Ja, er ist es,“ sagte sie, „er ist es, Amme, den ich gesehen habe. Wie trübe und streng sein Blick war! und wie er entfloh! denn rr hat meine Stimme wieder erkannt. Die Worte, welche ich sang, waren ihm bekannt; habe ich sie doch so oft in seiner Gegenwart gesungen! — Gott, Amme, wie wehe mir sein Anblick gethan hat!“

„Schweig!“ erwiederte mit einer rauhen Stimme, der sie einen sanften Ausdruck zu geben trachtete, die alte Jüdin. „Schweig, Tochter des Manasses; sprich hier nicht von jenem Christen, der Wohlthat mit Beleidigung vergalt, der meinem Kinde zu sagen wagte: „Weib, hebe dich hinweg, du besudelst mich!“ — „O mein Kind!“ fuhr die Alte fort, das schöne Gesicht des jungen Mädchens mit Küssen bedeckend, „mein liebes Kind, die der Herr unter seine Engel versetzt haben würde, du, verachtet von diesen Ungläubigen, der dir sein Leben dankte. — O laß uns fort, hinweg, fliehen von diesen unglückseligen Bodrn hin zu den Kindern des Propheten Mahomed; sie sind brsser, als diese Anhänger Jesu, des Nazareners.“

So trachtete die alte Jüdin ihre junge Herrin zu trösten, und sie aus einem Lande zu entfernen, wo Ungerechtigkeit und Bedrückung auf ihrem Volke lasteten. Doch das Mädchen antwortete nicht; erst nachdem sie viele Thränen vergossen hatte, wiederholte sie: „wir wollen sehen.“ In diesem Augenblicke schien ein Geräusch außerhalb des Hauses die beiden Frauen zu überraschen; sie sahen einander an. Eine Schrift, wie vom Himmel herabgefallen, machte sie stumm vor Schrecken. Auf einem Pergamente waren in hebräischer Sprache, wie es schien, sehr hastig, einige Worte geschrieben. Die Alte raffte endlich das Pergament auf, entrollte es und las.

„Meine Tochter!“ rief sie aus, das Pergament heftig zusammendrückend, und dabei zitterte sie an allen Gliedern. Dann wiederholte sie noch einmal: „meine Tochter! meine arme Tochter!“ und fiel rückwärts, wie in einer Art Starrkrampf, in einen Lehnstuhl.

Die junge Rahel, die nicht wußte, welcher Ursache sie diesen Schmerz zuschreiben sollte, öffnete ein Fenster, das auf die Vorstädte der Stadt hinaus ging, um frische Luft einzulassen, und wollte dann der Alten Hülfe bringen; in demselbrn Augenblicke aber hörte sie vor ihrer Wohnung eine Stimme, welche sie selbst mit Angst und Entsetzen erfüllte. Es war die des Ausrufers, der, dem Gebrauche nach, vor dem Hause des Verurtheilten verkündete, daß: in Folge der Bekanntmachung Kaiser Karls des Großen, und seines Sohnes Ludwigs des Frommen, Manasses, oder einer seiner Abkömmlinge, an der Cathedrale von Toulouse eine Maulschrlle erhalten und drei Pfund Wachs bezahlen sollte.

„O mein armer Vater!“ rief das Mädchen, auf die Knie niedersinkrnd; „laß mich dem Herrn danken, daß er dich abrief in den Himmrl und deiner Tochter erlaubte, statt deiner zu leiden!“

Nach diesen Worten betete Rahel lange; dann erhob sie sich und eilte hinweg, ihrer Amme Hülfe zu bringen, die fast todt war.

Ein Schreiber drs Bischofs erschien und verkündete ihr: „Jüdin, morgen um die neunte Stunde des Tagrs wirst du vor uns erscheinen.“

Rahel, in einen dichten Schleier eingehüllt, erwiederte nicht ein Wort; doch brachte sie die Nacht nebst ihrer Gefährtin in einem besonderen Zimmer mit Beten zu, und unter Bemühungen, ihre alte Amme zu trösten. Sie hatte das verhängnißvolle Blatt gelesrn, in welchem die Juden an die Tochter dessen, den sie ihren Gebieter nannten, all die vergeblichen Versuche meldeten, die sie gemacht, sie der Demüthigung zu entziehen; zugleich verkündeten sie, daß ein edler Herr, den man nicht nannte, ihr den Backenstreich geben würde. Dieser Satz besonders beunruhigte das Mädchen, wie ihr schönes Gesicht deutlich darthat.

„Ein edler Her! — Wenn er es wärel“ wiederholte sie mehrmals. — „O nein, er wird es nicht wagen.“ — Dann senkte sie, wie um einen trüben Gedanken zu verbannen, das Köpfchen.

Endlich erschien der Tag. Mit Mühe nur konnten die Bewaffneten das Volk abhalten, in das Haus des Mauren zu dringen, so sehr sehnte es sich

Digitized by Google

darnach, den Erben des Teufels zu erblicken; man drängte, man stieß sich. Eine zahlreiche Menge von Zuschauern war vor dem traurigen Zuge versammelt. Endlich erschien dieser Erbe, dieser Unbekannte, den man so sehr zu sehen wünschte, und es war ein junges Mädchen, schön, wie man es mit sechzehn Jahren ist, im weißen Gewande und den Madonnenkopf unverhüllt. Die Augen zu Boden gesenkt, das Gesicht in Thränen gebadet, schritt sie dahin.

Um zu begreifen, wie groß der Schmerz der armen Rahel war, muß man wissen, daß noch kein Ungläubiger, d. h. noch kein Christ ihr Gesicht betrachtete, und daß allein ihr Vater und kein anderer sie je ohne Schleier erblickte. Umgeben von den Männern ihres Volkes, die empört, zornig, fast zum Aufruhr geneigt waren, schritt Rahel der Kathedrale zu. An den Thoren der Kirche angekommen, kniete sie nieder und erwartete mit gebücktem Kopfe den Augenblick der Züchtigung. Als man sie so sanft und so ergebungsvoll sah, hatte man Mitleid mit ihr; bittende Stimmen erhoben sich zu ihren Gunsten, doch das Läuten der Glocken versenkte Alles wieder in tiefes Schweigen.

In der Mitte der Priester, vor ihm her ein großes goldenes Cruzifix getragen, näherte sich ein junger Mensch. Er trug ein Purpurgewand, ein breites Schwert hing an seinem Gürtel herab und das schwarze Haar in sein Gesicht. Er wurde sogleich erkannt.

„Der Graf Helgaud!“ murmelten die Umstehenden, „des Bischofs Bruder.“

Als dieser Name von Mund zu Mund ging, wurde das Mädchen unruhig, und in dem Augenblicke, wo der Graf die Hand erhob, die Büßende zu schlagen, sah Rahel ihn an, stieß einen Schrei aus, und sank todt um.

Der Graf erbleichte, wankte, kreuzigte sich mehrmals rasch hinter einander, und murmelte einige Worte: „Der Dämon,“ sagte er, „der Dämon.“

Endlich, erschöpft, sank er zwei Priestern in die Arme und wurde in den Palast getragen. Nun erfuhr man, daß der Graf jener vornehme Herr gewesen, den der großmüthige und mitleidige Arzt bei sich aufgenommen und geheilt hatte; daß der edle Herr, von der armen Rahel so sehr geliebt, deren Tod bewirkte, indem er die Ausübung der Züchtigung übernahm.

In Verzweiflung drohten die Juden, die Kirche und den Palast in Brand zu stecken; und schon flogen brennende Fackeln umher. Allein das Volk kam dem Bischofe zu Hülfe und wollte alle die Söhne Israels umbringen. Das Concilium, dessen Mitglieder sich zu Toulouse befanden, versammelte sich. Ein junger Priester, Theobard, hielt eine furchtbare Rede gegen die Juden, wodurch er selbst die milder gesinnten Schriftsteller zurückschreckte. Ein junger Rabiner antwortete ihm; aber er konnte sich nicht mäßigen, brach in zu große Heftigkeit aus, und beging die Unklugheit, den Namen des Heilandes zu lästern. Wüthend stand das Volk gegen die Juden auf, und diese flüchteten sich nun zu den Füßen des guten Bischofs, und baten um Verzeihung. Auf sein Zureden beruhigte sich das Volk; doch Theobard brachte es zu folgendem Urtheilsspruch gegen die Juden:

„Der Jude, der den Backenstreich empfing, solle vorher mit lauter Stimme so daß alle Umstehende es hören müssen, sagen: es ist sehr gerecht, daß die Köpfe der Juden sich den Streichen der Christen unterwerfen, da die Juden sich Jesus Christus von Nazareth, dem Gott der Götter, dem Herrn der Herren nicht unterwerfen wollten — Der Jude, der sich dessen weigerte, solle siebenmal geschlagen werden, damit erfüllt würde, wie in der Schrift steht: ich werde mich gegen euch erheben, und eure Strafe versiebenfachen.“

Die Bischöfe genehmigten dieses Urtheil, es ward dem Könige vorgelegt, und dieser bestätigte es.

Miszellen.

Die große metallene Kanone in Bijapur in Ostindien.

Die Kanone, oder vielmehr dieser Mörser, den man gewöhnlich Mul-ki-meidan nennt, ist eben so berühmt wegen seiner Größe, als wegen der vortrefflichen Arbeit daran und befindet sich jetzt auf einer Bastion, die den südwestlichen Festungswall von Bijapur oder Bijaya pura, im Dunkan, bildet. Sonst war es eine der glänzendsten Städte, jetzt aber liegt sie größtentheils in Ruinen. Der Mörser selbst, ward zu Admednagar im Dunkan unter der Regierung von Borhan Nizam Schah dem Ersten 1549 unter Aufsicht des türkischen Artillerie-General Muhamed Bin Hasan Rumi gegossen. Die schönsten Verzierungen und eine Menge Inschriften sind darauf angebracht. Die abergläubischen Hindu treiben jetzt eine Art Götzendienst

Digitized by Google

damit, und legen oft Blumen, Oel, ja selbst Kupfermünzen mit großer Andacht in die Oeffnung. Vor vielen Jahren ward sie bei einem Besuche des Rajah von Saltara zu Bijapar geladen und abgefeuert, wo noch jetzt das Volk ganz ernsthaft versichert, daß alle schwangere Frauen, die den Knall gehört, zu frühzeitig niedergekommen. Ihre Verhältnisse sind folgende: Länge von dem hintern Theile bis zur Mündung 14 Fuß 2 Zoll. Länge der hintern engern Ladungskammer 5 Fuß 4 Zoll. Länge der vordern Kammer 7 Fuß 3 Zoll. Ganze Länge der Bohrung 12 Fuß 7 Zoll. Umfang in der Mitte 13 Fuß 9 Zoll. Umfang der Mündung 14 Fuß 9 Zoll. Durchmesser des hintern Theils 4 Fuß 9 Zoll. Kaliber 2 Fuß 4 Zoll. Das Gewicht derselben soll 40 Schiffstonnen betragen und das eines Schusses mit steinernen Kugeln 2646 Pfund.

Speisekarte, des neu etablirten Gasthofes zum „Humor."

Aal — für die Schlüpfrigen.
Blutwürste — für die Rachgierigen.
Caviar — für die Pikanten.
Dampfnudeln — für Aktionäre.
Erdäpfel — für die Anspruchslosen.
Fische — für die Wässerigen.
Gesetzte Eier — für die Aufbrausenden.
Hasenrecken — für die Furchtsamen.
Indian — für fleischessende Europäer.
Kapern — für Seeräuber.
Lungenbraten — für Lungensüchtige.
Mandelmilch — für die Hitzigen.
Nudeln — für die Langweiligen.
Ochsenzunge — für Plauderer.
Prügelsuppe — für Zänker.
Quark — für schlechte Dichter.
Ragout — für Zerstreute.
Sauce — für die Verlegenen.
Thee — für die Faden.
Ungarisches Rebhuhn — für Gewürzlose.
Verlorenes Hühnchen. — für verlassene Liebhaberinnen.
Zwiebelsauce — für lachende Erben.

Ein neues Buch.

Um einem längst gefühlten Bedürfnisse abzuhelfen, ist das erste, mit drei Stahlstichen gezierte Heft der „malerischen und romantischen Lüneburger Haide" erschienen. Das Ganze ist auf sechzig Hefte berechnet, das Heft zu einem halben Silbergroschen.

Ein verlornes Kind. In der „Nachteule," gemeinnütziges Wochenblatt in Zwickau, läßt sich eine Mutter am 14. August also vernehmen: „Gustchen! Um Gottes Willen höre mich; ich habe dich verloren, nächst der Seiltänzerbude verloren, als Bajazzo scherzte, da brach mein Herz, den gleich darauf vermißte ich dich! Gustchen, wo bist du, mein Töchterchen von fünf Jahren mit deiner grünen Schürze und blonden Haaren und rothen Schuhen und blauem Kleide, Kind, das vom Vater aus, Wölke heißt, wo bist du hingerathen? Hat man dich gestohlen — o sprich es aus, sonst verzweifle ich! Nachschrift. Wer mir mein Gustchen wieder bringt, lebendig bringt, 3 Thaler sächsisch. Wittwe Wölk,
Pflaum- und Pfirsich-Zuckersiederin, dann Honig- und Syrup-Verschließerin zum „Windlicht" in Zwickau.

---

*In einer Grabrede auf einen Arzt versprach sich der Prediger und sagte „schon seit 24 Jahren würgte er in unserer Gemeinde!" Statt: wirkte ꝛc.

Zeitungsschreiber und Spritzenmeister.

„Ich schreib' es nieder, daß heut es gebrannt,
Und wieder keine Spritze zur Hand;
Und wieder nichts war gestellt und geschmiert —
Zu Eurer Schande sey's publicirt."

„„Bemerk' doch in nota: daß kurz vor dem Brand
Die Spritzen zu schmieren noch Keiner erfand;
Dann schreibe zuletzt auch noch ehrlich dabei:
Wißt, nach dem Brand kam mein Feuergeschrei.""

*** Charade.**

Der Wein darf 1 durchaus nicht seyn,
Auch sey es nicht das Wetter!
So sagte oft mein Vetter,
Und ich — ich stimme ganz mit ein.
Sehr leicht gewahren wir die Spur
Von 2 selbst an den Thieren,
Dieß nur kann sie regieren;
Es ist die leitende Natur.
Vor Ganzem man sich hüten muß,
Denn es zerstört die Freuden,
Macht Gram und Qual und Leiden,
Erzeugt den Melancholikus.

Auflösung des Logogryphs in No. 86:
Insel — Linse.

Verlegt und redigirt unter Verantwortlichkeit der S. Geiger'schen Buchdruckerei.

Digitized by Google

№ 89. 3 November 1840.

Der Erzähler.

Ein Unterhaltungsblatt für Jedermann.

Fünfter Jahrgang.

Augsburg. Dieses Blatt erscheint jeden Mittwoch und Samstag, und kostet dahier vierteljährlich 15 kr., halbjährig 30 kr. und jährlich 1 fl.; auswärts ist der Preis: vierteljährlich 18 kr., halbjährig 36 kr. und jährlich 1 fl. 12 kr. Bestellungen nehmen alle Buchhandlungen und königl. Postämter, letztere mit der tarifmäßigen Portovergütung, an.

* Teutschlands Ruhm.

Dir Vaterland, dem Namen deiner Gauen,
Der teutschen Brust erhabenem Gefühl,
Darf Monumente nicht der Künstler bauen,
Dein Ruhm verschmäht des ird'schen Wechsels Spiel:
Denn nimmer setzt, so lang die Himmel thauen,
Das Schicksal deiner Herrlichkeit ein Ziel, —
Die Kraft und Treu in deiner Städte Mauern, —
Mir sagt's das Herz, — sie werden ewig dauern!

Der Thatenruf, der Name teutscher Helden
Klingt laut in der Geschichte Pantheon;
Wohl prangt hier Großes aller Zeit und Welten,
Das Edle glänzt dort jeder Nation:
Doch von den Werken, die Arionen melden,
Der Kranz den Teutschen wird an Themis Thron,
Im Heiligthum des Tempels golden flammet,
Was teutscher Söhne Stärk' und Geist' entflammet!

Der teutsche Wald begräbt des Varus Schaaren,
Vernichtet sinkt des Römers stolzer Plan,
Mit seinem Blut das Heer der Magyaren
Das Lechfeld tränkt, — die teutschen Männer nah'n,
Auf Leipzig's Au hat teutsche Kraft erfahren
Der Korf', er fällt, der frevelnde Tyrann;
In seinen Schooß bald schüttelte die Blüthen
Dem Heimathland zurückgekehrter Frieden!

Den Pfad der Weisheit bahnet teutscher Jugend
Hier Guttenberg, — dort der Gestirne Gang
Kepler ergründet, an dem Himmel suchend;
In zarter Weisen herrlichem Gesang
Hebt Goethes Geist, entzücket Schillers Tugend,
Es lauscht das Ohr des Mozart reinen Klang:
Und zum Bewußtsein seine Hohe riefen
Den Geist die Stimmen aus Leibnitz'ens Tiefen.

Des frommen Glaubens Hochgefühle wogen
Durch teutsche Brust, sie hält an ihrem Gott;
Nie teutsches Volk hat um sein Glück betrogen
Der eigne Fürst, — kein Teutscher ist Despot; —
Nicht Kindeshand hat blutig hier gezogen
Das Vaterhaupt des Königs zum Schaffot:
Rings gift'gen Hauchs wo Aberwitz sich blähet,
Treu im Ocean des Teutschen Banner wehet.

Gleichwie die Pflanz' in reichen Sproßen ranket,
Wie diese nähret eines Stammes Saft,
Und Kinder stehen, wenn die Mutter wanket:
So nie des teutschen Aares Flug erschlafft, —
Wohl in das Grab ihr Kaiserkronen sanket,
Doch teutsche Stämm' ererbten eure Kraft:
Der Sprache Gleichheit, gleicher Sitten Bande,
Sie knüpfen fest zu einem Volk die Lande.

Ragt himmelan ihr Gipfel dann der Eichen,
Schaut der Geschlechter Wechsel fort und fort:
Dem Saamen laßt der Zukunft Früchte gleichen,
Seyd warnend ihr der Tugend starker Hort!
Mögt eh' ihr Alpen eure Gletscher neigen
Zu des gesunkuen Volkes blut'gem Mord,
Eh' teutschen Ruhmes glänzende Legate
Der Erden Undank je mit Schmach beschatte.

A. B—r.

---

* Die Giftmischerin Lafarge.

Nach Zeitungsberichten zusammengestellt u. erzählt von *Fr.*

Einleitung.

Ein schreckliches Verbrechen gab in neuester Zeit der kleinen Stadt Tulle in Frankreich eine besondere Lebhaftigkeit; von allen Seiten strömten Fremde in Menge zu den wichtigen Prozeßverhandlungen, in denen eine Dame als Angeklagte vorzügliches Aufsehen erregte; eine Dame von angesehener Familie, mit beträchtlichem Vermögen, von wahrhaft einnehmenden und interessanten Zügen, ausgerüstet mit einer

vorzüglichen Geistesbildung, mit der aber leider die Ausbildung ihres Herzens nicht gleichen Schritt gehalten hatte. Gemäß dieser ihrer feinen Geistesbildung, ihres einnehmenden Wesens, ihres Vermögens und ihres Standes hatte es ihr nicht an Ansehen und an Konnexion mit angesehenen Familien gefehlt; desto größer daher war von allen Seiten die Theilnahme, als sie so schrecklicher Verbrechen, — eines bedeutenden Diebstahles, und eines Mordes — angeschuldigt wurde! — Von allen Seiten interessirte man sich auf das Lebhafteste für den Gang der Kriminal-Prozedur, die, wie bekannt, in Frankreich öffentlich betrieben wird. — Tausende von andern Verbrechen hatten nicht so viele Neugierige im Gerichtshof versammelt, als dieser Prozeß, der nicht nur durch die Schuld und Verwicklung der Nebenumstände interessant genannt zu werden verdient, sondern vorzüglich für die Franzosen ein besonderes Interesse durch die Person, auf welcher jene Beschuldigungen lasteten, eine mächtige Anziehung gewährte.

Marie Fortunée Lafarge, geb. Capelle, stammt aus einer angesehenen Familie und soll die Enkelin einer Geliebten des Herzogs von Orleans-Egalité sein. Sie steht gegenwärtig im vierundzwanzigsten Jahre, erhielt eine vorzügliche Erziehung und ist eine höchst geistreiche, reizende Frau mit einem Vermögen von etwa 80,000 Franks. Sie verlor frühzeitig ihre Aeltern und lebte bei angesehenen Verwandten und Freunden. Schon als junges Mädchen aber war sie sehr zu Intriguen geneigt, verstand die Kunst der Verstellung und der Schmeichelei im höchsten Grade und wurde häufig ihrer Lügenhaftigkeit wegen getadelt.

Auch waren öfters schon bei Mariens Onkel, und andern hoch gestellten Personen, mit denen sie in näherer Verbindung stand, Diebstähle vorgefallen, ohne daß man dem Thäter auf die Spur gekommen wäre, und niemand ahnte, daß ein Fräulein von solchem Stande, und solch' ausgezeichneter Geistesbildung, einer solchen schrecklichen That fähig sein könnte.

Dieses Fräulein von einem angesehenem Hause, die durch ihre geistigen und körperlichen Vorzüge, durch ihren angenehmen Umgang, durch ihre Beredtsamkeit, durch ihre Geistesbildung, die sie strahlen ließ, ohne damit zu prunken, durch ihre Conversationsbildung, in den höhern Cirkeln überall eine glänzende Rolle spielte und allenthalben beliebt war, dieses Fräulein Marie Capelle, verehelichte Lafarge, ist eines schrecklichen Doppelverbrechens, der Entwendung eines der Gräfin Leautaud gehörigen werthvollen Diamantenschmuckes, und — der Vergiftung ihres Mannes angeklagt!

In weitläufigen, und durch die Zeit sehr unterbrochenen Berichten erzählen die verschiedenen politischen und andern Blätter diesen Vorgang, ja die „Gazette des Tribunaux" (Zeitung der Tribunalverhandlungen) sandte sogar einen ihrer Redakteure an Ort und Stelle, um die Vorfälle der genannten Zeitung zu berichten. — Wir dagegen haben, da bei solch abgebrochenen Notizen längere und Platz raubende Wiederholungen unvermeidlich sind, es vorgezogen, den Gang des Prozesses abzuwarten, um jetzt, nach dessen nunmehriger Beendigung den verehrten Lesern eine kurze gedrängte Zusammenstellung des Ganzen zu geben, und hoffen, daß dieses, wenn auch später, doch Vielen angenehmer kommen werde, als abgerissene Bruchstücke früher.

Charles Lafarge war ein nicht unbemittelter Eisenwerksbesitzer in Glandier. — Seine erste Gattin war gestorben.

Der Gedanke an eine zweite Verheirathung brachte ihn im August 1839 nach Paris. Er traf da auf Schwierigkeiten, lernte aber bald den Herrn Defoi (einen Heirathsagenten) kennen, der ihm Marie Capelle zur Frau vorschlug. Man zog zu Gunsten derselben einige Erkundigungen über die Lage Lafarge's ein, und nach wenigen Tagen wurde die Ehe geschlossen.

Im folgenden Monate verließ das junge Ehepaar Paris, um sich nach Glandier zu begeben, wo sie am 25. October 1839 ankamen.

Monsieur Lafarge war hoch erfreut und versprach sich die glücklichste Zukunft, aber seine Freude währte nicht lange. Kaum war Marie Capelle in dem Hause ihrer neuen Familie angekommen, als eine traurige Scene vorfiel. Die junge Frau schloß sich in dem für sie bestimmten Zimmer ein und schrieb ihrem Manne einen sonderbaren Brief in welchem die Schamlosigkeit des Gedankens nur der groben Sinnlichkeit der Ausdrücke nachsteht, mit denen sie sich selbst brandmarkte, und ihrem Manne alle ihre schlechten Leidenschaften gestand.

„Sie würde gegen ihren Willen Ehebrecherin

Digitized by Google

werden; sie ersuchte ihn, sie zu retten, sie wolle fliehen, nach Smyrna gehen; sie habe auf der Herreise Gift genommen u. s. w. u. s. w"

So verschwand alle Hoffnung auf Glück für Lafarge. Was sollte er thun? Er berief einige Freunde, vertraute ihnen seinen Kummer an, und erhielt von ihnen den Rath, doch den Versuch zu machen, ob es möglich sey, durch Liebe die Frau zu bessern Gefühlen zurückzubringen.

Der Rath wurde befolgt, und Marie Capelle schien bald gar keine Abneigung mehr gegen ihren Mann zu fühlen, ja sogar eine lebhafte Freundschaft für ihn gefaßt zu haben.

Diese plötzliche Veränderung erregte wohl einige Verwunderung und man glaubte nicht, daß sie aufrichtig sey.

Lafarge hatte indeß seiner Frau seine Geheimnisse anvertraut, und sie in sein Geschäft eingeweiht, denn er fand Vergnügen daran, sich mit ihr über seine Plane und Hoffnungen für die Zukunft zu unterhalten; er hatte ihr auch mitgetheilt, daß er eine für die Fabrikation des Eisens wichtige Entdeckung gemacht, die ihm seiner Meinung nach sehr großen Gewinn bringen würde. Marie Capelle beschäftigte sich viel damit; anfangs zweifelte sie; sie sagt es selbst in einem Briefe, bald aber, wie sie in demselben Briefe erwähnt, war sie von den großen Vortheilen der Anwendung jenes neuen Verfahrens vollkommen überzeugt: „Es handelt sich nicht um ungeheuere, complicirte Maschinen," schrieb sie; „die Einrichtungskosten sind höchst unbedeutend." Auch setzte sie hinzu, die Anwendung dieses Verfahrens müßte ihr ein bedeutendes Vermögen erwerben.

Damals, inmitten dieser glänzenden Hoffnungen, geschah etwas, das erwähnt werden muß. Die Angeklagte schien sich eines Tages sehr unwohl zu befinden. Ihr Mann pflegte sie auf das Liebevollste. Sie schien davon gerührt zu seyn, und es dankend anzuerkennen, so daß sie selbst den Entschluß äußerte, ein Testament zu Gunsten ihres Mannes zu machen. Lafarge gab ihr sogleich denselben Beweis von Freundschaft; er überreichte ihr ein Testament, in welchem er ihr alles vermachte, was nach seinem Tode übrig seyn würde. Marie Capelle übersandte dieses Aktenstück sogleich an den Notar Segros in Soissons. Dies geschah am 28. October 1839.

Die Entdeckung, von welcher Lafarge mit ihr gesprochen hatte, konnte nur unter zwei Bedingungen nützlich gemacht werden: er mußte ein Patent darauf erhalten und sich die zu dem Geschäfte nöthigen Kapitale verschaffen.

Aus diesen Gründen reiste Lafarge in der Mitte des Monats November nach Paris, und kam erst am 3. Januar zurück, um am 14. als Opfer einer schrecklichen Giftmischerei zu sterben.

(Fortsetzung folgt.)

Miszellen.

Die Eisenbahn zwischen Vienburg und Harzeburg (Braunschweig),

4/5 Meilen lang, ist ganz eigenthümlich, indem man von einem Orte zum anderen in 10 bis 14 Minuten, ohne Locomotive oder Pferde rutscht, nur durch die Schwerkraft des Wagens, und die Senkung des Weges. Das Schauspiel ist eines der angenehmsten. Auf das Zeichen geben vier Männer dem hintersten Wagen einen Stoß, und der ganze Train setzt sich in Bewegung, die, mit jedem Schritte rascher werdend, bald von dem Conducteur durch Bremsen gehemmt werden muß, weil sonst der Zug in zerstörendem Schusse in Vienburg ankommen würde. Scheinbar senkt sich das Terrain so allmählig, daß das Schauspiel eines selbstrollenden Wagens mährchenhaft erscheint. Ja, wenn ein einzelner Wagen pfeilschnell dahin rollt, kann man sich kaum des Lachens enthalten, und glaubt sich in die arabische Mährchenwelt versetzt. Der Unterschied in der Höhe der beiden Endpunkte beträgt jedoch die zweier mäßiger Kirchthürme. So belustigend das Schauspiel für die Zuschauer ist, eben so anmuthig ist das Gefühl für den auf der großen Rutschbahn dahin Rollenden; es ist mit einer Fahrt auf einer gewöhnlichen Eisenbahn gar nicht zu vergleichen. Zurück wird man dagegen in drei Viertelstunden von Pferden gezogen.

Der Pächter und erste Schauspieler

eines ziemlich großen Theaters in Schottland, vereinigt in seiner Person folgende Fächer: er ist der erste Heldenspieler in der Tragödie, der erste Mime im Drama und Lustspiel, der wilde brüllende Löwe in diesem, das sanfte geduldige Lamm in jenem Stücke, der gewandte feine Stutzer und Liebhaber heute, und morgen wieder der plumpe, einfältige Rüpel, er ist ferner Tenor- und Baßsänger, imitirt jetzt den Irländer und dann den Schotten, ist abwechselnd Geldeinnehmer, Garderobe-Inspektor

und auch Soufleur, macht Donner, Blitz und Regen, schlägt die große Trommel und richtet die Mahlzeiten an.

Redaktions-Briefkasten.

In den Breslauer Blättern, redigirt von M. Bauschke, werden die großartigen sogenannten „Briefkasten“ mancher Zeitschriften sehr launig persiflirt: Vom Privatgelehrten B. in Hundsfeld, drei Centner Gedichte. Bitte um's Himmelswillen keine Gedichte. Es sorgt jetzt Jedermann eigenhändig für seinen Gedichtbedarf, und macht sich die selbst, welche er gern liest. — Von Doctor F. S. Correspondenz-Bericht aus Kalkutta, vom 17. Mai 1833. Ist uns etwas zu alt geworden. Senden Sie uns künftig lieber Ihre Nachrichten durch Buchhändlergelegenheit, da bekommen wir sie gar nicht. — Von Freund M. aus Pecking. Zu viele Persönlichkeiten; das könnte uns arge Händel zuziehen. Die Peckinger Justiz versteht keinen Spaß. Auch bitten wir mehr über's Theater. Die deutsche Lesewelt will nichts anderes. — Warum schreibt T. in Philadelphia nicht. Die Leser sind sehr begierig auf die versprochenen „vertraulichen Mittheilungen eines deutschen Holzhauers und Stephanisten.“ — Doctor L. in Wriezen. Ist zu lang. — Vom Professor Y. in Kyritz. Bitten um genauere Mittheilung. — Von einem Ungenannten, ein enthusiastisches Lob über den Schauspieler X. — Spiegelberg, ich kenne Dir! Der Artikel verräth etwas zu viel Selbstkenntniß, wenn gleich wir glauben, daß Sie selbst am besten ihre eigenen Vollkommenheiten kennen. — Von Pietro Amoroso. Gedicht auf Dem. K. nach ihrer Darstellung des Käthchens. Können nicht dienen. Des is etwas zu ville! So etwas nimmt sich nur auf Rosapapier mit Goldschnitt gut aus. Muß es indeß gedruckt werden, so lassen Sie es in das Intelligenzblatt setzen, die Zeile kostet nur 1 Sgr. Inserationsgebühren; da hat kein Leser ein Recht, sich zu beklagen, und wenn auch die Leidenschaft bis in die Thäler geht. Mitarbeiter kann nicht Jedermann seyn, aber Inseraten kann jeder Narr einrücken lassen. — Auflösungen der Charaden, welche in den letzten Nummern hätten stehen können, sind eingesendet worden von P. in Lissabon, R. in Rom, L. in Kiew, N. in Stockholm, O. in Warschau, C. in Belgrad, O. in Zülz und T. in Halifax.

Gutenbergs-Anekdote.

In einer kleinen Stadt, wo jedoch auch ein Gutenbergsfest gefeiert werden sollte, bat der Obermeister des dasigen Fleischhauerhandwerks einen dortigen Gelehrten um die Inschrift auf die neue Handwerkfahne, die beim Zuge vorgetragen werden sollte. Nach kurzer Meditation überreichte ihm der Poet folgende Inschrift:

Wie herrlich strahlest Du im Reich der Geister,
O Gutenberg als Fleischer-Obermeister:
Laut soll Dein Ruhm, Dein ew'ger Ruhm erschallen:
Die meisten Ochsen sind durch Dich gefallen!

Originelle Inschrift eines Transparentes.

Der patriotische Barbier Hölscher in Cleve hatte im Jahre 1815 aus Anlaß der zu Aachen Statt gefundenen Huldigung des Herzogthums Cleve für die Krone Preußen, zum allgemeinen Ergötzen der Beschauer, an seiner bescheidenen Wohnung folgendes Transpatent angebracht. Ein preußischer Adler, inmitten der glänzend gescheuerten Wahrzeichen des ehrsamen Bartscheerer-Gewerbes, der messingenen Becken, seine Flügel gleichsam als Beschützer ausbreitend, prangte nämlich mit der Unterschrift:

„Unter Deinem Schutz und Schein
Seif' ich meine Kunden ein,
Und Du wirst mir's nicht verwehren,
Sie methodice zu scheeren.“

Köln. G. Overmann.

Anekdote.

In Neapel kommt in einem Ballet der jetzigen Stagione ein Wolkenwagen vor, auf dem der Genius der Liebe herabschwebt, und zwei Liebende aus einer Wassergefahr rettet. Durch irgend ein Mißverständniß oder durch eine Zerstreuung des Maschinisten kam der Wolkenwagen statt am Schlusse des dritten Akts, bereits am Schlusse des zweiten. Noch wunderbarer aber zu schauen war, daß statt des Genius eine junge hübsche Tänzerin darin saß, und neben ihr ein junger, eleganter Herr in schwarzem Frack und gelben Glacéhandschuhen. Sie hatten wahrscheinlich oben auf dem Schnürboden etwas zu besprechen gehabt, und in dem bequemen Wolkenwagen Platz genommen. Die Tänzerin und der junge Herr fielen hier wirklich aus den Wolken.

Auflösung der Charade in No. 88.:
Trübsinn.

Verlegt und redigirt unter Verantwortlichkeit der G. Geiger j'schen Buchdruckerei.

Digitized by Google

№ 90. **Der Erzähler.** 7. November 1840.

Ein

Unterhaltungsblatt für Jedermann.

Fünfter Jahrgang.

Augsburg. Dieses Blatt erscheint jeden Mittwoch und Samstag, und kostet dahier vierteljährlich 18 kr., halbjährig 30 kr. und jährlich 1 fl.; auswärts ist der Preis: vierteljährlich 18 kr., halbjährig 36 kr. und jährlich 1 fl. 12 kr. Bestellungen nehmen alle Buchhandlungen und königl. Postämter, letztere mit der tarifmäßigen Portovergütung, an.

*Die Giftmischerin Lafarge.

(Fortsetzung.)

Der Diamanten-Diebstahl.

Von jetzt an sehen wir die schöne jugendliche und geistreiche Witte Mad. Marie Lafarge, geb. Capelle, der Vergiftung ihres Mannes angeklagt. Während bereits die Kriminal-Untersuchung im Gange war, wurde eine andere zweite, gleichfalls sehr entehrende Klage, nämlich die des Diebstahles eines werthvollen Diamantenschmuckes gegen sie anhängig gemacht.

Die Gräfin von Leautaud (so hieß die Bestohlene) hatte schon lange, so arg es ihr schien, ihre ehemalige Jugendfreundin eines solchen Verbrechens schuldig zu halten, nur zu gegründeten Verdacht, daß Mad. Lafarge ihr früher jene Diamanten entwendet habe, doch wagte sie es aus zarter Schonung nie, den Verdacht öffentlich auszusprechen, und suchte sich selbst, trotz aller faktischen Gegengründe auf alle mögliche Art zu überreden, daß ihre ehemalige Freundin und Gespielin einer solchen niederen That nicht fähig sei. — Doch jetzt, da diese als Mörderin von der öffentlichen Meinung gebrandmarkt dastand, und zwar unter Umständen, daß es anscheinend war, der gerichtliche Ausspruch werde bald mit der öffentlichen Meinung übereinstimmen, glaubte die edle Gräfin, die aus Schonung so lange geschwiegen, keine Rücksichten auf ihre frühere Freundschaft, die sie, wie sie sich deutlich überzeugte, leider einer Unwürdigen geschenkt hatte, haben zu dürfen, und trat offen als Anklägerin gegen sie auf.

Ueber ihre früheren Verbindungen mit Marie Capelle, später Mad. Lafarge erzählt sie Folgendes: Sie lernte dieselbe bei ihrer Schwester Madame von Montbreton kennen, zur Zeit als sie (die Gräfin) selbst noch unverehlicht war und Marie von Nicolai hieß. Marie Capelle galt für eine Waise ohne Vermögen, sie besaß Talent und Anmuth, und Fräulein von Nicolai gewann sie innig lieb. Nachdem letztere mit dem Grafen von Leautaud sich verheirathet hatte, lud sie Marie Capelle öfters ein, sie auf ihrem Schlosse Busagny zu besuchen. Im Mai 1839 kam Fräulein Capelle dorthin und blieb bei der Gräfin gegen drei Wochen.

In den letzten Tagen ihres Aufenthalts kam ein Diamantenschmuck abhanden. Die Gräfin hatte denselben einer kleinen Gesellschaft gezeigt, worunter auch Marie Capelle. Sie ließ das Schmuckkästchen einige Stunden in ihrem Salon stehen, brachte es dann auf ihr Zimmer und verwahrte es in einer Schublade. Einige Tage darauf bemerkte die Gräfin ein mit falschen Diamanten besetztes Sammetfutteral bei ihrer Freundin. Sie wollte diese falschen Steine mit ihren ächten Diamanten vergleichen und ging damit auf ihr Zimmer, wo sie ihren Mann traf, das Kästchen öffnete und zu ihrem beiderseitigen Erstaunen es leer fand. Marie Capelle befand sich in demselben Zimmer, verließ es aber, ehe das Kästchen geöffnet wurde, trat dann wieder herein und schien gleichfalls sehr betroffen, als sie hörte, daß die Diamanten verschwunden seyen. Anfangs dachte die Gräfin, ihre Eltern hätten im Scherz die Steine aus dem Kästchen genommen, um ihr eine kleine Angst für ihre Unbedachtsamkeit zu machen, da sie den Schmuck so nachlässig verwahrt hatte. Die Eltern versicherten aber, daß sie gar nichts von den Diamanten wüßten. Die Steine waren also entwendet.

Wenige Tage darauf verließ Marie Capelle das Schloß Busagny und reiste in Begleitung des Gra-

Digitized by Google

fen und der Gräfin von Leautaud nach Paris. Letztere hatten zuerst die Dienerschaft in Verdacht. Die Polizei durchsuchte deren Zimmer und Effekten; von den Diamanten keine Spur.

Bald lenkten verschiedene Umstände den Verdacht auf Marie Capelle. Man erfuhr eine Menge kleiner Unwahrheiten, die sie während ihres Aufenthalts in Busagny erzählt hatte; für einen Bedienten, den man besonders im Verdacht gehabt, weil er noch ziemlich neu im Hause war, interessirte sie sich sehr, und versprach ihm wieder eine Stelle zu verschaffen, im Falle er entlassen würde.

Dazu kam noch eine seltsame Magnetismusscene. Marie Capelle bat Frau von Montbreton, die Schwester der Gräfin, welche an den Somnambulismus glaubte, sie zu magnetisiren. Frau von Montbreton willigte ein und Marie Capelle schien bald darauf in Schlaf zu verfallen. Als jene nun verschiedene Fragen in Betreff des Diamantendiebstahls an sie richtetete, antwortete Marie Capelle im scheinbaren magnetischen Schlummer, ein Mann, kein Bedienter des Hauses, habe die Diamanten gestohlen und an einen Juden verkauft; jetzt seyen dieselben im Auslande und man werde sie nicht wiederfinden. Frau von Montbreton theilte diese Aussagen ihrer Schwester mit, die aber dadurch in ihrem Verdacht nur noch mehr bestärkt wurde.

Als später Marie Capelle mit Lafarge sich vermählte, brachte sie einen Ring und eine Stecknadel mit Juwelen besetzt zum Vorschein und erzählte ihren Verwandten, daß sie erstern von der Gräfin, letztere von ihrem Pathen als Hochzeitgeschenk erhalten habe. Es erwies sich aber später, daß sie selbst die Juwelen zu einem Pariser Goldarbeiter getragen hatte, mit dem Auftrag, sie zu fassen.

Bei der vorgenommenen Hausuntersuchung zu Glandier fand man in der That ein Schächtelchen mit Edelsteinen, welche Marie Lafarge von ihrem Oheim in Toulouse erhalten zu haben vorgab. Später machte sie andere widersprechende Angaben. Endlich erklärte sie, daß diese Diamanten wirklich der Gräfin gehörten, ihr aber von dieser Dame selbst übergeben worden seyen. Sie habe dieß anfangs nicht gestehen wollen, weil sie der Gräfin geschworen, die Sache strenge geheim zu halten.

Sie erzählte zur nähern Erläuterung folgende Geschichte, die, wiewohl unwahr, gewiß mit ungemeiner Schlauheit ersonnen ist.

Die Gräfin kannte, als sie noch Fräulein von Nicolai hieß, einen jungen Schriftsteller, Namens Clavet, welcher im Baskenlande geboren, von feuriger Seele, das Fräulein leidenschaftlich liebte, aber da er ohne Vermögen war, keine Hoffnung hatte, ihre Hand zu erhalten. Mit diesem jungen Mann, erzählt die Angeklagte, sey Fräulein von Nicolai in zärtlichem Verhältniß gestanden, und habe Briefe mit ihm gewechselt, die durch ihre (Marie Capelle's) Hände gegangen. Im August 1836 habe das Fräulein all ihre Briefe, die sie an Marie Capelle geschrieben, und worin von Clavet die Rede gewesen, zurückgefordert und solche auch erhalten, mit Ausnahme einiger, welche die Angeklagte besonders betrafen. Nach der Vermählung des Fräuleins von Nicolai mit dem Grafen von Leautaud — fährt die Angeklagte in ihren Angaben fort — habe sie dieselbe in Paris getroffen und ihr gesagt, daß sie von Clavet, der inzwischen nach Algier gereist war, einen Brief erhalten. Die Gräfin habe ihr hastig erwiedert, Clavet sey nicht in Algier, sondern in Paris, sie selbst habe ihn unter den Choristen der Oper bei der Vorstellung des Wilhelm Tell gesehen, sie sey darüber in Verzweiflung und müsse durchaus Geld haben, um sein Stillschweigen zu erkaufen. Als Marie Capelle die Gräfin im Mai 1839 zu Busagny besuchte, habe letztere fast dasselbe wiederholt; sie müsse durchaus Geld sich verschaffen, sie sey in beständiger Angst, daß Clavet plaudere und habe heute Lust, ihre Diamanten zu verkaufen. Sie hätten weitere Rücksprache darüber genommen, und den Plan ersonnen, eine Entwendung der Diamanten vorzuschützen. Hier folgt ein bis in die kleinsten Details gehende Erzählung der Angeklagten, wie der Plan ausgeführt worden. Die Gräfin habe sie gebeten, den Schmuck so lange in Verwahrung zu halten, bis die Sache einigermaßen in Vergessenheit gerathen. Als sie einige Monate später mit Lafarge sich verheirathet, habe sie die Juwelen mit Erlaubniß der Gräfin nach Glandier mitgenommen; beide seyen zuvor übereingekommen, sie bei guter Gelegenheit an Herrn Lecointe, Juwelenarbeiter in Paris, zu verkaufen. So lauteten die Angaben der Lafarge vor dem Untersuchungsrichter, der nun mit weiteren Fragen fortfuhr.

Frage. Haben Sie nicht über einen Theil jener Diamanten und Perlen verfügt?

Antw. Die Gräfin von Leautaud war mir seit dem December 1838 die Summe von 180 Franken schuldig. Sie gab mir dafür zwei Perlen, die

Digitized by Google

sie ungefähr so hoch schätzte, und die ich als ein Geschenk von meinem Pathen erhalten zu haben vorgab. Ich gab sie zur Fassung dem Juwelenarbeiter Fossin. Die weiße Perle, die ich auf einen Ring fassen ließ, gab mir Frau von Leautaud als Hochzeitgeschenk.

Fr. Wie kommt es, daß Sie der Gräfin, die, wie Sie sagen, das von den Diamanten gelöste Geld Clavet geben wollte, nach Ihrer Angabe vorgeschlagen haben, das Geld ihrem Mann zu lassen, der es in seiner Fabrik anlegen und ihr 10 Prozent dafür bezahlen würde?

Antw. Die Gräfin hatte mit mir verabredet, Clavet das Geld nicht auf einmal, sondern in Zwischenräumen zuzuschicken, um seines Stillschweigens desto sicherer zu seyn.

Fr. Es ist möglich, daß Fräulein von Nicolai indirekt vor ihrer Verheirathung Aufmerksamkeiten empfangen. Aber es wäre abscheulich von Ihnen, wenn Sie, um ein schweres Vergehen von sich abzuwälzen, diesen Umstand benützen und der Gräfin von Leautaud ein Benehmen andichten wollten, welches der Delikatesse und der Ehre gleich sehr zuwider ist.

Antw. Ich hoffe, daß mein ganzes Leben eine Garantie der Wahrheit meiner Aussagen ist. Nie beging ich eine Niederträchtigkeit, und mit Ungeduld erwarte ich den Tag des Gerichts als eine Reinigung von der mir aufgebürdeten Schuld.

Zum nähern Verständniß der Angaben der Angeklagten muß noch bemerkt werden, daß es unter den Choristen der Oper wirklich einen Sänger Namens Clavet gibt, der aber das Fräulein von Nicolai so wenig als das Fräulein Marie Capelle je gekannt hat. Der andere Clavet, welcher für das Fräulein von Nicolai eine heftige Leidenschaft gezeigt hatte, war, nachdem er sich einige Zeit in Algier aufgehalten, nach Mexico gereist, und konnte daher nicht vernommen werden, da man nicht wußte, in welcher Gegend er sich dort aufhielt.

Der Brief der Lafarge an die Gräfin von Leautaud enthält eine Resume ihres ganzen Vertheidigungssystems. Wir entlehnen daraus einige der für den Charakter der Angeklagten bezeichnendsten Stellen. „Marie — schreibt die Angeklagte — möge Gott Ihnen nicht all' das Böse vergelten, das Sie mir zugefügt: Ach, ich weiß, Sie sind gut, aber schwach. Sie dachten wohl, daß ich, nach einer Verurtheilung für ein abscheuliches Verbrechen, wohl auch eine schimpfliche Anklage erdulden könne. Ich schwieg: Ihrer Ehre überließ ich die Sorge für meine Ehre. Sie haben nicht gesprochen: der Tag des Gerichts ist jetzt gekommen. Marie, im Namen Ihres Gewissens, Ihrer frühern Verhältnisse, retten Sie mich! Sie können die folgenden Thatsachen nicht läugnen. Als ich Sie kennen lernte und mit Ihnen mich befreundete, wurde ich bald die Vertraute einer Intrigue, welche zu St. Philippe begonnen, durch eine Correspondenz, die durch meine Hände ging, fortgesetzt wurde, und zu Busagny in meiner Abwesenheit ein Ende nahm. Sie entdeckten bald, daß jener schöne Spanier weder Familie noch Vermögen besaß, Sie verboten ihm, Sie zu lieben, nachdem Sie seine Liebe gesucht hatten. Und um dieser Sache ein Ende zu machen, knüpften Sie ein anderes Liebesverhältniß an, dem Ihre Vermählung mit dem Grafen von Leautaud folgte. Ich erhielt mehrere Briefe von dem Verlassenen, der Sie anklagte und Rache forderte. Sie sahen ihn bald wieder und unter dem Vorwand, Ihr Porträt von ihm malen zu lassen, fanden Sie Mittel, ihn zu besänftigen. Ihre Lage wurde aber unerträglich, Sie mußten ihn entfernen und brauchten Geld dazu.“ Hier folgt die bereits erzählte Geschichte der Wegnahme des Diamantenschmucks, dessen Gelderlös bestimmt gewesen sey, Clavet zum Stillschweigen zu vermögen. „Handeln Sie edelmüthig — fährt Marie Lafarge fort — ich kann nicht schweigen, um meiner Familie, meiner Freunde willen. Retten Sie mich und Sie retten sich selbst. Ich sehe mich genöthigt, was ich Ihnen sage, auch meinen Advokaten mitzutheilen. Alle Umstände sollen enthüllt werden, Sie wissen, daß ich die Beweise in meinen Händen habe. Diese Beweise sind: die von Ihnen und von ihm geschriebenen Briefe — Ihre Briefe an mich — das Schreiben, worin Sie sagen, daß er in den Chören der Oper singe und worin gesagt ist, daß man ein Stillschweigen bezahlen könne und daß es Lagen gebe, in denen man auf die Ehre einer Frau spekulire. Dann die Briefe, die er mir nach Ihrer Verbindung schrieb — Ihre Kränklichkeit, welche die Furcht vor seiner Indiskretion verursacht hatte und die vorüberging, sobald das Stillschweigen erkauft war. Wollen Sie noch mehr Beweise von mir? Doch warum fortfahren, warum nicht lieber an Ihr Herz und Ihr Gewissen appelliren? Wollten Sie

Digitized by Google

meinen Tod sich vorzuwerfen haben? Oh, ich werde zu sterben wissen, aber vor dem Priester, der meiner Sünden mich entbinden wird, vor meinen Freunden, vor Jesus Christus noch werde ich ausrufen, daß ich Ihr Schlachtopfer, daß ich unschuldig bin, daß ich sterbend die Wiederherstellung meiner Ehre all' meinen Freunden ans Herz lege. Nach meinem Tode, Marie, wird man mich beklagen, wird man mich rächen; Ihre Schwäche wird ein Verbrechen, eine Entehrung seyn. Blicken Sie auf Ihren Sohn, der Sie so stolz macht, den Sie so sehr lieben; fürchten Sie, daß Gott mich an ihm rächen werde. . . . Um Ihrer Liebe willen, retten Sie mich! Es bleibt nur Eines zu thun: Sie müssen durch ein von Ihrer Hand unterzeichnetes, vom Monat Juni datirtes Billet erklären, daß Sie mir Ihre Diamanten als Depot anvertraut haben, mit der Vollmacht sie zu verkaufen, wenn ich es passend fände. Dies wird der Untersuchung Einhalt thun. Sie werden Ihr Benehmen Ihrem Gemahl aufklären und all' Ihre Briefe sollen Ihnen zurückgestellt werden. Die strengste Verschwiegenheit soll Ihre Ehre und Ruhe sichern. Marie, um Sie zu retten, war ich Märtyrin zwei Monat lang. Sie haben mich vergessen. Mein Leben könnte ich für Sie opfern; aber meinen Ruf, das Herz meiner Freunde, die Ehre meiner Schwestern . . . . Nie!"

(Fortsetzung folgt.)

Lesefrüchte.

Schweden mit Inbegriff Norwegens produzirt gegenwärtig nicht weniger als 87 Zeitungen und 15 Zeitschriften. In Stockholm allein erscheinen 13 politische und 8 belletristische Blätter. Uebrigens fehlt es nicht an periodischen Erzeugnissen aus dem Gebiete der Theologie, Philosophie, Jurisprudenz, Philologie, Medicin, Mechanik ꝛc., doch sind sie im rauhen unfruchtbaren Norden dünner gebaut, als auf unserem gar zu üppigen Boden, wo sie nicht selten wie Pilze aufschießen, oder den Wald vor Menge der Bäume nicht ausnehmen lassen!

Der Mechaniker Steele soll, dem Echo du monde savant zu Folge, einen künstlichen Apparat erfunden haben, um die Tiefen des Wassers zu erleuchten, wodurch der Schifffahrt, in Betreff der gefährlichen Klippen und Sandbänke, ein unberechenbarer Dienst geschähe. Er will nächstens eine Probe seiner Erfindung anstellen, um die Trümmer in der Themse zu untersuchen, durch welche die Schifffahrt bisher so vielfach gestört und gehemmt worden ist.

Auf der ganzen Erde werden, soviel man jetzt wissen will, 3065 Sprachen gesprochen, und zwar in Europa 487, in Asien 948, in Afrika 284, in Australien 64 und in Amerika 1282. Die Dialekte und Patois sind darunter mitgezählt. — Allein wie sehr weichen diese Angaben von jenen eines Cannabich, Seume, Wimmer und Adrian Balbi ab, welche aber unter sich selbst wieder vielfach im Widerspruche stehen.

* Zweisylbige Charade.

Erste Silbe.

Ich wirke im Gewebe jedes Lebens,
Beim Thier sowohl, als in dem Menschen auch;
Ich bin der Inbegriff des kraft'gen Strebens,
Und wohne selber im Hollunderstrauch
In Preußens Königreich, im sand'gen Lande,
Ist 'ne Provinz, die meinen Namen führt;
Sowie ich auch dem hoh'n und niedern Stande
Oft beitrag' zu des Hauptes schöner Zierd'.
Ja selbst der Köchin kunsterfahrner Hand,
Und auch der Apothek' bin ich bekannt.

Zweite Silbe.

Ich sehe oft hinauf zu Himmelsräumen,
Und schaudernd find't mich jeder riesengroß;
Ich sehe auch der Wasser-Wellen Schäumen,
Gefährlich bin ich stets beim Sturmgetos'.
Bald bin ich klein, verächtlich ungeschauen,
Und meine Heimath ist ein nasses Grab;
Auch über mich sich schwere Lasten bauen,
Für Königs Scepter und für Bettelstab.
Der Räder Rasseln druckt mich oft darnieder,
Des Pferdes Huf; es splittert oft mein Haupt;
Und mancher Erdensohn, den deck' ich wieder,
Weil ihn der Welt der Parze Scheere raubt.
Die ersten Opfer, die man Gott gegeben,
Verzehrt' auf mir die sengende Gewalt;
Bin ich auch starr und scheine ohne Leben,
Sprach ich einst viel in lebender Gestalt.

Das Ganze.

Ich stehe unbemerkbar an der Seite,
Und mancher, der mich sieht, der kennt mich nicht;
Doch bin ich hier, daß man nicht überschreite
Das Recht, der strengen Wag' Gewicht.
Der Zeiten Lauf, Saturnus schneller Wagen,
Der Unerbittliche, dem nichts mehr gleicht,
Er eilet fort in Frühlings-Winter-Tagen,
Und Jede seiner Fahrt' hat mich erreicht.
Nur Chaos ists, was dann nach mir zu seh'n,
Wohl dem, der kann zu mir mit Frieden geh'n.

Selig.

Verlegt und redigirt unter Verantwortlichkeit der G. Geiger j.'schen Buchdruckerei.

Digitized by Google

№ 91. **Der Erzähler.** 11. November 1840.

Ein

Unterhaltungsblatt für Jedermann.

Fünfter Jahrgang.

Augsburg. Dieses Blatt erscheint jeden Mittwoch und Samstag, und kostet dahier vierteljährlich 15 kr., halbjährig 30 kr. und jährlich 1 fl.; auswärts ist der Preis: vierteljährlich 18 kr., halbjährig 36 kr. und jährlich 1 fl. 12 kr. Bestellungen nehmen alle Buchhandlungen und königl. Postämter, letztere mit der tarifmäßigen Portovergütung, an.

*Die Giftmischerin Lafarge.

(Fortsetzung.)

Seitdem die Angeklagte das erwähnte neue Vertheidigungssystem angenommen, that sie einige Schritte bei der Gräfin von Leautaud, um sie zu bewegen, die von ihr gegebene Erklärung über den Besitz der Diamanten nicht Lügen zu strafen. Diese erzählte darüber Folgendes: „Ich erhielt ein Schreiben von Herrn Bach, einem der Vertheidiger Marie Lafarge's, der mich um eine Privatunterredung bat. Da ich vor meinem Vater und vor meinem Gatten kein Geheimniß habe, theilte ich ihnen dieses Schreiben mit. Der Graf ließ Herrn Bach wissen, er könne am Morgen des andern Tages kommen. Mein Gatte führte ihn, als er kam, zu meinem Vater, wo ich mich befand. Herr Bach war sehr verlegen, als ich ihn bat, in Gegenwart meines Vaters und meines Gatten sich zu erklären. Er bestand darauf, mich allein zu sprechen. Ich bat ihn, sich auf der Stelle zu erklären; seine Verlegenheit wuchs immer mehr. Er sprach von delikaten Umständen, von einigen Briefen, welche Madame Lafarge in Händen habe und die erklärten, wie sie in den Besitz der Diamanten gekommen. Als er endlich den Wunsch ausdrückte, Herr von Leautaud möge sich entfernen, fing dieser an zu lachen und sagte zu ihm: „Immer zu, mein Herr, es handelt sich um einen Liebhaber, nicht wahr? Sie sehen, daß ich Sie errathe. Sprechen Sie frei heraus.“ Herr Bach, welcher das Vertheidigungssystem der Lafarge nicht selbst auseinandersetzen wollte, zog ein Schreiben von ihr aus der Tasche, welches an mich gerichtet war und ihren ganzen Roman enthielt. Ich gestehe, daß ich bei Lesung dieses Briefes zu träumen glaubte und mir nicht erklären konnte, wie Madame Lafarge, als sie den Brief niederschrieb, gewagt hatte, mir zu sagen, daß ich Angaben, die offenbar falsch sind, für wahr halten müsse. Nie habe ich mit einem Wort ihr gesagt oder geschrieben, daß ich Geld nothwendig hätte, um das Stillschweigen des Herrn Clavet zu erkaufen, denn erstlich ist mir diese Idee nie in den Sinn gekommen, zweitens konnte Herr Clavet, dessen Benehmen gegen mich stets in den Schranken des Anstandes geblieben, nicht ein Mann seyn, dessen Stillschweigen man zu erkaufen brauchte, selbst wenn man annähme, daß ich eine Unbesonnenheit zu verbergen hätte. Alles, was Madame Lafarge über den Besitz der Diamanten gesagt hat, ist rein erfunden. Sie hat aber schlau einige unbedeutende wahre Umstände benützt, um sie neben die erlogene Geschichte zu gruppiren und darauf ihr Vertheidigungssystem zu bauen.“

Von den angeblichen Beweisstücken, mit welchen die Lafarge der Gräfin droht, kennt man bis jetzt blos einige Briefe Clavet's und der Frau von Leautaud an die Anklagte; dieselben liefern aber noch keineswegs auch nur den Schatten eines Beweises. Clavet, welcher, wie erwähnt, gegenwärtig in Mexico sich aufhält, wird von seinem Freunde Delapetriere, der vor Gericht Zeugniß niederlegte, als ein Mann von edlem und ehrenwerthem Charakter geschildert, der durchaus unfähig sey, durch schimpfliche Mittel sich Geld zu verschaffen, am wenigsten von einer Frau.

Es würde hier zu weit führen, das von der Beklagten hervorgezogene Verhältniß des Fräuleins von Nicolai mit dem genannten Clavet noch weiter zu beleuchten, und alle die kleinen unbedeutenden Zwischenfälle, auf welche Madame Lafarge so auf-

Digitized by Google

ferordentliches Gewicht legt, mitzutheilen. — Gewiß ist, daß Herr Clavet ein sehr ehrenwerther Mann ist, der vielleicht Hoffnungen auf eine Verbindung mit dem Fräulein hegte, daß vielleicht Herr Nicolai dem jungen Manne nicht ganz abgeneigt gewesen sein mag, eben so gewiß ist aber auch, daß dieser Liebesroman, den Madame Lafarge schändlicher Weise zu ihrem Nutzen auszubeuten sich bemühte, wenn wir es hoch anschlagen wollen, ein Werk jugendlicher Schwärmerei war, die sich, wie die Briefe, andere Dokumente und mündliche Zeugenaussagen beweisen, stets auf die Gränze, der Ehrbarkeit und der konversationellen Etikette beschränkte. Ueberhaupt erscheint der Charakter der Klägerin von allen Seiten ein sehr ehrenhafter, während auf dem der Madame Lafarge manche Flecken lasten, und jeder Unbefangene wird sogleich erkennen, daß deren Vertheidigungssystem nur ein schändliches Gewerbe von Lügen ist, um so schändlicher, als die Beklagte durch öffentliche Verunglimpfung einer sehr ehrenwerthen Dame das Verbrechen von sich abwälzen wollte. — Wundern muß es jedoch, und den bekannten Ausspruch des alten Philosophen sehr beeinträchtigen, — wie in einem so schönen Körper eine so schlechte Seele, deren Abscheulichkeit wir erst in der Anklage wegen Vergiftung ihres Mannes in ihrer vollen schrecklichen Größe sehen werden, wohnen konnte, wie eine Dame, mit solchen Vorzügen der Natur ausgestattet, mit solcher hoher geistiger Bildung, in solcher ehrenhaften gesellschaftlichen Stellung, neben dem gebildeten Geiste ein so schlechtes Herz im Busen tragen konnte. — Neuerdings beweist sich hier der alte und wahre Spruch, daß alles Wissen eitel sei ohne Gottesfurcht.

Da jedoch die gerichtliche Untersuchung sich nur auf Beweise beschränkt, um die Schuld oder Unschuld eines Angeklagten zu erhärten, so sehen wir Mad. Lafarge alsbald vor der öffentlichen Gerichtssitzung.

Am 9. Julius begannen die Debatten des Prozesses. Schon um 3 Uhr Morgens stand die Volksmenge vor den Thoren des Gefängnisses und um 8 Uhr waren alle Stühle des Gerichtssaales von elegant gekleideten Damen, welche Eintrittskarten erhalten hatten, besetzt, obschon der Beginn der Sitzung erst für 11 Uhr angekündigt war. Um 10 Uhr entstand großer Streit um die Plätze, denn mehrere Damen erschienen mit Eintrittskarten versehen, fanden aber ihre Stühle bereits besetzt von Personen, die sich eingeschlichen hatten. Der Zudrang, das Zanken und Lärmen nahm überhand, je näher die bezeichnete Stunde rückte. Fenster, Treppen, Vorplätze waren mit schau- und hörlustigen Köpfen dicht besetzt; auf den Sprossen einer Leiter, die aus der Masse herausragte, standen, sich fest aneinander klammernd, nicht weniger als zwanzig Individuen. Ein Detaschement des 58sten Linienregiments suchte vergebens einzudringen, um die Contrebandiers von ihren Sitzen zu vertreiben. Die armen Soldaten blieben inmitten der kompakten Masse stecken und wurden fast erdrückt.

Um 11 Uhr erscheint Madame Lafarge. Sie ist ganz in Trauer gekleidet. Ein langer schwarzer Schleier verhüllt theilweise ihr Gesicht, auf welches alle Augen mit gespanntester Neugierde blicken. Marie Lafarge ist sehr bleich, hat dunkelschwarze Haare, regelmäßige Gesichtszüge mit lebhaftem Blick. Sie sitzt zwischen ihren beiden Vertheidigern, meist in fast unbeweglicher Haltung.

Die anwesende Civilklägerin, Gräfin von Leautaud, sieht bleich und etwas kränklich aus; sie ist in gesegneten Umständen und stützte sich beim Eintritt auf den Arm ihres Mannes. Ihre Züge sind äußerst sanft. Ihr Vater, Marquis von Nicolai, Pair von Frankreich, und ihre Schwester, Frau von Montbreton, sitzen in ihrer Nähe. Unter den Zeugen sieht man auch die Mutter des verstorbenen Lafarge in tiefer Trauer.

Die ganze Sitzung ward ausgefüllt von den Reden der Advokaten beider Parteien. Herr Bach, Vertheidiger der Angeklagten, verlangte in deren Namen, das Gericht möge die Verhandlungen dieses Prozesses aufschieben, bis das Urtheil über die gegen Marie Lafarge vorliegende schwerere Anklage der Vergiftung gefällt worden sey. Unter andern Gründen sucht der Vertheidiger besonders hervorzuheben, daß eine etwanige Verurtheilung auf die Stimmung der Richter des Criminalprozesses Einfluß üben könnte. Auch habe man der Vertheidigung nicht Zeit gelassen, sich alle ihr nöthigen Dokumente zu verschaffen und die sämmtlichen Entlastungszeugen herbeizurufen, deren einige im Auslande sich befänden. Endlich beruft der Vertheidiger sich besonders auf einen Gesetzesartikel, welcher bestimmt, daß, wenn ein Angeklagter wegen zwei verschiedener Verbrechen zugleich vor Gericht gezogen und verurtheilt würde, die größere Strafe die

Digitized by Google

geringere aufhebe. „Wenn Madame Lafarge — sagte der Redner — wie wir nicht zweifeln, von den Assisen freigesprochen wird, so können Sie sie vor dem Civilgericht verfolgen; Ihre Rechte bleiben dieselben, wie zuvor. Wird dagegen Madame Lafarge der Vergiftung schuldig erklärt, was brauchen Sie dann noch zu klagen? Was wird dann das Wort einer zum Tode verurtheilten Frau gegen Sie vermögen? Von welchem Gewicht wären Anklagen, die der Mund einer Sterbenden stammelt? Werden Sie dann noch nöthig haben, Madame Lafarge dem Henker streitig zu machen, um sie die Verläumdungen büßen zu lassen, die sie auf Ihr Leben gestreut? Ihre Ehre wird im Blut gewaschen werden, Ihre völlige Reinigung daraus emportauchen.“ (Bei diesen grausam beredten Worten des Vertheidigers wandte Madame Lafarge sich gegen ihn mit einer fast convulsivischen Bewegung und blickte ihn starr an.) — Herr Coraly, Advokat der Civilklägerin, suchte in einer langen Rede alle Argumente seines Gegners zu widerlegen, und forderte ihn auf, die Beweise zu liefern, mit welchen Lafarge in ihrem Schreiben an die Gräfin gedroht. Beide Reden wurden häufig unterbrochen von dem steigenden Tumult des in einem sehr engen Raum zusammengepreßten Publikums. Klägliche Stimmen schrieen, man ersticke sie, drohende Rufe verlangten die Entfernung der Sessel, auf welchen die mit Karten versehenen Standespersonen Platz genommen. Mehrmals mußte die bewaffnete Macht in den Saal dringen und die Ruhestörer mit Gewalt entfernen, was aber nie ohne kräftigen Widerstand mit Zunge, Faust und Zähnen geschah.

Das Gericht fällte erst in der folgenden Sitzung vom 11 Jul. seine Entscheidung. Das Gesuch der Angeklagten um Aufschub wurde verworfen. Hierauf erklärte ihr Vertheidiger in ihrem Namen, daß sie gegen diesen Spruch appellire und gar keinen Theil mehr an den Verhandlungen nehmen wolle. Das Gericht erlaubte der Angeklagten sich zu entfernen, obwohl man sie nach den bestehenden Gesetzen zum Bleiben hätte nöthigen können, trotz ihrer eingelegten Appellation. Wie bei der vorigen Sitzung, so war auch dießmal Madame Lafarge Gegenstand der zudringlichsten Neugierde. Während bei ihrer Abfahrt vom Gefängniß die Gensdarmen die rechte Seite des Wagens vom Andrange säuberten, damit sie einsteigen könne, wurde der Kutschenschlag auf der linken Seite geöffnet und vier Individuen stiegen in den Wagen, um desto sicherer und bequemer die Unglückliche sehen zu können. Sie wehrten sich in dem Wagen, wie in einer Festung gegen die Gerichtsdiener, die sie hinauswerfen wollten. Im Vorplatze des Gerichtssaales kam es zwischen dem Publikum und der bewaffneten Macht zu einem förmlichen Treffen.

Noch erfolgten lange Zeugenverhöre, deren Aufführung zu weitläufig, in vielen Theilen auch zu uninteressant sein dürfte. Genug, sämmtliche Zeugen und die anderen gerichtlichen Beweismittel sprachen sich sehr günstig für die Gräfin, und den unschuldiger Weise in diesen Prozeß verwebten Clavet, desto ungünstiger aber über die Angeklagte selbst aus, ja selbst der Anwalt derselben, Herr Bach, bekannte zuletzt öffentlich, er sehe ein, daß er eine ungerechte Sache bisher vertheidigt habe. „Ja,“ sagte er, „ich gestehe, daß ich, seitdem ich in Paris bin, und in Folge der Erkundigungen, die ich eingezogen, die Sache in einem ganz andern Licht sehe. Aber, was soll ich thun? Ich bin nun einmal der Advokat der Lafarge; ich sehe sie alle Tage, ließ mich durch ihren Geist verlocken und kam hieher, ein System zu vertheidigen, das ich begründet glaubte. Wenn man Madame Lafarge täglich sieht, so hält es schwer, ihr zu widerstehen. Ich gestehe Ihnen daß ich ihrer ersten Erzählung, wie die Diamanten in ihren Besitz gekommen, keinen Glauben schenkte. Ich glaubte nicht an den Onkel in Toulouse, den sie nicht nennen konnte. Als endlich die Diamanten nach Paris geschickt wurden, drückte ich ihr offen meine Besorgniß aus, daß sie dort erkannt würden. Sie antwortete, daß man sie nicht erkennen werde, und daß sie die strenge Wahrheit gesagt habe. Indessen beobachtete ich sie, während sie mir diese Versicherung gab, genau und bemerkte an ihrem Kopfe das Organ des Diebsinnes sehr ausgeprägt. Ich drang aufs neue in sie. Nun ja, sagte Madame Lafarge endlich, es sind die Diamanten der Frau von Leautaud, aber sie hat mir dieselben zu einem Gebrauch übergeben, den ich nicht gestehen wollte. Darauf erzählte sie mir die Geschichte, die Sie kennen. Ich erklärte ihr, daß ich ohne ein Schreiben von ihr bei Ihnen nicht erscheinen wolle. Darauf schrieb sie den Brief mit der größten Leichtigkeit, ohne ein einzigesmal abzubrechen, auf dem Knie. Wie hätte ich sonach ihren Aussagen nicht glauben sollen? Aber ich werde zu Madame Lafarge zurückkehren; ich will sie beschwören, solcher Mittel

Digitized by Google

sich nicht zu bedienen. In jedem Falle mag sie bei dieser Sache des Diebstahls vertheidigen wer da will, ich schwöre, daß ich nicht für sie sprechen werde."

Später kam der andere Vertheidiger der Lafarge, Herr Lachaud, und drang in die Familie, ihre Klage gegen die Lafarge zurückzunehmen, um einen öffentlichen Skandel zu vermeiden. Es sey dies auch im Interesse der Familie der Gräfin. Eine Ertrinkende, sagte er, biete ihr die Hand sie zu retten. „In diesem Falle — antwortete Frau von Nicolai — sollte Madame Lafarge uns nicht eine Hand bieten, die glühendes Eisen ist. Da Sie nun einmal das Unglück haben, mit der Vertheidigung dieser Sache beauftragt zu seyn, so wäre es besser, Sie suchten andere Mittel dazu, wie zum Beispiel, daß Madame Lafarge die Manie des Diebstahls habe, einen krankhaften Reiz, der mächtiger sey als ihre Willenskraft." — „Ach, erwiederte Herr Lachaud, wenn man Madame Lafarge hört, wenn man liest, was sie schreibt, so kann man nur die Klarheit ihres Geistes bewundern. Auf diesem Wege kann man sie nicht vertheidigen!" Die Familien Nicolai und Leautaud blieben unerschütterlich in ihrem Entschluß, die Sache vor Gericht zu bringen, um die Reinheit des Rufs der Gräfin, gegen welche die Lafarge eine schändliche Verleumdung ersonnen habe, öffentlich wiederherzustellen.

Der Spruch des Gerichts in der Sitzung vom 15. Julius lautete, wie folgt: „In Betracht, daß aus allen Umständen klar und offen hervorgeht, daß Marie Capelle, Wittwe Lafarge, des ihr zugeschriebenen Diamantendiebstahls sich schuldig gemacht hat; daß das vorgebliche Depot nur auf ihrer Aussage beruht, auf keine Art von Beweis sich stützt, während im Gegentheil eine Menge Umstände und Betrachtungen gegen dasselbe sprechen, so namentlich die gesellschaftliche Stellung der Frau von Leautaud, die Erziehung, die sie erhalten, der Name, den sie führt, und die edlen Traditionen, die ihre Familie auf sie vererbte; in Betrachtung ferner, daß, wenn ein von einer so wohlgebornen, so wohlerzogenen, nicht bedürftigen Person, wie Marie Capelle war, begangener Diebstahl schon an sich ein schweres Vergehen ist, derselbe noch strafwürdiger durch das von ihr angenommene Vertheidigungssystem wird — ein System, welches in den Augen vieler leichtgläubigen und oberflächlichen Menschen den Ruf der Frau von Leautaud hätte beflecken und ihre Ruhe und ihr Glück für immer compromittiren können, wenn die Wahrheit nicht an den Tag gekommen und die Gerechtigkeit sie nicht unter ihre Aegide genommen hätte; in Betracht dieser Gründe erklärt das Gericht Marie Capelle, Wittwe Lafarge, überführt, im Junius 1839 einen der Frau von Leautaud gehörigen Diamantenschmuck betrügerisch entwendet zu haben, verurtheilt sie, dem Art. 401 des Strafgesetzbuchs zufolge, zu zweijähriger Gefängnißstrafe und zu den Gerichtskosten, und autorisirt die Civilklägerin, das Urtheil in 1000 Exemplaren drucken und anschlagen zu lassen, wo es ihr beliebig ist."

(Fortsetzung folgt.)

Miszellen.

Fürst Metternich.

Dr. W. Binder erklärt den Ursprung des Hauses Metternich so: „Unter dem sächsischen Kaiser Heinrich dem Heiligen, welcher vom Jahre 1002 bis 1024 regierte, war ein sehr braver und tapferer Hauptmann, Namens Metter, den der Kaiser seiner Tugenden wegen sehr hoch schätzte, was aber einigen bei Hofe mißfiel, die daher auf Mittel sannen, Metter zu stürzen; man schrieb somit falsche hochverrätherische Briefe und spielte selbe dem Kaiser in die Hände, der aber solche Verläumdung abwies mit den Worten: Nein, solche schwarze Unthat hat Metter nicht gethan. Zum Andenken hieran schrieben sie von nun an Metternicht, später Metternich."

„Ein Soldat aus Baltimore hielt im Innern eines Theaters Wache. Im Augenblick wo der Schauspieler in der Rolle Othello's die Desdemona tödten will, zielt der Soldat auf ihn und zerschmettert ihm den Arm. Der ganze Saal steht auf und schreit: „Mörder!" — „Ihr seyd alle feige Memmen, sagte ihnen der Soldat, indem er ganz ruhig seine Flinte wieder lud; ihr ließet diesen verdammten Neger da ungestört machen. Man wird aber nicht sagen können, daß, als ich Wache stand, eine weiße Frau von einem solchen Elenden erdrosselt wurde."

Ein Engländer hat glücklich herausgebracht, daß Erderschütterungen von dem Knarren der Erdachse herrühren. Er wird daher eine Reise nach den beiden Polen unternehmen, und die Achse mit raffinirtem Rüböl einschmieren.

Verlegt und redigirt unter Verantwortlichkeit der S. Geiger j.'schen Buchdruckerei.

Digitized by Google

№ 92. **Der Erzähler.** 14. November 1840.

Ein

Unterhaltungsblatt für Jedermann.

Fünfter Jahrgang.

Augsburg. Dieses Blatt erscheint jeden Mittwoch und Samstag, und kostet dahier vierteljährlich 15 kr., halbjährig 30 kr. und jährlich 1 fl.; auswärts ist der Preis: vierteljährlich 18 kr., halbjährig 36 kr. und jährlich 1 fl. 12 kr. Bestellungen nehmen alle Buchhandlungen und königl. Postämter, letztere mit der tarifmäßigen Portovergütung, an.

*Die Giftmischerin Lafarge.

(Fortsetzung.)

Die Vergiftung.

Wir haben oben schon die Art und Weise der ehelichen Verbindung der Lafarge'schen Gatten gesehen. — Es darf freilich nicht wundern, daß eine solche Ehe, die durch einen Ehenmäckler und nicht durch gegenseitige Uebereinstimmung der Gefühle geschlossen wurde, keine glückliche genannt werden kann. Leider aber sehen wir in neuester Zeit viele solche schließen, bei denen der spekulative Zweck, oder materielle Verhältnisse die Hauptrolle spielen. Wir haben von jenem romanhaften unmoralischen Erklärungen, die sie ihrem Gatten gemacht, gehört, wir wissen aber auch, daß die beiden Gatten sich endlich ausgesöhnt, und in dem Zeitpunkte, von welchem an unsere Erzählung fortfährt, sehen wir die beiden Gatten in dem glücklichsten Verhältniß wechselseitiger Zärtlichkeit leben. — Der Gatte Lafarge fühlte sich ganz glücklich, und stand nicht mehr an, sich von der vollkommenen Sinnesänderung seiner geliebten Marie überzeugt zu halten. Er machte sie fortan zur innigsten Vertrauten aller seiner Angelegenheiten, und theilte ihr unter andern auch eine seit längerer Zeit von ihm gemachte Erfindung hinsichtlich der Eisenfabrikation mit, von der er, wenn sie gelinge, einen unermeßlichen Gewinn zu ziehen hoffte. Marie faßte den Gedanken mit Lebhaftigkeit auf, prüfte ihn, zweifelte erst und billigte dann, und ermunterte sofort ihren Gatten aufs angelegentlichste zur Ausführung. Vor Allem rieth sie ihm, sich zuförderst nach Paris zu begeben, sowohl um dort ein Privilegium (Brevet) zu erlangen, als auch die zu Ausführung im Großen nothwendigen Kapitalien aufzunehmen. Noch ehe er abreiste, geschah es jedoch, daß sich Marie von einem plötzlichen Unwohlseyn ergriffen fühlte, und bei dieser Gelegenheit die Absicht äußerte, ihren Gatten zum alleinigen Erben ihres Vermögens einzusetzen. Lafarge aber ermangelte nicht, diese Aeußerung sogleich durch wirkliche Abfassung eines Testaments, ausschließlich zu ihren Gunsten, zu erwiedern. Dieß geschah Ende Oktobers. Bald darauf reiste Lafarge nach Paris und der Abschied war von beiden Seiten der zärtlichste. Die Scheidenden versprachen sich täglich zu schreiben, stündlich an einander zu denken; und ein schwärmerischer Briefwechsel, der sich fortan zwischen ihnen entspann und vier Wochen lang ununterbrochen fortsetzte, bezeugte auch, daß es ihnen mit diesem Versprechen Ernst gewesen war. Die Briefe Mariens waren voll der leidenschaftlichsten Sehnsucht nach dem Entfernten, voll der brennendsten Ungeduld ihn wiederzusehen, und wenn sie dabei immer wiederholt darauf drang, er möge sich nur schleunigst das Brevet zu verschaffen suchen, so schien dieses Verlangen eben in nichts Anderm als in jener ihrer Ungeduld seinen Grund zu haben. Uebrigens vertrieb sich die Einsame ihre Zeit mit Musik, Lesen und besonders mit Reiten, in welcher Kunst sie es zu einer erstaunlichen Geschicklichkeit und Kühnheit gebracht hatte. Auf den wildesten Pferden, die sie am liebsten bestieg, erklimmte sie die steilsten Felsen, jagte im Galopp die jähsten Abhänge herab, und setzte über die breitesten Gräben. Zugleich vergaß sie es nie, auf ihren Spazierritten den armen Gebirgsbewohnern Almosen zu spenden, und sich durch allerlei Nachfragen und Gefälligkeiten die Bevölkerung der ganzen Gegend dankbar und geneigt zu machen.

Da erhält Marie endlich — Mitte December — von ihrem Gatten die Nachricht, das Brevet sey ihm zugesichert und er werde es nächstens erhalten. Gleich

Digitized by Google

darauf, am 15. December, läßt sie eine Quantität Arsenik kaufen, um die Ratten zu tödten. Am 16. aber beschließt sie, ihrem Gatten zum nahen Weihnachtsfest eine Kiste mit allerlei kleinen Angedenken zu überschicken: vor allen ihr Bildniß, dann eine Uhr, Schuhe, Zuckerwerk und endlich einen kleinen, in einer besondern Schachtel verpackten Kuchen, den sie selber mit Zucker bestreut hatte. „Du sollst," schreibt sie in dem Briefe, der die Sendung begleitete, „diesen Kuchen in der morgenden Mitternachtstunde am 18. zu meinem Angedenken verzehren; ich habe einen andern ähnlichen Kuchen backen lassen, den ich morgen gleichfalls um Mitternacht zu deinem Angedenken essen will, und so wird uns in einer und derselben Minute ein und dieselbe Handlung auch in der Abwesenheit aufs innigste vereinigen." — „Aber" — fügte sie hinzu — „theile von diesem meinem seltsamen Einfall Niemanden etwas mit, als deiner Schwester. „Letztere aber befand sich in der That eben damals von Paris abwesend. Lafarge that, wie ihn seine Frau geheißen, d. h. er aß zur genannten Stunde ein Stückchen — nicht viel — des Kuchens, und brachte darnach die folgende Nacht (vom 18. auf den 19.) unter heftigen Magenbeschwerden und Erbrechungen zu. Was aber den Verdacht über den Zusammenhang dieses Anfalls mit dem Genuß des Kuchens steigert, ist der Umstand, daß Marie Capelle mit jener Sendung, und noch mehr seit der Nacht des 19. eine seltsame Besorgniß über den Gesundheitszustand ihres abwesenden Gatten verrieth. Sie erklärte, daß, wenn denselben eine Krankheit befiele, sie selbst nach Paris eilen würde, um ihn zu pflegen.

Lafarge indeß, ein rüstiger Mann, erholte sich bald von jenem Unwohlseyn, und kehrte, nachdem er sein Brevet erhalten, am 3. Januar 1840 nach Glandier zurück. Seine Frau empfing ihn mit der lebhaftesten Freude und bezeugte, als er kurz nach seiner Ankunft aufs neue krank wurde, die ängstlichste Theilnahme. Es war besonders, nachdem er eines Abends von einem gebratenen Hähnchen mit Trüffeln, zu dem ihn seine Frau einlud, gegessen hatte, daß die Erbrechungen und Eingeweideschmerzen, an denen er schon in Paris litt, sich heftiger wieder einstellten. Dazu kam ein peinliches Brennen in der Kehle, ein Stocken des Blutumlaufs, so daß das Herz nur noch sehr matt schlug, und eine erstickende Angst. Marie machte bei dieser immer wachsenden Krankheit die sorgsamste Wärterin, und suchte aus einer Art zärtlicher Eifersucht alle übrigen Freunde, selbst die Mutter des Kranken, so viel als möglich vom Bett entfernt zu halten. Auffallend aber war es, daß sie, dieser anspannenden Pflege ungeachtet, ihr seit dem 15. December angefangenes Rattenvergiftungsgeschäft auch jetzt noch ununterbrochen fortsetzte und sich deßhalb zu wiederholtenmalen Arsenik holen ließ. Einem gewissen Denis, Angestellten beim Eisenhammer, gab sie den Auftrag, solches zu kaufen unter dem Siegel der Verschwiegenheit. Uebrigens jedoch machte sie aus diesem ihrem Geschäft durchaus kein Geheimniß und erzählte ihrem Gatten selbst einmal scherzend, sie habe so viel Arsenik, daß sie eine ganze Armee Ratten damit vergiften könne.

Da geschah es eines Morgens, daß Lafarge ein Eigelb mit Zucker verlangte. Marie, die noch zu Bett lag, bot sich sogleich an, es zu machen, doch kam ihr ihre Schwägerin zuvor, und da der Kranke indessen wieder eingeschlafen war, wurde die Tasse mit dem Ei einstweilen neben sein Bett gestellt. Marie aber ließ nun die Tasse durch das Kammermädchen vor ihr Bett holen und auf ihren Nachttisch stellen. Das Kammermädchen ging hinaus, und sie glaubte sich unbeobachtet, nicht bedenkend, daß sich in demselben Zimmer noch ein junges Mädchen, Fräulein Brun, befand, die eben im Begriff war, aufzustehen. Diese sah nun, wie Marie Capelle aus einem Papier etwas Weißes in die Tasse schüttete und dasselbe dann mit dem Finger umrührte. In diesem Augenblick trat die Mutter Lafarge herein, und Marie setzte hastig die Tasse nieder. Dann, als jene wieder hinausgegangen, fuhr sie fort umzurühren. Fräulein Brun fragte jetzt, was sie denn in das Ei hineingethan habe. Sie antwortete, es sey ein wenig Orangenwasser, und gab dann, da jene die Antwort nicht befriedigend fand, keine weitere Erklärung. Das Ei ward dem Kranken gereicht, der es jedoch nicht annahm. So blieb die Tasse auf dem Kamin stehen, und Fräulein Brun bemerkte auf der Oberfläche des Gelben eine seltsame unaufgelöste kalkartige Substanz. Ein gleicher Stoff zeigte sich am Boden der Tasse, als man den Trank ausgeschüttet, und da indessen Fräulein Brun die Aufmerksamkeit darauf gelenkt, schickte man diesen Bodensatz dem Apotheker des Orts zur Untersuchung. Er erklärte ihn für Arsenikſäure, und dieselbe Erklärung ward später von verschiedenen Medicinern und Chemikern bestätigt.

Desselben Tags — es war der 11. Januar — verlangte Lafarge etwas Brodwasser mit Wein und Zucker zu trinken. Seine Frau war allein bei ihm, nur Fräulein Brun saß halbversteckt am Kamin und arbeitete. Da bemerkte diese wieder, wie Marie Capelle mit dem Glas in der Hand auf ein Kommode zuging und eine Schublade aufzog: dann aber — sie konnte die Kommode nicht sehen — hörte sie das Löffelchen des Glases berühren und dann wieder das Glas, in welchem es mehrmals umgedreht wurde. Marie Capelle reichte ihrem Manne zu trinken. „Ach, Marie," rief er beim Trinken, „was reichst du mir da! es brennt mich!" — „Kein Wunder," antwortete seine Gattin, „man läßt ihn Wein trinken, und er hat eine Entzündung." — Fräulein Brun indessen näherte sich der Kommode und bemerkte darauf einen leichten weißen Pulverstreif, der auf ein gleichfalls mit weißem Pulver gefülltes Töpfchen zulief, im Innern der Schublade. Beides, das Pulver auf der Kommode und im Töpfchen, ward später untersucht und hat sich als Arsenik erwiesen. Der Rest des Getränks, den Marie Capelle ihrem Gatten gereicht, ist gleichfalls der Untersuchung unterworfen worden, und man hat Arsenikſäure darin gefunden.

Am Abend desselben Tages bemerkte Fräulein Brun im Zimmer des Kranken ein Glas mit weißem Pulver und etwas Wasser. Sie frug Marien, was es sey, und diese antwortete, es sey Gummiwasser, das sie für sich zurecht gemacht. „Du weißt ja," fügte sie hinzu, „daß das mein Lieblingsgetränk ist." In der That hatte sie auch seit einiger Zeit die Gewohnheit angenommen, nichts als Gummiwasser zu trinken und den Gummi mit allen ihren andern Getränken zu vermischen. Sie schüttete jetzt das Glas voll Wasser, rührte es um und trank es aus. In der Nacht aber hatte sie Erbrechungen. Für Gummi erklärte sie dann auch ein Pulver, das ihre Schwiegermutter sie bei einer andern Gelegenheit in ein Glas rühren sah, das sie dem Kranken reichte.

Ja, nicht nur in das Getränk mischte sie dem Kranken Gift; sie brachte dieses auch in ein Stück Flanell, dessen man sich zu den verordneten Friktionen bediente. Die Mutter Lafarge sah aus dem Stoff etwas Weißes herausstäuben: das Stück ward später untersucht und zeigte sich mit Arsenikſäure geschwängert.

Der Kranke indessen ward stündlich schlimmer; und zugleich bei den Angehörigen der fürchterliche Verdacht gegen die Gattin stündlich gewisser. Man berief einen neuen Arzt, Dr. Lespinats, und dieser endlich stand nicht an das Wort auszusprechen: er stirbt vergiftet.

Bei diesem Worte stürzt sich die unglückliche Mutter weinend und jammernd auf den halbentseelten Körper ihres Sohnes. Aber in demselben Augenblick fährt sie, wie vor dem Anblick eines Gespenstes, zurück und schreit: „Gott, was seh' ich!" Sie erblickt Marie Capelle, die, mit bleichem Antlitz, ein paar Thränen im Auge, über dem Kissen des Sterbenden lehnt und mit gefalteten Händen in tiefe Betrachtungen verloren scheint. Man bringt die Mutter aus dem Zimmer, und Marie bleibt allein mit dem Arzt zurück. Der Kranke ruft seiner Schwester, ihm trinken zu geben, worauf Marie ihm ein Glas Wasser reicht. Lafarge trinkt, schaut sie an und ein seltsames Lächeln tritt über seine Lippen. Er richtet sich ein wenig auf und macht, gegen den Arzt gewandt, eine Gebärde, in welcher dieser den Gedanken zu lesen glaubt: sie hat mich vergiftet. Marie Capelle entfernte sich, um seit diesem Augenblick das Zimmer nicht mehr zu betreten. Am folgenden Morgen (14. Januar) um 6 Uhr war Charles Lafarge verschieden, und die Oeffnung seines Körpers bestätigte den Ausspruch des Arztes, daß er vergiftet gestorben sey.

Als sich in Folge dieses Gerüchts das Gerichtspersonal von Brives nach Glandier begab, um alle Bewohner des Hauses einem strengen Verhör zu unterwerfen, empfing die junge Wittwe diesen Besuch im Schlafzimmer auf ihrem Bette sitzend. Sie hatte einen seidenen spitzenbesetzten Negligemantel übergeworfen, unter welchem sie die reizenden halbentblößten Arme nicht ohne Koketterie sichtbar werden ließ, so wie auch ihr Kopfputz und übriger Anzug eine gewisse studirte Nachlässigkeit zu verrathen schien. Uebrigens beantwortete sie alle Fragen mit großer Ruhe und beschwor die Richter, dem Verbrechen aufs strengste nachzuforschen und gegen den entdeckten Thäter ohne Mitleiden zu verfahren.

Zwei Tage später ward sie selbst, von den Verwandten ihres Mannes des Mordes angeklagt, ins Gefängniß nach Brives abgeführt.

Der edle, der wackere Mann war gefallen, war gefallen als Opfer schändlicher Vergiftung, durch die Hand seiner Gattin, die ihm die wärmste Liebe heuchelte, und die zärtlichsten Briefe schrieb! Doch nicht genug, dieses Scheusal in Menschengestalt

Digitized by Google

erheischte noch ein Opfer: Ein junger Mann war in einem Badeorte gerade an der Tafel, als man die Geschichte der Lafarge erzählte. Plötzlich fiel er um, und wurde ohnmächtig hinaus gebracht. Als er wieder zu sich gekommen, benützte er den Augenblick, wo er allein war, und schnitt sich mit einem Rasiermesser die Kehle ab. Auf dem Tische lag ein Blatt mit den Worten: Marie Capelle ist an meinem Tode schuld. — Unzweifelhaft scheint dieser unglückliche Mann derjenige zu sein; wegen dessen jene Schändliche ihren Gatten gleich in den ersten Tagen der Vereheligung verlassen wollte.

(Schluß folgt.)

Miszellen.

Liebe und Narrheit bei sechs Nationen der civilisirten Welt.

Der Engländer liebt am Weibe — Ernst und Würde; der Russe — Geist und Schönheit; der Italiener — die Hingebung; der Spanier — verzehrende Glut; der Franzose — feines Benehmen; der Deutsche — die Häuslichkeit. — Der verliebte Engländer in der Verzweiflung trinkt — Punsch; der Russe — Branntwein; Italiener und Spanier trinken — Gift; der Franzose trinkt Champagner und der Deutsche — Rheinwein. — Der Engländer — reiset aus Liebe; der Russe — kämpft aus Liebe; Italiener und Spanier — singen aus Liebe; Franzosen — tanzen, und Deutsche — trinken und schmausen aus Liebe. Aus unglücklicher Liebe oder aus Eifersucht werden Engländer den — Spleen bekommen, und sich — erhängen oder ersäufen; Russen sich — duelliren oder prügeln; Italiener und Spanier sich — erdolchen; Franzosen sich wieder verlieben, und Deutsche — hypochondrisch werden. Engländer — achten; Russen — schmücken; Italiener und Spanier — bewachen; Franzosen — vergöttern und Deutsche — besingen die Geliebte. Der Engländer ist — philosophisch; der Russe ist — natürlich; Italiener und Spanier sind — rasend; der Franzose ist — galant, und der Deutsche ist — poetisch verliebt. — Der englische Narr ist originell und genial, der russische ist derb, der italienische ist fein, der spanische ist gravitätisch, der französische Narr ist galant und der deutsche Narr ist gelehrt. Die Hauptquelle der Narrheit des Engländers ist — Regierungseinfluß; die des Russen Natürlichkeit; die des Italieners — dolce far niente; die des Spaniers — Adelsstolz, die des Franzosen — Weltherrschaft; die des Deutschen — Ueberschwenglichkeit. Der englische Narr — philosophirt; der russische — tobt; der italienische — spielt Intriguen; der spanische macht — Donquichotterien; der französische — Windbeuteleien, und der Deutsche — Affenstreiche. Der englische Narr wird — bewundert, der russische — geprügelt, der italienische — bewacht, der spanische — gefürchtet, der französische — bemitleidet, der Deutsche — eingesperrt und freundliche Narren kommen in die Mode.

Verliebte suchen die Einsamkeit, Narren die Gesellschaft; aber dennoch sind Gesellschaften und Bälle die Tummelplätze Beider. Beider Element ist die menschliche Schwäche. Die Liebe gleicht allen Unterschied des Ranges, Vermögens und Glaubens aus, die Narrheit auch. Armuth und Mangel legen der Liebe hemmende Fesseln, der Narrheit gleichfalls.

Minnesänger und Hanswurst sind stehende Masken auf dem großen Lebens-Karneval. Minnesänger und Hanswurst sind Menschen, Anverwandte, Geschwister, und wir? — wir sind allzumal arme Erdensöhne.

Um Gotteswillen! zu Hilfe! Ein Herr Breitenfeld hat Gedichte herausgegeben, ich hab sie eingenommen; unter andern blieben mir folgende Verse in der Gurgel stecken:

„Bonaparte sank in Trümmer,
Götz von Berliching wird Staub,
Den Diplome Gold und Schimmer,
Wird der Würmer morscher Raub."

Wenn Bonaparte in Trümmer gesunken ist und wenn Götz von Berlichingen noch immer Staub wird, was wird aus diesem Gedichte werden?!

Steh still! Von einem Italiener ist ein Gedicht erschienen, welches beweist, daß die Erde steht, still steht und nicht rund ist. Das ist uns zu rund! Der Verfasser soll die Erde gehen lassen!

Auflösung der Charade in No. 90.: **Markstein.**

Verlegt und redigirt unter Verantwortlichkeit der S. Geiger j.'schen Buchdruckerei.

Digitized by Google

№ 93. **Der Erzähler.** 18. November 1840.

Ein

Unterhaltungsblatt für Jedermann.

Fünfter Jahrgang.

Augsburg. Dieses Blatt erscheint jeden Mittwoch und Samstag, und kostet dahier vierteljährlich 15 kr., halbjährig 30 kr. und jährlich 1 fl.: auswärts ist der Preis: vierteljährlich 18 kr., halbjährig 36 kr. und jährlich 1 fl. 12 kr. Bestellungen nehmen alle Buchhandlungen und königl. Postämter, letztere mit der tarifmäßigen Portovergütung, an.

*Die Giftmischerin Lafarge.

(Schluß.)

Von jetzt an sehen wir den Prozeß wegen Vergiftung ihres Mannes beginnen. — Hatte schon der erstere Prozeß wegen des Diebstahls der Diamanten großes Aufsehen erregt, so war es gegenwärtig noch mehr der Fall. Der Prozeß wurde in Tulle, im Departement der Correze geführt, wohin von allen Seiten eine außerordentliche Menge von Leuten zusammenströmte. Es ist in der That unglaublich, welche Theilnahme, welche Leidenschaft die Prozeßverhandlungen der Madame Lafarge erregten. Sie war die Heldin, — wenn auch eine traurige Heldin des Tages, und so groß ihr Verbrechen war, so verhängnißvoll eine rächende Zukunft ihr drohte, so gab es doch Leute, — und dieß ist leider keine erfreuliche Bemerkung in der Sittengeschichte unserer Zeit, die sie um ihr trauriges Schicksal, blos der famösen Berühmtheit, blos des Eklats und des allgemeinen Interesse's, das sie verursachte, wegen, — beneideten!

Der Prozeß begann am 3. Sept. — Sie behauptete während dessen Verlaufes eine ernste, würdige Standhaftigkeit, die allgemeine Bewunderung erregte, und einige verrückte Köpfe so weit begeisterte, daß sie die Verbrecherin mit Liebes- und Heurathsanträgen bestürmten.

Wiewohl sonst die Gerichtsverhandlungen in Frankreich, die bekanntlich öffentlich gepflogen werden, sehr schnell vor sich gehen, so machte doch dieser Prozeß eine Ausnahme, der durch die vorliegenden Umstände sich mehr als gewöhnlich in die Länge zog. Beinahe hatte die Angeschuldigte es vermocht, durch die Standhaftigkeit mit der sie die Anklagen von sich wies, mit der würdigen äußern Haltung, die, wenn man vom Aeussern aufs Innere schließen will, sie von aller Schuld freisprache, selbst beinahe die Richter irre zu machen; — ihre Anwälte sprachen für sie mit höchster Begeisterung, und rivalisirten miteinander um die Ehre, diese interessante Dame zu vertheidigen. Dazu kam noch der Umstand, daß die Chemiker, welche mit der Untersuchung des Leichnams des unglücklichen Lafarge beauftragt waren, selbst unter einander dissentirten. — Nachdem nämlich die Chemiker und Aerzte der Provinz, durch ihre Untersuchungen der benöthigten Organe des Leichnams dargethan hatten, daß Lafarge an Arsenikvergiftung gestorben sei, indem in jenen Organen wirklich Arsenik gefunden wurde, suchte ein zweites untersuchendes Kollegium zu beweisen, daß der in dem Körper gefundene Arsenik von den Reagentien herrühre; eine Vergiftung daher zur Zeit noch nicht vollkommen erwiesen sey. Auf diesen Ausspruch triumphirten die Freunde und unzähligen Verehrer der Angeklagten, die in ihr mehr eine Heldin, als eine Verbrecherin erblickten.

Die Prozeßverhandlungen selbst hier anzuführen, würde unsere Erzählung zu sehr in's Weite ziehen, und wir fürchten nicht ohne Grund, dadurch zu ermüden, daher wir es vorziehen, dieselben die ohnehin wenig Interessantes mehr darbieten, wegzulassen, da wir das Hauptresultat des wirklichen Vorfalls, bereits in der Erzählung der Vergiftung mitgetheilt haben. Die bisherige Stärke und Standhaftigkeit, die Lafarge in der Untersuchung gezeigt hatte, nahm bei der Fortsetzung der Unterhandlungen ab, was der Masse und Dauer physischer Ermüdung und moralischer Bewegung, — zu der vielleicht auch innere Gewissensbisse das Ihrige mochten beigetragen haben, — zuzuschreiben ist;

Digitized by Google

ihre geistige Standhaftigkeit oder Hartnäckigkeit, wich jedoch diesen Eindrücken nicht, da es ihr nicht an Muth fehlte, öfters ihrer Schwäche zu trotzen, welche Versuche sie jedoch immer mit Ohnmacht und größern körperlichen Leiden bezahlen mußte. Die Aerzte schilderten diesen Zustand, den sie eine fortwährende Beängstigung und Verzweiflung nennen, und der sich durch Nervenschmerzen äußert, als sehr bedenklich, und das Gericht mußte deßwegen öfters seine Sitzungen vertagen, oder die Beklagte als krank in den Sitzungssaal bringen lassen.

Unterdessen war der berühmte Professor Orfila, ein in der ganzen medizinischen Welt, besonders als Chemiker hoch berühmter Name, und Dekan der medizinischen Fakultät in Paris, nebst mehrern andern berühmten Professoren zur Untersuchung herbei gerufen. Diese gaben folgende Erklärung: 1) der Körper Lafarge's enthält Arsenik, 2) dieser Arsenik rührt nicht von den Reagentien, die wir angewendet haben, noch von der Erde, die den Sarg umgab, 3) der von uns ausgezogene Arsenik gehört nicht zu dem Quantum Arsenik, der sich von Natur aus im menschlichen Körper befindet, 4) es ist nicht unmöglich, unsere Erklärung mit jener der frühern Experten zu vereinigen. Dieß sind die Hauptsätze des Gutachtens. Orfila ging nun auf die nähere Rechtfertigung eines jeden derselben ein und begründete sie mit eben so viel Klarheit als Bestimmtheit.

Nachdem nun auch in dieser Hinsicht kein Zweifel mehr vorhanden war, und trotz aller Beredsamkeit der Advokaten Lafarge's die Beweise für ihre Schuld zu augenscheinlich am Tage lagen, so ging es am sechzehnten Tage, nachdem die Untersuchung vor den Assisen begonnen hatte, dem Ende der Untersuchung zu, und die Geschwornen erklärten Madame Lafarge der Vergiftung ihres Mannes schuldig, mit mildernden Umständen. Demgemäß hat sie der Assisenhof, statt zum Tode, zur lebenslänglichen Zwangsarbeit, zur Ausstellung auf dem Marktplatz in Tulle und zu den Kosten des Prozesses verurtheilt.

Gänzliche Abspannung und Krankheit hatte die Beklagte verhindert, dem Urtheilsspruche selbst anzuwohnen, und als gegen Mitternacht (19. September), der Gerichtsschreiber sich in ihr Gefängniß begab, fand er sie, wie früher der Gerichtsdiener, in einem entseelten Zustande. Es scheint nicht, daß sie die Verlesung des Urtheils vernommen habe, man glaubt sie in den letzten Zügen. Es sind nun nicht blos mehr die Nervenanfälle, die sie daniederhalten, sondern zu ihnen haben sich die bedenklichsten Symptome der Phthisis und Hypertrophie gesellt.

Ihr Advokat Poillet hat Cassation gegen das Urtheil des Assisenhofs eingelegt; von dieser obern Stelle aber fand die Verurtheilung dieses Gerichtshofs volle Bestätigung, und wir sehen das wohlverdiente, aber jämmerliche Ende, dem diese an Geist und Bildung, wie an moralischer Verderbtheit ausgezeichnete Dame entgegengeht.

Miszellen.

* **Die Verheerungen des Rhone und der Saone.**

Die Wuth keines Elementes ist schrecklicher in seinen Verheerungen als des Wassers. Das Wasser, das den Durstenden tränkt, die lechzenden Saaten erquickt, die Mühlen treibt, und unsre Schiffe trägt, wird zum verheerenden Tyrannen, wenn es seiner Bande ledig, in ungeheueren Massen herabstürzt auf sattgenäßte Fluren; Felder und Wälder verheert, die Flußbeete der Flüsse anschwellt, die Dämme durchbricht, und in seiner Wuth zerstöret die Werke der Menschen, zerstöret den Vorrath, den sie sich für den Winter gesammelt, und Menschen selbst und die Thiere in ihren Fluthen verschlingt. Auch die neueste Periode bietet wieder solche Schreckensscenen dar. — Lyon, die zweite Stadt des Königreichs Frankreich mit 240,000 Einwohnern, und seine Umgegend werden hart bedrängt von den Fluthen des Rhone und der Saonne, die bisher so friedlich und gastlich einladend jene Gefilde durchströmt. — Die Woche, in welcher die katholische Christenheit sich im Gebete erinnert ihrer lieben Verstorbenen, und ihre Gräber mit Blumen und Lichtern schmückt, war eine Schreckenswoche für die armen Bewohner Lyons. Seit acht Tagen, so schreibt ein Berichterstatter vom 3. November (1840) aus Lyon, regnet es unaufhörlich. Der Rhone und die Saone sind auf eine noch nicht erlebte Höhe gestiegen. Mehr als die Hälfte der Stadt ist überschwemmt. In vielen Straßen ist das Wasser vier bis fünf Fuß hoch. Die Ebene des Broteaur bildet einen unabsehbaren See. Der Schaden, welchen diese zwei Flüsse über uns bringen, ist unberechenbar. Die Stadt Chalons an der Saone steht ganz unter Wasser. Seit zwei Tagen fehlen viele Posten, da auch die Landstraße nach Marseille überschwemmt ist, so daß wir nichts aus

Digitized by Google

dem Süden wissen. — Am folgenden Tage (4. Nov.) legte sich zwar die Wuth des Rhone ein wenig, desto heftiger aber brach die der Saone aus. Der ganze Kai steht ohne Ausnahme unter Wasser an einigen Stellen bis in das erste Stockwerk. Die Läden auf dem Kai Antoine sind alle bis an die Gewölbe mit Wasser gefüllt. Zwei Kettenbrücken und zwei andere mit Steinpfeilern sind gestern und heute zerbrochen. Bei den günstigsten Constellationen wären acht Tage zum gänzlichen Zurücktreten des Wassers erforderlich. Durch die Mitte der Stadt hat sich in den engsten Straßen ein Strom gebildet, der mit gewaltiger Hast sich unweit der Brücke Lafayette, also eine halbe Stunde von dem eigentlichen Verbindungsorte, in den Rhone stürzt und von dem Ufer ins Wasser ein Gefäll von vier bis fünf Fuß hat. Seit vier Tagen ist kein Kourier von Paris, also kein Brief und keine Zeitung angelangt. Der Schaden ist unermeßlich. Vieh ist ersoffen, die Mahlmühlen stehen unter Wasser, die Mehlmagazine, welche an den Kaien liegen, gleichfalls. Die Leute irren ohne Obdach herum, da die Häuser noch immer in den Vorstädten einstürzen. Ueberall herrscht Schrecken, Verstörung, Niedergeschlagenheit. Fast Niemand arbeitet oder läßt arbeiten, die Elementarschulen sind alle geschlossen. Der Maire hat einen Aufruf zum Muthe, der Erzbischof einen Hirtenbrief erlassen. — Die Saone, so lautet ein Bericht vom folgenden Tage (5. Nov.) ist noch die ganze Nacht gestiegen, der Strom durch die Stadt in den Rhone ist sehr reißend und hat am Ufer jetzt einen Fall von mehr als sieben Fuß. Noch immer ist die Post von Marseille und von Paris nicht angekommen. In der Vorstadt Vaize stürzten gestern den ganzen Nachmittag Häuser ein und heute Nacht ebenso, Dörfer zwei Stunden oberhalb der Stadt und weiter hinauf sind fast ganz vernichtet. Wir haben heißen Südwind gestern und heute. Das Elend, die Noth, ist unglaublich. Aller Verkehr in den Strassen ist gesperrt, und nur mit Mühe können sich kühne Schiffer mit kleinen Boten einzelnen Gebäuden nahen. Auf einen Umkreis von 10 Lieues steht die Stadt in einem See; die Lebensmittel, welche die Bewohner in den Häusern hatten, sind verdorben, die Magazine zerstört, und so fängt es an, schon im Allgemeinen an Lebensmitteln zu mangeln. Man denke sich das Schicksal derjenigen, die gerne einen Thaler geben würden für das, was nur einen Groschen kostet, aber dennoch sehr Gefahr laufen, ob sie es um den Thaler wirklich bekommen! man denke sich aber erst das Unglück derjenigen, die keine Thaler, keine Groschen haben, die mit Mühe sich in den zahlreichen Fabriken ihr spärliches Brod verdienen, und jetzt dem äußersten Elende, der Verzweiflung, — dem Hungertode preisgegeben sind. Glücklicher noch sind die, welche sogleich in den Fluthen ihren Tod fanden, und deren es einige hundert sein sollen. — Der Himmel bewahre jede Stadt, jedes Land vor solch schrecklichem Trübsal.

Aehnliche Berichte laufen auch von andern Theilen des südlichen Frankreichs ein. Das ganze Rhonedepartement hatte die schrecklichste Verheerung erlitten. Von Mâcon war der untere Theil ganz überschwemmt und die Bevölkerung flüchtete nach dem obern Stadtquartier. Die blühenden Gegenden Niederburgunds standen weit und breit unter Wasser; die Verheerungen sind dort unermeßlich. Nicht minder schrecklich lauten die Nachrichten aus den südfranzösischen Rhonegegenden, Valence, Avignon; fast alle zwischenliegenden Städtchen sind überschwemmt und die Fluthen bringen mit jeder Stunde Leichen herab. Unter Andern sah man zwei todte Kinder auf dem Strome und hinter ihnen eine Wiege schwimmen. Das plötzliche Schmelzen der Schneemassen, welche das Juragebirg und die Vogesen bedeckten, so wie die unaufhörlichen starken Regengüsse in den letzten Tagen, hatten das Aufschwellen aller kleineren und größeren Flüsse in den von den genannten Gebirgen beherrschten Niederungen veranlaßt. Bei Chalons erreichte die Fluth eine solche Höhe, daß das Dampfboot über die waldigen Gegenden nach den benachbarten Gemeinden fahren konnte, um die in Gefahr schwebenden Bewohner aufzunehmen und Proviant nach den Orten zu bringen, die keine Kommunikation mit den übrigen Ortschaften hatten. Was einst ein alter römischer Dichter bei Beschreibung einer Wasserfluth sang: et piscis haesit in ulmo (und die Fische blieben hängen an den Gipfeln der Ulmen) traf hier buchstäblich ein. Das Dampfboot fuhr über die höchsten Pappelbäume hin, deren Wipfel sich oft noch in den Fluthen badeten und von den Rädern des Schiffes zermalmt wurden. Bis fünf Stunden über das Flußbett hinaus wagte sich das Dampfschiff und führte vom Dorf Verjur, welches acht Stunden von Chalon gelegen, 150 Einwohner über den unermeßlichen See, unter welchem

die Aecker, Wiesen, Weingärten und Wälder der blühenden burgundischen Landschaft begraben lagen, nach Chalons zurück. Herr Leroyer, Kapitän und Besitzer dieses Dampfboots, wagte sein Eigenthum und Leben, überallhin Hülfe zu bringen. Oefters war das Schiff in Gefahr auf den Gipfeln der Bäume zu scheitern. Dijon, Besançon und Verdun sind überschwemmt. Die traurigsten Berichte laufen aus den südlichen Gegenden, aus Beaucaire, Valence, Pont-Saint-Esprit, Avignon ein. Von allen Seiten sah und hörte man in diesen theilweise unter Wasser stehenden Städten die Nothsignale der benachbarten Gemeinden, die ehernen Sturmglocken um Hülfe rufen, die nicht immer gewährt werden konnte. Bei Vienne sind unter andern Tuchfabriken weggerissen worden, und es war unmöglich, die Eigenthümer, ihre Frauen und Kinder zu retten. Die ganze untere Stadt Bourg stand unter Wasser, und da die Ueberschwemmung noch immer mehr wuchs, so waren besonders die Nächte entsetzlich, denn nur mit Kähnen konnte mühsam gegen das anströmende Wasser gekämpft werden, um einige Verbindung zwischen den Häusern zu erhalten, und Menschen zu retten. Noch könnten wir diese Traueeberichte durch mehrere ähnliche vernehmen, die von allen Seiten her berichtet werden, doch wollen wir die Leser nicht mit mehreren solchen Schilderungen, die von allen Seiten her gleich, aber auch gleich traurig sind, ermüden. Das Unglück ist zur Zeit, — wo doch das Wasser, Gott sei Dank, wieder zu fallen anfängt, noch nicht zu ermessen. — Tausende haben ihre Wohnungen verlassen, und ihre Häuser und ihre Habe dem wüthenden Element preisgegeben; und das Schlimmste ist, daß man bereits fürchten muß, daß dasjenige, was die Wuth des Wassers veeschont, von Räuberbanden zerstört und geraubt worden ist. — Das Elend in dieser Gegend ist unermeßlich; die Noth um so größer als der bei weitem größere Theil der Einwohnerschaft bisher ohnehin nur kümmerlichen Unterhalt in den Fabriken fand, welche jetzt ziemlich zerstört sind, und sobald keine Aussicht vorhanden ist, sie wieder beschäftigen zu können, da dem Einsturz der Häuser auch die Zerrüttung vieler Handelsgeschäfte folgen wird. — Vom Staate aus sollen 5,000,000 Franken unter die Bedrängten vertheilt werden. ——— *Fl.*

Cromwell und der Quäker.

Ein englisches Kauffahrteischiff war unter einem ganz nichtigen Vorwande an der französischen Küste angehalten worden. Der Eigenthümer des Schiffes; ein braver Quäker, reichte deßhalb eine Beschwerdeschrift bei Cromwell und dem Staatsrathe ein. Der Protektor ließ den Mann kommen, befragt ihn nach den nähern Umständen, und als er die Gerechtigkeit seiner Sache hinlänglich erkannt zu haben glaubt, so feagt er ihn, ob er wohl Lust hätte, eine Reise nach Paris zu machen, um einen Brief dorthin zu bringen. Der Kaufmann zeigte sich sogleich bereit dazu, und Cromwell übergab ihm eine Depesche an Mazarin mit der Ordre, nur drei Tage in Paris zu bleiben, um auf Antwort zu warten. „Und zwar," setzte Cromwell hinzu, „ist die einzige Antwort, welche ich verlange, vollkommene Entschädigung für Euer Schiff und Eure Ladung. Sagt dem Kardinal, daß, wenn Euch dieselbe nicht innerhalb drei Tagen ausgezahlt ist, Ihr Ordre habt, sogleich zu mir zurückzukehren." Der Quäker reiste nach Paris, that genau, wie Cromwell ihm anbefohlen, jedoch ohne günstigen Erfolg. Sobald er sich wieder beim Protektor einstellte, trat ihm dieser sogleich mit der Frage entgegen: „Nun, Freund, habt Ihr Euer Geld?" Auf des Quäkers verneinende Antwort hieß ihn Cromwell nur ganz ruhig seyn, und versprach ihm, für das Uebrige zu sorgen. Ohne irgend eine diplomatische Mittheilung, selbst ohne einmal den in London residirenden französischen Gesandten in Kenntniß zu setzen, läßt Ceomwell zwei Kriegsschiffe ausrüsten, und schickt dieselben in den Kanal mit der Ordre, die ihnen begegnenden französischen Kauffahrteischiffe aufzubringen. Die gemachten Prisen ließ der Protektor sogleich verkaufen, ersetzte dem Quäker den Werth seines Schiffes und seiner Ladung, und stellte, da von dem Erlös für die verkauften Prisen eine Summe übrig geblieben war, dieselbe mit der Mittheilung über das Vorgefallene dem französischen Gesandten zu.

———

In einem Erbauungsbuche, gedruckt in der Hälfte des verflossenen Jahrhunderts, befindet sich auch ein Gebet mit der Ueberschrift: „Bitte, so ein Schieferdecker während des Fallens von einem Dache zu sprechen hat." Das Gebet nimmt drei enggedruckte Seiten ein.

Verlegt und redigirt unter Verantwortlichkeit der G. Geiger j.'schen Buchdruckerei.

Digitized by Google

№ 94. **Der Erzähler.** 21. November 1840.

Ein

Unterhaltungsblatt für Jedermann.

Fünfter Jahrgang.

Augsburg. Dieses Blatt erscheint jeden Mittwoch und Samstag, und kostet dahier vierteljährlich 15 kr., halbjährig 30 kr. und jährlich 1 fl.; auswärts ist der Preis: vierteljährlich 18 kr., halbjährig 36 kr. und jährlich 1 fl. 12 kr. Bestellungen nehmen alle Buchhandlungen und königl. Postämter, letztere mit der tarifmäßigen Portovergütung, an.

Die Liberalen.

Eine Scene aus dem Volksdrama unserer Zeit.

Franzose und Deutscher.
(In einem Kaffeehause am Rhein.)

Franzose.

Herr Bruder, nicht so traurig, angestoßen!
Der guten Sache Sieg im deutschen Land!
Baut nur auf uns! wir reichen euch die Hand
Mit Muth und Treu' im Kleinen wie im Großen;
Weht nur erst Frankreichs Fahne hoch am Rhein,
Dann glaubt, Herr Bruder wird's viel

Deutscher.

— schlechter seyn.

Franzose.

Was sprecht ihr da? Gedenkt der Julytage!
Sie flochten euch zuerst den Freiheitskranz.
Durch Frankreich nur stieg eures Glückes Wage;
Auf uns nur ruht des Ruhmes höchster Glanz.
Nach Deutschland treibt uns für die gute Sache,
Herr Bruder, nichts, als nur allein

Deutscher.

— die Rache.

Franzose.

Seyd ihr gescheut? — Das große Volk der Franken
Will Rettung bringen euch von eurer Qual,
Und wie? ihr nennt euch selber liberal,
Und könnt im heiligsten Vertrauen wanken?
Die Freiheit, so die große Nation
Nach Deutschland trägt, heißt

Deutscher.

— Kontribution.

Franzose.

Wie lächerlich! heißt: Licht, Vernunft und Wahrheit;
Parole d'honneur! berichtet seyd ihr schlecht,
Euch blendet noch vergangner Zeiten Narrheit,
Mit Frankreichs Fahne kämpfte stets das Recht;
Denn, ha! es hält, soll mich der Teufel holen!
Dem Deutschen Wort und Treue wie

Deutscher.

— dem Polen.

Franzose.

Eh bien, ich seh's, ihr hegt ein schlecht Vertrauen.
Doch sagt, auf wen wollt ihr in jetziger Zeit,
In dieses Meinungskampfes wildem Streit,
Auf wen den Sieg für eure Freiheit bauen?
Nichts kann aus eurer langen Geisteshaft
Befreien euch, nichts als die

Deutscher.

— eigne Kraft.

Franzose.

Ein stolzes Wort. Doch möchte ich drauf schwören,
So denkt die Masse nicht im deutschen Land.
Sie wird, wie einst, auf Frankreichs Stimme hören;
Und stehen wir nur erst am Rheines Strand,
So stimmt sie uns auch zu mit gleicher Liebe.
Und wir empfah'n wie früher

Deutscher.

— deutsche Hiebe.

Franzose.

Das nenn' ich grob, Herr Bruder! Doch auf Ehre!
So fühlt und urtheilt heute, wie mir scheint,
Kein Liberaler, der es ehrlich meint;
Ihr predigt wahrlich eine schlechte Lehre.
Wer heut zu Tage also sprechen kann,
Der ist, erlaubt es mir, ein

Deutscher.

— deutscher Mann.

Und wahrlich, hörts, ihr Herrn von Süd und Norden;
Auch bei den Deutschen ist es Tag geworden.
Nicht Russe, noch Franzose fern und nah
Soll ungestraft sein Vaterland betreten.

Digitized by Google

Gerüstet steht in Gauen und in Städten,
Mit neuer Kraft die alte Löwin da.
Europa heb', wenn zürnt Teutonia.

Ein Bekenntniß,

aufgefunden in einem Gefängniß aus der Zeit Karls des Zweiten.

Ich bekleidete eine Lieutenantsstelle in der Armee Seiner Majestät und diente auswärts in den Feldzügen von 1677 und 1678. Nachdem der Traktat von Nymwegen geschlossen worden, kehrte ich heim, verließ den Dienst, und zog mich auf ein kleines, wenige Meilen östlich von London gelegenes Gut zurück, welches durch meine Frau an mich gekommen war.

Diese Nacht ist die letzte, die ich noch zu leben habe, und ich will nun die nackte Wahrheit ohne Verstellung niederschreiben. Ich war nie ein braver Mann; seit meiner Kindheit war ich vielmehr von heimtückischem, mißtrauischem Charakter. Ich spreche von mir selbst, als wäre ich schon aus der Welt gegangen; denn während ich diese Zeilen schreibe, wird mein Grab gegraben, und mein Name eingetragen in das schwarze Buch des Todes.

Bald nach meiner Rückkehr nach England wurde mein Bruder von einer tödtlichen Krankheit ergriffen. Dies machte mir wenig oder keinen Schmerz, denn seit unserem Mannesalter hatten wir fast gar nicht mit einander verkehrt. Er war offenherzig und edelmüthig, hübscher als ich, gebildeter, und allgemein beliebt. Diejenigen, die in der Heimath oder Fremde meine Bekanntschaft suchten, weil sie seine Freunde waren, blieben mir selten lange anhänglich, und sagten gewöhnlich beim ersten Gespräche mit mir: sie wären erstaunt, zwei Brüder zu finden, die in Manieren und Aussehen einander so ungleich wären. Ich brachte sie gewöhnlich selbst auf diese Bemerkung, denn ich wußte, welche Vergleichungen sie zwischen uns anstellen mußten, und da der Neid an meinem Herzen nagte, suchte ich ihn von mir selbst zu rechtfertigen.

Wir hatten zwei Schwestern geheirathet. Dies sollte, wie Manchem scheinen wird, ein Band mehr seyn, uns zu einigen, aber es entfremdete uns noch mehr. Sein Weib kannte mich nur zu gut. Nie kämpfte ich in ihrer Gegenwart mit irgend einer heimlichen Eifersucht oder Bosheit, ohne daß sie es eben so gut wie ich wußte. Nie schlug ich bei solchen Fällen das Auge auf, ohne das ihrige auf mich gerichtet zu sehen; nie schlug ich das Auge zur Erde nieder, oder sah anderswohin, ohne zu merken, daß sie mich unablässig beobachtete. Es war mir eine unaussprechliche Erleichterung, wenn es zum Zank zwischen uns kam, und noch leichter wurde mir, als ich in der Fremde die Nachricht von ihrem Tode erhielt. Jetzt scheint es mir, als habe damals eine seltsame, schreckliche Vorahnung dessen, was seitdem geschehen, uns vorgeschwebt. Ich fürchtete sie, und sie verfolgte mich; ihr starrer und ernster Blick trifft mich jetzt wieder, gleich der Erinnerung an einen finstern Traum, und macht mein Blut gerinnen.

Sie starb, kurz nachdem sie ein Kind — einen Knaben — geboren. Als mein Bruder sah, daß er keine Hoffnung mehr zur Genesung hatte, rief er mein Weib an sein Bett, und vertraute diese Waise, ein Kind von vier Jahren, ihrem Schutz und ihrer Obhut an. Er vermachte ihm sein ganzes Vermögen, und bestimmte im Testament, daß, falls das Kind stürbe, sein Vermögen meiner Frau zufallen solle, als die einzige Erkenntlichkeit, die er für ihre Sorgfalt und Liebe ihr beweisen konnte. Er wechselte noch einige brüderliche Worte mit mir, beklagte unsere lange Entzweiung, und fiel mit Erschöpfung in einen Schlummer, aus dem er nie mehr erwachte. — Wir hatten keine Kinder, und da die Schwestern einander sehr zugethan gewesen und mein Weib an diesem Knaben fast Mutterstelle vertreten hatte, so liebte sie ihn wie ihren eignen Sohn. Das Kind hing an ihr mit glühender Liebe; doch war er an Geist und Gesicht das vollkommene Ebenbild seiner Mutter, und hatte nie Vertrauen zu mir. —

Ich kann kaum die Zeit bestimmen, in der ich dies zuerst empfand, aber bald fing ich an, unruhig zu werden, wenn das Kind zugegen war. Nie fuhr ich aus meinen finstern Gedanken auf, ohne zu bemerken, daß es mich ansah: nicht mit blos kindischer Verwunderung, sondern mit etwas von der Absicht und Gesinnung, die ich so oft an seiner Mutter bemerkt hatte. Es war keine Einbildung meiner gereizten Phantasie, hervorgerufen durch die genaue Aehnlichkeit in seinen Zügen und dem Ausdruck seines Gesichts. Ich konnte es nie durch meinen Blick dahin bringen, das Auge vor mir niederzuschlagen. Es fürchtete mich, und schien trotz dem mich doch, wie aus Instinkt, zu verachten. Und wenn es selbst vor meinem Blick sich zurückzog — wie es oft that, wenn wir allein waren, um der

Digitized by Google

Thüre näher zu seyn — so hielt es doch dabei seine leuchtenden Augen auf mich gerichtet.

Vielleicht verberge ich die Wahrheit vor mir selbst, doch ich glaube nicht, daß ich damals daran dachte, ihm ein Leid anzuthun. Ich dachte vielleicht, wie ersprießlich es für uns wäre, ihn zu beerben, ich wünschte vielleicht, ihn todt zu sehen; doch, glaube ich, hatte ich noch keinen Gedanken, ihm nach dem Leben zu streben. Auch kam mir der Gedanken, ihm nach dem Leben zu streben, nicht auf einmal, sondern mit sehr langsamen Schritten. Anfangs in dunklen, fernen Gestalten, wie Menschen an ein Erdbeben oder das jüngste Gericht etwa denken — dann trat er mir näher und immer näher, und verlor etwas von dem Grausenhaften, Unwahrscheinlichen, das er für mich hatte — dann wurde er zu einem Theil, ja fast zur ganzen Summe meiner täglichen Grübeleien, dann wurde er zu einer bloßen Finanz- und Sicherheitsfrage; nicht, ob ich die That thun oder lassen sollte.

Während dies in mir vorging, konnte ich es nie ertragen, daß der Knabe sah, wie ich ihn anstarrte, und doch war ich wie von einem Zauber befangen, so daß ich es zu einer Art von Geschäft machte, seinen schwachen, gebrechlichen Leib zu betrachten, und zu denken, wie leicht die Sache gethan wäre. Zuweilen stahl ich mich die Treppe hinauf, und belauerte ihn in seinem Schlummer; aber gewöhnlich hielt ich mich im Garten neben dem Fenster der Stube, in der er seine kleinen Aufgaben lernte, und während er da auf einem niedrigen Sesselchen neben meiner Frau saß, pflegte ich, von einem Baume versteckt, stundenlang ihn anzustarren; auffahrend, wie ein elender Verbrecher, der ich war, bei jedem Rauschen eines Blattes, und doch wieder zurückschleichend, um hinzustarren, und wieder aufzufahren.

Dicht neben unserm Landhäuschen, aber gar nicht zu sehen, und, wenn ein Wind sich regte, auch nicht zu hören, war eine tiefe Wasserfläche. Ich verbrachte ganze Tage damit, ein rohes Modell von einem Boot mit meinem Taschenmesser zu schnitzen; endlich war es fertig, und ich ließ es dem Kleinen in den Weg fallen. Dann entfernte ich mich schnell auf einen verborgenen Platz, an dem er vorbeikommen mußte, wenn er sich allein hinwegstahl, um dies kleine Spielzeug schwimmen zu lassen, und da lauerte ich, ob er käme. Er kam weder diesen, noch den nächsten Tag, obgleich ich von Mittag bis zum Einbrechen der Nacht wartete. Ich war sicher, daß er mir in's Netz gegangen, denn ich hatte ihn von seinem Spielzeug plaudern gehört und wußte, daß er in seiner kindischen Freude es bei Nacht neben sich im Bett liegen hatte. Ich wurde nicht müde und ließ nicht nach, sondern wartete geduldig, und am dritten Tage kam er an mir vorbei, lustig fortrennend; sein seidenes Haar flog im Winde und er sang — sey mir Gott gnädig! — er sang eine lustige Ballade, während er kaum noch die Worte lispeln konnte.

Ich stahl mich hinter ihm her, unter einigen Sträuchen, die an dem Platze wachsen, fortkriechend, und nur alle Teufel der Hölle mögen wissen, mit welchem Schrecken ich, ein starker, ausgewachsener Mann, den Fußtritten dieses Kindleins nachschlich, während es sich dem Rande des Wassers näherte. Ich war dicht hinter ihm, ließ mich auf ein Knie nieder, und erhob die Hand, um ihn hineinzustoßen, als er meinen Schatten im Wasser sah und sich umwandte.

Der Geist seiner Mutter blickte aus seinen Augen. Die Sonne trat plötzlich hinter einem Gewölk hervor: sie strahlte aus dem leuchtenden Himmel, der glitzernden Erde; dem klaren Wasser, und den funkelnden Regentropfen auf den Blättern. Alles hatte Augen. Das ganze, große Lichtuniversum war zugegen, den begangenen Mord zu sehen. Ich weiß nicht, was er sagte: er stammte aus kühnem und männlichem Geblüt ab, und ein Kind, wie er war, schmeichelte und kroch er doch nicht vor mir. Ich hörte ihn schreien: er wolle versuchen, mich zu lieben — nicht, daß er mich liebte — und dann sah ich ihn zurück nach Hause zu laufen. Was ich zunächst sah, war mein eigenes, entblößtes Schwert in meiner Hand, und er, steif und todt mir zu Füßen liegend — hie und da mit Blut bespritzt, aber sonst ganz so, wie ich ihn schlafend gesehen hatte — sogar in derselben Stellung, mit der Wange auf seinem Händchen liegend.

Ich nahm ihn in meine Arme und legte ihn — sehr sanft, nun da er todt war — in ein Dickicht. Mein Weib war an jenem Tage nicht zu Hause, und sollte erst am folgenden wiederkommen. Das Fenster unserer Schlafkammer, der einzigen auf dieser Seite des Hauses, war nur einige Fuß hoch vom Boden, und so beschloß ich, in der Nacht aus diesem Fenster zu steigen, und — ihn im Garten zu begraben. Ich hatte keine Ahnung, daß mein

Digitized By Google

Plan verfehlt war, ich dachte nicht daran, daß man das Wasser durchsuchen und nichts finden würde, da ich selbst die Vermuthung unterstützen mußte, das Kind sey verloren gegangen oder gestohlen worden. Alle meine Gedanken wurden von der einen, Alles verschlingenden Nothwendigkeit, meine That zu verheimlichen, in einen Knäuel verflochten.

(Schluß folgt.)

Russische Anekdote.

Im Jahre 1807, nach der Schlacht von Friedland, stand die Arrieregarde der russischen Armee in der Nähe von Tilsit. Eine Abtheilung derselben bestand aus Baschkiren. Sie trugen Bogen und Pfeile auf dem Rücken und große Pelzmützen auf dem Kopfe, hatten unförmliche, weite Kaftans (eine Art Röcke) an, ritten auf kleinen schlechten Pferden und haben im Allgemeinen keinen großen Nutzen gebracht. Die Franzosen gaben ihnen den Spottnamen „Les amours du Nord.“ Nach einem kleinen Scharmützel, welches in der oben benannten Gegend vorfiel, wurde einst ein französischer Oberster zum Gefangenen gemacht. Um sein Unglück voll zu machen, hatte ihn die Natur mit einer außerordentlich großen Nase begabt. Der Zufall wollte, daß dieses edle Glied von einem Baschkiren-Pfeil durchbohrt wurde, und zwar so, daß er bis zur Hälfte in der Nase stak und von beiden Seiten derselben hervorragte. Pfeil und Nase bildeten die Form eines Kreuzes. Man nahm den Gefangenen vom Pferde, um ihn von dieser lästigen Verzierung zu befreien, und setzte ihn auf die Erde, worauf denn sogleich eine Menge Neugierige, darunter Baschkiren, sich einfanden und den Leidenden umringten. Der Arzt schickte sich eben an, den Pfeil dicht an der Nase zur Hälfte zu durchbohren, und alsdann ihn nach beiden Seiten herauszuziehen, ohne dem Kranken wehe zu thun, geschweige denn, den erhabensten Theil desselben zu verunstalten, als einer von den Baschkiren die Hand des Aeskulaps ergriff und in verdrießlichem Tone ausrief: „Nein, Batschka (Papachen), nein, ich werde nicht erlauben, daß man mir meinen schönen, geraden, schlanken, flinken Pfeil verdirbt. Beleidige mich nicht, Batschka, beleidige mich nicht . . . es ist mein Pfeil, ich werde ihn selbst herausnehmen, er muß für seine guten Dienste belohnt werden . . .“ und seine kleinen Augen funkelten, wie die einer wilden Katze. — „Was lügst Du denn da vor,“ antwortete der Arzt, „wie wirst Du es denn anstellen?“ — „Ja, Batschka, ich nehme den Pfeil an einem Ende fest und reiße ihn mit Einem Mal heraus, so wird er ganz gewiß hell und gut bleiben. Wahrhaftig der Pfeil wird ganz bleiben.“ — „Aber die Nase??“ — „Die Nase?“ und er rieb sich den Hinterkopf mit der Hand, dem Patienten immer näher tretend. „Die Nase? . . .“ Die Aufgabe war zu schwer für den Pferdefleisch-Gastronomen. „Hol' der Teufel die Nase!“ Man kann sich das Gelächter der Umstehenden vorstellen. Ohne das Russische zu verstehen, errieth doch der Oberst das Thema der Debatten und flehte uns an, den wilden Sohn Asiens wegtreiben zu lassen, was denn auch sogleich geschah. So geschah es denn, daß eine französische lange Nase über den Pfeil eines Baschkiren den glänzendsten Triumph erhielt.

Der Fischer.

Drei Fischer beschäftigten sich am Ufer der Seine, dem Hause eines Herrn M* gegenüber, mit Fischen. Sie schienen ganz zu ihrem Geschäfte geschaffen; um 10 Uhr Vormittags am Ufer angekommen, saßen sie mit der bewundernswerthen Geduld eines Anglers noch um 5 Uhr Nachmittags da, unbeweglich, den Arm ausgestreckt. Herrn M* schien ihr Anblick sehr zu ergötzen. Mehrere Stunden bereits sah er ihnen durch's Fenster zu, endlich ging er sogar zu ihnen hinab. „Nun, meine Herren, wie geht's mit dem Angeln?“ — „Nicht schlecht,“ erwiederte der Eine, „nicht schlecht; jetzt eben schnappt einer an.“ — „Ich sehe nichts,“ erwiedert Herr M*. — „Glauben Sie nur. Zweifeln Sie an meiner Geschicklichkeit? Sie ahnen gar nicht, was für einen Fisch ich jetzt eben gefangen habe,“ sagte der Fischer. — „Einen Weißfisch?“ — „Nein.“ — „Einen Gründling?“ — „Nein.“ — „Also was?“ — „Sie selbst, mein Herr: Sie schulden dem Herrn M* so und so viel, und ich bin ein Gerichtsdiener, und habe einen Verhaftbefehl gegen Sie. Wollen Sie die Güte haben, mir nach Versailles zu folgen?“ — Herr M*, der bisher allen Nachstellungen der Gerichtsdiener zu entgehen gewußt hatte, sah sich gefangen, und folgte dem gewandten Fischer.

Verlegt und redigirt unter Verantwortlichkeit der G. Geiger j.'schen Buchdruckerei.

Digitized by Google

№ 95. **Der Erzähler.** 25. November 1840.

Ein

Unterhaltungsblatt für Jedermann.

Fünfter Jahrgang.

Augsburg. Dieses Blatt erscheint jeden Mittwoch und Samstag, und kostet dahier vierteljährlich 15 kr., halbjährig 30 kr. und jährlich 1 fl.; auswärts ist der Preis: vierteljährlich 18 kr., halbjährig 36 kr. und jährlich 1 fl. 12 kr. Bestellungen nehmen alle Buchhandlungen und königl. Postämter, letztere mit der tarifmäßigen Portovergütung, an.

Ein Bekenntniß,

aufgefunden in einem Gefängniß aus der Zeit Karls des Zweiten.

(Schluß.)

Wie mir zu Muthe war, als sie kamen und mir sagten, das Kind werde vermißt, als ich Boten nach allen Richtungen aussandte, als ich bei der Zurückkunft eines jeden zitterte und nach Luft schnappte, kann keine Zunge beschreiben, keine Menschenseele fassen. Selbige Nacht begrub ich ihn. Wie ich die Zweige auseinander bog, und in das dunkle Gebüsche lugte, da leuchtete ein Glühwurm wie der sichtbare Geist Gottes über dem ermordeten Kinde. Als ich ihn in das Grab legte, und hinab sah, glühte der Wurm noch auf seiner Brust: ein Feuerauge, welches zum Himmel sah und zu den Sternen flehte, die mich bei meinem Thun beobachteten.

Ich mußte noch mit meiner Frau zusammenkommen, die Neuigkeit ihr mittheilen, und Hoffnung machen, daß man das Kind bald finden werde. Alles dies that ich — und, wie ich glaube, mit einem Anschein völliger Aufrichtigkeit, denn man hatte keinen Verdacht auf mich. Nachdem dies geschehen, setzte ich mich an das Fenster der Schlafkammer, und bewachte von da den ganzen Tag hindurch den Ort, wo das furchtbare Geheimniß lag.

Es lag in einem Fleck Erde, die aufgegraben worden war, um neu mit Rasen belegt zu werden; diesen Fleck hatte ich gewählt, weil da die Spuren von meinem Spaten nicht so leicht die Aufmerksamkeit auf sich ziehen konnten. Die Leute, welche den Rasen legten, müssen mich für toll gehalten haben. Ich rief ihnen beständig zu, ihre Arbeit zu beschleunigen, rannte hinaus, und arbeitete mit ihnen, stampfte den Rasen mit meinen Füßen nieder, und trieb sie mit rasendem Eifer zur Eile an. Sie hatten ihre Arbeit noch vor Nacht beendigt, und nun glaubte ich mich verhältnißmäßig sicher.

Ich schlief, nicht wie Menschen schlafen, die erfrischt und heiter wieder erwachen, sondern in höchster Erregung und hatte bald wüste, finstere Träume: daß ich niedergehetzt wurde, bald Visionen von dem Rasenplatz, aus dem jetzt eine Hand, dann ein Fuß und endlich sogar der Kopf sich hervordrängte. Bei diesem Punkt wachte ich jedesmal auf und schlich zum Fenster, um mich zu versichern, daß das nicht wirklich so war. Hierauf kroch ich wieder zu Bette, und so verbrachte ich die Nacht in Anfällen von plötzlichen Schrecken, gegen zwanzig Mal aufstehend und mich wieder niederlegend, und dieselben Träume wieder und wieder träumend — was viel schlimmer war, als wachend zu liegen, denn jeder einzelne Traum enthielt die Leiden einer ganzen Nacht. Einmal träumte ich, das Kind lebe noch und ich hätte nie versucht, es zu tödten. Das Erwachen aus diesem Traum war mir von allen Qualen die schrecklichste.

Den folgenden Tag saß ich wieder am Fenster und wandte kein Auge von dem Platze, der, obgleich mit Gras bedeckt — in Gestalt, Umfang, Tiefe, mit den gezackten Seitenwänden, mit Allem — so deutlich vor mir stand, als wäre er offen vor dem Licht des Tages gewesen. Wenn ein Diener darüber ging, glaubte ich, er müsse einsinken, war er fort, so sah ich nach, ob seine Füße nicht die Ecken abgetreten hätten. Wenn sich ein Vogel darauf niederließ, war ich in Angst, daß er nicht durch einen furchtbaren Zufall ein Werkzeug der Entdeckung werde; wenn ein Lüftchen darüber wehte, so flüsterte es mir zu: Mord! Es war kein Ton, kein Ding so gewöhnlich,

Digitized by Google

nichtssagend, oder bedeutungslos, das für mich nicht schreckensvoll gewesen wäre. Und in diesem unaufhörlichen Wachen verbrachte ich drei Tage.

Am vierten Tage kam Jemand, der mit mir auswärts gedient hatte, begleitet von einem Kameraden, auch einem Offizier, den ich aber nie gesehen hatte, zum Thore herein. Ich fühlte, daß ich es nicht über mich gewinnen könnte, den Platz aus den Augen zu lassen. Es war Sommer-Abend, und ich hieß meine Leute, einen Tisch und eine Flasche Wein in den Garten bringen. Dann setzte ich mich mit meinem Sessel über das Grab, und da ich nun sicher war, daß Niemand darauf ohne mein Wissen herumstören konnte, versuchte ich ruhig zu werden und zu trinken.

Sie hofften, sagten sie, meine Frau befinde sich wohl — sie sey nicht gezwungen das Zimmer zu hüten — und sie hätten sie nicht etwa verscheucht. Was konnte ich thun, als mit zitternder Stimme die Geschichte mit dem Kinde erzählen? Der Offizier, den ich nicht kannte, hatte einen niedergeschlagenen Blick, und hielt die Augen fortwährend auf den Boden geheftet, während ich sprach. Eben das erschreckte mich. Ich konnte mich nicht von dem Gedanken losmachen, er sähe da etwas, das ihn die Wahrheit ahnen lasse. Ich fragte ihn hastig, ob er glaube, daß — und hier stockte ich. „Daß das Kind ermordet worden ist?“ sagte er, mich sanft anblickend. „O nein! Was könnte ein Mann gewinnen durch den Mord an einem armen Kinde?“ Ich hätte ihm sagen können, was ein Mann durch eine solche That gewinnen konnte, Niemand wußte dies besser, aber ich hielt meinen Mund, und schauerte, als hätte ich das Fieber.

Da sie meine Aufregung falsch deuteten bemühten sie sich, mich mit der Hoffnung zu trösten, daß man das Kind gewiß auffinden werde — ein prächtiger Trost für mich — als wir ein dumpfes, tiefes Geheul vernahmen, und gleich darauf zwei große Hunde über die Mauer in den Garten sprangen, wo sie das frühere Gebell wiederholten.

„Schweißhunde!“ riefen meine Gäste.

Das brauchte man mir nicht erst zu sagen! Ich hatte in meinem ganzen Leben keinen Hund der Art gesehen, doch wußte ich, daß es Schweißhunde waren, und weswegen sie daher kamen. Ich faßte krampfhaft die Seitenlehnen meines Stuhls, ohne mich zu regen, oder ein Wort zu sprechen.

„Sie sind von echter Race,“ sagte der Mann, den ich noch aus der Fremde kannte; „sie wurden vermuthlich zur Uebung herausgelassen, und sind ihrem Wärter entsprungen.“

Beide, er und sein Freund, wandten sich um und sahen den Hunden zu, die mit der Nase rastlos am Boden umherspürten, hin und her, auf, nieder, quer und rund im Kreise sprangen, wie toll umherrennend, und dabei unserer gar nicht achteten, sondern immer wieder das Haupt erhoben, und das frühere Geheul anstimmten, dann wieder die Schnauze an den Boden haltend, und ernstlich da und dort umherspürend. Jetzt fingen sie an, die Erde noch eifriger als früher zu beschnuffeln, und obgleich noch immer rastlos, sprangen sie doch nicht mehr in so weiten Kreisen umher, sondern hielten sich nah an einen Fleck, und immer kleiner ward die Entfernung zwischen mir und ihnen.

Zuletzt kamen sie hart an den großen Stuhl, auf dem ich saß, und ihr furchtbares Geheul noch einmal erhebend, suchten sie die hölzernen Zwischenleisten an den Füßen meines Stuhls wegzureißen, weil sie dadurch von dem Rasengrund dahinter getrennt waren. Ich merkte an den Gesichtern meiner zwei Gäste, wie ich aussah.

„Sie wittern Beute!“ sagten sie Beide zugleich.

„Sie wittern keine Beute!“ schrie ich.

„Um das Himmelswillen,“ sagte der Eine, den ich kannte, sehr ernst, „stehen Sie auf, oder Sie werden in Stücke gerissen!“

„Laßt mir Glied für Glied vom Leibe reißen, ich verlasse diesen Platz nicht!“ schrie ich. „Sind die Hunde dazu da, Menschen zu schmachvollem Tode zu hetzen? Haut sie nieder, haut sie in Stücke!“

„Dahinter steckt irgend ein böses Geheimniß!“ sagte der unbekannte Offizier, den Degen ziehend: „Im Namen des Königs Karl helft mir diesen Mann verhaften!“

Sie faßten mich Beide, und führten mich mit Gewalt fort, obgleich ich wie ein Wahnsinniger um mich schlug und biß und schnappte. Nach einigem Sträuben zwangen sie mich, ruhig zwischen ihnen zu gehen, und da, mein Gott! da sah ich die wildgereizten Hunde die Erde aufwühlen, und sie leicht, wie Wasser, in die Luft aufwerfen.

Was brauche ich noch mehr zu sagen? Daß ich auf meine Knie fiel, und mit klappernden Zähnen die Wahrheit bekannte, und um Gnade bat. Daß ich seitdem die That einmal geleugnet habe, und sie jetzt wieder eingestehe. Das ich verhört, schuldig

befunden, und verurtheilt wurde. Daß ich nicht den Muth habe, mir den Tod vorher selbst zu geben, oder männlich ihm entgegenzugehen. Daß ich kein Mitleid, keinen Trost, keine Hoffnung, keinen Freund habe. Daß meine Frau zu ihrem Glück für eine Zeit irrsinnig ward, und weder mein, noch ihr Elend erkennen kann. Daß ich allein bin in diesem steinernen Kerker mit meinem bösen Geist, und daß ich morgen sterbe!

*Tony.

Eine französische Gerichtsscene.

Eine der rührendsten Scenen aus dem gerichtlichen Leben möchte wohl unstreitig die folgende seyn, die vor Kurzem an einem französischen Tribunale vorfiel. Der Lehrer der Schule einer kleinen Stadt hätte nämlich einen der begütertsten Bürger des Orts verklagt, der Nichtzahlung des Schulgeldes wegen. Allgemein wunderte man sich über den Vorfall, denn keiner wußte sich denselben zu erklären, und so drängte denn alles, was nur irgend konnte, an dem Morgen, wo das Verhör stattfinden sollte, zu dem großen Saale des Stadthauses sich hin. Der Richter wandte sich, nach Verlesung der Klage, zu dem reichen Eigenthümer, und fragte, selbst erstaunt: „Aber wie kommen Sie denn dazu, dem Herrn Lehrer das Schulgeld zu weigern?“ Ruhig antwortete der Gefragte: „Weil mein Sohn den Preis nicht erhalten hat.“

Lehrer: Das wäre mir denn doch ein schöner Grund zum Nichtzahlenwollen. Wenn ich von all' den Eltern, deren Söhne keine Preise bekommen, auch kein Schulgeld bekäme, da wollt' ich doch wahrlich lieber Hundjunge seyn. (Gelächter.)

Der Bürger: Oho, das wißt ihr Herren Schulmeister schon zu machen. Die schönen Preise gebt ihr klüglich nur den Söhnen von tüchtig gesalbten Leutchen, die euch dafür wieder salben und Champagneeflaschen und Geflügel in Masse nach eurem Hause wandern lassen, wenn ein Namenstag bei euch zu feiern ist. (Gelächter.) Meinem Jungen aber, dem wollt ihr was, weil er euch nur ein paar Tauben geschenkt. (Neues Gelächter.)

Lehrer: Wäre das wahr, dann müßten die reichen jungen Herren auch auf den Universitäten die bedeutendsten lumina seyn, aber —

Richter zum Angeklagten: Ich sehe wohl ein, mein Freund, daß das wohlthuende Gefühl, einen gelehrten Sohn zu haben, Ihr väterliches Herz in etwas zu weit geführt, und ich kann das doch nichtsdestoweniger nur ehrenwerth nennen. Aber am Ende kann ja doch nicht jeder den Preis haben, und somit kann das auch keine Ursache für Sie seyn, kein Schulgeld zahlen zu wollen.

Bürger: Ja, ganz recht, und ich würde dann auch zufrieden seyn, aber mein Sohn hat den Preis ja doch verdient. Er hatte eine herrliche Composition gemacht, sage ich Ihnen, ganz ohne den allerkleinsten Schnitzer, und hat dennoch nicht einmal ein Accessit erhalten. Mit dem Unterlehrer habe ich, ich selbst, seine Arbeit durchgesehen, und sie ist gut, sehr gut, sage ich Ihnen.

Lehrer: Ich versichere Ihnen, mein Herr, daß es mir leid thut, Ihren Herrn Sohn des Preises nicht würdig zu finden, aber ich versichere Sie zu gleicher Zeit, daß an seiner Arbeit kein gutes Wort ist. Ist es ihnen recht, ich habe den Aufsatz bei mir, dann lese ich ihn dem Tribunal vor, und man wird gewiß meine Unpartheilichkeit anerkennen.

Bürger: Ganz gut. Ich habe auch eine Copie in der Tasche von der Composition, und die Herren mögen dann nur richten.

Richter: Aber, meine Herren, was war denn das Thema.

Bürger: Die Beschreibung des Schiffbruches der „Medusa.“

Lehrer: Hier eine Probe. Die Mannschaft war zusammengepreßt, wie eingemachte Häringe .... sie hatte kein Kreutzerbrötchen mehr .... der größte Theil hatte schon die Ueberröcke verzehrt, andere sich mit ihren Hosen genährt .....

Bürger (nach der Copie suchend): Nichts da, nichts, nichts davon!

Lehrer (fortfahrend): Nachdem sie also ihre Siebensachen verschlungen hatten, bemerkten sie erst, daß sie ganz nackt waren .... da wurde ihr Hunger fürchterlich arg. Hier saß ein Mann, der an seinen Fußsohlen nagte, dort ein Schiffsjunge, der in die Schulter eines Wamses biß, als wär's die fetteste Hammelskeule. Da erschien die Rettung natürlich der ganzen Schiffsbesatzung fein und lockend, wie ein Sechspfundbrot. (Allgemeines Gelächter.)

Bürger (der seine Copie unterdessen gefunden): Nichts da! Alles nichts! schändliches Zeug! Hier, hier ist die wahre, leibliche Copie. Der Richter nimmt das Papier und ließ den Aufsatz dem Lehrer halblaut vor.

Lehrer: Das ist allerdings die Handschrift Ihres Sohnes, aber die Arbeit des Schülers, der den Preis erhielt.

Bürger: Nicht wahr! nicht wahr.

Lehrer (mit Würde): Herr! Lügen ist meine Gewohnheit nicht, und ich sage es noch einmal, das ist die Arbeit Ihres Sohnes nicht. Hier ist ein Irrthum im Spiele. Wo ist Ihr Sohn?

Bürger: Hier steht er.

In diesem Augenblicke tritt ein fünfzehnjähriger Knabe, der sich bisher versteckt gehalten, weinend an die Schranken vor.

Bürger, zu seinem Sohn: Tony, ist die gute Arbeit von Dir?

Tony (weinend): Ja, Papa. (Bewegung.)

Lehrer: Tony, ist die schlechte Arbeit hier von Dir?

Tony (weinend); Ja, Herr Lehrer. (Allgemeines Gelächter.)

Richter: Weine nicht, mein Sohn, und sag' mir nur offen, hast Du die gute oder schlechte Arbeit gemacht?

Tony (schluchzend): Alle beide.

Richter: Dann erkläre mir einmal, wie denn das zusammenhängt?

Tony: Da bin ich aber zu bang, denn Papa wird mit mir zanken.

Bürger: Nein, Tonychen, nein, ich sage Dir kein Wort. Und du weist, ich halte mein Versprechen.

Tony: Ja, ich hatte erst die Arbeit gemacht, die den Preis erhielt, und die hatte ich dem Papa gezeigt, ehe ich sie eingab, und Papa sagte, sie wäre gut, und als ich nun in die Klasse kam, da trat der Victor, der Vetter von dem Bäcker gegen unserm Hause über, zu mir, und weinte, weil er seine Arbeit nicht machen hatte können, und sagte zu mir, ich geb' dir, was du willst, denn mein Oheim ist reich — und — da hab' ich ihm die Arbeit gegeben.

Richter: Und was hat er Dir denn gegeben?

Tony: Jeden Tag ein zweipfündig Brot. (Gelächter.)

Richter: Was hast Du denn damit gethan? Bekommst Du denn nicht satt zu Hause?

Tony: Ja, aber das war nicht für mich, das wäre für eine andere . . . . Papa ist von Mama geschieden, und sie hat nur 500 Franken von ihm, ich wollte ihr damit helfen, und ihr wenigstens das Brot frei halten, und darum hab' ich dem Victor die Arbeit gegeben — aber, ich will es ja nicht mehr thun. Papa, verzeih' mir auch ja, Papa. (Er weint.)

Bürger, auf Tony stürzend, und ihn küssend: „Nein, nein, Tonychen! Herr Richter, ich bezahle das Schulgeld, eher zehn Mal wie ein Mal, und wenn mein Tony auch nicht den Preis hatte."

Richter (bewegt): Sie haben Recht, mein Herr; aber Ihr Sohn hat kein Schulgeld mehr nöthig, und auch keinen Preis. Ein so edles Herz kann dessen entbehren.

Ein todtes Kapital.

Das Geld hat für viele Menschen eine wunderbare Anziehungskraft. Namentlich sollen die italienischen Großen bedeutende Vorräthe davon machen. Ein merkwürdiges Beispiel mag folgendes seyn: Vor sehr kurzer Zeit wurde eine hochbejahrte Dame, Gräfin Brusca in Mailand, welche ein prächtiges Palais bewohnt, bestohlen, und zwar wurde ihr die Summe von 370,000 Livres in Gold entwandt. Bei der Untersuchung ergab sich, daß die Diebe nur deßhalb mit dieser Summe sich begnügt hatten, weil sie nicht mehr hatten fortbringen können; denn in derselben Kiste, aus der das Geld genommen war, befanden sich circa anderthalb Millionen in Gold, eine zweite Kiste in einem andern Zimmer enthielt ungefähr eine gleiche Summe, eine dritte und vielleicht noch mehrere wurden gar nicht geöffnet. Sämmtliche Kisten hatte die Dame seit sechs Jahren stets verschlossen gehalten!

Ruhm und Gold für ein kleines Gedicht.

Der Ruhm des englischen Dichters Campbell beruht hauptsächlich auf seinen „Freuden der Hoffnung," das nur 329 Zeilen oder 3200 Sylben hat, wie Jemand berechnete. Dieses Gedicht brachte ihm einen großen Ruhm, viel Geld und einen Jahrgehalt von 2000 Thalern ein. Diesen Gehalt hat er 37 Jahre bezogen, so daß er bis jetzt 74.000 Thaler, von dem Buchhändler etwa 15,000 Thaler, — in Summa 89,000 für sein Gedicht bezog, das sonach wahrscheinlich das am theuersten bezahlte ist, das jemals geschrieben wurde.

Verlegt und redigirt unter Verantwortlichkeit der W. Geiger'schen Buchdruckerei.

Digitized by Google

№ 96. **Der Erzähler.** 28. November 1840.

Ein

Unterhaltungsblatt für Jedermann.

Fünfter Jahrgang.

Augsburg. Dieses Blatt erscheint jeden Mittwoch und Samstag, und kostet dahier vierteljährlich 15 kr., halbjährig 30 kr. und jährlich 1 fl.; auswärts ist der Preis: vierteljährlich 18 kr., halbjährig 36 kr. und jährlich 1 fl. 12 kr. Bestellungen nehmen alle Buchhandlungen und königl. Postämter, letztere mit der tarifmäßigen Portovergütung, an.

* Die beiden Mergy.

(Nach einem längern Roman erzählt von *Fl.*)

Einleitung.*)

Lange fürchterliche Bürgerkriege, die gräßlichsten die man sich denken kann, da ihr Grund in Religionsfanatismus und Parteien-Haß lag, hatten die schönen Gauen Frankreichs verheert, als der schwache Karl IX. die Regierung betrat. —

Wir wollen unser Auge weg wenden von jenen Gräuelscenen, und überhaupt die dortigen religiösen Differenzen so viel als möglich umgehen; — wir wollen nur das Leben und interessante Schicksal der beiden Brüder, Bernhard und Georg von Mergy, das in jene unglückliche Periode fällt, verfolgen, und werden jene unseligen Spaltungen und Anfeindungen nur da berühren, wo es zum Verfolge der Geschichte ganz unumgänglich nothwendig ist.

Georg der ältere, und Bernhard der jüngere von Mergy, waren aus einem alt-adelichen edlen Geschlechte der Provinz entsprossen; beide reich an ritterlichen Tugenden, an Edelsinn, Tapferkeit und Muth, hatten im Charakter vieles miteinander gemein, während andererseits die sehr verschiedene Lebensweise der beiden lange von einander entfernt lebenden Brüder, einen bedeutenden Unterschied in ihren religiösen Richtungen hervor gebracht hatte.

Georg war schon ziemlich frühe zum Hof-Leben gekommen, während Bernhard länger im Hause der Seinigen verweilte, und dadurch mit der Hof-Etikette, wie mit ihren Freuden und Leiden, mit ihren Intriguen und edlen Bestrebungen, die aber täglich seltener wurden, wenig bekannt wurde. Georg hatte die Lehre Calvins, dem seine ganze Familie mit Leib und Seele zugethan war, am Hofe verlassen, und war da zur römischen Kirche übergetreten, was eine gewaltige Spaltung zwischen ihm und seinen Verwandten herbeiführte, und ihn besonders dem Vaterherzen gänzlich entfremdete.

Wir hielten diese Einleitung für nothwendig, um den Leser sogleich in die Geschichte selbst einführen zu können, und um andererseits nicht mißverstanden zu werden wegen der Wahl eines Gegenstandes aus jener traurigen Epoche, die für keine der beiden sich anfeindenden Konfessionen rühmliche Denkmäler aufbewahrt, während freilich parteiische Geschichtschreiber, ein jeder die Sache seiner Partei, im Glanze darzustellen, oder doch wenigstens die Fehler zu bemänteln sich bemüht.

*) Da vielleicht manche Leser längere Erzählungen, die in vielen Fortsetzungen und nur in Zwischenräumen mitgetheilt werden können, nicht sehr lieben, es auch in der That störend ist, wenn eine engverwebte Erzählung öfters, besonders mitten im Sinne abgebrochen wird, so hat der Verfasser gegenwärtige Erzählung in zwölf kleinere Unterabtheilungen, deren jede für sich ein kleines Ganzes bildet, und daher die Fortsetzungen, den Zusammenhange, durchaus nicht beeinträchtigen, gebracht, und hofft somit jenes unangenehme Abbrechen bedeutend vermieden zu haben.

Der Verfasser.

I.

Mergy's Zug nach Paris und dessen Abenteuer auf dem Wege.

Bernhard von Mergy, ein junger edler Ritter, mit eben so warmen und empfänglichen Gemüthe, als tapferem Muthe, rein und unbekannt mit der Etikette des Hofes, den Sitten der Hauptstadt und der jungen Herren Hofchevaliers, die namentlich dortmals nicht sehr empfehlenswerth waren, zog nach dem Wunsche seines greisen und würdigen

Digitized by Google

Vaters, eines Mannes, der vom Adel geehrt und von seinen Unterthanen geliebt war; — nach Paris, um dort bei dem tapfern und Schlachten-berühmten, wie durch seinen ausgezeichneten Charakter bekannten Admiral Gaspard von Coligny in Militärdienste zu treten, und diesen edlen Feldherrn sich als Muster nehmend, unter den Fahnen Karl des IX. auf dem Felde der Ehre sich Lorbern zu sammeln.

Unser junger Ritter, der noch nicht weit die väterlichen Gauen verlassen, hatte schon auf der Hinreise nach Paris manches kleine Abentheuer zu bestehen. Solche waren in dieser Zeit leicht zu treffen, ohne daß man sie suchte, da besonders auf dem platten Lande, obwohl der Friede zwischen den Calvinisten und Katholiken geschlossen war, (und von Seite des Hofes auch Ersteren vollkommener Schutz, und die Ausübung ihrer Rechte zugesichert war), die hie und da heimziehenden Heeresabtheilungen sich manche Exzesse erlaubten.

So kam der junge Mergy, ein eifriger Calvinist wie sein Vater, auf seiner Reise in ein Wirthshaus, wo mehrere seiner Glaubensbrüder, ein Hauptmann, ein alter tapferer Haudegen, aber eben so ein gewandter Plünderer, dann der Trompeter, und eine halbe Schwadron der damals so berühmten Reitres (verpfuschtes französisches Wort aus dem Deutschen „Reiter") eben nicht zum besten hausten. Der Wirth schnitt ein saures Gesicht, als er diese Leute, von denen er wenig oder gar keine Bezahlung zu erwarten hatte, so im Vollauf bewirthen mußte; — er mußte, und hatte dabei noch seinen Unwillen zu unterdrücken, denn Weigerung hätte hier auch nichts genützt.

Als der Hauptmann den jungen Ankömmling als einen seiner Partei erkannte, wurde die Gesellschaft immer lebhafter, und der junge Mergy that nicht ungern Bescheid, wenn ihm der alte Schnurkatt einen Humpen zubrachte. Der Wein machte unsern Reisenden zutraulich, und besonders gut unterhielt er sich mit zwei schwarzbraunen Zigeunermädchen, die dem Zuge gefolgt waren, und hier nicht wenig zur Erheiterung der Gesellschaft beitrugen. Beinahe hätte er sich in eine derselben, die auch gegen seine Zärtlichkeit nicht spröde war, verliebt.

Nachdem alles genug im Wein sich gelabt, und die tapfern Reitres sich auch tapfer bezecht hatten, ging man zur Ruhe. — Vorher hatte sich Mergy noch von der schwarzäugigen Zigeunerin wahrsagen lassen; sie prophezeite ihm die räthselhaften Worte: „Glück oder Unglück; blaue Augen thun wohl und weh. Das Schlimmste ist, du wirst dein eigen Blut vergießen."

Alles war zu Bette, wenn man die schnell improvisirten aus Stroh bereiteten Lager der Reitres auch Betten nennen kann.

Als am andern Morgen Mergy erwachte, fand er seine Kleider im Zimmer umhergestreut, und seinen Mantelsack offen auf dem Boden, und als er näher nachsuchte, fand er zu seinem Schrecken, daß seine Börse statt zwanzig, nur mehr zwei Goldstücke enthalte. Mittlerweile kam auch der gestern ganz demüthige Wirth, und forderte heute brutal Bezahlung, nicht nur für seine Zeche, sondern auch die der ganzen Truppe, die gestern in seinem Keller so übel gehaust, bereits aber, ohne den Wirth befriedigt zu haben, sich entfernt, und den jungen Ritter an Zahlungsstatt zurück gelassen hatte. Mergy war durch diese Zumuthung nicht wenig befremdet. Der Wirth aber wurde immer zudringlicher, Mergy war allein, sein Geld, da er um neunzehntel bestohlen worden war, (welches Diebstahls der Wirth hämisch die nette Zigeunerin, mit der sich Mergy so traulich unterhalten, zieh,) — reichte schwerlich hin zur Zahlung der ganzen Zeche, wozu er sich auch nicht verpflichtet fühlte. Mergy versuchte zu kapitulieren, doch der Wirth ging auf keine Vorschläge ein, und forderte immer ungestümmer Bezahlung für 200 Flaschen des besten Weins, und wer weiß, was noch alles. Da wurde auch Mergy ungeduldig, und versuchte durch Drohungen und Gewalt den immer zudringlicheren Wirth zu christlicher Zeche zu bestimmen. Doch dieser war auf solche Gewaltmaßregeln schon gefaßt, und hatte im Hintergrunde an der Treppe sein ganzes Hauskontingent bewaffnet mit Spießen und Hellebarden, und einen Nachbar mit geladener Flinte aufgestellt. Nun war es für Mergy nicht mehr so spaßhaft; wäre er auch mit den Spieß- und Hellebarden-Trägern bald fertig geworden, so war doch die geladene Flinte mit der brennenden Lunte eine gefährliche Sache. Nun galts. Mergy hatte den Kriegsplan gleich entworfen; — „besser angreifen als den Angriff erwarten," dachte er, und schnell hatte er den Wirth die Stiege hinab expedirt, und dadurch den Feind, der solches nicht erwartete, in Unordnung gebracht. Die Spieß- und Lanzenträger hatte er schnell zurück geschlagen, und drang nun muthig, selbst die Pistole vorhaltend, auf den Mann mit der Flinte ein. Auch

Digitized by Google

dieser war bald entwaffnet, und der Feind räumte das Feld, froh, gegen einen solchen Eisenfresser, den sie in dem jungen Manne nicht erwartet hatten, so wohlfeilen Kaufes weggekommen zu seyn, denn keiner hatte eine Wunde erhalten, außer der Wirth, der eine blutige Nase bekam.

Nun war's an diesem zu kapituliren, wozu der Sieger nicht abgeneigt war, denn er wünschte selbst sehr aus diesem fatalen Hause zu kommen. — Der Wirth nahm mit einem Goldstücke verlieb. Doch als er aufbrechen wollte, war auch sein Pferd, ein ganz herrliches Thier, weg; — die Reitres hatten es sammt dem prächtigen Sattel und Zaum mitgenommen, und ihm eine ganz elende Mähre zurück gelassen. — Was war zu machen? Die Reiter waren fort, hatten einen Vorsprung von mehreren Stunden, er wußte nicht einmal genau den Weg, den sie gezogen, und auch in den glücklichsten Umständen wäre es nicht möglich gewesen, sie mit dieser elenden Mähre einzuholen. — Er ergab sich daher in sein Schicksal, und trabte mit dem elenden Pferde, und beinahe leerer Tasche, Paris zu.

(Fortsetzung folgt.)

Miszellen.

Ein Zug aus dem Leben Napoleons.

Am Abend vor der Schlacht bei Austerlitz besuchte der Kaiser, begleitet von einem Marschalle die Vorposten und näherte sich einer Gruppe alter Grenadiere, in der ein Soldat mit einem grauen Schnauzbart einem seiner Kameraden einen Brief dictirte — Der Kaiser kommt, rief einer der Soldaten. — Was kümmert's mich, sprach der alte Brummbart, er hat nie etwas dagegen, wenn man am Vorabend einer Schlacht an seine Mutter schreibt; denn er weiß recht gut, daß nicht Jeder mit seinem bischen Leben davon kommt. Nicht wahr, Sire, sagte er zum Kaiser, Sie sind nicht böse, daß ich ein Paar Worte an meine Mutter schreibe... — Dictire Deinen Brief. — Nun schreibe, Rekrut, und mache ja recht recht viel Ausrufungszeichen, denn das wirkt wie eine Bombe. Schreibe: „Mama" und drei Ausrufungszeichen, „Mama, morgen schlagen wir uns, das wird ein heißer Tag werden . . ." zwölf Ausrufungszeichen. „Der kleine Corporal ist in eigener Person zugegeben mit seinem grauen Rock, der so viel Schlachten gewonnen hat. Wir werden ihm Ruhm bringen und er, er wird uns in den Tagsbefehl setzen, da ich entschlossen bin, mit Hilfe meines neuen Freundes Françeis, der mehr Patronen zerrissen, als ich Radieschen geschluckt, den Feinden eine Fahne zu nehmen. Falls mich aber eine Kugel erwischt, so lasse ich die 36 Francs, die ich noch in der Tasche habe, meinem Kameraden, dem ich diesen Brief dictirte, damit er auf meine, auf eure Gesundheit trinke und auf die unseres kleinen Corporals, Napoleons des Großen, Kaisers der Franzosen, Protecters des Rheinbundes, Mediateurs der Schweizer Eidgenossenschaft u. s. w." Und nun drei Linien Ausrufungszeichen. — Du hast noch etwas vergessen, sprach der Kaiser. Schreibe: „P. S. Der Brief hat gestern nicht abgehen können, denn Keiner von den Soldaten der großen Armee hat seinen Posten verlassen wollen. Ich kann Ihnen, liebe Mutter, jetzt die Nachricht geben, daß die Schlacht geliefert und der Feind geschlagen, daß die 36 Francs, die ich im Säckel hatte, eine Kugel abgehalten, und daß der Kaiser meinem Kameraden, der tapfer zugeschlagen, die Offizierschleife der Ehrenlegion auf die Brust geheftet; der Kaiser wußte wohl, daß mein Freund sie verdient hatte; was mich betrifft, Mama" und drei Ausrufungszeichen, „so hat es der Kaiser für gut befunden, mich zum Corporal zu ernennen. Ihr Sie liebender Sohn, Martin." Und nun drei Linien Ausrufungszeichen! — Sire, wir rechnen auf ihr Wort, sagte Martin. — Und ich, Kinder, auf das Eurige, erwiderte der Kaiser und ritt von dannen. — Der Posten rief: Es lebe der Kaiser! — Am andern Morgen wurde die Schlacht geliefert. Und Alles traf so ein, wie Napoleon es vorausgesagt.

Aufbau der Häuser vermittelst Dampf.

Herr Jobard von Brüssel, bekannt durch seine industriellen Kenntnisse, erzählt aus einer neuerlich nach England gemachten Reise Folgendes: „Nahe am Hafen von Liverpool erhebt sich gegenwärtig ein ungeheures Gebäude aus Quadersteinen. Es ist zum Zollhaus bestimmt. Da ich keine Arbeiter sah, fragte ich, weßhalb man nicht arbeite, man erwiederte mir aber, daß allerdings gearbeitet werde und alle Arbeiter anwesend seien; einer stand oben auf der Mauer, ein anderer unten an einem Krahn und der dritte hielt den Hahn einer Dampfmaschine, und diese drei Leute thaten so viel als 300 Maurer, die Backsteine legten. Steine von 4000 Pfund Gewicht wurden in die zweite Etage hinaufgeschoben an die

Digitized by Google

Mauer, wo der Arbeiter sich befand; dieser empfing, manipulirte sie ohne Anstrengung, und auf ein gegebenes Zeichen wurden sie an ihren gehörigen Platz hingesetzt. Man baute in der That vermittelst des Dampfes. Man hatte damit angefangen, den Bauplatz mit einer Eisenbahn von einer einzigen Schiene zu umgeben, und auf derselben einen ungeheuren Krahn von 200 Fuß Höhe aufgestellt, dieser Krahn überragt das Gebäude, und ungeheure in großer Entfernung befestigte Taue halten ihn aufrecht. Er hat dreierlei Bewegungen, nach rechts und links, gerade vorwärts und aufwärts. Nichts läßt sich mit der Genauigkeit und der Folgsamkeit dieser vom Dampf getriebenen Maschine vergleichen, die nach dem Commando die schwersten Lasten hebt und senkt bis auf eine Linie Unterschied. Die ersten Vorbereitungen, um mit Dampf zu bauen, sind etwas kostspielig, aber im Ganzen beträgt der Vortheil am Taglohn 50 Percent."

Eine Eiche, die fünfzehn Fuß im Umkreise hat, gilt in Europa immer schon mit Recht für einen Riesenbaum. Aber sie ist doch nur ein Zwerg im Vergleiche zu den ungeheuern Bäumen, welche man auf der Norfolkinsel in der Südsee oder im nordwestlichen Amerika am Columbiastrome findet. Bei Astoria fanden Naturforscher (Roß, Core und Greenhow) eine Fichte, die 46 Fuß im Umfange maß: der erste Zweig befand sich 153 Fuß über der Erde; die ganze Höhe betrug etwa 300 Fuß. Eine andere Fichte am Umqua hält 57 Fuß im Umfange; und die niedrigsten Zweige beginnen in 216 Fuß Höhe. Bäume von 200 Fuß Höhe sind keine Seltenheit.

---

* Kindes-Liebe.

Mit Brauden hoch sich thürmet
Des Sees dunkle Fluth
Der um die Insel stürmet
Der Windsbraut starke Wuth.

Und dort in einer Hütte
Liegt eine Mutter krank,
Gepflegt von Tochtergute,
Gehegt durch Kindesdank.

Sie ruft im Todesringen
Nach Christi Fleisch und Blut,
Doch all ihr Fleh'n und Dringen
Gab nicht den Nachbarn Muth.

Denn um die Insel hauset
Der Windsbraut wilde Wuth,
Denn schauerlich erbrauset
Des Sees tiefe Fluth.

Die Kranke stöhnet tiefer,
Die treue Tochter klagt,
Und fleht die kühnsten Schiffer,
Doch keiner je sich wagt.

Da springt mit edlem Trotze
Die Tochter in den Kahn,
Vertraut sich Gottes Schutze,
Und wagt die Todtenbahn.

Erfaßt, mit Gottvertrauen,
Das schwache Ruder gut,
Trotzt kühn des Sturmes Grauen,
Lacht Hohn der hohen Fluth.

Auf schwanket, auf und nieder,
Das schwache Schiffelein,
Tanzt durch die Wellenglieder
Den schauerlichen Reih'n.

Tief gähnt der Schlund der Wogen,
Das Schifflein sinkt hinab,
Gezogen wurd', gezogen
Das Mädchen in das Grab.

Gar langsam war entschwunden
Die schreckensvolle Nacht,
Und bei des Morgens Stunden
Die Mutter neu erwacht.

Sie rufet nach dem Kinde,
Das in den Wogen ruht,
Doch bringen's nicht die Winde,
Nicht bringet es die Fluth.

Sie geht am grünen Strande
Mit Weinen auf und ab,
Kauft nieder sich im Sande,
Schaut in der Tochter Grab.

Da sitzt sie mit Gewimmer
Wenn hold der Tag erwacht,
Da klaget sie noch immer
Wenn dumpfig naht die Nacht.

Da klagt beim Mondenglanze
Sie an dem stillen Strand,
Und heult beim Nixentanze,
Das Haupt in hohler Hand.

Ruft immer nach dem Kinde,
Das in den Tiefen ruht,
Doch bringen's nicht die Winde,
Nicht bringet es die Fluth.

Chlodwig.

---

* Charade.

Drei Silben hat's; es gibt im weiten Reich der Zahlen,
Ein Wort, das ihm genau entspricht; —
Die erste Silbe kündet deutlich ein Gerath
Das manch' Gewerbe braucht,
Das, jedem wohl bekannt, sich aller Orten findet,
Und Körper gleicher Art zu scheiden trefflich taugt. —
Das Pärchen hinten nennt gar schmucke Körpertheilchen,
Und drollig, klingt es nicht, als wurden sie gezählt?!

Verlegt und redigirt unter Verantwortlichkeit der G. Geiger j.'schen Buchdruckerei.

Digitized by Google

№ 97. **Der Erzähler.** 2. December 1840

Ein

Unterhaltungsblatt für Jedermann.

Fünfter Jahrgang.

Augsburg. Dieses Blatt erscheint jeden Mittwoch und Samstag, und kostet dahier vierteljährlich 15 kr., halbjährig 30 kr. und jährlich 1 fl.; auswärts ist der Preis: vierteljährlich 18 kr., halbjährig 36 kr. und jährlich 1 fl. 12 kr. Bestellungen nehmen alle Buchhandlungen und königl. Postämter, letztere mit der tarifmäßigen Portovergütung, an.

Die beiden Mergy.

(Fortsetzung.)

II.

Das zufällige Zusammentreffen der Brüder.

Mergy kam Abends in Paris an. Er hatte Empfehlungen an Freunde seines Vaters, durch die er baldigen Zutritt bei Admiral von Coligny, dem größten Feldherrn seiner Zeit, zu finden hoffte. — Auch hatte er in Paris einen Bruder, Georg, den er aber durchaus nicht besuchen wollte, denn Georg hatte, wie wir aus der Einleitung wissen, den väterlichen Glauben gewechselt, worüber sein Vater, ein warmer Calvinist nicht wenig aufgebracht war, und den Abtrünnigen, wie er ihn nannte, ganz aus seinem Herzen verbannte. Dieser Haß des Vaters war theilweise auch auf Bernhard übergegangen; doch konnte er die Liebe zu seinem Bruder, obwohl er dessen Uebertritt sehr mißbilligte, nicht ganz unterdrücken. — Georg, als Kapitän des Königs hätte seinem Bruder in Vielem behilflich seyn können, doch war Bernhard fest entschlossen, ihn durchaus nicht aufzusuchen.

Der Zufall jedoch führte die brüderlichen Herzen bald zusammen. — Mergy hatte gerade im Sinn, den Weg zu einem reichen Goldschmiede einzuschlagen, der seinem Vater schuldete, um von ihm mit Geld sich zu versehen. Auf dem Wege dorthin begegnete er einer Schaar junger Leute, die in neuesten Geschmacke, in reichsten Stoffen gekleidet waren, und deren jeder einen Bedienten, in strotzender Livree der seines Herrn Säbel und Dolch trug, hinter sich hergehen hatte. Nach dieser Pracht schienen jene ihm junge Adeliche, und Herren vom Hofe zu seyn, wiewohl er sie nach dem muthwilligen Treiben, das sie auf offener Straße pflegten, nicht dafür gehalten hätte. Er hielt ein wenig inne und musterte bescheiden die Truppe, von der nur Einer durch sein ernstes bedächtiges Aussehen von den übrigen sich unterschied. — Da hörte er plötzlich den Namen „Mergy" zu jenem bedächtig schreitendem Edelmanne sprechen. Bernhard suchte, und faßte den also Angeredeten scharf in's Auge; dieser wandte zufällig den Blick, und zugleich erkennen sich gegenseitig die Brüder. Durch dieses zufällige Zusammentreffen war mit einem Male die Abneigung gegen den Bruder verschwunden; Kapitän Georg stürzte in Mergy's Arme, und es fand die zärtlichste Umarmungs- und Erkennungs-Scene der beiden Brüder, die nun einander sieben Jahre sich nicht mehr gesehen hatten, statt. Die Freunde des Kapitäns nahmen innigen Antheil an dieser frohen Ueberraschung, und ganz im Einklang mit ihrer Lebensweise, die in nichts anderm bestand, als in Schwelgereien, Spielen, Liebesabentheuern und Duellen, wurde der neue Ankömmling, trotz eigener und seines Bruders Widerrede, genöthigt, mit diesen, die Genüsse des Lebens in steter Fülle schlürfenden Herren sich in ein Gasthaus zu begeben, wo stets solch' heitere Gesellschaft beisammen war.

Auf dem Wege dorthin begegnete ihnen eine Dame von wohlproportionirtem Wuchs, die auf ihrem weißen Maulthier einherritt, geleitet von einem Knappen, hinterher zwei Lakaien; ihre Kleider waren nach der neuesten Mode, ganz steif vor lauter Stickereien. Soviel man abnehmen konnte, mußte sie hübsch seyn; bekanntlich gingen die Damen damals nicht anders aus als maskirt. Ihre Maske war von schwarzem Sammet; das Wenige, was durch die Augenöffnungen hindurchschien, zeigte oder verrieth vielmehr die blendende Weiße der Haut und das Dunkelblau der Augen.

Digitized by Google

Als sie an den jungen Leuten vorbeikam, ließ sie das Maulthier langsamer schreiten und schien sogar Mergy, dessen Gesicht ihr unbekannt war, einige Aufmerksamkeit zu schenken. Auf ihrem Wege kehrten alle Federbüsche der Hüte die Erde, und sie neigte das Haupt voll Anstand, für die zahlreichen Verbeugungen zu danken, welche ihr zu beiden Seiten die Reihe der Bewunderer darbrachte. Sie entfernte sich; ein sanfter Luftzug hob den Rand ihres langen Atlasgewandes, und hervor schien oder blitzte ein kleiner Schuh von weißem Sammet.

„Wer ist die Dame, vor welcher Jedermann sich verneigt?“ fragte Mergy neugierig.

„Schon verliebt!“ rief Beville. „Ja ja, sie kann es allen anthun, alle sind verliebt in die Gräfin Diana von Turgis.“

„Es ist eine der Schönheiten von Hofe,“ fügte Georg hinzu, „eine der gefährlichsten Circe's für unsre jungen Galans. Aber, der Henker! diese Festung ist nicht leicht einzunehmen.“

„Wie viele Duelle zählt sie?“ fragte Mergy lächelnd.

„O diese zählt die Duelle zwanzigweis,“ erwiederte der Baron von Vaudreuil; „was aber das Schönste ist, sie hat sich selbst schlagen wollen; einer Hofdame, welche ihr den Rang abgelaufen, hat sie eine Herausforderung in bester Form zugeschickt.“

„Possen!“ rief Mergy.

„Die wäre nicht die erste,“ entgegnete Georg, „die sich in der letzten Zeit geschlagen hätte; der Sainte-Flor hat sie eine förmliche Herausforderung zugesandt, auf Leben und Tod, auf Säbel und Dolch, und im Hemd, wie es raffinirte Duellisten machen.“

Unter diesen und ähnlichen Gesprächen näherten sie sich dem Wirthshause zum Mohren. Die Rede kam noch öfter auf die schöne Dame, nachdem es nicht gefehlt, den jungen Mergy wegen seiner Religion aufzuziehen, der aber kein Wort schuldig blieb, was die ganze Gesellschaft höchlich ergötzte, denn sie gehörten alle zu jener Klasse von Menschen, die sich wohl Christen nennen, aber für die Religion selbst taub sind, und in ihren Gesinnungen und Werken überhaupt kein Quintchen von Christenthum haben. — Mit dem Gespräche über Diana von Turgis kam natürlich dasselbe auch auf den, der ihre Gunst genoß, und vor den Hunderten, welche die Schöne bezauberte, den Vorzug errang.

Comminges, so hieß der Glückliche, wurde von allen Seiten als eben so eifersüchtig als tapfer geschildert.

„Wer ist denn dieser furchtbare Mann?“ fragte Mergy, der, ohne sich darüber Rechenschaft geben zu können, auf alles gespannt war, was die Gräfin Turgis nahe oder fern betraf.

„Er ist,“ antwortete Rheincy, „einer unserer famösesten Raffinirten. Da Ihr aus der Provinz kommt, so soll ich Euch wohl das schöne Wort erklären. Ein Raffinirter ist ein Galanthomme in der Vollkommenheit, ein Mann, der sich schlägt, wenn der Mantel eines Andern den seinen berührt, oder wenn man vier Schritte von ihm ausspuckt, und aus jedem andern eben so gewichtigen Grunde.“

„Dieser Comminges,“ erzählte Vaudreuil, führte einen Menschen auf den Pré aux clercs hinaus; sie legen ihr Wamms ab und ziehen den Degen. — Bist du Berny von der Auvergne? fragte Comminges. — Ich? Nein! entgegnet der Andere; Villequier heiß ich und bin aus der Normandie. — Desto schlimmer, erwiederte Comminges, ich habe dich für einen Andern genommen; allein da ich dich gefordert, so müssen wir uns schlagen. Und herzhaft streckt er den armen Villequier todt nieder.“

Im Gasthofe angelangt, begann das schwelgerische Leben der jungen Gesellschaft im vollen Maße; und zwar in einer Weise daß es den jungen Mergy sehr befremdete. Endlich kehrten beide Mergy so ziemlich mißgestimmt heim. Kapitän Georg nahm seinen Bruder mit zu sich als Gast. Bernhard konnte sich nicht enthalten, seinem Bruder Vorwürfe über das Verlassen des väterlichen Glaubens zu machen, und lange unterhielten sie sich über diesen Gegenstand. Aus den Gesprächen, denen es, besonders von Seite Mergys nicht an Bitterkeit fehlte, schöpfte endlich dieser die Ueberzeugung, daß sein Bruder, der Kapitän, jetzt eigentlich gar kein Christ mehr war, denn er setzte sich mit einer außerordentlichen und consequenten Gleichgültigkeit über alles hinweg, was dem Christen, sey er nun Katholik oder Protestant, heilig und erhaben ist, welchen unglücklichen Nicht-Glauben er auch bis zu seinem Tode bewahrte. War der Kapitän im Kreise jener eben besprochenen Gesellschaft der ernsteste, und sein Handeln am bedächtigsten, so war er andererseits im Bezug auf Religionssachen auch unter diesem Kreise der Gleichgültigste, und er hätte unsern gegenwärtigen Indifferentisten erster Klasse die größte Ehre gemacht.

Digitized by Google

III.

Mergy's Liebe.

Auf Mergy hatte der Anblick der schönen Gräfin von Turgis einen sehr tiefen Eindruck gemacht, — der junge Ritter war verliebt bis über die Ohren, obwohl er selbst nicht wußte, wie es kam. Dem Kapitän war dieses nicht unbemerkt geblieben, und er selbst unterstützte die Leidenschaft seines Bruders nach Kräften. Zugleich war ihm dieses Verhältniß immer ein angenehmer Ausweg; wenn Bernhard ihm wegen seines Uebertrittes zusetzte, so durfte Georg nur die Rede auf die schöne Gräfin lenken, und der junge feurige Liebhaber war mit seinen ernsten ermahnenden Worten sogleich aus dem Sattel geworfen.

Obgleich Bernhard ein krasser, ja so zu sagen, intoleranter Calvinist war, der bisher jede Kirche Andersdenkender wie die Pest geflohen hatte; so verändert war er plötzlich durch die Neigung gegen die Gräfin; er war ganz ein anderer geworden, er besuchte die Kirche, wo er die schöne Gräfin zu sehen hoffte. Da dieses der einzige Platz war, wo er sie, und noch dazu ohne Maske sehen konnte, so wurde er ein sehr fleißiger Besucher der Messe.

Eben hatte er auch mit seinem Bruder aus dem freilich nicht löblichen Vorsatze, die Gräfin zu sehen, der Predigt eines bei den jungen Herren am Hofe hochbeliebten Franziskaners beigewohnt. Vergeblich hatte er sie heute überall mit den Augen gesucht. Endlich, nach Beendigung der Predigt flüsterte ihm der Kapitän, ihn beim Arm drückend zu: „Da ist die Gräfin von Turgis.“

Mergy wandte den Kopf und sah unter dem dunkeln Portal eine prächtig gekleidete Dame blitzschnell vorübergehen, an der Hand geführt von einem dünnen, blonden jungen Mann von schwächlichem, weibischem Aussehen und in einer Kleidung, deren Nachlässigkeit fast gesucht schien. Vor ihnen theilte sich die Menge mit Eile, ja mit Schrecken. Der Cavalier war der furchtbare Comminges.

Mergy hatte kaum die Zeit, einen Blick auf die Gräfin zu werfen. Von ihren Zügen wußte er sich nicht Rechenschaft zu geben, und dennoch hatten sie großen Eindruck auf ihn geäußert; Comminges dagegen war ihm gleich auf den Tod verhaßt, ohne daß er sich erklären konnte, warum. Ein so weibischer Mensch und so berühmt, das machte ihn unwillig. — Wenn etwa, dachte er, die Gräfin irgend einen aus dieser Menge gern sähe, dieser verhaßte Comminges würde ihn umbringen! Unwillkürlich griff er an das Stichblatt seines Degens, schämte sich aber sogleich seiner Aufwallung. — Was liegt mir im Grunde daran? ich beneide ihn nicht um seine Eroberung, habe sie übrigens kaum gesehen. Und doch hatten diese Gedanken einen unangenehmen Eindruck in ihm gelassen, und auf dem ganzen Wege von der Kirche nach dem Hause des Capitäns sprach er kein Wort.

Es ist überflüssig, zu bemerken, daß Mergy bei seinem Bruder Geld, Pferd u. s. w. fand, und überdieß die Bekanntschaft mit dem Hofschneider und dem einzigen Kaufmann, wo ein Cavalier, der bei den Damen gern gesehen seyn wollte, seine Handschuhe, seine Krausen à la confusion und seine Schuhe à cric (Wagenwinde) oder à pont-levis (Zugbeücke) kaufen konnte.

Die Erscheinungen, die in diesen wenigen Tagen Mergy aufgestoßen, waren zu wichtig, um nicht einen sehr tiefen Eindruck auf sein jugendliches Gemüth zu machen, und ihn zu ernstem Nachdenken zu stimmen.

Sein Bruder hatte ihm Vorstellungen gemacht, daß es gleich sey ob er unter seinen leichten Reitern, oder beim Admiral Dienst nehme, da ja alle unter dem Scepter Karls vereinigt wären. Lange dachte er hierüber nach, und hätte es beinahe vortheilhafter gefunden, unter den Fahnen seines Bruders die militärische Laufbahn zu betreten; doch erinnerte er sich zu fest des Willens seines Vaters, der ihn durchaus an den Admiral wieß. Diese letztere Mahnung behielt die Oberhand. Er beschloß sich zum Admiral zu verfügen. (Fortsetzung folgt.)

Miszellen.

Pariser Gerichtsscene.

Alfred Josquard, ein Obsthändler, erscheint vor dem Conseil der Nationalgarde. Groß mag seine Armuth seyn, doch seine frohe Laune ist noch größer. Der Präsident: Sie haben am 15. d. M. den Dienst versäumt. — Josquard (in seiner Brieftasche hin und her suchend: Warten Sie nur; ich bleib' Ihnen die Antwort nicht schuldig. — Der Präsident: Haben Sie Entschuldigungsgründe von Belang? — Josquard: Entschuldigungsgründe? Für 287 Franken Entschuldigungsgründe hab' ich, die Zinsen gar nicht mitgerechnet! — Der Präsident: Wie meinen Sie das? — Josquard (sucht in einer handvoll gedruckter

Scheine): Ich kann die verdammte Entschuldigung gar nicht finden, ich glaube, sie sieht gelb aus. Der Tambour-Major: Es sind Leihhausscheine! — Josquard: Nun ja; da ich aber nicht lesen kann, so lesen Sie mir mal die Versatzscheine; ich werde Ihnen dafür erkenntlich seyn. — Der Präsident: Hat das eine Beziehung zu Ihrer Vorladung? — Josquard: Sie werden sogleich hören. — Der Tambour-Major (lesend): „Eine Kaffeekanne und sechs Windeln.“ — Josquard. Das ist das Rechte nicht. — Der Tambour-Major: „Drei Bettücher und zwei Unterröcke.“ — Josquard: Nun, wir waren an dem Tage schlecht gebettet, das ist's auch noch nicht. — Der Tambour-Major: „Eine Nationalgardisten-Uniform, 10 Franken.“ — Josquard: Bravo! Da haben wir meine Entschuldigung! — Der Präsident: Ich begreife Sie nicht; war Ihre Uniform versetzt, so mußten Sie dieselbe einlösen. — Josquard: Das wollt' ich auch; doch leider hab' ich nicht lesen gelernt, und meine Frau war krank. — Der Präsident: Ihre beiden Entschuldigungsgründe stehen ja aber gar nicht mit einander im Zusammenhange. — Josquard: Ei doch; beide sind eigentlich nur ein einziger. Denken Sie, gerade an dem Tage, als mir das Billet zur Wache gebracht wurde, lag meine Frau Sophie schwer krank. Nun stand es mit unserem Bette sehr schlecht, warum soll ich's nicht gestehen? Wer seine Abgaben redlich gezahlt hat; der hat auch das Recht, sich schlecht zu betten. — Der Präsident: Noth ist keine Schande! — Josquard: Ganz Ihrer Meinung! Sehen Sie; nun hatt' ich 10 Franken, um meine Uniform einzulösen. Ich bitte also meine Schwägerin, welche meine Frau schwesterlich hegt und pflegt, sie soll mir den Versatzzettel hergehen . . . sie kann lesen . . . sie gibt mir den Schein; ich eile zum Leihhaus, Paradiesstraße — Gott weis; wie die Straße zu dem Namen kam. Ich zahle auf dem Schuldbüreau 10 Franken und werde aufs Auslieferungs-Bureau geschickt; hier bekomm ich Nro. 100 und den Bescheid: „Warten Sie, bis Nro. 100 aufgerufen wird; das ist Ihr Paket.“ — Der Präsident: zur Sache! — Josquard: Nun gut, ich warte, bis meine Nummer herauskommt. Eine Stunde vergeht, noch eine halbe, meine Nummer war wahrhaftig wie von Sinnen. Endlich kommt sie heraus; ich trette vor. „Haben Sie einen Tragkorb?“ fragte der Mann. Nein! „Oder Jemanden, der es Ihnen trägt?“ — Gott bewahre! — „So sehen Sie zu, wie Sie damit fertig werden.“ Zum Teufel, eine saubere Geschichte — statt meiner Uniform, was bekam ich? Eine Matratze! (Gelächter.) Eine Matratze also. Das ging so zu: meine Schwägerin machte mir ein X für ein U, aus Mitleid für meine kranke Frau; sie wollte gern, daß die Arme besser gebettet würde. — Der Mann der kranken Frau wird bemitleidt, und einstimmig frei gesprochen. Der Präsident: In Anbetracht Ihrer Lage erlassen wir Ihnen das Lager im Gefängnisse; aber passen Sie in Zukunft besser auf. — Josquard: Seyen Sie ohne Furcht! Nehm' ich wieder eine Matratze für eine Uniform, so bekenne ich mich aller mildernden Umstände unwürdig . . . . Wie man sich bettet, so schläft man!

Die Pomade von Bärenfett, ein „Wunder der Chemie.“

Wie in den deutschen, so findet man in den französischen Zeitungen fortwährend Ankündigungen von „unfehlbaren“ Haarwuchsbeförderungsmitteln. Ein gewisser Verdinet in Paris, der einen völlig kahlen Kopf hatte, ließ sich durch eine Anpreisung von Bärenfettpomade verleiten, für 2 Thaler einen Topf dergleichen von einem Peruquier Pelerin zu kaufen. Er verwendete dieselbe nach Vorschrift, aber ohne Haare zu bekommen. Das verdroß den Mann, er verklagte Pelerin bei dem Friedensrichter und stützte sich auf die „Gebrauchsanweisung,“ in welcher gesagt war, diese Pomade verhindere das Ausfallen, so wie das Grauwerden der Haare und befördere das Wachsthum derselben. Dieser letztere Punkt war die Hauptsache, der Parfümerienhändler ließ sich jedoch nicht einschüchtern. „Ja,“ sagte er, „das steht in der Gebrauchsanweisung. Meine Pomade befördert das Wachsthum der Haare. Der Kläger hat aber gar keine, folglich können sie auch nicht wachsen. Ich habe nicht gesagt, daß sie Haare hervorbringet, wo es keine gibt.“ Der Kläger sah ihn verwundert an und erkannte, daß er nichts weiter thun könne. „Wollen Sie wirklich Haare haben?“ fragte der Peruquier weiter. „Allerdings.“ — „So kommen Sie mit mir, ich verkaufe Ihnen . . .“ — „andere Pomade?“ — „Nein, aber eine Perrücke?“

Verlegt und redigirt unter Verantwortlichkeit der S. Geiger'schen Buchdruckerei.

Digitized by Google

№ 98. 5 December 1840.

Der Erzähler.

Ein

Unterhaltungsblatt für Jedermann.

Fünfter Jahrgang.

Augsburg. Dieses Blatt erscheint jeden Mittwoch und Samstag, und kostet dahier vierteljährlich 15 kr., halbjährig 30 kr. und jährlich 1 fl.; auswärts ist der Preis: vierteljährlich 18 kr., halbjährig 36 kr. und jährlich 1 fl. 12 kr. Bestellungen nehmen alle Buchhandlungen und königl. Postämter, letztere mit der tarifmäßigen Portovergütung, an.

* Die beiden Mergy.

(Fortsetzung.)

IV.

Der Empfang beim Admiral.

Nächsten Morgen verfügte er sich nach dem Hotel Chatillon, dem Admiral den Brief seines Vaters zu überreichen.

Hier fand er den Hof vollgepfropft von Knechten und Pferden, bahnte sich nur mit Mühe den Weg bis zu einem geräumigen Vorzimmer voller Knappen und Pagen, welche, wiewohl ohne andere Waffe als ihre Degen, immer eine imposante Leibwache um den Admiral bildeten. Der Thürhüter in schwarzem Leibrock gewahrte Mergy's Halskragen von Spitzen und die goldene Kette, welche sein Bruder ihm geliehen, und machte auch nicht die geringste Schwierigkeit, ihn unverzüglich in den Saal zu führen, wo sein Herr sich befand.

Große des Reichs, Edelleute, Prediger des Evangeliums umgaben, über vierzig an der Zahl, alle stehend, mit entblößtem Haupt und in ehrfurchtsvoller Stellung, den Admiral. Er war sehr einfach, ganz schwarz, gekleidet. Seine hohe Gestalt war ein wenig gebeugt; mehr als das Alter hatten die Mühseligkeiten des Krieges in seine kahle Stirn Runzeln gefaltet. Ein langer weißer Bart fiel auf seine Brust herab. Die ohnedieß hohlen Wangen waren noch tiefer gefurcht durch eine Wunde, deren tiefe Narbe kaum durch seinen langen Knebelbart verdeckt war; in der Schlacht zu Montcontour hatte ihm ein Pistolenschuß die Wange durchbohrt und mehrere Zähne gebrochen. Der Ausdruck seines Gesichtes war eher traurig als ernst; und man sagte, seit dem Tode des tapfern Dandelot (seines Bruder) habe Niemand ihn lächeln sehen.

Beim Anblicke des großen Mannes, der für seine Glaubensgenossen mehr war als ein König, denn er war zugleich der Held und der Heilige, fühlte sich Mergy von solcher Ehrfurcht ergriffen, daß er unwillkürlich ein Knie vor ihm beugte. Erstaunt und unwillig über die ungewöhnliche Ehrenbezeigung, gab ihm der Admiral ein Zeichen, aufzustehen und nahm etwas übler Laune den Brief, welchen der junge Enthusiast ihm überbrachte. Er warf einen Blick auf das Wappen des Siegels. — „Von meinem alten Kameraden, Baron von Mergy, und Ihr gleicht ihm so sehr, junger Mann, Ihr seyd kein anderer als sein Sohn.“

„Herr, mein Vater hätte gewünscht, daß sein hohes Alter ihm erlaubte, selber zu kommen, Euch seine Ehrfurcht auszusprechen.“

„Meine Herren,“ sagte Coligny, nachdem er den Brief gelesen, zu den Umstehenden, „ich stelle Euch den Sohn des Barons von Mergy vor, der über zweihundert Meilen zurückgelegt hat, um Einer von den Unsrigen zu seyn. Es scheint, wir werden nicht Mangel leiden an Freiwilligen nach Flandern. Meine Herren, ich bitte um Eure Freundschaft für diesen jungen Mann; Ihr heget Alle die höchste Achtung für seinen Vater.“

Sogleich wurden Mergy zwanzig Umarmungen zu Theil, und eine gleiche Zahl Dienstanbietungen.

„Habt Ihr schon einen Krieg mitgemacht, mein lieber Bernhard?“ fragte der Admiral; „schon Büchsenschüsse gehört?“

Mergy antwortete erröthend, er habe noch nicht das Glück gehabt, für den Glauben zu kämpfen.

„Dafür preiset Euch vielmehr glücklich, junger Mann, daß Ihr nicht Gelegenheit gehabt, das Blut von Mitbürgern zu vergießen,“ sprach Coligny mit ernstem Ton; „Gott sey gelobt!“ fügte er seuf-

Digitized by Google

zend hinzu, „der Bürgerkrieg ist geendigt! Der Glaube athmet auf, und glücklicher als wir werdet Ihr den Degen nur gegen die Feinde des Königs und des Vaterlandes ziehen.“ Darauf, die Hand auf die Schulter des jungen Mannes gelehnt: — „Ich weiß es sicher, Ihr werdet Eurem Hause Ehre machen. Wie Euer Vater es wünscht, sollt Ihr für's Erste mit meinen Cavalieren dienen, und treffen wir die Spanier, so nehmt ihnen eine Fahne, dann tragt ihr gleich selbst eine Standarte in meinem Regiment.“

„Ich schwöre es Euch,“ rief Mergy mit entschlossener Stimme, „nach dem ersten Treffen trage ich die Standarte, oder mein Vater hat seinen Sohn verloren.“

„Gut, braver Junge, du sprichst wie dein Vater sprach.“ Darauf rief er seinen Hausverwalter. — „Da ist mein Verwalter, Meister Samuel, und brauchst du Geld, um dich mit dem Nöthigen zu versehen, so wende dich nur an ihn.“

Der Verwalter machte seine Verbeugung vor Mergy, der sich beeilte, für diese Güte zu danken und sie auszuschlagen. — „Mein Vater und mein Bruder,“ sprach er, „sorgen reichlich für meinen Unterhalt.“

„Euer Bruder? .... Ist das nicht der Capitän Georg Mergy, der seit den ersten Kriegen seinen Glauben abgeschworen?“

Mergy senkte traurig das Haupt; seine Lippen bewegten sich, aber man hörte die Antwort nicht.

„Es ist ein braver Soldat,“ fuhr der Admiral fort; „aber was ist der Muth ohne Gottesfurcht? Junger Mann, Ihr habt in eurer Familie ein Muster nachzuahmen und ein Beispiel zu meiden.“

„Ich werde suchen, die rühmlichen Thaten meines Bruders nachzuahmen .... und nicht seinen Uebertritt.“

„Gut, Bernhard, kommt oft zu mir und rechnet auf mich, als auf Euren Freund. Ihr seyd hier an keinem sehr guten Ort, was Sitten betrifft, aber ich hoffe, Euch bald davon wegzubringen und dahin zu führen, wo Ruhm zu ernten ist.“

Der Admiral wechselte noch einige Worte mit Mergy, dann besorgte er seine Angelegenheiten als Feldherr mit seinen untergebenen Offizieren.

V.

Die Herausforderung.

Unsern Mergy treffen wir nun auf dem Schlosse Madrid, wohin er dem königlichen Hofe folgend sich begeben hatte. Mehr als der Hof, hatte den jungen Cornetten (ungefähr Junker oder Lieutenant nach unsern Begriffen), zu welchem er seit wenigen Tagen ernannt war, die schöne Diana von Turgis dahin gezogen. Sie erschien eben, während die Herren vom Hofe im Saale warteten auf der Gallerie. Sie war in einer leichten und zierlichen Amazonenkleidung und hatte ihre Maske noch nicht vorgenommen; ihre blendend weiße aber bleiche Farbe erhob ihre glänzend schwarzen Haare; ihre schön gewölbten Augenbraunen, deren Enden sich berührten, gaben ihr einen Ausdruck von Härte oder vielmehr Stolz, ohne doch den Reiz ihrer Züge zu vermindern.

Alles drängte sich heran, sie zu sehen, und ihre Schönheit zu bewundern. Voll Achtung wichen die jungen Herren links und rechts aus, wo sie ging. Mergy, bei dem sie vorbei ging, war von ihrer Schönheit so betroffen, daß er nicht daran dachte, sich zurück zu ziehen, um ihr den Weg frei zu lassen, bis er fühlte, daß ihre weiten Ermel seinen Wappenrock berührt hatten. Dies setzte ihn in augenscheinliche Verlegenheit.

Sie bemerkte seine Bewegung, vielleicht mit Vergnügen, und würdigte ihn, während eines Augenblicks ihre schönen Augen auf die seinigen zu heften, die er sogleich niederschlug, während seine Wangen sich mit hoher Röthe überzogen. Die Gräfin lächelte und ließ im Vorbeigehen einen ihrer Handschuhe vor unserm Helden niederfallen, der noch immer unbeweglich und außer sich, nicht einmal daran dachte, ihn aufzuheben. Sogleich stieß ein junger blonder Mann (es war kein andrer als Comminges), der hinter Mergy stand, ihn rauh auf die Seite, um sich vorzudrängen, hob den Handschuh auf, und ihn ehrfurchtsvoll küssend, überreichte er ihn der Frau von Turgis.

Mergy stand, durch den Zauber ihrer Schönheit verblendet, und durch seine Nachläßigkeit oder Unachtsamkeit auf's Neue in höchster Bestürzung da, nicht wissend, wie er die versäumte Gelegenheit wieder gut machen sollte, und sich ärgernd, theils über seine eigene Unbeholfenheit, theils darüber, daß ihm Comminges den Rang abgelaufen hatte. Comminges, und gerade Comminges mußte den Handschuh aufheben, den die Gräfin vor seinen Füßen fallen ließ, Comminges, der ihm von Herzen so verhaßt war, ohne daß er über das „Warum?“ sich Rechenschaft geben konnte. Während er

also in Gedanken für sich hinbrütete, nahte Baron Vaudreuil, der ihn aus diesem schwankenden Zustande riß, und ihn mit den schlagendsten Beweisen überzeugte, Comminges habe ihm eine Schmach angethan, die nur mit den Waffen in der Hand abgewaschen werden könne. Wiewohl eine solche Entgegenkommung für den jetzigen Gemüthszustand Mergys zur weitern Rache-Entflammung ganz geeignet war; so trug er doch anfangs Bedenken, ob die Sache zu einem Zweikampf nicht zu unwichtig sey. Doch Vaudreuil hatte ihn bald überzeugt, daß sich die Sache nicht anders abmachen lasse, und die Herausforderung wurde eingeleitet. Vaudreuil hatte den Comminges bereits herbei geholt. Dieser, den Hut, in der Hand verbeugte sich vor Mergy mit einer Art von unverschämter Höflichkeit, indem er mit einer süßlichen Stimme sagte: — „Ihr wünschtet mich zu sprechen, Herr von Mergy?“

Der Zorn trieb das Blut in Mergy's Wangen; er antwortete auf der Stelle und mit einer festern Stimme als er zu hoffen gewagt: — „Ihr seyd unartig gegen mich gewesen, und ich fordere Genugthuung.“

Vaudreuil nickte ihm Beifall zu. Comminges warf sich in die Brust, setzte die Hand in die Seite, welches als die zur Sache gehörige Stellung betrachtet wurde, und sagte mit ernsthaftem Anstande: — „Ihr seyd der Herausforderer, Herr von Mergy, und so steht mir die Wahl der Waffen, nach den Gesetzen des Zweikampfes, frei.“

„Bestimmen Sie, welche Sie wollen.“

Comminges schien einen Augenblick nachzudenken.

„Der Stoßdegen,“ sagte er, „ist eine gute Waffe, allein man kann durch eine Wunde davon häßlich entstellt werden, und in unserm Alter, fügte er lächelnd hinzu, ist es nicht sehr angenehm, sich der Dame seines Herzens mit einer Narbe mitten im Gesicht vorzustellen. Mit dem Rapiere (Raufdegen, ein langer spitzer Degen) versetzt man nur einen kleinen Stich, er reicht aber hin. (Hier lächelte er aufs Neue.) So wähle ich denn das Rapier und den Dolch.“

Noch wurden der Kampfplatz, die Stunde, die Sekundanten und anderes hieher Gehörige bestimmt; man versprach sich Morgen um neun Uhr auf dem Pré-aux-Clerc zu treffen. —

Nun brach der Hof zur Jagd auf. Mergy wollte nicht davon zurück bleiben, um einerseits nicht den Anschein zu geben, als konsterniere ihn der bevorstehende Zweikampf, andererseits hatte er Hoffnung, die schöne Gräfin zu sehen. Wirklich hatte er auch diese Gelegenheit in vollem Maße; er ritt lange Zeit neben der Gräfin, und diese nahm nicht nur seine Artigkeiten gerne auf, sondern gab ihm durch gefällige Worte und ihre Aufmerksamkeit, auch Beweise ihrer Zuneigung; — Comminges dagegen, der an ihrer andern Seite sie zu Pferd begleitete, behandelte sie viel gleichgültiger. Dieser war darüber höchst erzürnt, und ließ nicht selten so bittere Worte fließen, das es zweifelsohne sogleich zwischen beiden Edelleuten zu Thätlichkeiten gekommen wäre, hätte nicht Frau von Turgis die Vermittlerin gemacht. Diese hatte den Zorn Comminges wohl gemerkt, und ihm zuletzt nicht undeutlich zu verstehen gegeben, daß sie mit Mergy alleine sprechen wollen; doch Comminges, höchst erzürnt, zeigte sich nicht geneigt, seinem Nebenbuhler das Feld frei zu lassen; obwohl sie ihm verständlich genug bedeutet habe, was sie wünsche. — Höchst entrüstet, sagte endlich die Gräfin: „Es scheint, daß man deutlich mit Euch reden muß. Verlaßt uns Herr von Comminges, Eure Gegenwart ist mir lästig. Versteht Ihr mich nun?“

„Vollkommen, gnädige Frau,“ antwortete er wüthend, und setzte leiser hinzu: „was aber dieses artige Schooskindchen betrifft — — so soll es Euch nicht lange unterhalten. Lebt wohl, Herr von Mergy, auf Wiedersehen!“ Er legte einen besondern Ausdruck auf die letzten Worte und seinem Pferde die Sporen gebend, sprengte er davon.

Da sie nun alleine waren, fing Frau von Turgis an, das Gespräch auf den Zweikampf zu lenken, und theilte ihre Besorgnisse dem entzückten Mergy mit; dieser war eines theils sehr erstaunt darüber, daß Turgis schon alles wisse, während sie ihn ihre Theilnahme in vollem Maße schenkte, und zugleich die Besorgnisse, daß er es mit einem sehr gefährlichen Gegner zu thun haben werde, nicht verhehlen konnte. Mergy's Antworten waren bestimmt, bescheiden, und zeigten, daß er das Herz auf der rechten Stelle habe.

Doch Comminges war der König der Raffinirten, selbst Fechtmeister waren Schüler gegen ihn, und schon die berühmtesten Fechter hatte er in den Staub gestreckt. Daß die schöne Gräfin nicht gleichgiltig gegen Mergy war, ja, daß sie, wie man sagt, bis über die Ohren in ihn verliebt war, bewies, daß sie sich alle Mühe gab, und alle Beredsamkeit

Digitized by Google

anwandte, Mergo zu bewegen, seine Konfession zu verlassen, und die ihrige anzunehmen. Doch alle schönen und süßen Worte blieben fruchtlos an der Charakter-Stärke des jungen Mannes. Das Einzige, wozu er sich bewegen ließ, war, daß er ein goldenes Büchschen, das nach der Gräfin Aussage eine kostbare Reliquie enthielt, beim Scheiden von ihr annahm, und versprach, es als Talismann gegen Schuß und Stich umzuhängen, und zu tragen.

(Fortsetzung folgt.)

Miszellen.

Der Bandit in den Pyrenäen.

Pierre Sanda, genannt Tragine, heißt ein Bandit, der in den Pyrenäen Schrecken um sich verbreitet und bis jetzt allen Verfolgungen entgangen ist. Er ist erst 35 Jahre alt und besitzt eine herkulische Kraft. Er hat sich in dem Gebirge völlig häuslich eingerichtet; seine Frau nebst zwei Kindern lebt bei ihm. Er geht, bewaffnet mit einer Doppelflinte, mit zwei Pistolen und einem Dolche im Gürtel, in die Dörfer, besucht die, welche seine Freunde waren und verlangt kleine Gefälligkeiten von ihnen; bisweilen erscheint er sogar in den Schenken, ja er wohnt sehr andächtig Sonntags dem Gottesdienste bei. Niemand wagt es, ihn festzunehmen oder nur der Behörde seine Anwesenheit im Dorfe anzuzeigen. Er reicht den Bekannten seine Hand und keiner wagt es, ihm dieses Zeichen der Freundschaft zu versagen. Vor kurzem mißhandelte er den Mann, der ihm der Obrigkeit einmal anzeigte, auf grauenvolle Weise. Er bemerkte diesen Mann, Pic mit Namen, auf einer Wiese, schlich sich an ihn und schlug ihn mit dem Flintenkolben, warf ihn dann nieder, jagte ihm eine Kugel durch einen Schenkel und verwundete ihn endlich an allen Theilen des Körpers durch Dolchstiche. „Gieb mir die Hand nun," sagte er darauf zu seinem Opfer. Der Blutende reichte ihm die Hand, die Tragine freundschaftlich drückt. Dann hob er den Verwundeten auf, nahm ihn auf die Achsel und wollte ihn in das Dorf tragen. Da der Unglückliche aber zu sehr blutete, ließ er ihn unter einem Baume liegen und ging allein in das Dorf, um Hilfe zu holen. Der Mann im ersten Hause mußte mit ihm gehen. Nicht genug, er trieb auch das Vieh zusammen, das Pic gehütet und das sich zerstreut hatte, und trug einem andern aus dem Dorfe auf, dasselbe zurückzutreiben. Am Abende, als Pic, umringt von seinen Nachbarn und Freunden im Bette lag, erschien auch Tragine in dem Hause, trat an das Bett des Sterbenden, küßte ihn und nahm Abschied von ihm für den Fall, daß er sterben sollte. Niemand wagte sich zu rühren, so groß war die allgemeine Bestürzung. Erst als der Mörder schon lange fort war, fand der Muthigste die Sprache wieder. Die Behörde ließ den Banditen selbst durch Militair verfolgen, aber auch diesmal vergebens.

Titel.

Man erzählt von dem Bischofe von Nantes eine Anekdote, die seinem Geiste, noch mehr aber seinem Herzen Ehre macht. Bei einer Visitation in seinem Sprengel wurde er fortwährend durch die übertriebenen Formeln der Höflichkeit von seinen Umgebungen belästiget, so, daß sie ihm endlich unerträglich wurden. Das Wort „Monseigneur" kam in jeder Phrase wenigstens zweimal vor, und daran schloß sich das noch schmeichelndere: „Votre Grandeur," (Ew. Größe.) Um nun jedem eine Lektion zu geben, ohne doch Jemanden zu sehr zu verletzen, wendete sich der Bischof eines Tages an den jüngsten von denen, die ihn umringten und sagte: „Herr Abbé, haben Sie die Trauerrede auf Ludwig XIV. gelesen?" — „Non, Monseigneur; wünschen aber Ew. Größe...?" — „Thun Sie mir den Gefallen und holen Sie dieselbe aus der Bibliothek." Einige Minuten darauf kam der junge Abbé zurück und sagte: „da ist die Trauerrede, welche Ew. Größe verlangten." — „Haben Sie die Gefälligkeit, uns den ersten Satz vorzulesen." Der Abbé schlug das Buch auf und las laut die Worte: „Gott allein ist groß, meine Brüder." Sogleich hielt er inne, da er, wie alle anwesenden Geistlichen die gute Lehre verstand, welche der Bischof Allen geben wollte. —

* Ein Graf von Limpurg besuchte einst den Herzog Christoph von Würtemberg, als er eben bei einer zahlreichen Tafel saß. „Hier sitze ich bei meinen Schäflein," sagte der Herzog zu dem Eintretenden. Der Graf sah, daß alle ziemlich bezecht waren und sprach: „Habt ihr sie nicht wohl geweidet, so habt Ihr sie doch wohl getränkt."

Verlegt und redigirt unter Verantwortlichkeit der G. Geiger j.'schen Buchdruckerei.

№ 99. 9. December 1840.

Der Erzähler.

Ein

Unterhaltungsblatt für Jedermann.

Fünfter Jahrgang.

Augsburg. Dieses Blatt erscheint jeden Mittwoch und Samstag, und kostet dahier vierteljährlich 15 kr., halbjährig 30 kr. und jährlich 1 fl.; auswärts ist der Preis: vierteljährlich 18 kr., halbjährig 36 kr. und jährlich 1 fl. 12 kr. Bestellungen nehmen alle Buchhandlungen und königl. Postämter, letztere mit der tarifmäßigen Portovergütung, an.

* Die beiden Mergy.

(Fortsetzung.)

VI.

Das Duell.

Die Jagd endete, man begab sich nach Hause, um von den Strapazen auszuruhen. Trotz der Ermattung von der Jagd brachte Mergy einen guten Theil der Nacht schlaflos zu. Die Stunde des Duells nahte. Mergy beschäftigten ernste Gedanken, die endlich dem freundlichen Andenken an die schöne Gräfin wichen. In diesen Träumereien der Liebe schwebte es ihm vor, als eile die schöne Gräfin auf den Kampfplatz, finde ihn leicht verwundet, verbinde ihn mit eigner Hand, und mache nun kein Geheimniß mehr aus ihrer Liebe.

Die Glocke schlug acht, — sein Bruder, der Kapitän trat in's Zimmer.

Auf seinem Gesichte lag das Gepräge tiefer Traurigkeit, er schien die Nacht nicht besser zugebracht zu haben, als Mergy. Doch gab er sich Mühe, guter Laune zu scheinen und zu lächeln, indem er Mergy's Hand drückte.

„Da ist ein Rapier," sagte er zu ihm, „und ein Dolch mit einem Stichblatt, beide von Luno von Toledo; siehe, ob das Gewicht des Degens dir recht ist." Und er warf einen langen Degen und einen Dolch auf Mergy's Lager.

Mergy zog den Degen, krümmte ihn, betrachtete die Spitze, und schien zufrieden. Drauf betrachtete er den Dolch; das Stichblatt war mit unzähligen kleinen Löchern durchbohrt, um die Spitze des feindlichen Degens so festzuhalten, daß sie nicht leicht wieder herauskommen könne.

„Mit so guten Waffen, sprach er, werde ich mich schon wehren können."

Sie frühstückten. Jeder von beiden wollte durch ein gleichgültiges Gespräch seinem Gefährten verdecken, was in seiner Seele vorging. Nun machten sie sich auf den Weg, und kamen an der Seine an. Ein Kahn führte sie dem bestimmten Platze zu.

Im Augenblicke, da sie landeten, gewahrten sie einen Kahn mit zwei Männern, der einige hundert Fuß weiter unten über den Fluß setzte. — „Da sind unsre Leute," sagte der Kapitän; „bleib' hier!" und er lief voraus nach dem Kahne, welcher Comminges und den Vicomte von Beville trug.

„Ach! da bist du!" rief dieser. „Bist du es, oder dein Bruder, den Comminges tödten wird?" So sprechend, umarmte er ihn mit Lachen.

Der Kapitän und Comminges grüßten einander voll Ernst.

„Mein Herr," sagte der Kapitän zu Comminges, sobald er sich von Beville's Umhalsung losgemacht hatte, „ich halte es für meine Pflicht, noch einmal zu versuchen, die traurigen Folgen eines Streits zu verhindern, bei dem es nicht auf eine Ehrensache ankömmt; ich bin überzeugt, mein Freund (er deutete auf Beville) wird sich mit mir darum bemühen."

Beville schnitt eine verneinende Grimasse.

„Mein Bruder ist sehr jung," fuhr Georg fort, „ohne Namen, ohne Erfahrung in den Waffen, muß sich also empfindlicher zeigen als ein Anderer. Euer Ruf im Gegentheil, mein Herr, ist begründet, und Eure Ehre kann nur gewinnen, wenn Ihr vor Herrn von Beville und mir erkennen wollt, daß nur ein Versehen . . . . ."

Comminges unterbrach ihn mit lautem Gelächter.

„Spaßet ihr, mein werther Kapitän, und haltet ihr mich für den Mann, der so frühe aufsteht, um über die Seine zu fahren, und alles dies blos, um einen Buben um Verzeihung zu bitten?"

Digitized by Google

„Ihr vergesset, mein Herr, daß derjenige, von welchem ihr redet, mein Bruder ist, und es ist eine Beleidigung . . . .“

„Und wär' er Euer Vater, was liegt mir daran? Ich kümmere mich wenig um die ganze Familie.“

„Nun wohl! mein Herr, mit Eurer Erlaubniß, Ihr sollt mit der ganzen Familie zu thun haben. Und da ich der Aelteste bin, so werdet Ihr gefälligst mit mir den Anfang machen.“

„Um Vergebung, Herr Kapitän; ich bin genöthigt, wie alle Regeln des Duells es mit sich bringen, mich mit dem zu schlagen, der mich zuerst gefordert. Euer Bruder hat unumgängliche Ansprüche auf Priorität; wenn ich mit ihm fertig bin, stehe ich Euch zu Diensten.“

„Das ist vollkommen gerecht,“ rief Beville, „und ich für meinen Theil werde nicht zugeben, daß es anders sey.“

Erstaunt über die Länge des Gespräches, war Mergy allmählig hinzugekommen. Er gelangte gerade zur rechten Zeit an, um zu hören, wie sein Bruder Comminges mit Beleidigungen überhäufte und ihn am Ende eine Memme schimpfte, während dieser mit der kaltblütigsten Gelassenheit antwortete: „Nach Eurem Herrn Bruder werde ich mich mit Euch abgeben.“

Mergy ergriff seinen Bruder bei'm Arm: — „Georg, also das ist der Dienst, den du mir erzeigst? und möchtest du, daß ich für dich thäte, was du für mich thun wolltest? — Herr — richtete er darauf das Wort an Comminges — ich stehe Euch zu Diensten, sobald Ihr wollt.“

„Diesen Augenblick!“ antwortete Comminges.

„Das ist herrlich, mein Lieber,“ sagte Beville und drückte Mergy's Hand. „Habe ich heute nicht das Leidwesen, dich hier zu begraben, so bringst du es weit, mein Junge.“

Comminges zog sein Wamms aus und machte seine Schuhbänder los, um dadurch seinen Entschluß zu zeigen, sich nicht um einen Schritt zurückzuziehen. Dies war bei den Duellisten von Profession Sitte. Mergy und Beville thaten dasselbe; der Kapitän allein hatte nicht einmal seinen Mantel abgeworfen.

„Was machst du denn, Freund Georg?“ sagte Beville; „weißt du denn nicht, daß du mit mir vom Leder ziehen mußt? Wir gehören nicht zu den Sekundanten, die ihre Arme über einander kreuzen, während ihre Freunde sich schlagen; wir machen es, wie in Andalusien.“

Der Kapitän zuckte die Achseln.

„Glaubst du denn, ich spaße? Ich schwöre dir bei meiner Treu', du schlägst dich mit mir. Hol' mich der Teufel, wenn du dich nicht schlägst!“

„Du bist ein Narr und ein Thor,“ sagte der Kapitän kalt.

„Alle Wetter, du gibst mir Genugthuung für diese beiden Worte, oder du zwingst mich zu etwas . . . .“ Er hob seinen Degen, der noch in der Scheide war, als ob er Georg damit schlagen wollte.

„Du willst es,“ sagte der Kapitän; „es sey.“ In einem Augenblicke war er entkleidet.

Comminges stieß mit ganz eigenthümlichem Anstand seinen Degen in die Luft, und bei'm ersten Schwung flog die Scheide zwanzig Schritt weit. Beville wollte es nachmachen; aber die Klinge kam nur zur Hälfte aus der Scheide, was zugleich als eine Ungeschicklichkeit und als üble Vorbedeutung galt. Die beiden Brüder zogen ihre Degen mit weniger Umständen, warfen aber ebenfalls ihre Scheiden weg, die ihnen hinderlich seyn konnten. Ein jeder nahm seine Stelle vor dem Gegner, den entblößten Degen in der Rechten, in der Linken den Dolch. Sie banden die vier Klingen zu gleicher Zeit.

Zuerst schlug Georg durch die Bewegung, welche bei den damaligen italienischen Fechtmeistern liscio di spada e cavare alla vita hieß, (die Klinge binden und zustoßen, — alle Fechterausdrücke wurden damals dem Italienischen entlehnt) und welche darin besteht, daß man die Stärke der Klinge ihrer Schwäche entgegensetzt und so die Waffe des Gegners parirt und herunterbringt, den Degen aus Beville's Hand, und setzte die Spitze des eigenen Degens auf dessen nackte Brust; aber anstatt sie zu durchbohren, neigte er gelassen seine Waffe.

„Wir sind nicht von gleicher Stärke,“ sagte Georg, „genug; warte nicht, bis ich in Zorn gerathe.

Beville war erblaßt, als er den Degen Georgs an seiner Brust sah. Etwas bestürzt, reichte er ihm die Hand, beide steckten ihre Degen in den Boden, und ihre ganze Aufmerksamkeit war nunmehr auf die zwei Hauptpersonen des Auftritts gerichtet.

Mergy hielt sich tapfer und kam nicht außer Fassung. Er war ziemlich gewandt im Fechten, und seine Körperstärke übertraf bei Weitem die von

Digitized by Google

Comminges, der überdieß von der vorherigen Nacht abgemattet zu seyn schien. Einige Zeit parirte er nur, äußerst vorsichtig, wich aus, wenn Comminges zu weit ausfiel, und kehrte ihm stets die Spitze seines Degens nach dem Gesichte, während er mit dem Dolche die eigene Brust deckte. Der unerwartete Widerstand reizte Comminges. Man sah ihn erblassen. Bei einem so herzhaften Manne drückte die Blässe nur das Uebermaß seines Zornes aus. Wüthend wiederholte er seinen Angriff. Bei einem Ausfall hob er mit großer Geschicklichkeit den Degen Mergy's, und, sich heftig vorbeugend, hätte er ihn unfehlbar durch und durch gestochen, ohne einen fast wunderbaren Umstand, welcher den Stoß vereitelte. Die Degenspitze stieß wieder das Reliquienkästchen von reinem Golde, glettete ab und rannte etwas seitwärts. Anstatt in die Brust zu dringen, bohrte sich der Degen nur in die Haut, drang längs der Rippe vor und kam zwei Zoll von der ersten Wunde wieder heraus. Ehe Comminges seine Waffe zurückziehen konnte, stieß ihm Mergy seinen Dolch gegen den Kopf mit solcher Heftigkeit, daß er das Gleichgewicht verlor und stürzte, fiel zugleich über ihn; die Sekundanten glaubten, beide seyen todt.

Aber bald hatte sich Mergy erhoben und schnell den zur Seite gefallenen Degen ergriffen. Comminges rührte sich nicht. Beville hob ihn auf; sein Gesicht war mit Blut bedeckt; er wischte es mit seinem Taschentuche weg und sah, daß der Dolch in's Auge gedrungen und sein Freund auf der Stelle gestorben war; der Stahl hatte sich ohne Zweifel bis ins Hirn gebohrt.

Mit verstörtem Blick betrachtete Mergy den Leichnam.

„Du bist verwundet, Bernhard," sagte der Kapitän, auf ihn zulaufend.

„Verwundet?" fragte Mergy, und nun erst bemerkte er, daß sein Hemd von Blut triefte.

„Es ist nichts," sagte der Kapitän, „der Stoß ist abgeglitten." Er stillte das Blut mit seinem Taschentuche, und forderte das von Beville, die Wunde vollends zu verbinden. Beville ließ die Leiche, welche er hielt, auf das Gras fallen, und gab sogleich sein Tuch, wie auch das von Comminges, welches er aus dessen Wamms holte.

„Lieber Gott! Freund, welcher Dolchstoß! Ihr habt einen furchtbaren Arm! Daß mich der Tod! was werden die Herren Raffinirten von Paris sagen, wenn solche Gesellen aus der Provinz ihnen auf den Hals kommen! Bitte, sagt mir doch, wie viele Duelle habt ihr schon gehabt?"

„Ach!" erwiederte Mergy, „dieß ist mein erstes. Aber, um Gotteswillen geht, helft Eurem Freunde."

„Alle Teufel! wie Ihr ihn zugerichtet, braucht er keine Hülfe. Der Dolch ist ins Hirn gedrungen, und der Stoß war so gut und so tapfer beigebracht, daß .... Seht seine Augenbraunen und seine Wange: das Stichblatt hat sich darauf gedrückt, wie ein Siegel auf Wachs."

Mergy zitterte an allen Gliedern; Thränen rollten über seine Wange.

Beville hob den Dolch auf und betrachtete aufmerksam das Blut, welches die Vertiefungen des Stichblatts füllte. — „Das ist ein Werkzeug, welchem der jüngere Bruder des Comminges eine stattliche Kerze anzünden kann. Der hübsche Dolch da macht ihn zum Erben eines prächtigen Vermögens."

„Laßt uns gehen .... Bringe mich weg," sagte Mergy mit erstickter Stimme, seinen Bruder beim Arme nehmend.

„Betrübe dich nicht," sagte Georg, indem er ihm half, sein Wamms anzuziehen. „Am Ende ist dieser Mensch, welcher gefallen, des Bedauerns nicht sehr würdig."

„Armer Comminges!" rief Beville; „und von einem jungen Mann erlegt zu werden, der sich zum erstenmal schlägt! der du dich gegen hundertmal geschlagen hast! Armer Comminges!" So endigte seine Leichenrede.

(Fortsetzung folgt.)

Miszellen.

Ein leidenschaftlicher Fuchsjäger.

Der Herzog von Graston wurde einst bei einer Fuchsjagd ab- und in einen Graben geworfen; gleich hinter ihm ritt ein junger Geistlicher, der ihm zurief: „liegen Sie still, Gnaden!" über ihn hinweg- und die Jagd fortsetzte. Manche Leser werden nun wohl glauben, eine solche Gefühllosigkeit würde von dem Herzoge sehr übel empfunden worden sein; es war dies aber keineswegs der Fall; der Herzog sagte vielmehr, als ihm seine Diener aus dem Graben heraus- und wieder auf das Pferd geholfen hatten: „Der junge Mann soll die erste gute Pfarre haben, über die ich verfügen kann; hätte er angehalten, um mir Beistand zu leisten, würde ich ihn

Digitized by Google

nie begünstiget haben.“ Der dem seinigen so ähnliche Jagdeifer des jungen Geistlichen hatte ihm so wohl gefallen; auch hielt er sein Wort und gab die erste gute Pfründe, die er zu vergeben hatte, jenem jungen Geistlichen. — Bei einer andern Fuchsjagd nahm ein Quäker, der in einiger Entfernung auf einem Hügel stand, den Hut ab, schwenkte denselben und rief laut „Halloh!“ Die Hunde liefen sogleich zu ihm und kamen dadurch von der Fährte ab, was den Herzog von Grafton so in Zorn brachte, daß er sogleich zu dem Sünder hingaloppirte und denselben im ärgerlichen Tone fragte: „Bist Du ein Quäker?“ — „Das bin ich, Freund,“ antwortete der Mann im breitkrämpigen Hute. „Nun wohl,“ fuhr der Herzog fort, „da Du Deinen Hut niemals vor einem Christen abnimmst, so werde ich Dir dankbar sein, wenn Du in Zukunft auch gegen einen Fuchs nicht höflicher sein willst.“ — Derselbe Herzog gab für seine Fuchshunde jährlich 4000 Pfund Sterling (über 25,000 Thaler) aus. Ein anderer berühmter englischer Fuchsjäger hielt siebenundfünfzig Jahre lang viele Fuchshunde und sie kosteten ihm jährlich gewiß eben so viel, so daß er sein Leben lang für sein Steckenpferd die ungeheure Summe von anderthalb Millionen Thaler ausgab.

Edler Muth.

Der „Sémaphore de Marseille,“ vom 4. November, schreibt bei Gelegenheit der Ueberschwemmung, welche ein Wolkenbruch daselbst verursachte: Vorgestern geleitete ein Priester, von einem Kirchendiener begleitet, einen Sarg zu dem Kirchhof, als der Zug von dem furchtbarsten Wolkenbruche in der Nähe der Noailles-Straße überrascht wurde. Der Geistliche und die Träger baten an mehreren Läden um Aufnahme, die ihnen unter der Bedingung gewährt wurde, daß der Sarg auf der Straße bleibe. Aber der edle Seelsorger wollte die seiner Obhut anvertraute Hülle nicht verlassen, und zog es lieber vor, mittem im Sturme den Weg fortzusetzen. Als er an dem Fainéans-Platze ankam, fand er einen förmlichen Fluß, der ihm den Durchgang verwehrte; seinen Rock und sein Chorhemd aufhebend, schreitet der Priester dem tobenden Elemente muthig entgegen. Die Träger wanken, und lassen zuletzt den Sarg aus den Händen, welcher von den allenthalben daherströmenden Wogen fortgeschwemmt wird, aber der würdige Geistliche stürzt sich demselben nach, und es gelingt ihm, denselben zu erfassen. Nun eilen einige Menschen, welche bisher Zeugen dieser edlen Hingebung gewesen, dem Priester zu Hilfe, und so kam er zuletzt, wiewohl in später Stunde, mit dem Ueberreste des Verblichenen Ort und Stelle. —

Ein indiscreter Mann.

Herr Garvi, der berühmte Wanzenvertreiber in Paris kündigt sich folgendermassen an: Meine Herren und Damen, ich bitte mich rufen zu lassen. Ich befreie Sie von den lästigsten Thieren, welche es auf der Erde gibt; ich vertilge Wanzen — alle Wanzen — schämen Sie sich nicht, meine Hilfe anzusprechen. Oder glauben Sie, diese Thiere vergehen von selbst wie der Schnupfen, oder es sey unbelikat mich zu konsultiren? O nein! fragen Sie Horace Vernet — er hatte Wanzen, ich befreite ihn davon; schicken Sie zu Madame Bertoil — auch sie hatte Wanzen; ich rettete! sprechen Sie die Mars, diese große Künstlerin, auch sie hatte Wanzen; ich rettete sie! ich gebe Ihnen einen Louisd'or wenn Sie von heute an, noch ein solches bissiges Thierchen bei ihr finden. Darum fassen Sie Vertrauen, und haben Sie Muth! Schicken Sie zu mir bei Tag und Nacht, ich bin immer zu Hause: Nur in diesem Augenblicke nicht; ich werde so eben zu Dem. Rachel gerufen; auch Sie hat Wanzen. Daher schicken Sie morgen zu mir.
Henri Garvi, rue Richelieu Nro. 671, 1. Etage.

Empfehlungswerther Atheismus.

Ein wohlcivilisirter Geheimerath trank immer eher Wein als Thee. Wenn er daher in eine Theegesellschaft kam, saß er lieber mit trocknem Munde, mit dem er überdies noch gegen die Theetrinkenden losging, und über den Thee spottete. Eine Theegeberin ward nun darüber einmal sehr böse und sagte: „Herr Geheimerath, Sie sind überhaupt ein Mann, dem nichts heilig ist, Sie spötteln wohl gar über den lieben Gott wie der ärgste Atheist.“ Darüber that der Geheimerath erzürnt; aber ein Freund erwiederte: „Still, Herr Geheimrath, wer keinen Thee trinkt, ist natürlich allemal ein Atheist.“

Auflösung der Charade in No. 96.:
Siebzehen.

Verlegt und redigirt unter Verantwortlichkeit der G. Geiger j.'schen Buchdruckerei.

Digitized by Google

№ 100. **Der Erzähler.** 12. December 1840.

Ein

Unterhaltungsblatt für Jedermann.

Fünfter Jahrgang.

Augsburg. Dieses Blatt erscheint jeden Mittwoch und Samstag, und kostet dahier vierteljährlich 12 kr., halbjährig 30 kr. und jährlich 1 fl.; auswärts ist der Preis: vierteljährlich 18 kr., halbjährig 36 kr. und jährlich 1 fl. 12 kr. Bestellungen nehmen alle Buchhandlungen und königl. Postämter, letztere mit der tarifmäßigen Portovergütung, an.

* Die beiden Mergy.

(Fortsetzung.)

VII.

Die Folgen des Duells.

Das Duell war vorbei. Unser Sieger, Mergy, obwohl er gegen Comminges, den König der Raffinirten, also einen so glänzenden Triumph errungen hatte, war jetzt mehr in Verlegenheit als zuvor. Comminges war am Hofe gut bekannt, hatte dort Freunde und Anverwandte, von denen zu vermuthen war, daß sie seinen Tod, nicht ungerächt lassen würden. Außerdem hatte er mit Recht zu besorgen, daß der Admiral, von dem es bekannt war, daß er solchen rabulistischen Streichen von Grund des Herzens abgeneigt war, ihm über solches Unternehmen hart zürnen würde. Das erste war, daß er für die Heilung seiner, wiewohl nicht gefährlichen, doch nicht unbedeutenden Wunde Sorge trüge. Hier schaffte sein Freund, und seines Gegners Sekundant, Beville, schnell Rath, und brachte ihn in ein Haus, wo er vor allen Nachforschungen sicher war; denn obwohl der König mehr als tausend Begnadigungsgesuche für Duellanten jährlich unterzeichnete, und auch an der seinigen nicht zu zweifeln war, so wäre es doch ein unangenehmes Ding gewesen, wenn er, auch nur auf einige Tage, in gerichtlichen Gewahrsam gekommen wäre. —

Das Haus, in welches ihn Beville führte, war von einem alten Weibe bewohnt, die auf seinen Empfang schon ganz gefaßt schien. Die Alte pflegte ihn auf's beste, jedoch verhehlte sie ihm auf seine Frage, wo er sich denn eigentlich befinde, die Auskunft hierüber. Unsern Mergy genirte weder dieses noch die seltsame Heilmethode der Alten, die mehr mit Zauberkünsten, die jedoch der vorurtheilsfreie Mergy nur belächelte, als mit vernünftigen Heilmitteln ihn bediente, nicht im geringsten, um so weniger, als er auf den Verband seiner Wunde wirklich Besserung fühlte. —

Des Nachts, als er um sich etwas abzukühlen, ins Freie wollte, fand er alle Thüren verschlossen. Endlich stieg er vom Fenster in den Garten. — Hier nun machte er eine ganz seltsame Ueberraschung. Er sah, wie seine alte Pflegerin mit einer nobel gekleideten Dame allerhand Zauberkünste begann, und merkte nicht undeutlich, daß diese Veranstaltungen für ihn, für seine Heilung, getroffen waren. Jetzt nahm die Dame mit zitternder Hand ein Wachsbild, hielt es nach verschiedenen mysteriösen Vorbereitungen über die Flamme einer Spiritus-Lampe, und sprach die Worte: „Gleichwie dies Wachs sich erweicht und verbrennt durch diese flackernde Flamme, eben so, o! Bernhard Mergy, möge Dein Herz sich erweichen und in Liebe zu mir entbrennen!“ — Solche und ähnliche lächerliche Zauberformeln veranstalteten die Beiden noch mehrere, als Bernhard unwillkürlich seine Anwesenheit verrieth. Beide Zauberinnen sprangen plötzlich auf, und der erstaunte Mergy erkannte in der schönen Dame — Diana von Turgis. — Sie also war es, die um seine Genesung so besorgt war; sie war es, die seiner Gegenliebe durch Zaubermittel sich versichern wollte, während doch schon sie selbst einen so mächtigen Zauber auf des jungen Edelmannes Herz ausgeübt hatte.

Für einen sichern Aufenthalt und gute Pflege bis zu seiner Heilung, war, wie wir gesehen, bestens gesorgt gewesen; nun fehlte noch ein gutes fürsprechendes Wort bei dem Admiral, und die Begnadigung des Königs. Ersteres hatte ihm sein Bruder versprochen.

Digitized by Google

Nächsten Tages begab sich der Kapitän zum ehrwürdigen Admiral Coligny, um für seinem Bruder Fürsprache einzulegen. Der Admiral empfing ihn kalt, aber doch mit der Würde, die seinem Range gebührte. Weniger aber erwaetet kamen dem Kapitän die Worte, ja die Vorwürfe, als er dem Admiral die Ursache seiner Anwesenheit erzählt. Der tapfere edle Admiral war ein Feind von Duellen, ein Feind von allen, die sich mit solchen und ähnlichen rabulistischen Streichen befaßten. Ueberdies war dem Admiral von böswilligen verläumderischen Zungen die Sache in einem noch viel schlimmeren Lichte berichtet. Es war ihm nämlich erzählt worden, daß das Duell nicht nach den Regeln der Fechtkunst vor sich gegangen, sondern andere Handgriffe und unedle Vortheile benützt worden seien, die den Sieger gleichsam zum Mörder an dem Gefallenen stempelten. Unter solchen Verhältnissen kann man sich leicht vorstellen, daß der Admiral auf den fürsprechenden Bruder nicht gut zu sprechen war, dieser im Gegentheile manche bittere Rede einschieben mußte. So sagte unter anderm der Admiral, als sich Georg zur Bekräftigung, daß das Duell nach den Regeln der Kunst vor sich gegangen, seines Ehrenwortes bediente: es wundere ihn, wie ein Mann, der seine Religion verläugnet, noch von Ehre sprechen könne. Solche harte beleidigende Rede traf den Kapitän tief, doch er wußte sich dem edlen Admiral gegenüber zu mäßigen, und ging.

Obwohl hiedurch aufs Tiefste beleidigt, und aufs Innerste gekränkt, war Georg doch edel genug, eine meuchelmörderische Rache, die ihm von einer sehr hohen Person angerathen und sehr anempfohlen ward, da er durch die Entfernung des Admirals jener hohen Person einen großen Dienst erwiesen hätte, — auszuschlagen, sondern schickte vielmehr darauf dem Admiral ein Billet folgenden Inhalt: „Jemand, der Euch nicht liebt, dem aber seine Ehre theuer ist, räth Euch, euch vor dem Herzog von Guise und vielleicht vor einem noch Mächtigern zu hüten. Euer Leben ist bedroht.“

Dieser Brief machte keinen Eindruck auf Coligny's unerschrockene Seele. Es ist bekannt, daß er kurze Zeit hierauf, den 22. August 1572, durch einen Büchsenschuß von der Hand eines Nichtswürdigen, Namens Maurevel, verwundet wurde, der bei dieser Gelegenheit den Beinamen Schlächter des Königs erhielt.

Hatte freilich Georg bei dem Admiral nichts ausgerichtet, so blieb doch die Begnadigung Mergy's nicht lange aus. Als die Brüder, gerade nicht in der besten Laune, bei einander weilten, da sie doch um den Ausgang besorgt waren, trat plötzlich Beville ein, fiel Mergy sogleich um den Hals, und sagte: „Ich gratuliere mein Bester, hier ist Ihre Begnadigung, und es ist die Verwendung der Königin, welche sie Ihnen verschafft.“

Meegy zeigte hierüber weniger Erstaunen, als sein Bruder. In seinem Herzen schrieb er diese Gunst der schönen Gräfin Diana zu.

Der junge Mergy lebte jetzt die seligsten Tage mit der schönen Gräfin, die ihm ihre ganze Huld im vollsten Maße geschenkt hatte, und wenig mangelte er in ihrer Gesellschaft die Abwesenheit seines Bruders, des Kapitäns, der mit seiner Schaar Reiter auf einen Posten außerhalb Paris kommandirt war.

Oftmals versuchte es die Gräfin, deren Liebe zu dem jungen Ritter so außerordentlich war, daß dieses Verhältniß nicht mehr geheim blieb, den Hugenotten zu bekehren, oder zu überreden, ihre Religion anzunehmen. Aber alle ihre Bemühungen, all' ihre Beredtsamkeit blieb fruchtlos.

Unterdeß war jener meuchelmörderische Angriff auf den Admiral Coligny gemacht worden; wodurch dieser schwer verwundet war. Dies außerordentliche Ereigniß blieb nicht ohne Folgen, die Freunde des Admirals suchten ihn zu rächen, ja selbst der König that anfangs als ob er die Meuchelmörder mit ärgster Strenge verfolgen wollte. Unter solchen Verhältnissen kam es zwischen den Adelichen beider Konfessionen, denn man hatte den Angriff des Admirals, zugleich als den Angriff auf die Religion angesehen, bald zu traurigen, und thätlichen Auftritten. Hier durchzog ein Trupp Edelleute die Straßen, um sich an den ihnen entgegen Kommenden zu rächen, eine dumpfe, Unglück verkündende Gährung herrschte im Volke. Manchmal kam es zu thätlichen Auftritten auf den Straßen, in deren eine unser Mergy verwickelt wurde, woraus er mit zerschlagenem Körper davon kam, und es nur der glücklichen Dazwischenkunft eines Franziskaners, welcher ihn kannte, zu verdanken hatte, daß er mit dem Leben davon kann.

VIII.

Der unangenehme Auftrag.

Eine Anzahl leichte Reiter sprengten durch das Thor St. Antoine zu Paris herein. Der Kapitän

Digitized by Google

Mergy war an ihrer Spitze. Sie hielten. An dem Staub konnte man erkennen, daß sie weit und eiligst hergekommen waren. Die Soldaten ersuchten den Kapitän, ob sie die Pferde nicht füttern dürften, was aber dieser diesmal beharrlich verweigerte. Dies, wie das stille tiefsinnige Benehmen des Hauptmanns, der doch sonst besonders auf dem Marsche mit seinen Soldaten höchst leutselig und freundlich gewesen war, machte die Soldaten stutzig, und sie vermutheten, daß eine wichtige That ihnen bevorstehe. Der Hauptmann ritt in tiefem Nachsinnen vor der Kompagnie auf und ab, was die Zweifel und Ungewißheit der Mannschaft noch mehr erhöhte. Endlich kamen in der Ferne zwei Reiter quer über den Weg, und eilten auf den Trupp zu. Der Eine der Beiden war prächtig gekleidet, sein Hut mit Federn überschattet, er trug eine grüne Feldbinde und ritt ein Schlachtroß.

Die beiden Herren hielten ihre Pferde an, wie sie sich dem Kapitän näherten.

„Ich grüße den Herrn von Mergy," sagte der mit der grünen Feldbinde. „Erinnert er sich seines Dieners Thomas von Maurevel?"

Maurevel's neues Verbrechen war dem Kapitän noch unbekannt; er wußte nur, daß er der Mörder des braven Mouy war, und antwortete ihm sehr trocken: „Ich kenne Herrn von Maurevel nicht. — Vermuthlich kommt Ihr, um uns endlich zu wissen zu thun, warum wir eigentlich hier sind."

„Herr, es kömmt darauf an, unsern guten König und unsere geheiligte Religion aus der ihnen drohenden Gefahr zu retten."

„Und worin besteht denn diese Gefahr?" fragte Georg mit verächtlichem Tone.

„Die Hugenotten haben sich gegen den König verschworen; doch Gott sey Dank! sind ihre verbrecherischen Plane entdeckt worden, da es noch Zeit war, und alle guten Christen sollen sich diese Nacht vereinigen, um sie im Schlafe zu ermorden."

„Was höre ich?" rief Mergy, vor Abscheu schaudernd.

„Die Bürger sind bewaffnet, fuhr Maurevel fort; „die französische Leibgarde und dreitausend Schweizer sind in der Stadt. Wir haben mehr als sechzigtausend Mann; um eilf Uhr wird das Zeichen gegeben, und dann beginnt der Tanz."

„Nichtswürdiger Meuchelmörder! was für eine schändliche Lüge bringst du da vor? Der König befiehlt keinen Mord — — höchstens mag er ihn bezahlen."

„Keine Aufwallung, Herr Kapitän; wenn mich nicht der Dienst des Königs in diesem Augenblicke gänzlich beschäftigte, so würde ich Eure Schimpfreden zu beantworten wissen. Höret denn. Ich komme von Sr. Majestät, Euch den Befehl zu bringen, mich mit Eurem Trupp zu begleiten. Wir haben es mit der Straße St. Antoine und dem benachbarten Viertel zu thun. Ich bringe Euch ein genaues Verzeichniß von allen, die wir abzufertigen haben. Der ehrwürdige Pater Malebouche hier wird Eure Leute ermahnen, und weiße Kreuze unter sie austheilen, so wie alle Katholiken sie tragen werden, damit man nicht im Finstern die Gläubigen mit den Ketzern verwechsele."

„Und ich sollte meine Hand dazu leihen, die Leute im Schlafe zu ermorden?"

„Erkennt Ihr Karl den IX. für Euren König? Ist Euch die Unterschrift des Marschalls von Retz bekannt, dem Ihr Gehorsam schuldig seyd?" Mit diesen Worten übergab ihm Maurevel ein Blatt Papier, das er aus seinem Gürtel zog.

Mergy rief einen der Reiter herbei, und beim Scheine einer Strohfackel, die man an einer brennenden Lunte angezündet, las er einen Befehl im Namen des Königs, in welchem dem Kapitän aufgegeben ward, der Bürgergarde Hülfe zu leisten, und Herrn von Maurevel in Sachen eines Dienstes zu gehorchen, in Betreff dessen letzterer ihm das Weitere mittheilen würde. Dem Befehl war ein Verzeichniß von Namen unter folgender Ueberschrift beigefügt: Verzeichniß der Ketzer, welche in dem Stadtviertel St Antoine zu tödten sind. Das Licht der Fackel, welche einer der Reiter in der Hand hielt, zeigte allen Soldaten die heftige Bewegung, welche ihrem Anführer dieser ihnen noch unbekannte Befehl verursachte.

„Nimmermehr werden meine Leute sich zu Meuchelmördern hergeben," rief Georg aus, indem er Maurevel die Schrift ins Gesicht warf.

„Gute Leute," rief Maurevel die Stimme erhebend und sich an die Soldaten wendend, „die Hugenotten wollen den König und die Katholiken ermorden. Wir müssen ihnen zuvorkommen; diese Nacht, während alle im Schlaf versunken liegen, wollen wir sie umbringen, und der König vergönnt Euch, ihre Häuser auszuplündern!"

Digitized by Google

Ein wildes Freudengeschrei ertönte in allen Gliedern: „Es lebe der König! Tod den Hugenotten!“

„Schweigt in den Gliedern,“ rief der Kapitän mit donnernder Stimme. „Ich allein habe diesen Reitern zu befehlen. Kameraden, was dieser Elende sagt, kann nicht wahr seyn, und wäre es, und hätte der König es befohlen, so werden doch meine Leute niemals wehrlose Menschen ermorden wollen.“

Die Soldaten schwiegen.

„Es lebe der König! Tod den Hugenotten!“ riefen Maurevel und sein Gefährte zugleich, und einen Augenblick darauf wiederholten die Soldaten: „Es lebe der König! Tod den Hugenotten!“

„Wohlan denn! Kapitän, werdet Ihr gehorchen?“ sagte Maurevel. „Ich bin nicht länger Kapitän,“ rief Georg, seinen Ringkragen und die Feldbinde abreißend.

„Ergreift den Verräther,“ schrie Maurevel, den Degen ziehend. „Nieder mit dem Aufrührer, der seinem Könige den Gehorsam versagt!“ Doch kein Soldat wagte es die Hand gegen seinen Anführer zu erheben. Georg schlug Maurevel den Degen aus der Hand, aber anstatt ihn mit dem seinigen zu durchstoßen, begnügte er sich ihm mit dem Knopfe einen so heftigen Schlag ins Gesicht zu versetzen, daß er rücklings vom Pferde stürzte.

„Ich verlasse Euch, Feiglinge,“ sagte er zu seinem Trupp, „ich glaubte Soldaten zu haben, und sehe daß es nur Straßenräuber sind.“ Dann wandte er sich zu dem Fähnrich: — „Alphons, wenn Ihr Hauptmann zu werden wünscht, so gibt es hier eine gute Gelegenheit. Stellt Euch an die Spitze dieser Räuberbande.“ Bei diesen Worten gab er seinem Pferde die Sporen und ritt gegen die Mitte der Stadt zu. Der Fähnrich folgte ihm ein paar Schritt nach, allein bald hielt er den Galopp seines Pferdes an, brachte es in den Schritt, hielt dann still, wandte um und kehrte zu der Kompagnie zurück, ohne Zweifel denkend, daß der Rath des Kapitäns, obgleich im Zorne gegeben, doch nicht ganz übel sein möchte.

Einen Augenblick hatten die Vorwürfe des Kapitäns die Soldaten zurückgehalten, allein sobald sie sich von ihm befreit sahen, und die Aussicht einer schönen Plünderung vor sich hatten, schwangen sie ihre Säbel über den Häuptern und schwuren Maurevels Befehlen zu gehorchen.

(Fortsetzung folgt.)

Miszellen.

Deukalion und Pyrrha

warfen Steine rückwärts über ihre Köpfe, daraus wurden Menschen. Viele Menschen verläugnen noch heutzutage diesen Ursprung nicht. Aus dem Asbest, der dem Feuer widersteht, gingen die Gleichgiltigen hervor; aus dem Kalkstein Aufbrausende, aus dem Glockensteine, der wie Erz tönt, Schwätzer; aus dem Kolubrin, der keine Politur annimmt, grobe Leute; aus dem Dintenstein — Vielschreiber; aus dem Tropfstein — weinerliche Tröpfe; aus dem Galmay, der durch Feuer einen Silberglanz erhält, die wahrhaft Frommen; aus dem Feuerstein, dem der harte Stahl Funken entlockt, die Genies; aus dem Schaumstein, der in den Flammen kocht, die Helden; aus dem Schminkstein — die Koketten; aus dem Probierstein — die treuen Freunde. Der leuchtende Stein gab edle Frauen; der Mühlstein Haus- und Land-Tyrannen; der Veilchenstein — sanfte Seelen; der Oelstein — spröde Mädchen; der Glimmer — Stutzer; der Diamant Wohlthäter der Menschen. Der Stein der Weisen — Narren! —

Eines Kriegers Ansicht vom Kriege. Der Prinz Eugen, bekanntlich einer der ausgezeichnetsten Feldherren seiner Zeit, äußerte sich über den Krieg mit den Worten; „Der Ruhmesdurst schleicht sich bisweilen in unsere Kabinette in der heuchlerischen Gestalt der Nationalehre. Er stützt sich auf eingebildete Beleidigungen und veranlaßt eine starke und beleidigende Sprache; so reizen sich die Völker eine Zeit lang gegenseitig, bis endlich mehrere hunderttausende erschlagen werden. Das Verlangen nach Krieg geht meist von denen aus, die denselben und seine Uebel nicht aus eigener Erfahrung kennen, wie von Ministern, Weibern und müßigen Kannengießern in großen Städten. Ich äußerte einmal, alle die großen Herren und Damen, die Krieg verlangen, sollten angehalten werden, jeder 4000 Dukaten zu den Kosten beizutragen oder selbst mit in das Feld zu ziehen. Nur Unkenntniß oder Leichtsinn treiben die Cabinette zum Kriege.“ (Scheinen diese Worte nicht in Bezug auf die gegenwärtige Lage geschrieben zu sein?)

Verlegt und redigirt unter Verantwortlichkeit der S. Geiger'schen Buchdruckerei.

Digitized by Google

№ 101. **Der Erzähler.** 16. December 1840.

Ein

Unterhaltungsblatt für Jedermann.

Fünfter Jahrgang.

Augsburg. Dieses Blatt erscheint jeden Mittwoch und Samstag, und kostet dahier vierteljährlich 15 kr., halbjährig 30 kr. und jährlich 1 fl.; auswärts ist der Preis: vierteljährlich 18 kr., halbjährig 36 kr. und jährlich 1 fl. 12 kr. Bestellungen nehmen alle Buchhandlungen und königl. Postämter, letztere mit der tarifmäßigen Portovergütung, an.

Hans Gerstenkorn.

Es waren einst drei Könige,
Drei mächt'ger Reiche Erben,
Die schwuren einen theuren Eid:
Hans Gerstenkorn soll sterben.

Sie pflügten ihn mit Eisen scharf,
Begruben ihn im Boden,
Und schwuren einen theuren Eid,
Hans sei jetzt bei den Todten.

Da kam der muntre Frühling her,
Und regnete ein wenig;
Hans Gerstenkorn stand wieder auf.
Drob staunten baß die König'.

Und als der heiße Sommer kam,
Thät der ihn wohl bedenken
Mit Gliedern stark und Spitzen scharf;
Nun durft' ihn Keiner kränken.

Doch als der Herbst nun kam ins Land,
Da ward er blaß und kränklich,
Er konnte nicht mehr aufrecht stehn
Und schwankte gar bedenklich;

Verlor die Farbe mehr und mehr
Und ward vor Alter schwächlich.
Das sahen die grimm'gen Feinde kaum,
Da nahten sie gemächlich:

Sie nahmen Messer, scharf und breit,
Und schnitten ihm die Beine,
Dann packten sie ihn auf 'nen Karrn,
Wie Diebe oder Schweine.

Sie warfen auf den Rücken ihn
Und prügelten ihn schändlich,
Sie hängten ihn im Winde auf
Und drehten ihn unendlich.

Drauf ließen in ein dunkles Loch
Sie vieles Wasser laufen,
Drein schmissen sie Hans Gerstenkorn,
Er konnte drin ersaufen.

Sie warfen auf dem Boden ihn,
Nicht müde, ihn zu plagen;
Wenn er noch Lebenszeichen gab,
Ward er noch mehr geschlagen.

Sie brannten ihm in Feuersgluth
Das Mark aus seinen Knochen;
Dann hat ein Müller Glied für Glied
Mit Steinen ihm zerbrochen.

Drauf nahmen sie sein Herzblut 'raus
Und füllten es in Becher;
Jemehr davon ein Jeder trank,
Je froher ward der Zecher.

Hans Gerstenkorn war stark und kühn,
Ein Held, wie wen'ge leben,
Denn wenn du kostest nur sein Blut,
Wird sich dein Muth erheben.

Es macht vergessen alles Weh,
Erhöhet alle Freude,
Die Thräne trocknet es im Aug'
Und machet Lust aus Leide.

Drum lebe hoch Hans Gerstenkorn,
Das Glas zur Hand, Gesellen,
Und möge seine Sippschaft nie
Im unsrem Lande fehlen!

---

* Die beiden Mergy.

(Fortsetzung.)

IX.

Die Nacht des Schreckens und des Mordes.

Mergy eilte der Stadt zu. Sein einziger Gedanke war, seinen Bruder zu retten, oder mit ihm zu sterben. Leider aber traf er seinen Bruder nicht zu Hause. Seine Vermuthung war, ihn bei der Gräfin

von Turgys zu treffen, da ihm der Bediente keine Auskunft über seinen Aufenthalt geben konnte. Er glaubte, sein Bruder werde bei der Gräfin deren Verhältniß mit diesem ihm nicht unbekannt war, einen Besuch abgestattet, und diese ihn wegen der drohenden Gefahr, deren Ausbruch er auf den Straßen bereits merkte, bis zu dieser späten und ungewöhnlichen Stunde zurückgehalten haben, um das theure Leben des Geliebten zu schützen. Und er hatte sich nicht geirrt. Auf dem Wege zu der Gräfin mußte sich der Kapitän durch verschiedene Gefahren und Anstände durchwinden: — es wüthete bereits die Pariser-Bluthochzeit, die wohlbekannte Bartholomäus-Nacht, in ihrer vollsten Grausamkeit.

Wir wollen hier eine Beschreibung dieser Gräuelscenen, die stets einen Schandflecken der Menschengeschichte bilden werden, unterlassen, ja hätten jede Erwähnung derselben gänzlich umgangen, wäre dieselbe nicht mit dem Lebensverlaufe der beiden Brüder, welche die Hauptheiden unserer Erzählung sind, in so enger Verbindung. — Jeder welcher die Geschichte dieses Zeitraumes kennt, kennt auch jene schrecklichen Vorfälle; und wer sie nicht kennt, dessen Herz wollen wir nicht durch diese schrecklichen Gräuel mißstimmen, und seine Gedanken auf jenes Blutbad hinführen.

Der junge Mergy befand sich in den Stunden vor jenem gräßlichen Auftritte, wo viele tausend Hugenotten im Schlafe hingeschlachtet wurden, wirklich im Hause der Gräfin. Diese hatte nichts versäumt, durch Liebe, Ernst, Darstellung seiner gräulichen Lage, und besonders durch die Herrschaft die sie durch Liebe und Zorn, an Bernhard ausübte, denselben zu bestimmen, daß er zu ihrer Religion überträte. — Doch alle Beredsamkeit, alle ihre Mühe war vergebens! Nichts, nicht ihre Verzweiflung, nicht das Vorschweben eines gewissen Todes, nichts konnte den jungen Kalvinisten bewegen zu dem, was die Gräfin von ihm forderte, und die Nothwendigkeit, wenn er sein Leben retten wollte, erheischte! Er blieb standhaft, und entwand sich mit Mühe der halb wahnsinnigen Gräfin, die nach dem Glauben sein Theuerstes gewesen war; und die ihn jetzt fieberhaft und mit der Wuth eines gereizten Tigers zurück halten wollte. Eben wollte er mit Verzichtung auf seine Liebe, auf sein Leben, auf seine Freiheit, hinausstürzen unter die Kämpfenden, um sein Leben so theuer als möglich zu verkaufen, als sein Bruder Georg eintrat. Georg kam selbst nur mit Lebensgefahr und nach Ueberwindung vieler Schwierigkeiten, an das Gebäude der Gräfin, wo er, da man ihn erkannte, gerne schnell eingelassen wurde. Seine Schilderungen über den schrecklichen Zustand waren höchst traurig, und die beiden tapfern Edelleute sahen wohl ein, daß ein Widerstand rein unmöglich, und ein derartiger Versuch, nichts anders als wahnsinniger Selbstmord sey. — Die Gräfin, durch des Kapitäns Gegenwart so ziemlich wieder zur Fassung zurück gekommen, war vor allem darauf bedacht, ihren geliebten Bernhard zu retten, denn Georg als Katholik hatte ohnedies nichts zu befürchten. Schon wurde der schöne Plan ausgemacht, daß sie alle drei miteinander vereint, wenn sich der vorzügliche Brand der Verfolgung gelegt, in wenigen Tagen Paris verlassen, und nach Deutschland fliehen wollten. Der Kapitän konnte die nöthigen Voranstalten zur Flucht bewerkstelligen, da er sich nicht wie sein Bruder verborgen zu halten brauchte, und schon sahen die Gräfin und Mergy einer glücklichen Zukunft entgegen, schon träumten sie jenseits des Rheins in glücklichster Ehe zu leben, während eine eheliche Verbindung auch ohne diesen schrecklichen Auftritt, wegen der Verschiedenheit der Glaubens-Bekenntnisse in Paris für sie eine Unmöglichkeit gewesen wäre. — Doch der Mensch denkt, und Gott lenkt! Es sollte anders kommen, als die Liebenden gehofft haben! Der Kapitän wurde wegen seiner Widersetzung gegen seinen Vorgesetzten zur Verantwortung gezogen, und in strenge Haft gebracht. Die Untersuchungen nach versteckten Hugenotten wurde auf's eifrigste betrieben, und da die Gräfin, ohne die größte Gefahr für ihren Mergy es nicht mehr länger für räthlich hielt, ihn verborgen zu halten, so hatte sie große Mühe, um Mergy's Leben zu retten, ihm unter Vermummung zur Flucht zu bewegen.

X.

Die Flucht.

Mergy betrat mit klopfendem Herzen in der Verkleidung als Franziskaner-Mönch die Flucht. Sein Weg ging nach der Stadt und Festung Rochelle, wo er Freunde und Glaubensgenossen zu finden gewiß war. Er hoffte nun dort wenigstens auf kurze Zeit ein ruhiges Leben zu treffen, da die sehr wohl befestigte Stadt noch gänzlich in den Händen der Hugenotten war. — Auf dem Wege dahin fehlte

Digitized by Google

es ihm nicht an Abentheuern, die ihn besonders nicht aus Mangel an persönlicher Tapferkeit, sondern weil er alle Augenblicke fürchten mußte, er werde erkannt, in Verlegenheit setzten. So traf er auf dem Wege mit noch einem Bruder des nämlichen Ordens, wenigstens dem Anscheine nach, zusammen, und zwar bei einer Gelegenheit, wo keiner dem andern mehr ausweichen konnte. Seine Verlegenheit vermehrte noch der Umstand, das die Wirthin von Beiden ein christliches Tischgebet verlangte, doch wußte er sich mit Angst und Schrecken vor solchen Anträgen zu bewahren. Der andere Pater Franziskaner war in einer nicht mindern Verlegenheit, da er öfters zum lauten Beten durch die Wirthin aufgefordert wurde. Dazwischen gab es noch unangenehme Auftritte. In dem Wirthshause wo die beiden Patres eingekehrt waren, kam es zwischen den Gästen dort, welches junge rohe Männer, nicht vom besten Schlage waren, zum Streit, und da einer aus jener Rotte dem ältern Pater Franziskaner eine Ohrfeige gab, so kam es sofort auch gleich zum Handgemenge. In diesem hätten die beiden Herrn Patres unstreitig der Menge unterliegen müssen, aber der vermummte Mergy zog seinen Degen unter dem Gewande hervor, während der ältere Franziskaner einen achtzehn Zoll langen Dolch gleichfalls zeigte. Diese Beweismittel waren für jenes Gesindel eindringlicher als gute Worte, und der Friede war bald wieder hergestellt, nun war einer der Angreifer auf den Tod verwundet. Die übrigen flohen. Die Wirthin verband den Verwundeten, und plünderte hierauf dessen Taschen. Die beiden Patres bezahlten ihre Zeche, und brachen auf. Mergy hielt seinen Kollegen den Franziskaner, seitdem er den langen Dolch bei ihm gesehen, auch nicht für das, was er nach seinem frommen Gewande schien. Bald erfuhr er auch im Gespräche, daß auch der ältere vermeintliche Franziskaner ein vermummter Flüchtling, wie er selber war. Es war der Hauptmann der Reitres, Dietrich Haustein, der nämliche, den Mergy bei seiner Abreise vom heimathlichen Heerde nach Paris in der ersten Nachtherberge getroffen hat, der nämliche, dessen Trompeter ihm das Pferd gestohlen. Sie freuten sich, wenn gleich Beide jetzt flüchtig und in Gefahr, erkannt zu werden, daß sie sich getroffen hatten, und lachten recht herzlich darüber, daß einer dem andern in dieser Vermummung eine solche Verlegenheit bereitet habe.

(Schluß folgt.)

Miszellen.

Ein stolzer Soldat.

Bei einem der heißesten und mörderischsten Kämpfe des Feldzugs in Portugal wurde das 27. französische Regiment von den Engländern umgangen und von allen Seiten angegriffen. Dem Obersten zerschmetterte eine Kugel das Bein und tödtete das Pferd. Man hielt ihn für todt und dachte nur daran ihn zu rächen. Die Engländer wurden wirklich zurückgetrieben, aber keinem fiel es ein, den Obersten fortzuschaffen. Endlich sagte ein kleiner hagerer Sergeant, Chesquier mit Namen, zu zwei seiner Kameraden, es wäre eine Schande, dem Feinde den Leichnam ihres Obersten zu überlassen. „Kommt, laßt uns ihn aufheben.“ Die drei kehrten also um, aber nur einer gelangte an den Baum, wo der Leichnam lag, die beiden andern fanden unterwegs ihren Tod. Der kleine Chesquier versuchte vergebens, den schweren Körper auf die Schultern zu nehmen; sein Muth war größer als seine Kräfte und er sank immer wieder unter der Last nieder. Mit einemmale bemerkte er in einiger Entfernung zwei feindliche Offiziere. Diese rief er, indem er sein Gewehr auf sie anlegte. Die Offiziere kamen herbei, um den einzelnen Mann gefangen zu nehmen, aber ehe sie heran kamen, hatte Chesquier den einen verwundet; dem andern ging er entgegen und es begann ein Kampf Mann gegen Mann, dessen Ausgang lange ungewiß zu sein schien. Endlich blieb Chesquier Sieger und der an beiden Armen verwundete Engländer gab sich gefangen. Da band Chesquier ihn und den andern an den Schweif eines Pferdes, nachdem sie ihn hatten den todten Körper des Obersten in den Sattel heben helfen müssen. So kam er mit dem Obersten und seinen zwei Gefangenen im Lazarethe an. Der Chirurg erklärte, daß der Oberst noch nicht ganz todt sei. Durch sorgfältige Behandlung kam er bald wieder zu sich und er schloß den Sergeanten, als er erfahren, was er demselben verdanke, in seine Arme. Bei dieser Umarmung stieß Chesquier einen Schmerzenston aus, denn er bemerkte erst jetzt, daß er am rechten Arme verwundet sei. „Zieh deine Uniform aus,“ rief ihm der Chirurg zu, „damit ich Dich verbinden kann.“ Chesquer zögerte und wurde roth. Der Chirurg zog ihm selbst die Uniform ab und es ergab sich, daß der Sergeant — ein Mädchen war. Die gefangenen Offiziere stampften vor Wuth, als sie erfuhren,

Digitized by Google

daß ein Mädchen sie gefangen genommen hatte. Sie war statt ihres schwächlichen Bruders ins Feld gezogen. Der General, welcher die Brigade befehligte, begab sich sobald er erfahren hatte, was geschehen war, zu Virginien, überbrachte ihr das Kreuz der Ehrenlegion und gab ihr den Abschied. Sie kehrte in ihre Heimath zurück und lebte noch lange als ein Muster von Rechtlichkeit und Unbescholtenheit.

Justiz in Persien.

Eine Frau, erzählt einer der Franzosen, die der letzten Gesandtschaft in Persien beiwohnten, hatte im Verein mit ihrem Liebhaber ihren Mann ermordet. Beide wurden verhaftet; der Liebhaber der Frau gestand das Verbrechen, die Frau aber leugnete und vertheidigte sich so gut sie konnte. Sie wurde dennoch verurtheilt und zwar zu der Strafe, lebendig begraben zu werden. Der Liebhaber war reich und machte sich nach dem Gesetze dadurch frei, daß er die für Todtschlag bestimmte Summe Geld zahlte. Die unglückliche Frau wurde an die Stelle geführt, wo die Strafe an ihr vollzogen werden sollte und wo der Gouverneur hatte ein Zelt aufschlagen lassen, damit seine Frauen das häßliche Schauspiel sehen und sich ein heilsames Beispiel daran nehmen möchten. Man grub das Grab im Beisein des Opfers, es sollte sechs Fuß tief sein, da dies aber wahrscheinlich zu viel Mühe machte, so grub man nur zwei Fuß tief. Während dieser traurigen Vorbereitungen erschienen die Mollahs und baten den Gouverneur um die Begnadigung der unglücklichen Frau: „Zahlt zweihundert Tomans (650 Thlr.),“ antwortete der würdige Mann, „und die Frau ist Euer.“ Da Niemand erschien, so ging er auf 100 und endlich auf 50 Tomans herunter, ohne aber einen Käufer finden zu können. Das Urtheil wurde demnach vollzogen. Der Henker band der Frau die Hände, nahm sie und legte sie in das Grab, warf die Erde auf sie und eine Viertelstunde später rauchte er ruhig, auf der frischen Erde sitzend, welche das einsame Grab seines Opfers bedeckte, eine Pfeife.

Seltsame Wetten.

Man hört auch dieses Jahr wieder von mancherlei seltsamen Wetten. Man versichert, ein Mitglied des Jockey-Clubs in Paris habe gewettet, eine halbe Stunde Wegs auf den Händen zu laufen und eher an das Ziel zu kommen als ein Pferd, das man rücklings laufen lasse. Es sind das Wetten, wie sie in früherer Zeit in England häufig vorkamen, wo z. B. Jemand wettete, fünfzehn englische Meilen in der Stunde zu reiten ohne Sporen und Sattel und verkehrt auf dem Pferde sitzend, mit dem Gesichte nach dem Schweife zu, oder ein anderer, früher an einer gewissen Stelle in Reiterstiefeln zu kommen; als ein anderer mit einem aufgespannten Regenschirme. Endlich wettete ein Dritter 1000 Pfund Sterling, auf allen Vieren und maskirt um fünf Uhr früh im Hydepark herumzukriechen und seine ebenfalls maskirte Frau dabei auf dem Rücken zu tragen, die nahe an 200 Pfund wog.

Die Leiche eines Fashionable.

Kürzlich fand man in einer belebten Straße von Paris am frühen Morgen einen Todten, einen dem Anscheine nach noch jungen Mann. Es war keine äußere Verletzung an ihm zu bemerken; er schien von einem Balle nach Hause zurückkehren zu wollen, und war sehr elegant gekleidet. Neben ihm lag ein feiner Hut; er trug einen Frack à la Française, Pantalons aus der Werkstatt eines der ersten Modeschneider, Stiefel von Glanzleder, gelbe Handschuhe, eine lange, seidene Cravatte, und, seltsam! diese äußere Eleganz mußte verdecken, daß ihm Hemd und Strümpfe fehlten. Wahrscheinlich hatte ihn ein Blutschlag getroffen; seine Hände waren so angeschwollen, daß man ihm nicht die feinen Glacéhandschuhe ausziehen konnte. Er ward in der Morgue ausgestellt, aber Niemand fand sich, der ihn erkannte.

Ein französischer Rekrut wurde letzthin, statt eines andern, aus Versehen in das Hospital gebracht. Man legte ihn dort in das Bett, brachte ihm Brodwasser zum Getränk und empfahl ihm, recht viel davon zu trinken. Er trank es kannenweise. Es wurden ihm andre Dinge zum Trinken und Einnehmen gebracht und er nahm alles ohne Widerstreben. Als sich endlich der Irrthum aufklärte und man den Rekruten fragte, warum er es nicht gesagt habe, daß er nicht krank sei, antwortete er: „Meine Vorgesetzten haben mir gesagt, die erste Pflicht des Soldaten sei zu schweigen und zu gehorchen.“ —

Verlegt und redigirt unter Verantwortlichkeit der G. Geiger'schen Buchdruckerei.

Digitized by Google

№ 102. 19. December 1840.

Der Erzähler.

Ein

Unterhaltungsblatt für Jedermann.

Fünfter Jahrgang.

Augsburg. Dieses Blatt erscheint jeden Mittwoch und Samstag, und kostet dahier vierteljährlich 15 kr., halbjährig 30 kr. und jährlich 1 fl.; auswärts ist der Preis: vierteljährlich 18 kr., halbjährig 36 kr. und jährlich 1 fl. 12 kr. Bestellungen nehmen alle Buchhandlungen und königl. Postämter, letztere mit der tarifmäßigen Postvergütung, an.

* Die beiden Mergy.

(Schluß.)

XI.

Belagerung von La Rochelle.

Die beiden Wanderer waren glücklich in dieser Stadt angekommen, und fanden dort unter dem tapfern General La Noue bereitwillige Aufnahme. Dieser nahm den jungen Mergy als seinen Adjutanten an, und Dietrich Haustein bekam eine Kompagnie Büchsen-Schützen unter sein Kommando. La Noue hatte viel schon für die Sache der Kalvinisten gefochten, und wiewohl er nur mehr einen Arm hatte, denn sein rechter war von Eisen gemacht, und vorne mit einem Hacken, um das Pferd zu lenken, versehen, so tummelte er doch wacker sein Streitroß, und führte in der Linken eben so geschickt die Pistole; als wie den Haudegen. Alle seine Versuche, die Stadt mit der Regierung des Königs Karls des Neunten zu vereinigen, waren fruchtlos, gescheitert vorzüglich an den bösen Einflüsterungen, welche bei Hofe herrschten, theilweise auch an dem Widerwillen der Bewohner dieser Stadt. La Rochelle war der Hauptsitz der Kalvinisten, der festeste Wall derselben gegen feindliche Angriffe, überhaupt als die Hauptstadt des ganzen südlichen Frankreichs zu betrachten.

Gegenwärtig war das Loos von la Rochelle rein auf ihr Schwert, auf ihren Muth beschränkt. Der General hatte gegen die königlichen Truppen, die es hart belagerten, öftere Ausfälle gemacht, und ihnen immer den größten Schaden zugefügt, so daß die königliche Belagerungsmannschaft, hätten sie nicht immer Sukkurs erhalten, längst von den Belagerten aufgerieben worden wären. Oefter hat la Noue unter sehr vortheilhaften Bedingungen den Frieden an, der aber von den feindlichen Befehlshabern nie angenommen ward.

Die Belagerten hatten eben einen gelungenen Ausfall gegen die vorgerückten Werke der königlichen Truppen gemacht, einen Theil der Laufgräben gefüllt, mehrere Schanzkörbe umgestürzt, ohngefähr hundert Feinde getödtet, eine weit größere Zahl aber zu Gefangenen gemacht, die von den siegreichen Truppen in die Stadt geführt wurden. La Noue hatte Mühe, die armen Wehrlosen gegen die Wuth des Pöbels zu schützen, und Mergy und seine Reiter mußten oft Gewalt anwenden, um den Worten des Generals Nachdruck zu geben. Vor dem Rathhause angelangt, wurde der Sieger mit Freuden empfangen, sehr unwillig dagegen seine zum Frieden mahnenden Worte, von den Bürgern und den Vorstehern aufgenommen.

Endlich nahte der Tag, wo der General trotz seinen friedlichen Gesinnungen einsah, daß man mit einem bedeutenden Schlag dem Feinde begegnen müsse, um sich selber zu retten, denn außer an Lebensmitteln begann auch es schon an Kriegsmaterial zu mangeln. Die Gelegenheit war günstig, ein feiner kalter Regen fiel die Nacht hindurch, die Belagerer, waren, da sie nur im Freien kampiren konnten, halb erstarrt, viele derselben selbst krank. Die Belagerten hingegen hatten die Nacht unter schützendem Dache wohl geruht, und des Morgens war unter die Soldaten Branntwein ausgetheilt worden, und so war wohl zu hoffen, daß die Belagerten, obwohl an Anzahl schwach, doch körperlich rüstig und tüchtig, Muth beseelt und Rache dürstend, bei einem unerwartetem Ueberfalle den halb erstarrten Feinden eine tüchtige Niederlage beifügen würden.

Der Ueberfall begann, die Vorposten wurden, ohne daß sie einen Laut geben konnten, aufgehoben, la

Digitized by Google

Noue's Soldaten hatten über das königliche Heer, das vor Kälte sich der Schießwaffen kaum bedienen konnte, schnell bedeutende Vortheile errungen, eine Mühle, in die sich viele derselben geflüchtet, gerieth durch das viele Gewehrfeuer zufällig in Brand, und viele Soldaten des königlichen Heeres, welche bisher den Kugeln und Schwertern der Belagerer entkommen waren, fanden hier in den Flammen einen unglücklichen Tod, oder wurden von dem einstürzenden Gebäude erschlagen. Schon füllten sich mit Leichen die Laufgräben, und der Feind war bereits auf das letzte der Belagerungswerke zurückgetrieben. Doch auch dieses wurde bald erstürmt.

Mergy war einer der ersten gewesen, die den Graben und die Brustwehr eingenommen; er schöpfte nur einen Augenblick Athem, und grub mit der Spitze seines Dolches Diana's Namen auf eine der Kanonen der Batterie, dann half er den übrigen die Werke der Belagerer zerstören.

Ein Soldat hatte einen Offizier der Katholiken, der kein Lebenszeichen gab, beim Kopfe ergriffen, ein andrer hielt ihn bei den Füßen, und ihn nach dem Takte hin und herwiegend, bereiteten sich beide, ihn in den Graben zu stürzen. Auf einmal öffnete der vermeinte Todte die Augen, erkannte Mergy und schrie: „Herr von Mergy! Gnade! Gnade! ich bin Euer Gefangener! Rettet mich! Erkennt Ihr nicht Euren Freund Beville?“ Das Gesicht des Unglücklichen war ganz mit Blut bedeckt, und mit Mühe erkannte Mergy in dem Sterbenden jenen jungen Höfling, den er so fröhlich und voll Leben verlassen. Sorgfältig ließ er ihn auf das Gras niederlegen, verband seine Wunde, und nachdem man ihn so gut es möglich, quer über ein Pferd befestigt, befahl er ihn behutsam in die Stadt zu bringen.

Als er ihm Lebewohl sagte und das Pferd aus der Batterie herausführen half, ward er einen Trupp Reiter gewahr, die im Trab zwischen der Stadt und der Mühle vorrückten. Allem Anscheine nach war es eine Abtheilung des Heeres der Katholiken, welche ihnen den Rückzug abschneiden wollte. Mergy eilte La Noue hievon zu benachrichtigen: „Wenn Ihr mir vierzig Büchsenschützen anvertrauen wollt,“ sagte er, „so werfe ich mich hinter den Zaun, der den Hohlweg einfaßt, durch den sie kommen, und wenn ich sie nicht schnell zum Umlenken bringe, so mögt Ihr mich hängen lassen.“

„Wohl, mein wackrer Bursche, aus dir wird einst ein tüchtiger Feldherr. Hier! folgt diesem Officier und führt seine Befehle aus.“

In einem Augenblicke hatte Mergy seine Schützen längs der Hecke geordnet; er befahl ihnen, sich auf ein Knie niederzulassen, ihre Gewehre in Bereitschaft zu halten, und vor allen Dingen nicht zu schießen, bis er es befehlen würde.

Die feindlichen Reiter kamen schnell vorwärts, und schon hörte man deutlich den Trab ihrer Pferde in dem Hohlwege wiederschallen.

„Ihr Kapitän,“ sagte Mergy mit leiser Stimme, „ist jener Bursche mit dem rothen Federbusche, den wir gestern verfehlten. Laßt ihn uns heute nicht wieder entgehen.“

Der Büchsenschütze zu seiner Rechten winkte mit dem Kopf, als ob er sagen wolle, daß er die Sache übernehme. Die Reiter waren nur noch zwanzig Schritte entfernt, und ihr Kapitän schien, indem er sich zu seinen Leuten umwendete im Begriff ihnen einen Befehl zu ertheilen; da erhob Mergy sich plötzlich und rief: „Feuer!“

Der Kapitän mit dem rothen Federbusche wandte das Haupt, und Mergy erkannte seinen Bruder. Er streckte die Hand nach der Büchse seines Nachbarn aus, um sie abzuwenden, doch ehe er sie berührte, war der Schuß abgefeuert. Die Reiter, über diesen unerwarteten Angriff verwirrt, zerstreuten sich und flohen nach verschiedenen Seiten; Georg stürzte von zwei Kugeln getroffen zu Boden.

XII.

Des Bruders Tod.

Man hatte die beiden verwundeten Officiere in das Spital gebracht.

Hier lag Georg auf einer Matratze, die von seinem und dem Blute mancher andern, die vor ihm auf diesem Schmerzenslager gelegen, geröthet war. Ein Bund Stroh diente ihm zum Kopfkissen. Man hatte ihn so eben von seinem Küraß befreit und sein Wamms und Hemd zerrissen. Er war bis auf den Gürtel entblößt, doch war sein rechter Arm noch mit der Armschiene und dem eisernen Handschuh bedeckt. Ein Soldat suchte das aus den Wunden rinnende Blut zu stillen; die eine Kugel war im Unterleibe gerade unter dem Küraß und eine andre im linken Arm eingedrungen. Mergy war so von Schmerz niedergedrückt, daß er unfähig war, ihm Hülfe zu leisten. Bald lag er weinend auf den Knieen vor ihm, bald wälzte

Digitized by Google

er sich auf dem Boden mit dem Geschrei der Verzweiflung herum, sich unaufhörlich anklagend, den zärtlichsten Bruder und besten Freund ermordet zu haben. Der Kapitän war ruhig und bemühte sich, den wilden Schmerz seines Bruders zu mäßigen.

Ganz nahe bei seiner Matratze war eine andre ausgebreitet, worauf sich der arme Beville in einer eben so unglücklichen Lage befand. Seine Züge hatten nicht den ruhigen Ausdruck, den man an Georg bemerkte. Von Zeit zu Zeit stieß er ein dumpfes Gewinsel aus, und wandte die Augen auf seinen Nachbarn, als ob er ihn um etwas von seinem Muthe oder seiner Ergebung ansprechen möchte.

Es erschien der Arzt, ein berühmter Mann seiner Zeit. Er untersuchte die beiden Verwundeten, und fand ihre Wunden sehr bedenklich, am gefährlichsten die aber des Kapitän Georg, bei den sein Bruder Mergy mit der sorglichsten Liebe, und halb in Verzweiflung über das vom Wundarzt ausgesprochene Todesurtheil, stand. Die Qual des liebenden Bruders überstieg weit die Schmerzen des Kapitäns, der außer einem zerschmetterden Arm noch mehrere Kugeln im Leibe trug, wovon die eine durch das ganze Eingeweide durch bis in das Rückgrad gedrungen war. Belville hatte einen gefährlichen Schuß durch die Brust, aus der Wunde strömte das Herzblut ohngeachtet des Verbandes, auch ihm hatte der Hospitalarzt, dessen Aussage in solchen Fällen selten trog, nur wenige Stunden zu leben mehr zugemessen. Der Arzt ermahnte Beide, sich zum nahen Tode vorzubereiten. Schnell war der reformirte Hospital-Pfarrer vorhanden, doch La Noue, der auch das Hospital besucht, hatte schnell, da er wußte, daß die Sterbenden Katholiken waren, einen katholischen Priester herbeigeschafft, um dem Gewissen keinen Zwang anzuthun, und die Tröstungen der Religion jedem nach seiner Weise zu gewähren.

An das Sterbelager des Kapitäns kamen beide Priester, da nämlich Georg wie uns bekannt, seine Konfession gewechselt hatte. Georg aber verweigerte hartnäckig den Trost beider. Belville hingegen, obwohl er früher als Atheist und Epikurder gelebt, beichtete aufrichtig dem von La Noue herbeigeholten Pater, und bereitete sich in würdiger und christlicher Weise auf den Tod vor. Am meisten schmerzte es Mergy's treues Bruderherz, daß sein Bruder von ihm, von seiner Hand sterben sollte. Er erinnerte sich mit Schmerz der Prophezeihung jener Zigeunerin; welche schloß: „daß Schlimmste ist, du wirst dein eigen Blut vergießen!“ — Der Schmerz hatte ihn bald überwältigt; weinend saß er an dem Lager seines sterbenden Bruders, und rief mit gepreßten Worten: „Georg! Georg! und du stirbst von meinen Händen!“

„Was willst du? ich bin nicht der erste Franzose, der von den Händen eines Bruders stirbt . . . und glaube, ich werde nicht der letzte seyn. Ich habe nur mich allein anzuklagen . . . Als der Herzog von Anjou mich aus dem Gefängniß gezogen hatte und mich mit sich nahm, hatte ich geschworen, meinen Degen nicht zu ziehen . . Als ich aber jenen armen Teufel, den Beville, so bedrängt sah — und das Geknalle der Büchsen hörte — so wollte ich die Sache zu nahe betrachten . .“

Er schloß aufs Neue die Augen und öffnete sie bald wieder: „Frau von Turgis hat mir aufgetragen, dir zu sagen, daß sie dich noch immer liebe.“ Er lächelte sanft.

Dieß waren seine letzten Worte. Er starb nach einer Viertelstunde, ohne großes Leiden, wie es schien. Nach einigen Minuten gab auch Beville den Geist auf.

Miszellen.

Eisenbahn.

Zur Widerlegung mancher vorgefaßten Meinungen gegen die Gefahrlosigkeit der Eisenbahnen für Reisende macht das in London erscheinende „Railway-Magazine“ eine darstellende Uebersicht bekannt, aus welcher hervorgeht, wie auf der Bahn von London nach Birmingham von dem Tage ihrer Eröffnung, d. h. vom 17. September 1838 bis zum 1. September d. J., volle 81 Millionen englische Meilen mit den Locomotiven darauf zurückgelegt, und nebst unermeßlichen Waarenvorräthen über Eine Million 250 Tausend Menschen gefahren wurden; und dennoch waren während dieser ganzen Zeit nur zwei Menschen dabei verwundet worden. Auf der Bahn von London nach Southampton und auf der Flügelbahn nach Gosport wurden in 27 Monaten 553,700 Englische Meilen zurückgelegt und Eine und Ein Viertel Million Menschen transportirt, ohne daß ein erheblicher Unfall sich dabei ergeben hätte. Dee nämliche Fall ist bei der Bahn von Leeds nach Manchester, welche vor etwa 14 Mo-

Digitized by Google

naten eröffnet wurde, und auf welcher bei 800,000 Personen fuhren; bei jener der North Union (von Preston nach Wigan) auf welcher bei 347,700 Reisende innerhalb 22 Monaten transportirt wurden, und bei der sogenannten Great-Junction (von Birmingham nach Stafford und weiter), auf welcher in 38 Monaten bei 800,000 Passagiere hin und her befördert wurden. Auf der Eisenbahn von Liverpool nach Manchester, der Mutter aller ähnlichen Bahnen, welche seit 10 Jahren in Gang ist, wurden bei 120 Millionen englische Meilen zurückgelegt und 5 bis 6 Millionen Menschen gefahren, und dennoch ergaben sich nur zwei schwere Unfälle darauf, welche auf Rechnung des Bahnsystems zu schreiben sind. An allen übrigen traurigen Begebenheiten waren die Passagiere selbst Schuld, indem entweder Betrunkene unter die Räder fielen, Unvorsichtige trotz dem Annähern des Zuges über die Fahrgeleise schritten, oder Furchtsame aus den Waggons sprangen. Auf den Bahnen von Glasgow nach Ayr, (eröffnet seit 13 Monaten); auf jener von Carlisle nach Newcastle (eröffnet seit sechsthalb Jahren); auf jener von Birmingham nach Gloucester (eröffnet seit dritthalb Monaten) fiel bisher kein Unfall vor. Alles zusammengerechnet, geht daraus hervor, daß auf den verschiedenen von etwa 11 Millionen Menschen auf einer Strecke von 226 Millionen englische Meilen zurückgelegten Reisen, nur zwei Fälle vorkamen, in welchen durch Schuld des Fahrsystems Menschen das Leben verloren. Der „Observer" fordert Jedermann zur Angabe eines andern bisher angewendeten Mittels zu Reisen auf, worin weniger Unfälle und größere Sicherheiten zu bemerken wären, als auf gut verwalteten Eisenbahnen. (Die im Laufe der Monate September und October d. J. auf englischen Eisenbahnen wider Erwarten so häufig eingetretenen Unfälle, haben zu so zweckmäßigen Anstalten zur Verhütung derselben Anlaß gegeben, daß man eine Erneuerung der mindesten Störung oder Gefahr für Reisende daselbst als fast unmöglich betrachten kann.)

Der Taucher.

Am 16. November war eine unermeßliche Menge an den Themseufern in London versammelt, um den Taucher Scolt, einen Saltomortale, von dem Maste der Brigg Wakefield ausführen zu sehen. Scolt ist durch seine rasenden Sprünge bekannt; so stürzte er sich von einer Höhe von 597 Fuß in den Wasserfall des Niagara; von einem 347 Fuß hohen Felsen wiederholte er dieses Wagestück, und sprang für gewöhnlich von den hohen Masten englischer und amerikanischer Schiffe in's Meer. „Mein Kopf," schrie er dem Volke zu, „ist hart wie Eisen," und zum Beweise schlug er denselben an den nächsten Mast, daß dieser erbebte. „Man glaubt," fuhr er fort, „ein Mensch verliere den Athem, wenn er sich von solcher Höhe herabstürze. Ich will das Gegentheil beweisen. Gleich darauf schrie er im Falle: „Guten Morgen, vergeßt den Taucher nicht, wenn er zurückkommt." Ueber zwei Klafter spritzten die Wogen nach diesem unerhörten Sprunge auf. Gleich darauf erschien Scolt auf dem Wasserspiegel, und schwamm wohlgemuth an's Ufer.

Die Elementarbrüder.

In einem Dorfe bei Livorno wohnen vier Brüder, die von den alten vier Elementen, Feuer, Wasser, Luft und Erde leben und demnach die Elementarbrüder genannt werden. Der Aelteste ist ein Schüler Vulcans, ein Schmied, und lebt von der Kraft des Feuers; der Zweite findet als Fischer sein Element im Wasser; der Dritte hat es als Gärtner mit der Erde zu thun, der Vierte, der erst durch Nichtsthun von der Luft zu leben suchte, hat auch, als das nicht ging, seiner Passion, von der Luft zu leben, nicht entsagt, sondern ist amtlich zum Balgentreter ernannt worden, wo er nun als Windmacher von der Luft lebt.

* Ein Recept fürs Leben.

Nimm viel Geduld und gleichviel festen Muth,
Gieß' auch dazu ein Tröpfchen leichtes Blut,
Reib' deine Hand zu keiner Bitte wund,
Und kau' dein Wort drei-, viermal in dem Mund.
Verstoße Jeden, der dir schmeichelnd naht,
Und drück' ihn weg, wenn er Geheimes hat.
Misch' niemals dich in deines Nachbarn Streit;
Doch gieße immer Balsam auf sein Leid,
Nimm dir ein Weib, das fest an Tugend hängt,
Das keine Kraft von deinem Herzen zwängt.
Laß diese Mischung nie in dir erkalten;
Der Liebe Feuer soll sie warm erhalten.
Nimm jede Stunde, wie sie eben ist,
Und schütt'le nicht, wenn trüb die Mischung fließt.
Vergesse bald, wie schwach du einst gewesen:
Dann, lieber Freund, wirst du auch bald genesen!

L. Scharrer.

Verlegt und redigirt unter Verantwortlichkeit der S. Geiger j.'schen Buchdruckerei.

№ 103. **Der Erzähler.** 23. December 1840.

Ein

Unterhaltungsblatt für Jedermann.

Fünfter Jahrgang.

Augsburg. Dieses Blatt erscheint jeden Mittwoch und Samstag, und kostet dahier vierteljährlich 15 kr., halbjährig 30 kr. und jährlich 1 fl.; auswärts ist der Preis: vierteljährlich 18 kr., halbjährig 36 kr. und jährlich 1 fl. 12 kr. Bestellungen nehmen alle Buchhandlungen und königl. Postämter, letztere mit der tarifmäßigen Portovergütung, an.

*Der Zaunkönig und seine Frau.

1.

In Bethlehem der Wächter rief zu aller Kunde
Nach Mitternacht die dritte Stunde. —
Da stand am Hinterhause des Ezechia
Der Engel, und besah
Mit seinen himmlischen Gefährten
Den Ort, wo Gottes Sohn auf Erden
In Knechtsgestalt erscheinen sollte. —
O, dürft' ich, seufzte Gabriel, ich wollte
Dem Höchsten eine Wiege bauen! —
Als Opfer flößen schnell von allen Enden
Aus allen Gauen
Zum heiligen Werk die reichsten Spenden.
Die Berge spendeten ihr reinstes Gold,
Der Wurm aus weiter Ferne
Die Seide zu dem Decklein gerne;
Die Tiefe, was die Purpurschnecke zollt,
Der Schwan aus seiner weißen Hülle
Der weichsten Daunen reiche Fülle. —
Den Wiegenkorb hing' ich an Reben,
So frei von Ulm' zu Ulme schweben,
Und Lüften, die auf Blüth' und Blume liegen,
Geböt' ich aufzustehen und das Kind zu wiegen.

2.

Unweit von Gabriel, der also sprach,
Hing, gut geflochten mit dem Stroh am Dach,
Ein rundes Nest, und drin
Saß König Zaun mit seiner Königin.
Die stieß den schlafenden Gemahl
Erwecklich in die Seite,
Und sprach: Zaun! hör einmal
Was unter uns die fremden Leute
Von wundertichen Dingen sagen!
So horchten nun der König und die Königin
Und hörten, daß in wenig Tagen,
Nach Gottes Sinn,
Der Herr des Himmels und der Erden
Sollt' unter ihrem Dach geboren werden. —

3.

Als drauf die Engel weiter waren,
Sprach seine Frau zu König Zaun,
Der seine Augen wieder schließen wollte, traun,
Nachdem, was wir erfahren,
Ist's nun zum Schlafen nicht mehr Zeit. —
Ei ja, der Engel sprach wohl lang und breit
Von Stall und Krippelein, und jammerte dabei;
Doch was darin zu richten sey,
Vergaß der Kluge nachzusehn,
Als werd' es schon von selbst geschehn. —
Komm', Guter, komm! laß uns nicht säumen,
Im Stalle etwas aufzuräumen.
So sprach die Königin zu ihrem Herrn,
Und obgleich König Zaun sonst länger schlief,
So folgte er doch seinem Weibe gern,
Das ihn zu dieser Arbeit rief.

4.

Ach Gott, das ist ein Stall!
An allen Enden welch' ein Graus!
Wer zählt das Ungeziefer all! —
Im Winkel sitzt die Fledermaus,
Die Spinne an den Netzen flickt,
Die Wespe an dem Holze zwickt,
Der Tausendfuß im Moder kriecht,
Der Scorpion im Staube liegt,
Und von der Decke Staubpaniere hangen. —
Das Paar vom Zaune läßt sich vor dem Graus
Nicht bangen.
Es jaget fort die Fledermaus,
Es spießt die Spinne, die am Netze flickt,
Es schlägt die Wespe, die am Holze zwickt,
Es fällt der Tausendfuß, so in dem Moder kriecht,

Es würgt den Scorpion, der in dem Staube liegt. —
Der Königin, so wohlgemuth,
Sind ihre Flüglein nicht zu gut;
Sie kehret an den Wänden auf und ab,
Sie flattert an der Ecke hin und her,
Und Staub um Staub fällt wolkendicht und schwer
Auf's Esterich herab. —
Indeß sie Wand und Decke fegt,
Heißt sie den König lugen,
Ob wohl das Krippelein in seinen Fugen
Kein Ungeziefer hegt. —
Denn, sagte sie: es wär' uns Sünde,
So Spinne oder Käferlein dem Kinde,
Wenn's in der Krippe schliefe,
Zum Schrecken über's Antlitz liefe.
Ei Schande, wenn es aufschlüg' seine Aengelein,
Und fiel ihm Staub und Wust hinein! —

5.

Indeß so die vom Zaun sehr fleißig waren,
Kam Gabriel herabgefahren,
Und sprach zum König und der Königin:
Gott hat geseh'n, was ihr mit gutem Sinn
Für seinen Sohn gethan,
Und siehts so hoch in Gnaden an,
Daß ihr den Lohn selbst wählen sollt; —
Wir brauchen, sprach der König, weder Ehr, noch Gold,
Wir haben unser täglich Brod,
Und sonst thut uns nichts noth.
Doch will der Herr uns Gnade schenken,
Und des geringen Diensts gedenken,
So laß er mir, wann allemal das andere Gefieder
Im Herbst verstummet, meine Lieder,
Auf daß ich immerdar nach meiner Weise
Von nun an meinen Schöpfer preise.

6.

Seitdem singt König Zaun am Weihnachtsfest,
Wann Gott die andern Vögel schweigen läßt,
Im Namen der beschwingten Brüder
Dem Sohne Gottes seine Lieder.

7.

O, räum' auch du, mein Kind, aus deinem Sinn,
Was König Zaun und seine Königin
Zu Bethlehem aus Stall und Krippe, —
Des Eigensinnes Staub, des Ungehorsams Wust,
Dann hast du auch stets Trieb und Lust,
Zum Preis des Herrn mit Herz und Lippe! —

Carl Stöber.

Der Fünffrankenthaler.

Mitternacht war vorüber, und längst harrte die Neuvermählte im Brautgemache, als es dem jungen Gatten endlich gelang, seinen Freunden zu entwischen, sich dem Gewühle des Ballsaales zu entreißen, und eine kleine Hintertreppe hinaufzufliegen, an deren oberem Absatze die Kammerfrau vor der Thür stand, welche sich bald vor dem Glücklichen öffnen sollte.

„Treten Sie ein," sprach Anna, „Madame erwartet Sie."

Der junge Mann klopfte leicht an, und stürzte dann zu den Füßen der Gattin, welche ihn in der That, am Kamine sitzend, erwartete, und mit Entzücken den jungen Mann betrachtete, der alle Wünsche der reichen Wittwe erfüllte.

„Stehen Sie auf, mein Freund." Und sie gab Eduard die Hand.

„Nein Madame," antwortete dieser, indem er ihre weiße Hand glühend an seine Lippen preßte, „nein, lassen Sie mich zu Ihren Füßen liegen, entziehen Sie mir diese Hand nicht, denn ich fürchte das Verschwinden einer süßen Täuschung, das Erwachen aus einem schönen Traume; ich sehe mich für den Helden eines Mährchens an, mit dessen Erzählung man meine Kindheit eingewiegt, und zittere, daß in dem Momente des höchsten Glücks, ein böser Dämon den Zauber zerstöre, und mich zurückstürze in Gram und Verzweiflung."

„Beruhigen Sie sich, Eduard; wohl war ich gestern noch Lord Melvils Wittwe, aber heute bin ich Ihre glückliche Gattin; lassen Sie jene Furcht der aufgereizten Phantasie, das Mährchen ist Wahrheit, der Traum zur Wirklichkeit geworden."

Eduard de la Tour hatte einigen Grund, an das Einwirken eines höhern Wesens zu glauben, denn seit einem Monate hatte ihn der Zufall, oder eine unerklärliche Macht, reicher und glücklicher gemacht, als seine kühnsten Hoffnungen je geträumt. Er war 25 Jahre alt, eine Waise, und lebte kümmerlich von einer kleinen Bedienstung in einem öffentlichen Amte, als eines Tages, in dem Augenblicke, wo er die Straße St. Honoré in Gedanken versunken durchstreifte, eine reiche Equipage vor ihm hielt, und eine reizende Dame sich aus dem Wagen beugte, ihn zu sich rufend.

„Mein Herr, sagte sie lebhaft, „treten Sie näher, wenn ich bitten darf."

Digitized by Google

Der galonnirte Jäger stieg ab, öffnete den Schlag, und lud, den wallenden Federhut in der Hand, Eduard ehrfurchtsvoll ein, neben der von Diamanten strahlenden Dame Platz zu nehmen. Kaum war er dieser Aufforderung gefolgt, als der Wagen im Galope dahinflog.

„Mein Herr," sprach sanft die Entführerin, „ich habe Ihren Brief empfangen, aber trotz Ihrer Weigerung hoffe ich, Sie morgen bei meiner Soirée zu sehen."

„Mich, Madame?"

„Ja, mein Herr, Sie! — Ach, Sie vergeben!" schrie plötzlich die Unbekannte, „Sie vergeben, mein Herr, Sie sehen einer Person meiner Bekanntschaft so außerordentlich ähnlich, daß ich Sie für dieselbe hielt . . . Entschuldigen Sie mich — mein Gott, was müssen Sie denken — aber die Aehnlichkeit ist so frappant, daß ich überzeugt bin, jede Andere hätte sich an meiner Stelle ebenfalls getäuscht."

Ehe die Erklärung beendet war, hielt die Equipage vor einem prächtigen Hotel, und Eduard konnte nichts besseres thun, als Lady Melvil den Arm zu bieten. Die Lady war keine Engländerin; sie war Französin, ihre schwarzen Locken hoben den weißen, und doch lebhaften Teint hervor, während ihre Purpurlippen kaum die Perlen erblicken ließen; welche diesen schönen Mund zierten. Eduard, von soviel Anmuth und Grazie geblendet, wünscht sich Glück zu dem sonderbaren Zufall, er nimmt die angebotene Einladung an, und ist in wenigen Tagen einer der gewöhnlichen Gäste des Hauses. Die reiche Wittwe war von Anbetern umgeben, nach und nach entfernte man sie alle, Eduard stieg rasch in Lady Melvils Gunst, und ehe ein Monat vergangen, sprach sie zum ersten Male das inhaltschwere Wort der Ehe aus.

Eduard stellte sich manchmal Morgens vor den kleinen Spiegel seines bescheidenen Zimmers und betrachtete sich aufmerksam; er war nicht häßlich, aber eben so wenig schön; seine einfache Toilette erlaubte ihm nicht, sein Glück dem Talente des Schneiders zuzuschreiben, er mußte also sich um seiner selbst willen geliebt glauben. Als die Ehe beschlossen war, als der junge Mann den Kontrakt durchflog, wuchs sein Erstaunen noch mehr, man verschrieb ihm eine Million, er hatte, der räthselhaften Schrift zu Folge, ein Landgut in Burgund, einen Wald in der Normandie, ein Haus in der Straße Richelieu, die Wittwe war überdies in Essex und Devonshire begütert. Es war für Eduard ein Räthsel; dessen Lösung er fürchtete. Das Gesetz und die Religion hatten ihren Bund gesegnet, Eduards Zweifel aber nicht zerstreut; immer noch knieete er vor der Lady.

„Stehen Sie auf, Eduard," sagte nochmal die junge Frau, „und setzen Sie sich hieher, wir wollen schwatzen."

Eduard gehorchte.

„Es war einmal . . . ."

„O Himmel, ich irrte mich nicht, es ist doch ein Mährchen!"

(Schluß folgt.)

Miszellen.

Originelles Zeitungs-Programm.

In Paris kündigte sich eine neue Zeitung vor einiger Zeit also an: „Es werden weder Aktien ausgegeben, noch Prämien versprochen. Das Blatt hat keinen Banquier, oder anders gesagt, es will ohne Großprahlerei und Lügen in dieser Welt viele Abonnenten erlangen. Meister Rabe aus der Fabel ist nicht sein Notar, und es entbehrt des Fuchses als Advokaten. Die Redaktion ist den literarischen Berühmheiten unsers Jahrhunderts nicht anvertraut. Weder der Stock des Herrn von Balzac, noch Alphons Karrs Pudel, noch Theophile Gautiers Lockenkopf werden sammt den Persönlichkeiten der Eigenthümer dieser Kostbarkeiten Zutritt bei uns finden. Unsere Mitarbeiter müssen alle richtig französisch sprechen und schreiben können, und gewiß und wahrhaftig den Vorstellungen beiwohnen, über die sie recensiren. Wir werden die Verdienste unserer Freunde in das gehörige Licht setzen, und unsere Feinde nach Kräften anzuschwärzen suchen. Wir werden aber nie die Leute todt machen, die noch in Fülle der Gesundheit leben. Wir werden die nach Mitternacht Heimkehrenden niemals plündern, und nie mit kleinen dreiköpfigen Kindern und sonstigen Mißgeburten niederkommen. Folgende Thatsachen wird die Redaktion niemals läugnen: Heinrich IV. ist todt. Homer war blind. Napoleon war ein großer Mann. Dem. Mars ist über 50 Jahre alt. Außerdem werden wir niemals von der Sündfluth reden; es ist unsern Mitarbeitern ausdrücklich verboten, das Pulver zu erfinden, und Kleopatra kann so viele Perlen verzehren, als sie will, ohne daß der Hauptredakteur in einer Bitt-

Digitized by Google

schrift bei den Kammern darauf anträgt, daß die Gesetzgebung gegen den täglich mehr überhandnehmenden Luxus der seidenen Regenschirme einschreite. Der Herausgeber ist nicht gehalten, mit seinem Kopfe für die Ideen unsers Blattes zu haften.

Eigenheiten des chinesischen Volkes.

Eine Landschaft des himmlischen Reiches ist von einer deutschen himmelweit verschieden. Die Chinesen machen von Milch nur selten Gebrauch; Butter und Käse sind ihre Liebhaberei gar nicht. Ihre Hauptfleischspeisen liefert das Schwein, welches aber im Hause gezogen wird; Pferde werden wenig gehalten, und Rindvieh nur so viel als der Ackerbau erfordert. Daher findet man keine Wiesen, und nur sehr wenig Weideland; alles fruchtbare Land wird mit Spaten und Pflug bearbeitet. Der Ackerbau ist bei der starken Bevölkerung nöthig, und wird von der Regierung in jeder Weise gefördert; denn die traditionell gewordene Ansicht des chinesischen Hofes lautet, „daß wenn das Volk hungrig ist, es weder den Lehren des Rechts, noch des Eigenthums folgt, je wohlgenährter es ist, desto leichteres Spiel hat die Regierung.“ Daher handhabt der Kaiser jährlich einmal selbst den Pflug; und in der Klassifikation der Stände kommen erst die Gelehrten, denn, heißt es: „Gelehrtheit ist Adel,“ dann kommt sogleich der Landwirth, der Träger des materiellen Lebens; jetzt erst folgt der Handwerks- und Kaufmannsstand, weil er nur verarbeitet und verkauft, was der Nährstand schafft.

Ankündigungs-Bombast.

In London gibt es eine zahllose Menge von Pferdeverleihern, welche fast einzig von dem Ertrage der Sonntage und einiger öffentlichen Belustigungen, besonders der Wettrennen subsistiren, aber gleichwohl alle des ausschließlichen und besondern Schutzes der Königin, des Prinzen Albert und aller einflußreichen Personen der Welt sich rühmen. Von dem lächerlichen Bombast dieser Ankündigungen und Schilder gibt folgende wortgetreue Uebersetzung der Inschrift eines Pferdephilisters eine Probe: „Haupt-Metropoliten-Pferde- und Wagen-Repositorium — unter dem speziellen Schutze Ihrer Majestäten und aller Mitglieder der königlichen Familie, des hohen Adels, der fremden Gesandten, der Mitglieder des Ober- und Unterhauses, so wie auch aller gekrönten Häupter Europas.“ — Einer solchen Protektion rühmen sich jetzt fast alle Londoner Etablissements; und es ist eine Thatsache, daß bei der Thronbesteigung der Königin Viktoria ein Lederkünstler (artist in leather), welcher sich als Verfertiger sehr dauerhafter Inexpressibles unter dem reitenden Publikum einigen Ruf erworben hatte, auf die Inschrift über seinem Magazin die Worte setzen ließ: Patronized by her Majesty. (!)

Ein Engländer, passionirter Schachspieler, Huttman, gibt sich viele Mühe, seinen Lieblingswunsch durchzusetzen, es nämlich dahin zu bringen, daß Unterricht im Schachspiele — in allen Schulen gegeben werde, und wie man versichert, interessiren sich viele einflußreiche Männer dafür.

In dem gegenwärtigen Jahre sind aus China nach Europa 39 Millionen Pfund Thee gebracht worden.

Eine Fabel für die lieben Kinder.

„Was guckst Du, Rothbein, allewege
Von Deinem stolzen Hügel Mist
Herüber in mein Feldgehege,
Wo reif der türk'sche Weizen ist?“

„Du sträubst die Federn, hebst die Sporen,
Schwellst Deinen Kamm blau, weiß und roth,
Und hälst das Feld mir schon verloren,
Weil solches Thiers Geschrei ihm droht?“

„Ja, thät es blos das Beinesprelzen,
Du überspringst den Zaun geschwind,
Weil meine Hühner und mein Weizen
Dir gar zu appetitlich sind.“

„Gemach, o Freund! Dein Glanzgefieder
Scheint mehr zum Staat als Flug gemacht,
Wie leicht plumpst Du in's Wasser nieder,
Nimmst Du den Anlauf nicht in Acht!“

„Hier diesseit wohnen auch noch Leute,
Die an dem Raine Wache steh'n
Und, so wie ihr auf jener Seite,
Gern selber ernten, was sie sä'n.“

„Drum sieh Dich vor! zieh ein das Segel,
Noch leuchtet Dir der heitre Tag,
Sonst spielen wir mit unserm Flegel
Das alte Volksspiel Hahnenschlag.“

Gutmüthig, mit gehobner Sichel
Fortschneidend, wie er erst gethan,
Sprach so der deutsche Vetter Michel
Zu seines Nachbars welschem Hahn,

Verlegt und redigirt unter Verantwortlichkeit der G. Geiger j.'schen Buchdruckerei.

Digitized by Google

№ 104. 26. December 1840.

Der Erzähler.

Ein

Unterhaltungsblatt für Jedermann.

Fünfter Jahrgang.

Augsburg. Dieses Blatt erscheint jeden Mittwoch und Samstag, und kostet dahier vierteljährlich 15 kr., halbjährig 30 kr. und jährlich 1 fl.; auswärts ist der Preis: vierteljährlich 18 kr., halbjährig 36 kr. und jährlich 1 fl. 12 kr. Bestellungen nehmen alle Buchhandlungen und königl. Postämter, letztere mit der tarifmäßigen Portovergütung, an.

*Gebet.

Erdball sinke, des Herrn Stimme umrauscht mein Ohr!
Machtvoll hallend und sanft doch, wie des Zephyrs Hauch,
Dringt sein Ruf herab, ins Auge die Thräne
Tritt, und im Herzen die Lieb' aufthauet!

Unschuldsvoll, wie sie war, als mich die Amme trug,
Flammt, von göttlicher Gnad' Ahnung durchströmt, die
Seel':
Aus der Kindheit längst entflohnen Jahren
Liebliche Bilder den Sinn umgaukeln.

Trost und Hoffnung, zurück gebt mir mein Lebewohl;
Liebend kehret; es winkt meine Behausung euch:
Treibt, gleich Strömen lauer Frühlingslüfte,
Wieder ein Grün mir am nakten Reise!

A. D—r.

Der Fünffrankenthaler.

(Schluß.)

„Hören Sie mich ruhig an. Es war einmal ein Mädchen von kaum fünfzehn Jahren, dessen Familie einst reich gewesen, nun blos von der Industrie des Vaters lebte. Sie bewohnte Lyon, und ich weis nicht, welche Hoffnung eines besseren Schicksals sie bewog, nach Paris zu ziehen. Nichts ist schwieriger, als ein verlorenes Vermögen wieder zu erwerben, einen Rang, von dem man ein Mal herabgestiegen, wieder einzunehmen; des Mädchens Vater erfuhr dies. Vier Jahre rang er gegen das Elend, ohne es zu besiegen, und erlag endlich diesem inneren Grame in einem Hospitale. Bald folgte die Mutter dem Gatten nach, und das Mädchen sah sich zwei leeren Strohlagern gegenüber in einer ärmlichen Kammer, deren Miethe noch nicht berichtigt war. — Wenn es eine Fee in der Geschichte gäbe, hier wäre der Moment sie erscheinen zu sehen, aber es gab keine. — Das junge Mädchen war also in Paris, ohne Verwandte, ohne Freunde, ohne Gönner, ohne Stütze, und ohne Arbeit, der Reichthum des Armen. Wohl streckte das Laster die Arme nach ihr, aber es gibt Seelen an denen es ungesehen vorübersteift, ohne mit giftigem Hauche des Herzens reines Siegelbild zu trüben.

„Dennoch mußte man leben; der Hunger wuchs mit dem Abende, eine schlaflose Nacht folgte dem ruhelosen Tage, ein zweiter verging, ohne Milderung dieses Elends zu bringen. Sie verlassen, Eduard, eine reichbesetzte Tafel, Sie sind erst seit gestern reich, aber dennoch fassen Sie dieses Bild in seiner ganzen Düsterheit nicht, das ich von Pracht und funkelndem Glanze umgeben, vor Ihnen entrolle. — Der Hunger zwang das arme Mädchen zu betteln; sie bedeckte das Gesicht mit einem Schleier, dem einzigen Erbe der Mutter, krümmte den Rücken, um ihre Jugend zu verbergen, und eilte auf die Straße. Hier streckte sie die Hand aus, aber auch diese war zu weiß, zu rund, zu zart, sie umwickelte dieselbe, mit grobem Tuche, um alles zu entstellen, was Aufmerksamkeit erregen konnte.“

„Weit von den Reverberen der hellerleuchteten Straße stand an der dunkelsten Stelle das arme Kind und bat das junge aber glücklichere vorübergehende Mädchen um einen Sou, um Brod zu kaufen. Aber die Mädchen hatten Wichtigeres zu schaffen, als sich bei der Bettlerin aufzuhalten, und sie gingen vorüber. Greise kamen des Weges, die Unglückliche bat, aber das Alter ist manchmal geizig und hart, die Greise achteten ihrer nicht. Der Abend war kalt und regnerisch, die Nacht schon vorgerückt, und die Patrouillen, Stadtsergenten, Nachtwächter fingen an sich auf den öden Gassen zu ver-

Digitized by Google

breiten, da streckte die Arme zum letzten Male, einem jungen Manne die Hand entgegen, und dieser warf ihr ein Geldstück zu, so sehr fürchtete er, das Elend zu berühren. Ein Stadtsergent erschien plötzlich, und ergriff das Mädchen:

„Ah, du bettelst also," fuhr er sie rauh an, „marsch auf die Wachtstube."

„Da legte sich der junge Mann lebhaft dazwischen; er bot der Bettlerin den Arm, welche er früher nicht zu berühren gewagt, und sich zu dem Sergenten wendend:

„Diese Frau," sagte er, „ist keine Bettlerin, sie ist eine meiner Bekannten." — „Aber . . . ."

„Ich wiederhole Ihnen, daß ich Madame kenne . . . . Meine Beste," fügte er hinzu, indem er sich herabbeugte, „nehmen Sie diese fünf Franken, und lassen Sie sich von mir in die nächste Gasse begleiten, so weichen Sie dem Sie verfolgenden Cerberus aus."

„Der Thaler glitt in meine Hand," fuhr die Neuvermählte fort, „und als wir unter den Gasflammen dahin gingen, sah ich Ihr Gesicht."

„Mein Gesicht?" schrie Eduard.

„Ja," mein Freund, Sie haben Lady Melvil, das Leben, vielleicht die Ehre gerettet; Sie haben in der Bettlerin Ihre künftige Gattin beschenkt."

„Sie, so jung, so schön, so reich, sie hätten gebettelt?"

„Ich habe es, ich empfing ein Almosen, ein einziges, das Ihre. Am folgenden Morgen, trat ich auf die Empfehlung einer alten Frau, der ich einiges Mitleid eingeflößt, als Näherin in Dienst. Meine Fröhlichkeit hatte ich mit der Arbeit wieder gewonnen. Ich ward die Freundin der Frau, bei welcher ich mich befand. Eines Tages trat Lord Melvil in das kleine Zimmer, in welchem ich beschäftigt war, und setzte sich neben mich. Es war ein Mann von 60 Jahren, groß, hager, ernst."

„Mademoiselle," hob er an, „ich kenne Ihre Geschichte. Wollen Sie mich heirathen?"

„Sie heirathen? Mylord, Sie scherzen!"

„Nein. Ich habe ein unermeßliches Vermögen, das ich nicht lachenden Erben, — die Gicht, welche ich nicht von meinen Bedienten pflegen lassen will. Wie ich erfahren, ist Ihr Charakter so edel als rechtlich. Es steht nur bei Ihnen, Lady Melvil zu werden, und zu beweisen, daß Sie geboren sind, den Reichthum würdig zu ertragen, wie Sie groß dem Unglücke die Stirne geboten."

„Ich liebte Sie, Eduard, ich hatte Sie nur einmal gesehen, aber nicht vergessen, ein geheimes Etwas sagte mir, daß unsere Lebenspfade sich noch einmal durchkreuzen müßten. Ich dachte an Sie, verschönerte das theure Bild in meinem Gedächtnisse, und wenig fehlte, daß ich nicht diesem Traume mein und Ihr jetziges Vermögen geopfert. Aber ich war durch eine rauhe Schule gegangen, die Vernunft besiegte das Herz. Die arme Näherin ward Lady Melvil; die arme Waise die Gattin des stolzen englischen Pairs. In Seide und Gold rollte ich von raschen Rossen getragen, an der dunklen Stelle hin, wo ich so kurze Zeit vorher als Bettlerin der Schande verfallen war. Sie sprachen von Feen, Eduard? Ein Spiel des Zufalls, des Glückes Laune, des Menschen Leidenschaften, das sind der Jetztzeit Feen."

„Glücklicher Melvil, er konnte sie bereichern!"

„Er war sehr glücklich in der That, er hatte auf meine Dankbarkeit gerechnet und mit Recht. Nie bereute er diesen raschen Entschluß, der so sehr einer Thorheit glich. Er starb, und ich war unermeßlich reich, aber ich hatte mir selbst den Schwur geleistet, nie einem Andern als dem Manne anzugehören, den ich in jener Epoche des Elends kennen und lieben gelernt."

Bei diesen Worten löste die Lady ein Collier von Rubinen vom Halse, und zeigte Eduard den in Gold gefaßten Fünffrankenthaler.

„Es ist derselbe Thaler, der mir Brod und Credit für einige Stunden verschaffte. Am folgenden Morgen wurden meine Wünsche befriedigt, ich konnte ihn behalten, nie hat er mich seitdem verlassen. O wie glücklich war ich, als ich Sie vor einem Monate erblickte, ich hätte jeden Vorwand ergriffen, um Sie an mich zu ziehen, wenn dieser erste nicht geglückt. Eines nur fürchtete ich, Sie konnten verheirathet seyn, dann hätte Sie Lady Melvil heimlich bereichert, und das einsame Schloß in Esser hätte ein gebrochenes Herz geborgen, dessen einzige Freude, Ihr Glück, seine letzte Wonne Ihre Erhebung gewesen."

Eduard hielt sprachlos die erste Ursache seiner Seligkeit, und blickte freudetrunken nach seiner Gattin.

„Sie sehen es wohl," schloß Madame de la Tour, „ich bin keine Fee, Sie sind es im Gegentheil, der mir einen Talisman gegeben."

Digitized by Google

Miszellen.

Orientalische Begriffe von Gerechtigkeit.

Dr. Bowring berichtet nachstehendes Gespräch zwischen einem muselmännischen Gouverneur und einem englischen Reisenden. „Ist es wahr, daß Ihr in England Euere Diebe und Missethäter in ein fernes Land schickt?“ — „Ja.“ — „Und was kostet dieses Fortschaffen eines Einzelnen?“ — „Vielleicht 100 Pfund Sterling oder 10,000 Piaster.“ — „Und was kostet ein Schwerdt?“ — „Vielleicht 10 Pfund Sterling oder 1000 Piaster.“ — „Und was kostet ein hänfener Strick?“ — „Fast gar nichts.“ — „Und Ihr nennt Euch ein civilisirtes und aufgeklärtes Volk? Ihr könnt ein Schwerdt, mit dem viele Missethäter zu köpfen wären, für 1000 Piaster, und einen Strick fast umsonst erhalten und Ihr bezahlt 10,000 Piaster, um einen einzigen Dieb los zu werden!! Das ist Euere Civilisation?“

Aegyptische Dramen.

Dramatische, freilich sehr rohe, Vorstellungen sind bei den Aegyptern sehr beliebt, wie Dr. Bowring sagt. Sie drehen sich meist um einen der beiden Gegenstände, die für sie das größte Interesse haben, nämlich um ihre Religion und um die — Steuern. Ihre religiösen Dramen führen meist einen christlichen Giaur vor, in welchen man den Bekehrungsprozeß vermittelst tüchtiger Prügel vor sich gehen läßt, der auch immer mit dem Triumphe des mahomedanischen orthodoxen Glaubens endiget, indem der christliche Dulder allmählig nachgibt und, wenn er genug Prügel erhalten hat, auch an den Propheten glaubt. Bei der andern Klasse dieser Dramen kommt gewöhnlich ein Steuereinnehmer vor, der 100 Piaster von einem armen Bauer verlangt, welcher in dieser Welt nur zehn besitzt und entsetzlich geprügelt wird unter großem Gelächter der Zuschauer.

Geld oder Orden?

General Seidlitz berichtete einst dem Könige eines der vielen kleinern Gefechte, die täglich im siebenjährigen Kriege vorfielen. Er selbst hatte bei dem Gefechte kommandirt und erwähnte gegen den Monarchen die musterhafte und kluge Anführung eines Offiziers von dem W.'schen Freikorps! — „Freikorps! Freikorps!“ antwortete der Monarch. „Geh' Er mir doch mit der klugen Tapferkeit eines Offiziers vom Freikorps.“ — „Und dieser macht eine rühmliche Ausnahme!“ fiel Seidlitz ein. „Ich habe wenig Offiziere kennen gelernt, die sich so zu benehmen wußten, wie dieser. Er verdiente ein Regiment zu führen!“ — „Wie heißt er?“ Seidlitz nannte den Namen. „Den habe ich schon nennen hören,“ sagte Friedrich. „Er hat sich schon bei einer Affaire ausgezeichnet.“ — „Ja, und er verdient einen Orden.“ — Ohne daß Seidlitz es wußte, schickte der König nach dem Hauptmann; dieser kam. Friedrich legte den Orden vom Verdienst und eine Goldrolle auf den Tisch. — „Er hat sich sehr brav gehalten,“ sagte der Monarch freundlich. „Ich muß ihn belohnen; wähle Er! Hier liegen hundert Friedrichsd'or und hier der Orden — was von beiden wählt Er?“ — Ohne sich lange zu bedenken, griff der Offizier nach dem Gelde. — „Ehre hat Er wenig,“ sagte Friedrich unwillig, „sonst würde Er den Orden genommen haben.“ — „Verzeihen Ew. Majestät, ich habe Schulden, die ich erst bezahlen will. Den Orden werde ich in einigen Tagen nachholen.“ — „Brav, mein Sohn!“ sagte Friedrich, indem er dem Offizier auf die Schulter klopfte: „nehme er nur den Orden auch mit. Er verdient ihn.“

A la Münchhausen!

Ein Schauspieler erzählte als Herr von Crack Folgendes: Ein Verbrecher, welcher mit dem Schwerte vom Leben zum Tode gebracht werden sollte, bat sich, weil er immer ein leidenschaftlicher Kegelschieber gewesen war, die Gnade aus, vor seiner Hinrichtung noch ein Mal Kegel schieben zu dürfen. Es war ein Mann von ungeheurer Muskelkraft, welche auch während der Gefangenschaft nicht von ihm gewichen war. Er schob fast auf jeden Wurf eine Ehrenzahl. Doch hatte er es, zu seinem Verdrusse, heute noch nicht dahin gebracht, den höchsten Ehrenwurf zu thun. Jetzt behauptete er, wollte er es gewiß thun! Eben wollte er sich bücken, die Kugel zu nehmen, an nichts denkend, als an seinen Vorsatz, den Ehrenwurf zu thun — da that der Scharfrichter den entscheidenden Hieb, und der Kopf flog hinunter. Der Delinquent, welcher ihn für die Kegelkugel hielt; fing ihn mit der kräftigen Rechten, warf ihn in die Kegelbahn und — stürzte zur Erde. Aber der Kopf, noch mit dem Gedanken an den Ehrenwurf ringend, rief, zwar etwas dumpf, aber doch vernehmlich: „Alle Neune! Alle Neune!“ — !!!

Digitized by Google

Der Hungertod.

In Smyrna wurde kürzlich ein Gefangener zum Hungertode verurtheilt. Achtundzwanzig Tage nach der Urtheilsprechung fand man ihn noch lebend im Gefängnisse. Der unglückliche Mann, dessen Strafe übrigens hierauf in eine andere verwandelt wurde, gestand, daß er sein Leben diese Zeit über durch eine kleine Schachtel mit Oblaten, welche nebstdem ein Stückchen Gummielastikum und ein wenig Siegellack enthielt, gefristet habe. Nachdem dieses Viktualiensurrogat aufgezehrt war, hatte er sich an die Pappschachtel selbst gemacht. Einen Theil des Deckels fand man am 28. Tage seines Hungerns noch bei ihm; gewiß ein seltener Beweis von Enthaltsamkeit.

Anekdoten.

Ein englischer Lord, der seinen Landsitz auch mit einer Bibliothek ausstaffirte, schrieb an einen Buchhändler zu London: „Mein Herr, ich habe mir zwar, nach Ihrem eingesendeten Bücherverzeichnisse, die darin angeführten Bücher sämmtlich angeschafft, um ein schönes großes Büchergestell damit in allen Formaten auszuschmücken. Es fehlt mir aber noch in der klassischen Literatur ein und ein halber Fuß in Quart, in der Rechtsgelehrsamkeit drei Fuß in Folio und in den schönen Künsten vier und ein viertel in Oktav, für deren Herbeischaffung ich daher gefälligst zu sorgen bitte.“

Als der Gutsbesitzer starb, ermahnte der Schullehrer seine Kinder, beim Leichenbegängnisse schwarz gekleidet mit gebrochenen Krägen zu erscheinen und sich feierlich zu benehmen, „denn,“ schloß er die Ermahnung, „es stirbt leider nicht alle Tage ein solcher Mann!“

Als einst ein Hauderer einen Gerichtsschreiber führte, so geschah es, daß unter mehreren andern Fragen, welche dieser an den Pferdebändiger richtete, auch die Frage gestellt ward, „ob er lateinisch könne?“ — Auf Verneinung dieser Frage erhielt nun der Geleitsmann die Erläuterung: „daß, wenn man die lateinische Sprache verstehe, man überall durchkomme.“ Nun geschah es aber einmal bei einer andern Gelegenheitsfahrt, daß sie durch einen ausgetretenen Arm eines Flusses mußten, wo das Wasser so tief wurde, daß dasselbe in die Chaise eindrang. Dem darin sitzenden Gerichtsschreiber wurde aber durch dieses Flußbad so bange, daß derselbe hinausrief: „Johann, halte Er doch, das Wasser wird ja immer tiefer, da kommen wir nicht durch.“ Johann aber, eingedenk der Rede des Mannes — gab gleichgültig zur Antwort: „'s hat nichts zu sagen, Sie können ja lateinisch.“

Resignation.

Die karge Löhnung zählend,
Die neu'sten Gulden wählend,
Der Glaub'ger Reih' durcheilend
Und treu mit ihnen theilend,
Saß an dem wurmzernagten Pult —
Ein sprechend Bildniß der Geduld —
Mit blauem Aug' und blondem Haar,
Des edlen Stadtraths Sekretar.

„Zwei Thaler für den Schneider,
Den bleichen Hungerleider;
Dem Bäcker diesen Gulden,
Den auf die Lapperschulden,
Den Krämer noch den alten Rest.
Sodann der Miethzins für das Nest —
Und endlich — fünfzehn Kreuzer hier,
Sie bleiben auf drei Kannen Bier.“

Die Päckchen überschreibend,
Sich dann die Hände reibend,
Des Labtrunks froh gedenkend,
Vergnügt das Mützlein schwenkend
Das Herz von stiller Lust durchglüht
Summt harmlos er das Mantellied, —
Da rast ein ungeheurer Stein
Durchs Fenster ins Gemach hinein.

Und ohne wild zu wettern,
Den Stein zurück zu schmettern,
Dem Buben nachzuspähen,
Zu schimpfen und zu schmähen —
Legt er mit stillergeb'nem Sinn
Die überschüß'gen Kreuzer hin
Und streichet die „drei Kannen“ aus —
Und macht „drei Fensterscheiben“ d'raus.

* Charade.

Kastanien, Kaffee und Rosse zeigen
Der beiden Silben erste dir
Doch ists auch andern Dingen eigen
Und selbst oft deines Haares Zier.
Die zweite hemmt alsbald die Rede,
Doch nicht der Siedler in der Oede
Nur in Gesellschaft man sie nennt.
Das Ganze ist in Deutschland's Norden
Ein edles altes Fürstenhaus,
Dieß, glaube traulich meinen Worten,
Und rathend wirst du's sprechen aus. P.

Verlegt und redigirt unter Verantwortlichkeit der K. Geiger'schen Buchdruckerei.

Digitized by Google

№ 105. 30. December 1840.

Der Erzähler.

Ein

Unterhaltungsblatt für Jedermann.

Fünfter Jahrgang.

Augsburg. Dieses Blatt erscheint jeden Mittwoch und Samstag, und kostet dahier vierteljährlich 15 kr., halbjährig 30 kr. und jährlich 1 fl.; auswärts ist der Preis: vierteljährlich 15 kr., halbjährig 30 kr. und jährlich 1 fl. 12 kr. Bestellungen nehmen alle Buchhandlungen und königl. Postämter, letztere mit der tarifmäßigen Portovergütung, an.

An meine deutschen Brüder.

All' umschling' ein festes Band,
Die nur Deutsche heißen!
Deutsche, reichet euch die Hand,
Schwaben, Sachsen, Preußen,
Baden, Bayern, Oesterreich,
Nassau, Pfalz und Hessen!
Deutsche, wir sind alle gleich,
Dürfen's nie vergessen.

Lieb' und Eintracht halte stets
Bei uns Ehrenwache!
Deutsche, o gewiß, dann geht's
Gut der deutschen Sache.
Jeder ehr' sein Fürstenhaus,
Achte die Gesetze,
Hauch' sein Leben lieber aus
Eh' er sie verletze.

Brüder, hört's! dann mehren sich
Unter'm Friedensschilde
Deutschland's Kräfte sicherlich;
Und der Fürsten Milde,
Scheinet frohbeglückend dann,
Gleich der prächt'gen Sonne,
Freundlich wärmend, Deutschland an;
Brüder! welche Wonne.

Laßt den Franzmann Franzmann sein
Und den Russen — Russe:
Wir sind Deutsche, schlaget ein,
Reicht den Mund zum Kusse!
Einer fest am Andern steh',
Wie der Kette Glieder;
Die chines'sche Mauer seh'
Ich dann in Euch, Brüder!

Lebt ein Volk, das nur mit List
Will auf Deutschland lauern;
Laßt sie kommen! o ihr wißt,
Ihr lebend'gen Mauern,
Daß sie Euer höchstes Gut,
Vaterland und Leben,
Rauben wollen: Auf, habt Muth!
Feige Sklaven beben.

Zu den Waffen, Deutsche, dann,
Hermann's Geist umschwebet
Seine Enkel — d'rauf und d'ran,
Daß die Erd' erbebet.
Röthet mit der Feinde Blut
Eure deutsche Erde:
Gott mit uns! Zeigt Löwenmuth,
Daß der Sieg Euch werde!

Frauenhände, zart und weich,
Winden Euch dann Kränze,
Und der Lorbeer krönet Euch
Helden! Es erglänze
Eure Stirn in Siegespracht! —
Und Euch, deutsche Brüder, —
Die dann fallen, — gute Nacht! —
Dort seh'n wir uns wieder.

---

* Das seltene Christgeschenk.

Partikulier oder Baron N. — es ist gleich, wie wir ihn hier heißen wollen, denn seinen Namen, Rang und Wohnort zu nennen, wäre zu indiskret, da die hier zu erzählende Anekdote nicht eine Erfindung, sondern reine Wahrheit ist, — dieser Herr N. also war Wittwer.

Die Ehe mit seiner verstorbenen Gattin war in jeder Hinsicht eine sehr glückliche; er liebte die wirklich auch höchst liebenswürdige Gattin, und fünf Kinder hatte ihm diese geschenkt, als der unbarmherzige Tod sie von seiner Seite riß. — Die Liebe

Digitized by Google

des trauernden Gatten zu der Verstorbenen, und die zu seinen Kindern, denen er keine zweite, eben so liebende und sorgfältige Mutter geben zu können glaubte, vermochte ihn, mehrere Jahre lang Wittwer zu bleiben, obwohl er, bei seiner Stellung, seinem anerkannten Charakter, seinem Vermögen und seiner hübschen männlichen Persönlichkeit leicht unter den hübschen und reichen Mädchen der besten Häuser aus der ganzen Provinz hätte wählen können. — So blieb er fünf Jahre Wittwer, und erfreute sich an den heranwachsenden Kinder, die unter der Obhut einer vorzüglichen Gouvernante an Geist und Körper zunahmen. Diese war eine sehr gebildete, und besonders für die Kinder höchst liebevolle Dame, aus einem zwar angesehenem aber armen Hause. — Sie war zwar schon über jene Jahre hinaus, wo unsere Fräuleins gewöhnlich zu heurathen pflegen, — nichts desto weniger aber, (wie es in diesen Jahren gewöhnlich zu geschehen pflegt) sehnte sie sich nach einem wackeren Begleiter in den heiligen Ehestand; und nur die Liebe, die sie zu ihren Pflegbefohlenen hegte, und die Hochachtung und wahre Schätzung des Herrn N. ließ sie auf solche Hoffnung verzichten; denn Herrn N's. Kinder (und unter uns gesagt, auch er selbst,) gingen ihr über Alles. —

Die huldvolle Liebe, die sie den Kleinen schenkte, war Herrn N. nicht unbekannt geblieben, und er mußte seine vortreffliche Gouvernante mehr als schätzen. — Er sann hin und her, sie auf eine, für die an seinen Kindern ausgeübte Mutterliebe würdige Weise zu belohnen, das bevorstehende Weihnachtsfest hätte dazu die beste Gelegenheit gegeben, — aber . . . .

Das Weihnachtsfest kam. Am Vorabende des heiligen Christs glänzte der geschmückte Christbaum für die kleine Elisene und den munteren Adelbert. Jener als Zugabe noch eine Dockenküche, diesem ein Steckenpferd, (wir erwachsene, gestehen's Sie sichs nur, hochgeborne, hochwohlgeborne und wohlgeborne Leser, reiten gar oft auch ein solches!). — Nina, Otto und Ferdinand, die drei älteren, hatten jeder Kleider, Bücher, besonders schöne Erzählungen mit Kupfern, für sie angemesseneres Spielwerk, — Nürnberger Lebkuchen und anderes erhalten; Ferdinand, der schon die lateinische Schule besuchte, dazu noch einen Erdglobus und — eine Uhr. — Das war nun eine Freude, ein Jubel und eine Wonne. Die Kinder waren ganz seelig, ganz wonne-begeistert. Von Ferne stand Herr N. der die Freude der Kinder in seinem Innern theilte; es mochten süße Erinnerungen aus seiner eigenen Jugend, oder das Andenken an das Christfest, wie er es zur Lebzeit seiner wackern Gattin feierte, seinen Busen bewegen. Doch auch noch andere Gefühle mußten sein Herz drängen; denn bald war er nachdenkend, bald halb verlegen, bald ernst und dann wiederum lächelnd. Die Gouvernante, von den beschenkten Kindern eiligst herbeigeholt, theilte gleichfalls innig und herzlich die Freude der glücklichen Jugend. —

Nachdem sich die Kinder von dem ersten Freuden-Taumel erholt, bemerkten sie erst, daß dießmal, zum Erstenmale, ihre geliebte Gouvernante, die noch alle Jahre ihr Christgeschenk gemeinschaftlich mit den Kindern erhalten hatte, leer ausgegangen sei. Kein Tischchen war für sie bereitet, und mit schönen modernen Stoffen, Schmuck oder Pretiosen bedeckt, — nichts — keine Spur eines Geschenkes für sie in den weiten Räumen des ganzen Salons!

Niedergeschlagen und bittend wenden sich die Kinder an den Vater und fragen: „Aber, Väterchen! was hast Du denn als Christgeschenk für unsere liebe Gouvernante bestimmt? Soll sie, da wir alle so freudig, alleine traurig sein? und sie ist doch so gut, und hat uns so lieb!“ —

„Nein Kinder,“ sprach der Vater tröstend, „sie soll aus meiner Hand ein Geschenk empfangen, von dem ich hoffe, daß sie damit zufrieden sey.“

Bescheiden und verlegen wollte sich die Gouvernante, indeß die Kinder getröstet und erfreut wieder zu ihren Geschenken zurückkehrten, entfernen, als Herr N. ihr in den Weg tretend, sagte: „Bleiben Sie, theures Fräulein! Mir ist die Liebe und Sorgfalt, die wahrhaft mütterliche Liebe, die Sie seit fünf Jahren meinen Kindern geschenkt, nicht verborgen geblieben, und ich dachte lange darüber nach, Sie würdig dafür zu belohnen. Ich will sehen, ob's mir gelungen. Sie sollen den Lohn als Cristgeschenk von mir empfangen.“

Schnell zog er aus einer Ecke einen mit einem Teppiche bedeckten großen Korb hervor, nahm eiligst die Hülle weg, und stellte sich selbst in denselben.

„Nehmen Sie hier mich selbst, meine Hand, meine Liebe, mein Vermögen als Christgeschenk fuhr er im herzlichen Tone fort, und seien Sie Kindern nun eine wirkliche Mutter! Neh-

Digitized by Google

men Sie es, damit nicht den aufrichtigen frohen Geber das Gefäß (der Korb) eine schlimme Vorbedeutung gewähre!“

„Die Gouvernante, obwohl sie Herrn N. durchaus nicht abgeneigt war, war durch diese unerwartete Erklärung so überrascht, daß sie nicht antworten konnte. Trotz aller Bemühung, konnte sie der Gefühle, die sich in ihrem Innern drängten, nicht Meister werden, sie umarmte die Kinder und küßte sie treu und heiß, und eine Thräne glänzte in ihrem Auge.“

„Ich verstehe diese Antwort,“ sprach Herr N. gleichfalls gerührt, doch mit freudiger fester Stimme, und — zu den Kindern sich wendend —: Hier Kinder, seht, das ist jetzt eure Mutter!“

In wenigen Tagen war die Gouvernante ihm durch Priesters Hand als Gattin angetraut.

J. W.

Miszellen.

Der sechzehnjährige Kopfrechner J. Dase aus Hamburg, gab Sonntag, den 13. December, in Wien d. J. seine erste öffentliche Production vor einem gewählten Auditorium, und der auszeichnende Ruf, welcher ihm aus mehreren Städten Deutschlands vorangegangen, wurde durch seine unbegreiflichen, an Zauberei grenzenden Experimente, auf die überraschendste Weise gerechtfertigt. Die Vorstellung dauerte von 12 Uhr Mittags bis hald 2 Uhr, während welcher Zeit die geistigen Kräfte des Rechnenathleten ohne Unterbrechung in Anspruch genommen waren. Er löste eine Reihe von beiläufig zwanzig zeitraubender Rechnenexempel mit einer Leichtigkeit und Schnelligkeit, welche die einstimmigste Bewunderung der Aufgeber in Anregung brachten. Jeder Anwesende durfte nämlich nach der Andeutung eines gedruckten Programms dem Improvisator ein Problem vorlegen, von den vier Rechnungs-Species angefangen, bis hinauf zu den Gleichungen und Wurzelausziehungen. Um denjenigen ein Bild von diesem öffentlichen Examen aufzustellen, welche nicht Gelegenheit hatten, demselben beizuwohnen, dürften hier einige Proben der vorgekommenen Kopfrechnungen am Platze seyn. Wenn eine Webmaschine in einer Secunde $3^1/_5$ Ellen Stoff verfertigt, wie viel macht sie in 14 Tagen, 7 Stunden, 46 Minuten, 43 Secunden? Nach einer Minute antworte Dase: $3{,}960{,}329^3/_5$ Ellen. — Wenn Jemand in einer Tertie des Lebens $2^3/_7$ Pfennige benöthiget, wie viel braucht er in 39 Jahren? Die Antwort nach zwei Minuten war: 746,727,428 fl. 34 kr. $1^1/_7$ Pfen. — Wenn 1 Quentchen $3^1/_5$ Pfennige kostet, was kosten 23,457,689 Cent. $19^5/_{64}$ Pfunde? Die Antwort lautete nach drei Minuten: 4003445621 fl. 53 kr. $2^2/_5$ Pfen. — Eine Multiplication, wobei der Multiplicandus und Multiplicator aus 10 Ziffern besteht.

7248652348 In einer Zeit von nicht
6485726429 vier Minuten nannte er
47012776108056505292 die Zahl:

als Product. — Die fünfte Wurzel auszuziehen aus:

$$\sqrt[5]{21090608742400000}$$

Nach einigen Minuten nannte er 1840 als Resultat der Berechnung. Mehrere Exempel mußte der Meister aller Kopfrechner, einem ausgesprochenen Wunsche zu Folge, auch auf der Tafel mit der Kreide ausarbeiten, und die Zuschauer konnten sich hier von dem Zeitraubenden der gewöhnlichen Rechnenmethode, besonders beim Wurzelausziehen, hinlängliche Ueberzeugung verschaffen. Auch berechnete er einige Aufgaben der vier Species von der rechten und linken Seite, und ließ sich Zahlen, aus 16 bis 20 Ziffern bestehend, auf die Tafel schreiben, welche er nur mit einem Blick betrachtete, und sie dann augenblicklich von der größten Benennung zur kleinsten, und umgekehrt der Reihe nach hersagte. Alle Proben in diesem Rigorosum wurden, als Ergebnisse einer blitzschnellen Geistesthätigkeit, mit rauschenden Beifallsspenden begleitet, und die Versammlung, welche jeder einzelnen Lösung die größte Aufmerksamkeit schenkte, ließ am Schlusse der Production dem jungen Rechnenimprovisator noch die Ehre eines mehrmaligen Hervorrufens zu Theil werden. Es war nur eine Stimmung unter den Zuhörern, daß die Leistungen dieses Kopfrechners einen ganz eigenthümlichen Genuß gewähren, indem sie, als geistige Kraftäußerungen, der Bewunderung einen weit edleren Nahrungsstoff darbieten, als die gymnastischen Darstellungen der Tänzer, Akrobaten, Krafimenschen, Kunstreiter ꝛc. Dase regiert wie ein König im unermeßlichen Zahlengebäude; sein Genius zuckt wie ein leuchtender Blitzstrahl durch die dunklen Räthsel der Zahlencombinationen, und die Lösung, nach welcher die Uneingeweihten mühsam suchen, steht plötzlich mit Flammenlettern, wie eine höhere Eingebung, vor seinem Auge. In allen Künsten und Wissenschaften gibt es unzählige Meister, welche der Welt den Tribut der Bewunderung abzwingen. Im

Digitized by Google

Gebiete der Arithmetik ist Dase gegenwärtig der Einzige, welcher mit seinen angeborenen Fähigkeiten eine Sensation zu erregen im Stande ist.

Rechtfertigung der Frauen.

Man kann es den Frauen wahrlich nicht verargen, daß sie so viel schwazen. Sie rauchen keinen Tabak, der uns unterhält und nur in Pausen zu sprechen nöthigt, damit die Pfeife nicht ausgehe. Die Frauen haben auch keine Trinkgelage, in denen sie sich einmal, wie wir Männer, recht ausschreien und austoben können. Wenn sie dagegen stricken, so bekommen sie durch die schnelle Bewegung der Hände auch einen schnellern Rhytmus in die Zunge. Wenn sie an ihren Ballkleidern nähen, so hüpfen ihnen die Gedanken in die Füße, und die Zunge wird der Ausdruck ihrer Empfindung, und wenn sie still sitzen und nichts thun, so läuft ihnen vor Ungeduld die Zunge davon. Das glückliche mobile Geschlecht!

In der Unterredung eines englischen Arztes mit dem Kaiser von China fragte dieser, wie man in England die Aerzte bezahle. Als der Arzt ihm den englischen Gebrauch erzählt hatte, sagte der Kaiser: „Es ist unmöglich, daß man sich in England wohl befinde. Ich halte es mit meinen Aerzten anders: Ich habe deren vier, und bezahle ihnen wöchentlich ein ansehnliches Salair. Werde ich krank, so hör' die Bezahlung so lange auf, bis ich wieder gesund bin. Ich brauche nicht zu sagen, daß meine Krankheiten immer nur kurze Zeit dauern."

König Alphons XI. von Spanien hatte von den Mauren eine vollständige Niederlage erlitten. Seine Tochter, die „Infantin des Reichs," die nicht erst Zeit hatte, eine Armee zusammen zu berufen, stellte sich an die Spitze eines großen Haufens Fußgänger, die einer so geringen Auszeichnung genossen, daß man sie bis dahin nicht einmal mit einem besondern Namen beehrt hatte. Angefeuert durch das heldenmüthige Beispiel, das die Prinzessin Isabella diesen Männern gab, wurden sie Sieger 1340 bei Algezira über den Meriniden Abu Haf, und rächten die Niederlage des Königs. Das dankbare Spanien gab, um die Heldenthat der Infantin und dieser tapfern Männer zu verewigen, den Soldaten, welche sich zu Fuß geschlagen hatten, den Namen „Infanterie." — Dieser Name ward nach und nach bei allen Heeren gang und gebe.

Anekdoten.

Ein Trunkenbold frug einen Arzt um Rath, was er gebrauchen solle, seine kranken Augen wieder herzustellen. „Ihr müßt das Trinken aufgeben!" war des Arztes kurzer Bescheid. „Herr!" erwiederte der Patient unwillig, „was glauben Sie denn! Soll ich etwa das Haus der Fenster wegen verbrennen lassen?"

Ein Kaufmann wollte von einer Dame für gelieferte Schminke bezahlt seyn. Als sie ihn unartig empfing, sagte er: Madam, Sie behandeln mich, wie Ihren Bedienten. Ich trage aber nicht Ihre Farbe, sondern Sie tragen die Meinige.

* Im Gebirge.

Es waltet wohl ein milder Geist da oben;
Es fühlt die Seele frei sich und gehoben,
Ein süß Empfinden hat mich übermannt,
Ich schaue lächelnd nieder auf das Toben,
Und um die Welt hin ist mein Herz gespannt.

Wo könnt' ich hier die Sorgen wieder finden,
Die guten sich in's bange Leben winden?
Hier, wo die Zeit zu hemmen scheint den Schwung,
Hier, wo dem Aug' so klein die Menschen schwinden,
Loßt von dem Sinn sich selbst Erinnerung.

Kein Zweifel kann in meiner Ruhe wühlen
Und meiner Brust erglühend Hoffen kühlen.
Eins bin ich mit den Wesen aller Art,
Was war, was wird, ich kann es mächtig fühlen;
Es drängt sich Beides mir zur Gegenwart.

Beschämt muß ich den alten Unmuth hassen,
Daß unten wir das Gute nie erfassen,
Daß wir das Herz, das wahr und warm uns schlägt,
Oft unerkannt und schwer gekränkt verlassen,
Weil es den Drang nicht auf die Zunge trägt.

Vor mir stand wohl noch Keiner mit den Hufen
Auf dieser Höhe zackig steilen Stufen.
Wer war's, der vor mir aus der Quelle trank?
Noch Keiner hat dies Echo wach gerufen,
Wohl Keiner vor mir auf das Moos hier sank!

Und dennoch quoll die Quelle unverdrossen,
Der Fels hat seinen Schooß mir nicht verschlossen;
Es war genug, daß einmal Einer kam,
Der diesen langgewährten Reiz genossen,
Und einen Himmel mit sich weiter nahm!

L. Scharrer.

Auflösung der Charade in No. 104.:
Braunschweig.

Verlegt und redigirt unter Verantwortlichkeit der G. Geiger j.'schen Buchdruckerei.

Digitized by Google

№ 100. 15. December 1841.

Der Erzähler.

Ein

Unterhaltungsblatt für Jedermann.

Sechster Jahrgang.

Augsburg. Dieses Blatt erscheint jeden Mittwoch und Samstag, und kostet dahier vierteljährlich 45 kr., halbjährig 30 kr. und jährlich 1 fl.; auswärts ist der Preis: vierteljährlich 48 kr., halbjährig 30 kr. und jährlich 1 fl. 12 kr. Bestellungen nehmen alle Buchhandlungen und königl. Postämter, letztere mit der tarifmäßigen Portovergütung, an.

Die letzte Wohnungveränderung.

(Schluß.)

So war denn die alte Liebesflamme unerwartet zu einer Gluth angefacht worden, welche dem Herrn Rentier Lämmlein eine Verheirathung im hellsten und reizendsten Lichte zeigte. Mit Hochzeitsgedanken ging er an diesem schicksalsreichen Fünfzehnten zu Bette und kein böser Traum störte seinem, durch den Rundgang nach Wohnungen redlich verdienten Schlaf. Herr Lämmlein träumte überhaupt gar nicht von seiner alten Flamme: ein Beweis, daß er die Sache recht gründlich durchdacht hatte.

Seiner Gewohnheit gemäß, stand er nicht eben früh auf, trank gemüthlich seinen Kaffee und machte sich dann eine Pfeife an, wobei er sich mit dem Fidibus um ein Haar die Finger verbrannt und um alle philosophische Ruhe gebracht hätte. Denn zwischen Licht und Pfeife fuhr ihm ein heilloses: „Wenn aber?“ ... durch den Kopf, das er dann in folgenden Worten weiter erörterte:

„Wenn aber Frau V** nicht will? Wenn sie nun meine Hand ausschlägt? Wenn ich einen Korb bekomme?“ Er that einen kräftigen Zug aus der Morgenpfeife und betrachtete die Rauchwolken, wie die alten römischen Augurn den Flug der Vögel bei kritischen Staatsangelegenheiten beobachteten. Noch ein: „Wenn aber?“ ... stieg in ihm auf; doch er zerhieb, ein neuer Alexander, den Knoten der Wenn und Aber, sprang auf und rief: „Kein Aber! Es muß und wird gehen. Doch wie?“

Ueber das Wie kam er während der Pfeife auch ins Klare und von Stund' an sah er dem entscheidenden Letzten des Monats mit einer wahrhaft stoischen Gelassenheit entgegen. Seine Maaßregeln waren getroffen, der Kriegsplan entworfen und redlich ins Werk gesetzt. Herr Lämmlein lebte sichtbar auf und als der Hauswirth am Vorletzten des abgelaufenen Termins häufig Leute aus- und eingehen sah und fragte, wann Herr Lämmlein auszuziehen gedenke, antwortete der Rentier:

„Das wird sich schon finden.“

„Die Dame kommt aber morgen vom Lande in die Stadt und dann kann ich nicht helfen“ ...

„Brauchen auch nicht zu helfen!“ fiel ihm Herr Lämmlein ins Wort, „ich werde mir schon selber zu helfen wissen. Uebrigens machen Sie sich keine Sorgen; wir verkehren noch länger mit einander, und ich stehe für Alles.“

„Ist mir lieb; denn denkt man neun Jahre lang mit Jemandem unter einem Dache zu leben, so sind Mißverständnisse gleich am ersten Tage sehr unbequem.“

„Ganz Ihrer Ansicht, sehr unbequem, wenn ... aber, verlassen Sie sich auf mich, mit diesem Wenn werde ich schon fertig.“

Die neue Mietherin traf glücklich am letzten des Monats gegen Abend ein und war nicht wenig überrascht, als sie beim Aussteigen aus dem Wagen vom Wirthe vernahm, daß ihre Wohnung noch besetzt sei und der widerrechtliche Besitzer alle Verantwortlichkeit auf sich nehmen wolle. Dieser Schlußsatz erregte der Angekommenen Neugier und sie ließ sich sofort in die zweite Etage führen.

An der Treppe kam ihr Herr Lämmlein entgegen, machte ihr sein Compliment und bemerkte:

„Ich erwartete sehnlichst Ihre Ankunft.“

Die Fremde sah den Fremden fragend an, konnte jedoch ein Lächeln nicht unterdrücken und ließ sich in die von ihr gemietheten Zimmer führen. Herr Lämmlein öffnete die Thür des Wohnzimmers, bat die Dame, einzutreten, und sagte:

„Wie Sie sehen, ist Alles in der Reihe, Ihre

Digitized by Google

sitzer der Wohnung nach Tische mit der neuen Besitzerin erschien und beide wieder die Runde durch die Zimmer gemacht hatten, sagte Letztere:

„Sie haben recht, die Möbeln sind so kunstvoll durch einander gestellt, daß es schwer würde, sie wieder zu trennen. Bleiben Sie denn immerhin!“

„Und nun keine neue Veränderung mehr!“

Der überglückliche Herr Rentier Jesaias Lämmlein blieb in der Wohnung und nach sechs Wochen führte er auch die Eigenthümerin des neuen, unzertrennlichen Möbelzuwachses heim. An dieser letzten Veränderung seiner Wohnung erlebte er mehr Freude, als ihm alle früheren Veränderungen zusammen gemacht hatten, und oft und gern pflegt er unter guten Freunden sich in den Bemerkungen und Schlüssen zu ergehen, welche er von den Möbeln auf seine jetzige Frau machte. Sie sind sammt und sonders eingetroffen, und wenn dem einen oder andern Zuhörer solche Schlußfolgerungen etwas gewagt erscheinen wollen, so protestirt er in der Regel an seine Frau mit der Frage: „Hab' ich's nicht getroffen?“ und setzt dann mit dem Selbstgefühle, welches durch die Erfahrung begründet ist, hinzu: „Uebung macht den Meister!“ — —

Miszellen.

Merkwürdige Operation.

Der „Caledonian Mercury“ berichtet folgenden seltsamen Vorfall. Vor einigen Tagen kam eine Frau aus dem Dorfe von Stevensen, die seit einiger Zeit mit einer Geschwulst an der Wade behaftet war, zu dem Arzte Herrn Brown um Hülfe zu suchen. Dieser, nachdem er die Geschwulst untersucht hatte, schritt sogleich zur Operation, und zog eine große Nähnadel aus der Wunde, welche die Frau vor beiläufig 30 Jahren verschluckt hatte.

Die Familie Vilain XIV.

Eine der angesehensten, reichsten und ältesten Familien in Belgien ist die der Vilain. Als Ludwig der XVI. sich in Gent befand, wohnte er in dem Palaste des Hauptes dieser Familie. Bei der Abreise trat der König von Frankreich zu ihm und sagte: „Herr Vilain, ich kann Sie nicht reicher machen als Sie sind, ich kann Ihnen keinen höhern Adel geben, als Sie besitzen; was also kann ich für Sie thun? Sprechen Sie.“ — „Sire,“ entgegnete der, an welchem diese gnädige Aufforderung gerichtet war, „erlauben Sie mir, meinem Namen die Zahl beizusetzen, welche dem ihrigen folgt; es ist dies die einzige Gnade, um die ich bitte.“ Ludwig der XIV. bewilligte, wie man wohl denken kann, die an ihn gerichtete Bitte sofort und seit dieser Zeit heißen alle Nachkommen jenes Vilain, bis auf den heutigen Tag, Vilain XIV. — Zu einem dieser Nachkommen sagte einmal der König Wilhelm der Niederlande: die Vilain werden, wie es scheint, numerirt wie die Fiacres. — Verletzt durch diese Bemerkung, entgegnet dieser Vilain XIV. sofort: „Ja Sire, und wie die Könige.“

Spielgauner und Fensterdiebe in Berlin.

Seit einiger Zeit treibt in Berlin eine Klasse von schlechten Subjekten, die vom falschen Spiele ein Gewerbe machen, Unwesen in großem Umfange, und die jährliche Anzahl der auf diese Weise „Gerupften“ ist außerordentlich bedeutend. Die Betrüger haben für ihre Zwecke in allen Stadtgegenden ihre gewissen Speluken, — Bier- und Branntweinkeller, wohin sie Diejenigen locken, deren Aeußeres die nöthige Portion Unerfahrenheit, und deren Geldkatze gute Beute verspricht. Zum Aufsuchen solcher Leute wird einer von der Genossenschaft ausgeschickt, der seinen Kennerblick hinlänglich bewährt hat, und der den Gauner-Ehrentitel „Gimpelfänger“ führt. Die besten Geschäfte werden an den Eisenbahnhöfen, in den Gasthöfen vierter Klasse und unter den Linden in der Gegend des Opernhauses gemacht, wo sie häufig die fremden Handwerksgesellen aus Bayern ꝛc. in einem solchen Keller führen, wohin sie, von einem angeblichen Landsmanne, der sich bei ihnen bereitwillig zum Führer durch die Straßen von Berlin angeboten hatte, gelockt werden. Der gute Eichstätter konnte, zumal da er mit einigen Flaschen Bier traktirt worden, die Aufforderung zu einem Spielchen nicht gut ablehnen: viel Gefahr war ohnehin nicht dabei, denn der Gegner war (natürlich nur scheinbar) tüchtig angetrunken. Daß er nur seine Schellen, Schüppen u. s. w. kannte, hier aber mit französischen Karten (eine Art écarté, wenigstens im buchstäblichen Sinne) gespielt wurde, hinderte nicht: der Landsmann war dafür mit gutem Rath bei der Hand. Der erste Anfang ließ sich indeß bereits so unglücklich an, daß unser Freund, die Karten von sich werfend, nichts mehr von der Sache wissen wollte, aber zu spät: das Geld war auf ein Schnupf-

Digitized by Google

tuch aufgeschüttet worden, der Gegner raffte beides zusammen, eilte mit einer, für einen Betrunkenen ungewöhnlichen Sicherheit, zum Keller hinaus, die übrige Gesellschaft, offenbar über das auffallende Benehmen empört, brach zu seiner Verfolgung auf, und der arme Eichstädter hatte nicht einmal das Nachsehen, denn alle seiner Freunde waren sogleich um die Ecke verschwunden. Die Polizei hat indeß schärfere Augen und zwei der Gauner bereits ermittelt. — Ein bereits bestraftes Subjekt hat seit Kurzem von einem Diebstahle neuer Art ein Gewerbe gemacht. Er schlich sich in die Wohnhäuser nahm aus dem Hausflur die Flurfenster aus, und entfernte sich damit. Es sind bereits drei auf diese Art verübte Diebstähle gegen ihn ermittelt. Jedesmal hatte er vier complette Fensterflügel gestohlen.

Anekdoten von Talleyrand.

Als Minister der auswärtigen Angelegenheiten unter dem Directorium war der Herr von Talleyrand noch nicht reich und man bemühte sich damals auch nicht, reich zu erscheinen. Er hatte sich einen Wagen bauen lassen, dessen Eleganz ganz Paris bewunderte, den er aber nicht bezahlte. Der Sattler entschloß sich endlich, des langen Harrens müde, den Minister im Hofe zu erwarten, und als derselbe in den neuen Wagen stieg, überreichte er ihm die Rechnung. — „Nichts billiger!“ sagte Talleyrand; „man ist Ihnen schuldig und Sie müssen bezahlt werden!“ — „Ach, Bürger-Minister, die Zeiten sind so schlecht und Sie werden mir einen großen Dienst erweisen“ — „Hier handelt es sich von keiner Dienstleistung; wenn man schuldig ist, muß man bezahlen.“ — „Sie wollen mich also bezahlen, Bürger-Minister, und wann?“ — „Wann! Sie sind sehr neugierig!“ Und der arme Sattler, den diese Antwort ganz verblüffte, mußte sehen, wie sein Wagen dahin rollte.

Der Graf Louis de Narbonne sagte eines Tages auf der Terrasse im Garten der Tuilerien dem Herrn von Talleyrand selbstgemachte Weise vor. Nach einiger Zeit gähnte ein ziemlich weit davon Stehender und Talleyrand sagte zu dem Declamirenden: „Narbonne, sehen Sie doch; Sie sprechen aber auch immer so laut.“ —

„Ich bewundere,“ sagte Ludwig der XVIII. zu ihm, „Ihren Einfluß auf Alles, was in Frankreich geschehen ist. Wie war es Ihnen möglich, zuerst das Directorium und sodann die colossale Macht Napoleons zu stürzen?“ — „Mein Gott, Sire,“ entgegnete der Minister; „ich habe gar nichts dabei gethan; es liegt in mir etwas Unerklärliches, daß den Regierungen, welche mich vernachläßigen — Unglück bringt.“ — Verletzt durch die Opposition, welche der Herr von Talleyrand in der Pairskammer dem Gesetzentwurfe über den spanischen Krieg entgegengesetzt hatte, wollte Ludwig XVIII. ihn auf eine gute Art in das Exil schicken. „Haben Sie nicht die Absicht, auf das Land zu gehen?“ fragte er ihn. — „Nein, Sire,“ antwortete Talleyrand, „Ew. Majestät müßten sich denn nach Fontainebleau begeben; dann würde ich die Ehre haben, Sie zu begleiten um die Obliegenheiten meines Amtes zu erfüllen!“ — „Nein das meine ich nicht; ich fragte, ob es nicht in Ihrer Absicht liege, Ihre Güter zu besuchen?“ — „Nein, Sire. — Aber sagen Sie mir doch, wie weit ist es von Paris nach Gent.“ — (In Gent hatte sich wahrscheinlich Ludwig XVIII. während der 100 Tage aufgehalten.) — Gegen das Ende des Jahres 1815 sagte Einer, der sich um eine Stelle bewarb: „ich war auch in Gent.“ — „In Gent? Wissen Sie das gewiß? — „Allerdings.“ — „Sagen Sie mir offen, ob Sie wirklich nach Gent gereist oder vielleicht blos von dort zurückgekommen sind, denn, sehen Sie, ich war auch in Gent. Wir waren unserer sieben- bis achthundert und wenigstens zehntausend sind zurückgekommen.“

„Hat der Herr einen Paß bei sich?“ Mit diesen Worten hielt eine östreichische Schildwache einen Reisenden vor dem Thore zu Mainz an. Nicht ohne Verlegenheit antwortete derselbe: „Nein, ich habe ihn vergessen und zu Hause liegen lassen.“ — „Nun, das ist sehr gut —“ meinte der ehrliche Soldat vergnügt — „daß Sie keinen Paß bei sich haben, denn sonst würden Sie hier ungeheuere Scherrerei damit bekommen haben. Reise der Herr glücklich!“

Epigramm.

Eventueller Rath.

Wie Dir zu helfen noch sey aus diesen gefährlichen Schlingen?
Wärst Du nur klug, so wär's räthlich, Du stelltest Dich darum.

Verlegt und redigirt unter Verantwortlichkeit der G. Geiger j.schen Buchdruckerei.

Digitized by Google

№ 101. **Der Erzähler.** 18. December 1841.

Ein

Unterhaltungsblatt für Jedermann.

Sechster Jahrgang.

Augsburg. Dieses Blatt erscheint jeden Mittwoch und Samstag, und kostet dahier vierteljährlich 15 kr., halbjährig 30 kr. und jährlich 1 fl.; auswärts ist der Preis: vierteljährlich 18 kr., halbjährig 36 kr. und jährlich 1 fl. 12 kr. Bestellungen nehmen alle Buchhandlungen und königl. Postämter, letztere mit der taxfmäßigen Portovergütung, an.

List wider List.

Wahre Begebenheit von Joh. Nep. Vogel.

Im Jahre 1192 wurden von Dominico Michiele zwei wunderbare colossale Säulen von den ungarischen Hügeln nach Venedig gebracht, welche auf der Piazetta oder dem sogenannten Broglio, dem damaligen Versammlungsort des venetianischen Adels als Trophäen aufgestellt werden sollten.

Diese Säulen waren von orientalischem Granit und aus Einem Stücke gehauen, und jede von ihnen hatte nach der Schätzung ein Gewicht von 100,000 venetianischen Pfunden.

Es schien aber, als ob ein eigenes feindliches Geschick über diesen beiden Säulen waltete, denn als dieselben ausgeschifft wurden, fiel eine von ihnen in das Meer, versank im Schlamme, und nachdem dieser Verlust in der Frist mehrere Jahre durch eine andere nachgebildete ersetzt wurde, fand sich in der Furcht eines neuen Unfalles Niemand, der sich herbei ließ, die Aufrichtung der ungeheuern Massen zu übernehmen.

Eine geraume Zeit lagen sie bereits auf dem Trachit-Pflaster der Piazetta von den Neugierigen begafft, und schon begannen die Gondoliere sie zu dem Ziele ihrer Witze und ihrer Spottlieder zu wählen.

Kurz vorher wurde Heinrich Dandolo, der früher bei dem treulosen Manuel den schwierigen Posten eines Botschafters bekleidete, und den dieser in einem Anfalle seiner barbarischen Rohheit die Augen ausstechen ließ, trotz seiner Blindheit zum Dogen von Venedig erwählt, da der frühere Doge Malapiero seine Würde niedergelegt hatte.

Dandolo, welcher Venedigs Namen zu dem höchsten Gipfel des Ruhmes erhob, wünschte selbst, daß die Säulen auf dem benannten Platze errichtet würden, und berief deßhalb mehrere Kunsterfahrene; aber jeder derselben wußte den Antrag unter irgend einem Vorwande von sich abzulehnen.

Endlich erschien ein Mechanikus, Namens Nicolo Barathiere vor dem Dogen, welcher diesem versprach, die Errichtung der beiden Säulen über sich zu nehmen.

„Und was begehrt Ihr dafür zum Lohne?“ befragte ihn der weise Doge.

„Ich wünschte nur die Gewährung einer einzigen Bitte,“ erwiderte Nicolo.

„Und diese ist?“

„Daß der Senat mir erlaube, so lange ich lebe, des Nachts zwischen jenen beiden Säulen eine Spielbude zu errichten.“

„Das soll Euch gewährt und schriftlich zugesichert werden, sobald Ihr das Werk zu Stande gebracht,“ erwiederte der Doge, und entließ hierauf den bescheidenen Mechaniker, nachdem er ihn nochmals aufgefordert hatte, ehestens an sein Werk zu schreiten.

Es währte wenige Tage, als die ganze Piazetta und der daran stoßende Markusplatz mit Menschen von allen Ständen und Klassen überfüllt war, denn Barathiere hatte bereits ein Fundament und ein tüchtiges Fußgestelle für die Säulen errichtet, und versuchte es nun, diese mittelst starker Ankerthaue und mächtiger Hebel zu erheben.

Mit ängstlicher Besorgniß und banger Ungeduld sahen die Venetianer dem gewagten Unternehmen zu, als aber endlich der geflügelte Löwe des Markus, welcher den Gipfel der einen, und St. Theodoro, der Schutzpatron Dalmatiens, der den Gipfel der andern Säule schmückte, sich immer mehr und mehr in die Lüfte erhob, und endlich vom hellen Sonnenstrahle umglänzt, von den vollends errichteten Säulen auf sie herabblickte, da erhob sich unter

Digitized by Google

ihnen ein Jubelgeschrei, welches nicht enden wollte. Der Held des Tages, welchen sowohl der Nobile als der Barkarole im Munde führte, war der Errichter der Griechensäulen, Nicolo Barathiere.

Tags darauf erhielt Nicolo nebst einer schmeichelhaften Danksagung des Senats, seinem Wunsche gemäß, die documentirte Bewilligung, eine Spielbude zwischen den beiden Säulen errichten zu dürfen.

Nicht lange, so erblickten die zahlreichen Besucher des Markusplatzes auch wirklich eine kleine Bude auf der Piazetta, in welcher sich Nicolo Barathiere befand, und die Neugierigen zu einem neuen Spiele einlud.

Es war eines jener verderblichen Hazard- oder Glücksspiele, welche sich nach der Hand fast über ganz Europa verbreiteten, und eine nicht zu berechnende Anzahl Unglücklicher der Verzweiflung und dem Elende überlieferten.

Der schlaue Nicolo hatte seinen Endzweck vollkommen erreicht, und sah zu seinem nicht geringen Vergnügen bald die edelsten und reichsten Venetianer sich in seiner Bude versammeln, um ihre Dukati oder Piaster aus ihrer Tasche in die seine wandern zu lassen.

So hatte er es bereits einige Monate getrieben, und sich schon ein nicht unbedeutendes Vermögen gesammelt, aber auch manchen Fluch auf seine Seele geladen, den ein Verzweifelnder über ihn aussprach, den sein Verlust am grünen Tische zum Selbstmorde oder zu ähnlichen Verbrechen gebracht hatte.

Der weise Dandolo erkannte nun erst zu seiner tiefen Betrübniß, wie sehr ihn der falsche Nicolo Barathiere, welcher es nur auf Geldgewinn abgesehen hatte, mit seiner Bitte überlistet habe, und welch' schlimme Folgen aus der Bewilligung derselben entsprangen und noch entspringen würden.

Zugleich aber sah er die Unmöglichkeit ein, die ihm einmal ertheilte Erlaubniß, welche er sich als Ehrensold bedungen, zurückzunehmen, und dennoch durfte er diesen öffentlichen Mißbrauch derselben nicht länger fortwähren lassen, wollte er nicht die Edelsten der Venetianer, welche sich mit einer Art leidenschaftlicher Wuth zu Nicolo's Spielen drängten, in ihr offenbares Verderben rennen, die größten Häuser Venedigs in Bälde zu Grunde gehen lassen.

Schon hatte er im hohen Rathe den Stand der Sache vorgetragen, und denselben gebeten, auf einen Ausweg zu denken, wie ihr zu steuern wäre, ohne daß die einmal gegebene Zusage von Seite des Senats gebrochen würde; aber keiner der Senatoren vermochte ein Mittel nach dem Wunsche Dandolo's ausfindig zu machen.

In tiefer Betrübniß über diese fluchwürdige Saat des Bösen nachdenkend, saß der augenlose Greis einst zur Nacht in seinem Gemache im Markuspallaste, als ein Senator mit einem Todesurtheile zu ihm trat, damit er nach herkömmlicher Sitte demselben das Zeichen seiner Zustimmung ausdrücke.

„Wer ist der Verurtheilte?" fragte der Doge.

„Ein verworfener Nichtswürdiger," erwiederte dieser, „ein Bandit, welchen die Paduaner zu uns gesendet, und der bereits drei Meuchelmorde vollbracht, und zwei Cisternen vergiftet hat."

„Dann ist er reif zum Henkerbeile," sagte Dandolo. „Reicht mir das Urtheil des Senats."

Schon wollte sich der Abgeschickte mit demselben wieder entfernen, als es plötzlich dem Dogen wie ein Blitzstrahl durch das Gehirn fuhr. „Halt, halt!" rief er. „Die Piazetta ist gerettet, kein Venetianer wird sich mehr zu Nicolo's Spielen drängen!"

Der Senator blickte verwundert auf den aufgeregten Greis, dessen sonst so ernste Miene eine ungewöhnliche Heiterkeit angenommen hatte, ohne jedoch den Sinn seiner Worte zu begreifen; aber dieser gebot sogleich, den hohen Rath zu versammeln, da er demselben noch etwas mitzutheilen habe, bevor jener Missethäter hingerichtet würde. —

Der nächste Morgen vergoldete bereits die Thürme Venedigs mit seinem Schimmer, als zu nicht geringem Erstaunen der Bewohner dieser Inselstadt, auf der Piazetta zwischen den beiden Granitsäulen sonderbare Vorrichtungen getroffen wurden.

Sie sahen einen rohen Holzblock hinbringen und um denselben von Soldaten einen Kreis schließen, worüber sie sich nicht genug wundern konnten.

Horch, da wimmerte die Compagna d'agonia auf dem Markusthurme, und es kam eine Abtheilung Sbirren aus dem Staatsgefängnisse, in deren Mitte ein wüst aussehender Mensch mit auf den Rücken gebundenen Händen einherschritt, dem der Scharfrichter von Venedig mit Mantel und Schwert folgte.

Jetzt hatte der Zug die Säulen erreicht. Ein Beamteter der Signoria verkündete hierauf dem Volke, daß der gegenwärtige Verbrecher mehrerer Meuchelmorde und Brunnenvergiftungen wegen zum Tode verurtheilt worden, und nach dem hohen Beschlusse desselben seine Strafe auf dem Platze,

Digitized by Google

zwischen den beiden griechischen Säulen zu erleiden habe.

Wenige Augenblicke und das Blut des Banditen färbte die weißen und schwarzen Marmorplatten der Piazetta.

Wie im Fluge verbreitete sich die Kunde dieser Hinrichtung in der Inselstadt, und war bereits allbekannt, als Nicolo des Abends an jener Stelle wieder seine Spielbude aufschlug.

Wie sehr erstaunte er aber, als auch nicht ein einziger Venetianer sich derselben näherte. Vergebens lud er die Vorübergehenden mit den lockendsten Worten ein, jeder entfernte sich von ihm mit den Zeichen des Abscheues, und wollte nichts von seinen Spielen wissen.

Dandolo hatte List mit List vergolten und sich nicht verrechnet, als er durch die seinige den Verführungen Nicolo's ein Ziel zu setzen dachte. Die Stelle wurde durch die Hinrichtung des Bravo, dem Geiste jener Zeit zufolge, für ehrlos gehalten, und keiner, der seine eigene Ehre nicht brandmarken wollte, durfte sie betreten.

Noch einige Abende schlug Nicolo seine Spielbude auf, aber immer mit dem gleichen Erfolge.

Voll Grimm auf Dandolo, dessen Schlauheit seiner ergiebigen Ernte einen Damm für immer gesetzt hatte, verließ er kurz darauf Venedig, um nach ähnlichen Umtrieben sein wüstes Leben in einem Kerker Roms zu beschließen.

Der Platz zwischen den Granitsäulen aber blieb von dieser Zeit an die Hinrichtungsstätte der Venetianer und wurde, als selbst schon Venedig seine Republick untergehen gesehen hatte, noch wie vor für ehrlos gehalten.

Jeder hohe Gast, der nach der Meeresstadt kam, wurde daher, wenn er auf die Piazetta gelangte, um die beiden Säulen herumgeführt, jeder feierliche Zug umging dieselben, als eine Stelle des Abscheus.

Da geschah es, am 5. Oktober im Jahre 1838, daß Seine Majestät der Kaiser Ferdinand von Oesterreich von seiner feierlichen Krönung zu Mailand zurückkehrend, nebst seiner durchlauchtigsten Gemahlin auch die Inselstadt mit seinem Besuche beglückte, welche ihre Freude über die hohe Gegenwart des geliebten Herrscherpaares durch eine prachtvolle Beleuchtung feierte.

Kein noch so ferner Punkt unterließ seinen Beweis der Liebe und Verehrung für das hohe Herrscherpaar zu äußern, und das Seine zu der allgemeinen Festlichkeit beizutragen.

Viele öffentliche Gebäude wurden in Verzierungen beleuchtet, worunter besonders einen durch das Meer erhöhten Contrast die Beleuchtung der Mädchen-Versorgungs-Anstalt sammt der Chiessa e Casa delle Citelle, des Zollamtsgebäudes, der Academie der schönen Künste und der Kirchen della Pietà und San Biagio bildeten.

Seine Majestät geruhten mit Seiner durchlauchtigsten Gemahlin die Beleuchtung von den Lagunen aus in Augenschein nehmen zu wollen, und verfügten sich in dieser Absicht in Begleitung des Landes-Gouverneurs und des Podesta von Venedig nebst den durchlauchtigsten Erzherzogen von dem k. k. Pallaste nach der in dem Marcuscanale Ihrer bereits harrenden Gondel.

Als Seine Majestät der Kaiser aber auf die Piazetta gelangten, nahmen Dieselben Ihren Weg über jenen verhängnißvollen Raum zwischen den beiden Säulen, von welchem aus sich der imponirendste Anblick Venedigs auf das Meer darbietet, und seit dieser Stunde ist der Fluch der Ehrlosigkeit wieder von jener Stelle genommen, auf welcher nun hinfort nie ein Verbrecher mehr hingerichtet wird.

Miszellen.

Ein Duell aus Dankbarkeit.

Gräfin Duberry, galanten Andenkens, besaß ein gutes Herz; sie benützte ihren großen Einfluß häufig zu Gunsten der Unglücklichen, welche sich die Ungnade ihres königlichen Liebhabers zugezogen hatten und ihre Audienzen, die sie ganz im Negligé auf ihrem Schlosse Luciennes gab, waren sehr berühmt. — Ein alter Edelman aus Burgund fand sich einst auch zu einer dieser Audienzen ein, schlecht gekleidet und ohne einen andern Schmuck als das Ludwigskreuz. — „Madame," sagte er mit würdevoller Offenheit, „ich verhungere und gleichwohl läßt man mich auf die Pension warten, die man mir schuldig ist." — „Ich werde befehlen, daß man Sie bezahle," antwortete die Gräfin. — „Wird dies noch heute geschehen, Madame? Denn wenn man wartet bis morgen, muß ich mich hungerig niederlegen." — Sie erschrack sichtbar. — „Mein Herr," antwortete sie, „Se. Majestät hat mir gewisse Summen übergeben, um dieselben an seine treuen Diener zu vertheilen. Sie werden im Namen des Königs

annehmen, was ich Ihnen in dem meinigen nicht zu bieten wagen würde.“ Die Gräfin nahm 50 Louisdor und gab sie ihm. Er nahm sie gerührt, machte seinen Rock auf der Brust auf, um ihr zu zeigen, daß er kein anderes Kleidungsstück habe, verbeugte sich tief und ging. — Noch denselben Abend sprach die Gräfin mit dem Herzoge von Acquillon, der jenen Edelmanne auf ihre Bitte ein Majors-Patent sandte. Der alte Edelmann dankte ihr und die Gräfin vergaß ihn wieder, bis der Herzog nach einigen Tagen zu ihr sagte: „Ich kann Ihnen Nachricht von ihrem Schützlinge bringen; er hat sich gestern wegen einer schönen Dame geschlagen.“ — „Warum?“ — „Weil man sie in seiner Gegenwart verläumdete.“ — „Wer ist die Dame, für die ein Mann in seinem Alter sich schlug?“ — „Sie selbst sind es.“ — „O, er ist doch nicht verwundet worden?“ — „Nein, aber ich habe ihn sogleich entlassen.“ — „Das ist ja schrecklich.“ — „O beruhigen Sie sich, Madame, diejenigen, welche sich für Sie schlagen verlieren ihre Stelle blos, um eine bessere zu erhalten.“ — Und so geschah es auch bei dem Edelmann.

Entdeckter Mord.

Ein Porzellanhändler fuhr mit einem Wagen Krystall-, Porzellan- und andern Waaren in eine kleine Stadt bei Lorient. Auf der Straße fand er ein Kind, das schrecklich ermattet war, und kaum mehr gehen konnte. Das Kind bat, er möchte es auf den Wagen herauf lassen. „Dort ist's zu kalt,“ sagte der Porzellanhändler, „aber ich will dir einen wärmern Platz geben.“ Und er setzte das Kind in einen Winkel, wo sonst gewöhnlich der Hund zu schlafen pflegte, und wo's recht warm war. Nicht lange darnach wurde der Porzellanhändler plötzlich von zwei Kerls angefallen, die ihm einige tausend Franken, die er bei sich hatte, nahmen, ihn dann auf die Strasse legten, und den Wagen über ihn fahren ließen, damit es den Anschein eines zufällig Verunglückten habe. Das Kind hatte in seinem Winkel zusammengeduckt, Alles gesehen und gehört, und schien von der Vorsehung zur Entdeckung dieser und mehrerer ähnlicher Mordthaten ausgesandt zu sein. Denn schon seit einiger Zeit ereigneten sich in dieser Gegend sehr häufig dergleichen zufällige Unglücksfälle, ohne daß irgend Jemands Verdacht rege worden wäre. Sobald sich die Räuber entfernt hatten, ließ das Kind die Pferde weiter gehen, und diese erreichten den Ort ihrer Bestimmung. Dort erzählte das Kind im Wirthshause, was sich begeben, und eben als es mit seiner Erzählung zu Ende war, erblickte es die zwei Mörder, die in einem Winkel saßen. Es gab sie sofort als die Schuldigen an, und sie wurden auf der Stelle verhaftet. Es ergab sich, daß es zwei entlaufene Bagnosclaven seien, sie waren als Gendarmen verkleidet.

Der Herausgeber einer Zeitung in New-York, welcher das Zerspringen einer Kanone beschreibt, wodurch mehrere Personen gefährlich verwundet wurden, sagt: unser Berichterstatter, dem die rechte Hand dabei abgerissen wurde, befand sich glücklicherweise an Ort und Stelle, so daß wir im Stande sind, den Vorfall mit allen Umständen genau und der Wahrheit getreu zu erzählen.

Ein Landmann wurde von einem Geistlichen gefragt, warum er allemal fest schlafe wenn er predige, aber stets aufmerksam sei, sodald ein Fremder die Kanzel betrete. „Na, das ist doch ganz natürlich,“ erwiederte der Bauer, wenn Sie predigen, Herr Pfarrer, so weiß ich, ist alles recht, wenn aber ein Fremder kommt, so kann ich ihm nicht trauen, und geb recht scharf Acht.

Sylbenräthsel.

Der stolzen Römer zu Augustus Zeiten
Eroberungsgeist begrüßt dich Erste schon;
Und später brach nach langen Zwistigkeiten
An deutscher Kraft hier tapferer Ungarn Hohn.
Und kannst du auch an Schönheit, deines Gleichen,
Den vielgepriesenen Nachbarn nie erreichen,
Laut zeugst du doch von deutschem Heldenmuth,
Dich färbt' manch braves deutsches Ritterblut!

Auf 2 und 3 versteh'n sich wenig Leute,
Deshalb kommt auch kein Segen in ihr Haus;
Sie sorgen nie für morgen, nur für heute,
Und geben mehr als ihnen frommet aus.
Dies Zeitwort sollte billig jeder kennen,
Als seine Jeder diese Tugend nennen.
Es oft mit Sparsamkeit sehr nah' verwandt
Und zieret jedes Alter, jeden Stand.

Nicht fern vom Ganzen strahlen Augsburgs Zinnen,
Verkünden frühere Größe Herrlichkeit!
(Nur frisch gewagt laßt muthig uns beginnen,
Dann kommt sie wieder jene alte Zeit!)
Mit Augsburg wird das Dorf vielleicht vereint,
Wenn Augsburgs Auferstehungssonne scheint!
Dann wird sich wohl das Dorf zu einer Vorstadt schmücken,
Und größerer Handelsflor wird unsre Stadt beglücken.

Verlegt und redigirt unter Verantwortlichkeit der G. Geiger j.schen Buchdruckerei.

Digitized by Google

№ 102. 22. December 1841.

Der Erzähler.

Ein

Unterhaltungsblatt für Jedermann.

Sechster Jahrgang.

Augsburg. Dieses Blatt erscheint jeden Mittwoch und Samstag, und kostet dahier vierteljährlich 15 kr., halbjährig 30 kr. und jährlich 1 fl.; auswärts ist der Preis: vierteljährlich 18 kr., halbjährig 36 kr. und jährlich 1 fl. 12 kr. Bestellungen nehmen alle Buchhandlungen und königl. Postämter, letztere mit der tarifmäßigen Portovergütung, an.

Der Invalide.

Aus dem Französischen.

I.

Ein lauer Abendwind zog durch das anmuthige Thal, in dem das Städtchen Thann sich ausbreitete; die letzten Strahlen der untergehenden Sonne vergoldeten mit ihrem schwachen Lichte die Zinnen der Hochkirche, und in weiter Ferne hüllten sich die Vogesen immer dichter und dichter in ihr dunkles Nachtgewand, um sich dem Auge des Sterblichen endlich ganz zu entziehen. Mit dem letzten Strahle der untergehenden Sonne wurden die bei hellem Tage menschenleeren Vorstädte Thann's, eines ansehnlichen Fabrikstädtchens Frankreichs, lebendig; an den Schwellen ihrer Häuschen plauderten die heimgekehrten Tagwerker, während die geschäftige Hausfrau den Müden ein stärkendes Mahl bereitete, der gehabten Mühe zu vergessen.

Aus einem der niedrigen Häuschen, das, der Aufschrift nach, zu einem Blumengarten gehörte, trat ein Invalide, hinter ihm eine ältliche Frau, deren Vorstellungen er nicht sehr gerne anzuhören schien.

„Hast Du denn bedacht, was Du thust," sprach sie, „schlägst Du die tausend Francs, die Dir der Herr Nachbar für unsern Garten angeboten, aus?"

„Ja, ja, ich schlage sie aus," erwiderte der Invalide und setzte sich auf die vor dem Hause befindliche Steinbank. „Ich habe hier schon meine Gewohnheiten, kleine Bequemlichkeiten, die ich unnöthig nicht gerne vermissen würde — und überdieß, es ist Dir wohl bekannt, will es der Sohn ebenfalls nicht zulassen!"

„Leider wahr!" seufte die Alte. „Ich begreife das Kind nicht; war es doch sonst so verständig, so nachgebend, und nun — doch Herr Koffmann, der wird wieder böse werden!"

„Liegt mir wenig daran!"

„Kannst Du das so gleichgiltig sagen? Hat er uns des Schlimmen nicht genug schon zugefügt? War er es nicht, der Dich in Thann nicht aufnehmen wollte? War er es nicht, der unsern armen Williams, ohne den wir schon längst, den Bettelsack am Rücken, fortziehen müßten, in der ganzen Umgegend in einen üblen Ruf gebracht? War er es nicht —?"

„So zähl' Du und der — wozu mir das? Soll es mich etwa bestimmen, mein Eigenthum ihm zu verpachten?"

„Auf eine andere Art werden wir nicht Ruhe haben! Gib doch einmal Deine Halsstarrigkeit auf, denn nur durch diese ziehst Du uns seinen Unwillen zu. Du hast nie wie ein Nachbar mit ihm verfahren; ich will nur der Akazie, die abzuhauen Du ihn zwangst, erwähnen. Die Ursache, sie werfe einen großen Schatten auf Deinen Garten, war doch zu gering —"

„Eben so groß, wie die, aus der er den armen Teufel, den Schubert zwang, den Feigenbaum abzuhauen."

„Ging Dich das etwas an? Und wenn Du nur bekennen wolltest — sicher war dieses nicht die Ursache. — Du wolltest den Herrn Koffmann damit nur ärgern."

„Soll ich ihn etwa lieben? Donner! da müßte ein ehrlicher Mann die Freundschaft pfundweise haben, wenn er einen jeden Schelm von einem Preußen lieben sollte."

„Rede doch nicht so — wenn er Dich hörte!"

„Mag er es hören! Kann ich denn so einen Schurken, der die Cocarde, als es am meisten Noth

Digitized by Google

that, wegwarf, der mich, als ich ohne Arm und Bein heimkehrte, wie einen Straſſenräuber behandelte, kann ich so einen Menſchen lieben? Mag er auch reich, mag er Maire ſein, mag er auch ein Verdienſtkreuz, das er ohne Zweifel ererbt hat, tragen, ich will ihm nicht rathen —"

Die Alte zuckte, einige Klagen murmelnd, was der Ehemann nicht beachtete, die Achſeln, und eine Pauſe trat ein, die aber bald Marthe unterbrach. Sie legte die Hand über die Augen, um beſſer zu ſehen, und ſagte: „Sieh' hin, Franz! Williams kommt!"

Der Invalide ſah hin, wohin Marthe wies. „Scheint mir doch, daß er —"

„Man könnte glauben, er weint."

Raſch hob ſich der Invalide von ſeinem Sitze; eben bog Williams aus einem Seitengäßchen in die Vorſtadt ein, und befand ſich wenige Augenblicke darauf vor ſeinen Eltern.

II.

„Was fehlt Dir, mein liebes Kind," fragte, des Ankommenden Hand faſſend, die bekümmerte Mutter.

„Mir, liebe Mutter? Nichts!" antwortete verlegen der junge Mann. Und wie vom Inſtinkt geleitet hob er die Hand, die letzte Thräne zu zerdrücken. Eine ſtrenge Miene des Vaters hielt ihn ab; erröthend wollte er ſich entfernen, doch Franz hielt ihn zurück.

„Haſt Du denn, Burſche, kein Vertrauen mehr zu uns?"

„Du biſt vom Gegentheil überzeugt, lieber Vater!"

„Nun denn, ſo komm, erzähle."

Alle gingen in das Häuschen; die Thüre wurde ſorgfältig geſchloſſen, und Williams, der ſeine Thränen nicht mehr zurückzudrängen vermochte, ſank erſchöpft auf einen Sitz nieder.

„Mein lieber, theurer Sohn!" tröſtete die Mutter.

„So laſſ' ihn doch — laſſ' ihn ausweinen, es wird ihm dann leichter."

Aber Schmerz und Verlegenheit beengten den armen Williams immer mehr, denn, hatte er früher nicht die Kraft, die Thränen zurückzuhalten, fehlte ihm nun der Muth, die Urſache derſelben anzugeben. Je länger er ſchwieg, deſto größer war die Scham, deſto verlegener wurde er. So verfloß eine geraume Zeit; ſeine Thränen floßen langſamer, ſein Schluchzen hörte auf, und noch immer ſchwieg Williams; auf alle Fragen ſeines Vaters hatte er nur ein Kopfſchütteln zur Antwort, bis endlich des alten Soldaten Geduld riß. „Der Burſche hat gewiß zu viel getrunken!"

„Williams und viel trinken! Sahſt Du ihn denn je in einem Schankhauſe?" Dieſes ſprechend, näherte ſich die Mutter dem geliebten Sohne, legte den Arm um ſeinen Hals, drückte ihn an die Bruſt, und ſagte: „Nicht wahr, mein Sohn, Du biſt verliebt?"

„Verliebt? ei, ei," ſchüttelte der Invalide den Kopf, muß man denn darum zu einem Brunnen werden, wenn man verliebt iſt? Hat man denn etwas zu fürchten; wenn man verliebt iſt? Ich glaube, da iſt zu heirathen?"

„Das iſt unmöglich!"

„Liebſt Du denn eine Verheirathete?"

Williams verneinte.

„Was haſt Du alſo? Nun, wird's — ſo laſſ' mich doch nicht da ſtehen, die Hand am Hut."

„Sei doch nicht ſo furchtſam," ermunterte die Mutter, Du weißt doch, daß wir beide Dein Glück wollen."

„O liebe, liebe Mutter! Wenn Du wüßteſt —"

„So ſprich doch — den Namen ſage wenigſtens —"

„Den Namen, nur den Namen," bat ſie noch einmal.

„Nun wohl," ſtammelte der Sohn.

„Nun?"

„Herrn Koffmanns Nichte."

Ein Ausruf, der des Schmerzes und der Ueberraſchung — der Mutter Hände ſanken unwillkürlich zurück, dem Vater entfiel die Pfeife.

„Kreuz Donnerwetter — biſt Du denn närriſch?"

„Fräulein Eliſabeth? Du kennſt ſie ja nicht?"

„Schon lange kenne ich ſie, liebe Mutter; täglich ſah ich ſie auf der Terraſſe."

„Und Du ſprichſt ſie?"

„Ja, liebe Mutter!"

„Wenn Herr Koffmann es wüßte!"

„Er weiß es! Dieſeswillen führte er ſie weg!"

„Was ſagſt Du?"

„Nie ſeh' ich ſie wieder — kenne nicht ihren Aufenthaltsort!" klagte Williams.

„Hol' der Teufel den Koffmann und ſein ganzes Haus! Unglücksnachbarſchaft!" Heftig ſchob er ſeinen Seſſel zurück und fuhr fort: „Habe ich doch

Digitized by Google

gleich etwas dahinter vermuthet, Dich so lange im Garten bleiben zu wissen. — Doch wie kamst Du zu Fräulein Elisabeth?"

„Da müßte ich länge erzählen!"

„Erzähle nur," fiel Marthe ein. Und die beiden Alten setzten sich, und nach kurzem Kampfe erzählte Williams: „Wie uns Herr Koffmann seit der Zeit, wo wir dieses Häuschen kauften, behandelte, ist Euch bekannt; es kann Euch daher nicht befremden, wenn ich sage, daß ich nicht nur jede Gelegenheit, ihn zu beleidigen benützte, sondern auch herbeizog. Oft ging ich, wenn er an der Terrasse erschien, vorüber, ohne den Hut zu rücken; für ihn hatte ich keine Blumen; kurz, ich war, ohne viele Mühe, grob. Doch anders war mein Betragen, wenn Elisabeth an der Terrasse erschien. Ich hatte gehört, sie sei unglücklich, und ihr stilles Hinstarren in die schöne Gegend bewies es mir, ich konnte mich nicht enthalten, unwillkürlich hob sich meine Hand und grüßte.

Einmal stutzte ich die unter der Terrasse angelegte Weinlaube zu, und hörte selbst, wie Herr Koffmann dem armen Mädchen seine Barmherzigkeit, einen jeden Bissen, den sie genoß, vorwarf. Elisabeth weinte heiße Thränen, doch mitleidslos schmähte der Oheim fort. Fühlte ich noch etwas Familienhaß gegen Elisabeth bis jetzt, so war aller nun verschwunden; in meiner Seele trennte ich sie von den Koffmann's, und seit diesem Augenblicke änderte ich mein Betragen gegen sie. Ich weiß nicht, ob sie diese Veränderung bemerkte, doch das weiß ich, daß sie seit dieser Zeit freundlicher, gesprächiger wurde. Anfangs fragte sie mich, wie man eine oder die andere Blume pflegen müsse; nach und nach wurden die Gespräche länger. Wir sprachen von Dir, mein Vater, von Dir, Mutter, von meinem Oheim, dem Pastor, bei dem ich erzogen wurde. Sie sang einige deutsche Lieder, die ich lernte, und so verfloß manche Stunde. Endlich kam sie täglich, und auch ich mußte kommen, mir wurde es zur Gewohnheit, ich weiß nicht wie. Auch sie fühlte, wie ihr das Kommen zum Bedürfniß wurde, und unverhohlen bekannten wir uns, welches Glück uns das Beieinandersein gewähre. (Fortsetzung folgt.)

Miszellen.

Was eine schöne Stimme nützt.

Im vorigen Winter wurde ein junger russischer Baron von seinem Oheime, der einen diplomatischen Posten bekleidet, in vornehmen Häusern vorgestellt. Der junge Mann gefiel sich in diesen Kreisen und er würde sich glücklich geschätzt haben, wenn die Summe, welche ihm der Oheim gab, mit den Ausgaben in Uebereinstimmung gewesen wäre, zu denen ihn sein Rang und seine Verhältnisse nöthigten. Unter andern Vorzügen besaß der junge Baron eine sehr schöne Stimme. Eines Abends sang er in einer Gesellschaft, in welcher sich auch der Director eines der Pariser Theater befand, der zu dem jungen Manne sagte; „wenn Sie minder glänzend in der Welt gestellt wären, könnten Sie auf der Bühne ihr Glück machen." — „Würden Sie mich engagiren?" — „Sogleich." — „So achten Sie weder auf meinen Namen noch auf das Vermögen, daß Sie bei mir nur muthmaßen; und machen Sie mir einen schriftlichen Antrag." — „Morgen sollen Sie ein schriftliches Engagement erhalten, das Sie blos zu unterzeichnen brauchen." — Am andern Tag erhielt der junge Baron wirklich den Entwurf zu einem Contracte und er begab sich damit sogleich zu seinem Oheime. — „Meine Gläubiger belästigten mich auf unausstehliche Weise," sagte er; „desto schlimmer für Dich," antwortete der Oheim, „das ist deine Sache; sieh zu, wie du dich mit Ihnen vergleichst." — „Ich möchte mich allerdings mit Ihnen vergleichen, aber dazu brauche ich Geld, eine Kleinigkeit 10,000 Franken." — „Zehntausend Franken nennst Du eine Kleinigkeit? Nun wenn eine solche Summe in Deinen Augen so wenig ist, so wird Dir es nicht schwer werden, sie herbeizuschaffen. Auf mich rechne aber in keinem Fall." — „Ist das Ihr letztes Wort?" — „Ich werde davon nicht weichen." — „Ich war im Voraus davon überzeugt und habe deßhalb auch blos auf mich gerechnet. Es fehlt mir zum Glück nicht an Hülfsmitteln." — „Welche besitzest Du denn, wenn ich fragen darf?" — „Ich weiß daß Sie von Ihrem Neffen eine geringe Meinung haben, weil er nichts von der Politik versteht. Wir leben aber zum Glück in einer Zeit, in welcher man auch auf anderen Wegen zu Vermögen gelangen und sein Glück machen kann." — „Willst Du einen Handel anfangen?" — „Nein, ich werde mich der Kunst widmen." — „Wie verstehst Du das?" — Sie wissen, daß ich eine hübsche Stimme habe; man hat mir eine ansehnliche Summe dafür geboten, ich nehme sie an und werde mein Talent auf der Bühne geltend machen." — „Du? ein Comödiant?

Digitized by Google

Willst den Namen schänden, den wir beide tragen?“ — „Es bleibt mir keine Wahl und ich will lieber einem Theater angehören, als in dem Schuldgefängnisse sitzen. Hier ist der Contract, den man mir bietet; 15.000 Franken Gage; damit kann ich anständig leben.“ — Der Diplomat zitterte bei dem Gedanken, seinen Namen auf den Theaterzetteln gedruckt zu sehen; er bezahlte deßhalb die Schulden seines Neffen und verdreifachte die demselben ausgesetzte Summe. Der junge Baron hatte somit seinen Zweck erreicht.

Eine freundschaftliche List.

Seit sechs Monaten, büßte Herr D. im Pariser Schuldgefängnisse, das doppelte Unrecht, einen Wechsel acceptirt zu haben, und ihn zur Verfallzeit nicht einlösen zu können. Am letzten November begab sich der Schreiber eines Advokaten des Gläubigers in die Strasse Clichy um den Betrag für die Erhaltungskosten des Gefangenen, für den künftigen Monat zu deponiren. Da dieser bekanntlich frei ist, sobald diese Formalität nicht bis zu einer bestimmten Stunde Statt findet. In der Chaussé d'Antin ruft ein im Cabriolle vorüberrollender Herr den Schreiber an. Sind Sie nicht im Begriffe nach Clichy zu gehen, auf Befehl des Huissier Dof..? fragte der Unbekannte. Ja, — mein Herr. — Wohlan so gehen Sie nicht weiter; ich bin beauftragt, die Schuld des Hrn. D. abzutragen, und fahre so eben zu ihrem Chef. Nehmen Sie Platz in meinem Cabriolet. Der Schreiber steigt ein, und bald kommt man in die Straße de la Sourdière. Wollen Sie nicht einen Augenblick zu mir heraufkommen? fragt der Unbekannte wieder; einige meiner Freunde erwarten mich zum Frühstück. Essen Sie eine Cotellete mit uns, in zwanzig Minuten ist die Sache abgethan. Der junge Mann sieht darin nichts Unmögliches, da er bis Abend Zeit hat, seinen Auftrag zu erfüllen, und nimmt das Anerbieten an. Das Frühstück ist splendid, die Weine excellent, und sechs Flaschen Champagner, werden in einem Augenblicke auf die nahe Befreiung Freund Ds. getrunken. Bei der dritten verliert der Schreiber seine Besonnenheit, spricht höchst schwerfällig nach der fünften, und schläft unter dem Tische ein, nachdem er seinen Theil von der sechsten geleert. Gegen Mitternacht springt er auf, sammelt so viel wie möglich seine Gedanken, will hinaus, aber die tiefste Dunkelheit umgibt ihn. Er schreit, tobt, wüthet, Niemand antwortet ihm, und vor Müdigkeit überwältigt, wirft er sich wieder in den eben verlassenen Fauteuil und erwartet den Tag. Um acht Uhr des Morgens, tritt der Fremde ein, der Schreiber macht ihm Vorwürfe, jener droht, ihn hinauszuwerfen, — ein Streit entspinnt sich, der Portier holt die Wache, und in dem Augenblicke, in welchem man den armen jungen Mann nach dem Posten führt, verläßt D. fröhlich sein gezwungenes Freiquartier.

Auch eine Spekulation.

In Frankreich entsteht eine neue Speculations-Mode; man nimmt sich eines armen jungen Mannes oder Mädchens mit schöner Stimme an und läßt sie ausbilden unter der Bedingung, später den Ertrag ihres Talentes mit ihnen zu theilen. Zeitungen erzählen jetzt von einer solchen Speculation, die vor Gericht gekommen ist. Ein Mann hatte drei junge Leute, einen Tenor, einen Bariton und einen Baß unter solchen Bedingungen ausbilden lassen und für alle drei Stellvertreter in der Armee gekauft. Da starb ihm plötzlich der Bassist und bald darauf verlor der Baritonist die Stimme ganz und gar, so daß ihm nur der Tenorist übrig blieb. Dieser befand sich vollkommen wohl und seine Stimme entwickelte sich immer schöner. Die Oper hatte bereits schöne Anträge gemacht, als sich eine sehr reiche Wittwe in ihn verliebte, ihn heirathete und so dem Theater entzog. — „Und unser Contract?“ — „Das Heirathen steht nicht mit im Contracte.“ — „Es steht aber darin, das wir alles theilen, was Sie in den ersten 10 Jahren verdienen.“ — „Es ward damit nur das gemeint, was ich auf dem Theater verdienen würde.“ — „Das ist nicht bestimmt ausgesprochen. Sie haben jetzt 30,000 Franken Renten erlangt, die Ihnen ihre Frau zubringt. — Es kommen mir also jährlich 15,000 zu. Da der Andere nicht theilen wollte, so ist die Sache vor das Handelsgericht gebracht, das in den nächsten Tagen sein Urtheil darüber sprechen wird. —

Epigramm.

Ausgleichung.

Daß die Erwartung Dich täuschte, wie magst Du Dich darüber beklagen?
Denke, Lieber, wie oft Du die Erwartung getäuscht.

Verlegt und redigirt unter Verantwortlichkeit der G. Geiger j.schen Buchdruckerei.

Digitized by Google

№ 103. 25. December 1841.

Der Erzähler.

Ein

Unterhaltungsblatt für Jedermann.

Sechster Jahrgang.

Augsburg. Dieses Blatt erscheint jeden Mittwoch und Samstag, und kostet dahier vierteljährlich 45 kr., halbjährig 30 kr. und jährlich 1 fl.; auswärts ist der Preis: vierteljährlich 45 kr., halbjährig 30 kr. und jährlich 1 fl. 12 kr. Bestellungen nehmen alle Buchhandlungen und königl. Postämter, letztere mit der tarifmäßigen Portovergütung, an.

Die verehrlichen Abonnenten des „Erzählers“ werden ersucht, die Erneuerung des Abonnements noch vor Ablauf dieses Jahres zu machen, um die Bestellungen rechtzeitig effektuiren zu können. Da wir das letzte Semester uns genöthigt sahen, wegen Zunahme der Bestellungen 8 Nummern des Erzählers nachdrucken zu müssen, und die Ablieferung der später bestellten Exemplare hiedurch verzögert wurde, so glauben wir, diesen Wunsch aussprechen zu dürfen. Die Redaktion wird sich angelegen seyn lassen, den Erzähler wie seit seinem sechsjährigen Bestehen, so auch ferner, als angenehme und nützliche Unterhaltung, in jedem Familienkreise gern gesehen, fortzusetzen.

Die Redaktion.

Der Invalide.

(Fortsetzung.)

Eines Tages war die ganze Familie Koffmann außer dem Hause, und Elisabeth erschien viel früher als gewöhnlich auf der Terrasse. Eben war unser Cactus in der Blüthe, ich erzählte es ihr.

„Wie gerne wollte ich ihn sehen,“ sagte sie.

„Was hindert Sie,“ fragte ich, „meine Eltern werden gewiß nichts dagegen haben.“

„Nicht diese, doch mein Oheim! Würde er es erfahren, müßte ich aus dem Hause, und nie würde ich seine Verzeihung erhalten!!“

Ein glücklicher Einfall hieß mich meine Gartenleiter bringen; ich stellte sie an die Terrasse, und bat sie, herabzusteigen. Sie weigerte sich; doch ich bat so inständig, daß sie endlich nachgab und herabstieg. Nach und nach kamen viele unserer Blumen zur Blüthe, sie stieg, selbe zu sehen, in den Garten herab; ich lehrte sie die Blumen kennen, und lernte ein nie gekanntes Glück in ihrer Gegenwart finden.

Einmal blieben wir länger als gewöhnlich bei einander; sie erzählte mir ihre Leiden in des Oheims Hause, und wir vergaßen die nöthige Vorsicht. Erschrocken hörten wir im Hause Elisabeths Namen rufen; die Stimme kam immer näher. Kaum hatte ich Elisabeth in die Weinlaube gezogen, schallte sie von der Terrasse.“

„Meines Oheims Stimme,“ lispelte zitternd das Mädchen. „Erblickt er mich, bin ich verloren.“

In der That erschien Herr Koffmann, von einem seiner Söhne begleitet auf der Terrasse.“

„Das unglückselige Mädchen,“ zürnte Herr Koffmann. „Nirgend ist sie zu finden; doch, da liegt ihre Stickerei.“

„Vielleicht ist sie beim Nachbar,“ lachte der Sohn.

„Ich will hoffen, Du sagst es im Scherz,“ antwortete, wie es schien, übelgelaunt der Vater. „Geh' Du zum Kiosc sie suchen, ich gehe in den Garten.“

„Sie sind fortgegangen,“ redete ich das Mädchen an.

Elisabeth hörte mich nicht. Das Haupt an meine Schulter gelehnt schluchzte sie laut; kaum war ich meiner Besinnung mächtig.

„Verzweifeln Sie nicht, Fräulein!“

„Wie erscheine ich vor dem Oheim?“

„Steigen Sie schnell hinauf, Niemand wird etwas erfahren.

Digitized by Google

„Wenn er oben steht!“

„Und wenn auch; ist es denn ein Verbrechen, in einen Garten Blumen ansehen gehn?“

Das glaubt er nicht, er jagt mich aus dem Hause.

Meiner Gedanken, die ich damals hatte, bin ich mir nicht klar bewußt, doch weiß ich, daß ich, statt von diesem Gedanken erschreckt zu werden, mich freuend, sagte: „Desto besser!“

Verwundert blickte mich Elisabeth an.

„Wenn Sie nur wollten,“ fuhr ich fort, „bei meinen Eltern würden Sie gewiß gut behandelt. Sie wären bei uns glücklich!“

Was sie verstanden, weiß ich nicht. Erschrocken wich sie zurück. Ich wußte nicht, ob ich ihr Weh gethan, ob ich sie beleidigt; Thränen füllten meine Augen, ich eilte zu ihr und bat: „Verzeihen Sie, Fräulein, ich weiß nicht mehr, was ich rede; ich weiß es ja, ich sehe es ein, bei so armen Leuten, wie wir, können Sie nicht wohnen!“

„Wie gerne!“ rief sie, in meine Arme stürzend.

„Ist es möglich! Sie wollten — wirklich?“ stammelte ich, mein Glück kaum fassend.

„Mit Ihnen — ewig,“ lispelte sie in meinen Armen.

Lange Zeit verfloß, ehe Elisabeth wieder auf der Terrasse erscheinen konnte; wenn sie erschien, war sie furchtsam, zerstreut; nie erwähnte sie des Vergangenen, doch ich wußte mich geliebt, und dieses genügte mir.

Beinahe ein Monat war so verflossen, wir sahen uns selten, doch täglich wechselten wir Briefe, die wir unter einen Blumentopf auf der Terrasse legten. Auch gestern hatte ich einen Brief hingelegt, als ich Herrn Koffmann kommen sah. Ich zog mich, um keinen Verdacht zu erwecken, ins Haus zurück. Als ich zurückkehrte, fand ich meinen Brief schon weggenommen. Vermuthend, daß Elisabeth es gethan, wartete ich den ganzen Tag auf Antwort, doch als ich heute keine fand, konnte ich mich nicht mehr enthalten, ich fragte einen Diener nach Elisabeth, und erfuhr, Herr Koffmann habe seine Nichte, man wisse nicht wohin, doch auf immer, aus Thann weggeführt!“

„Und hast Du noch nichts erfahren?“ fragte die Mutter.

„Nein! Niemand weiß es. Doch ich werde sie finden —“

„Und wenn Du sie nicht findest?“

„Wenn ich sie nicht finde, liebe Mutter, ja, wenn ich sie nicht finde — dann —“

„Donner! dann wirst Du vergessen,“ fiel der Vater ein. — „Nie, Vater!“

„Was würdest Du thun?“

Der junge Mann sprach kein Wort, doch sein Blick sprach, und beantwortete des Vaters Frage, und machte ihn zittern. Schweigend entfernte sich Williams.

III.

Fruchtlos waren alle Nachforschungen Williams, den Aufenthaltsort Elisabeths aufzufinden, und die Abwesenheit jeder Spur zwang ihn, die Hoffnung, sie zu finden, aufzugeben. Sein Blick wurde immer trauriger, seine Wange immer blässer; sein Mund sprach nie von des Herzens Liebesschmerz, doch unüberwindlich war dieser, trotz alles Strebens der liebenden Eltern.

Franz erkannte bald in ihm eine jener Naturen, die, wenn sie nicht in den Besitz des Verlorenen kommen, brechen müssen, und hatte sogleich seinen Entschluß gefaßt: er beschloß, zu Herrn Koffmann zu gehen, und um die Hand Elisabeths anzuhalten. Nur einen Tag gönnte er sich, alle möglichen Gründe für sein Ansuchen zu erwägen, alle Einwendungen Koffmanns zu widerlegen; und in der festen Ueberzeugung, seinen Plan durchzusetzen, begab er sich zu dem Nachbar.

Koffmann war sehr beschäftigt; man hieß ihn warten. Das hatte Franz nicht vorbedacht, und der erste Stein des vermeinten festen Gebäudes wich. Rund sah er um sich: er befand sich in einem eleganten Salon, von einer Seite hörte er den Klang des abgezählten Silbers, von einer zweiten das Lachen der zahlreichen Dienerschaft, die durch die offenen Salonthüren beständig durchging. Auf dieses hatte er sich nicht vorbereitet; er dachte sich Herrn Koffmann in seinem Cabinet, von keiner Pracht umgeben, von Niemand behorcht; er warf einen Blick auf seine ärmliche Gestalt und seine eingelernte Festigkeit, seine Fassung war dahin. Seine Lage war die eines Generals, der, in der festen Meinung, seinen Gegner zu überraschen, zu schlagen, den Platz verlassen findet, und ihn auf einen vortheilhaftern gestellt erfährt. Ein neuer Operationsplan war zu entwerfen.

Doch umsonst mühte sich der alte Soldat ab; sein militärischer angelernter Takt hatte ihn gänzlich verlassen, und schon dachte er an Rückzug, als Herr Koffmann erschien.

Digitized by Google

Beim Anblick des Invaliden verfinsterte sich seine Miene, und barsch fragte er nach seinem Begehren.

„Ich wollte Sie sprechen," stammelte Franz.

„Ich wünsche Sie allein zu sprechen," gegenredete Franz, der sich noch immer nach dem Cabinet sehnte.

„Hier hört uns Niemand!"

Sich dessen zu versichern, blickte der Soldat herum. Er wollte sprechen: kein Wort konnte über seine Lippen; verlegen rückte er sein Mützchen. Der Eingang seiner Rede war vergessen.

Einige Augenblicke hatte Koffmann gewartet, dann machte er Anstalt, wegzugehen. „Kommen Sie wieder, wenn Sie zu reden wissen," zürnte er.

Das Blut stieg Franzen ins Gesicht. „Weiß ich doch, was ich reden will, doch suche ich, es Ihnen auf eine höfliche Art —"

„Sie und höflich?" höhnte Koffmann. „Da brauchen Sie mich wohl?"

„Weder Sie, noch einen Andern!"

„Nun, so können Sie gehen!"

„Nur langsam, mein Herr!" rief Franz, dem Koffmanns beleidigende Worte seinen Muth wiedergaben. „Nur nicht so schnell, Herr Maire. Ohne alle Umstände will ich Ihnen mein Anliegen sagen: Sie haben ihre Nichte von hier entfernt — wollen Sie mir die Ursache sagen?"

Der Zorn färbte des Fabrikanten Wange dunkel. „Wer berechtigt Sie zu dieser kecken Frage?"

„Wollen Sie nicht antworten, will ich es selbst thun. Sie haben Fräulein Elisabeth weggeführt, weil sie meinen Williams geliebt —"

„Schweigen Sie!"

„Sie werden mich bald reden heißen."

Zorn funkelte aus Koffmanns Auge. „Was wollen Sie also?"

„Dasselbe frage ich Sie. Wollen Sie etwa die Leutchen trennen? Wollen Sie ihre Liebe brechen? Brechen werden Sie, ja, ihre Herzen aber. Mein Williams ist schon bald todt; Fräulein Elisabeth wahrscheinlich nicht minder."

„Was liegt mir daran?"

„Nichts, leicht möglich! Weiß ich doch, daß Sie Ihre Nichte wie einen Hund behandelten; wie kann Sie das betreffen, wenn sie sechs Fuß unter der Erde liegt! Und zudem, das ist ja die beste, wenigstens wohlfeilste Ausstattung einer Nichte. Deßwegen schlage ich Ihnen einen andern Ausweg vor. Ist Ihnen das arme Kind so lästig, geben Sie sie meinem Williams als Frau."

Koffmann trat einen Schritt zurück. „Scherzen Sie mit mir etwa?" fragte er. — Den alten Mann zum Widerlegen bereit sehend, fuhr er fort: „Meine Nichte einen Gärtner heirathen? Sind Sie denn närrisch?"

„Nicht so, wie Sie meinen. Der Gärtner macht sie glücklich, wo Sie nur ihren Tod bewirken! Freilich muß Sie das kränken, eine Koffmann Blumen begießen und verkaufen zu sehen!"

„Lieber werfe ich sie ins Meer!"

„Ich glaub' es ja; glaub' es wohl, daß ein Mann von Ehre, wie Sie, diesen Gedanken nicht ertragen könnte, ich habe daher auch vorgedacht. Am Hochzeitstage verkaufen wir unsere Habe, verlassen Thann und ziehen nach Basel, und Sie werden nie von uns hören."

„Nun habe ich genug angehört! Frechheit sonder gleichen! Meine Nichte zu verlangen!"

„Sie verweigern also ihre Einwilligung?"

„Fort, Nichtswürdiger!"

Franz erblaßte; seine Miene wurde herausfordernd: „Ja, ein Nichtswürdiger ist hier; doch der bist Du, Peter Koffmann. Kannst Du, der Du den einzigen Sohn einer Wittwe kaufteſt, ihn statt Deiner todtschießen zu lassen, kannst Du einem alten Soldaten ins Auge blicken? Wisse, solche Nichtswürdige wie ich, haben durch zwanzig Jahre für Deine würdige Haut gestritten, damit Du inzwischen reich und grob werdest. Solche Nichtswürdige haben sich in Stücke hauen lassen, und Du verachtest sie nun, weil sie arm sind? Dafür verachte ich Dich, Du feige Memme! Du Nichtswürdiger! Merke aber wohl die Warnung eines alten Soldaten: Wir haben in der alten Garde wohl Schwereres vollbracht, als Verliebte zusammen zu bringen."

Einen Blick der Verachtung dem betäubten Maire zuwerfend, schritt Franz langsam aus dem Zimmer. (Schluß folgt.)

Miszellen.

Der Ritt aus Liebe.

Ein Creole von Guadelope, ein muthiger schöner Cavallerieofficier und einer der ältesten Familien der Colonie angehörig, verliebte sich leidenschaftlich in eine schöne Dame. Zum Unglück für diese übrigens sehr poetische Liebe wohnte die schöne Dame in Point à Pietre und der Officier in Basse Terre. Siebenzehn Stunden also trennten sie und überdies mußte

der Officier von früh 6 bis Abends 6 in der Garnisonsstadt auf seinem Posten seyn; er schien aber in seiner Noth gedacht zu haben wie Cheniers Nero: „mir bleibt die Nacht!“ Aber wie war es möglich, in den 12 Stunden der Nacht nach Point à Pietre und zurück, also 34 Stunden zu reiten und zwar über Berge, über Schluchten über den Fluß Salee, der durchschwommen werden mußte? Der Officier machte es doch möglich. Sobald es 6 Uhr Abends geschlagen hatte, schwang er sich auf sein Pferd und verschwand in dem Hohlwege hinter dem Fort; aber hätte er auch das Pferd Mazeppas geritten, er würde in dieser Anstrengung nicht weit gekommen sein. Er theilte deßhalb seinen Weg in mehrere Stationen, je nach den Pflanzungen, auf denen es, wie er wußte, gute Pferde gab, und da es in jeder Jahreszeit in den Colonien um 6 Uhr Nacht wird, so hoffte er überall sich ein frisches Pferd verschaffen zu können, ohne bemerkt zu werden. Er war zwar überall bekannt und überall hätten ihm Pferde zu Diensten gestanden, aber er hätte, wenn er um diese nachgesucht, seinen Zweck und seine geheime Liebe gestehen müssen. Als er auf der ersten Station ankam, führte er sein Pferd in den Stall, sattelte und zäumte ein anderes und jagte auf demselben blitzschnell davon, ohne daß auf einer Pflanzung einer der Neger, die zu wachen hatten, aber regelmäßig schliefen, ihn bemerkten. In Point à Pietre wechselte er von der Straße aus mit der Königin seines Herzens einige sehr zärtliche Worte, worauf er dann wieder davon jagte, jedes Pferd in den rechten Stall brachte und endlich auf dem seinigen zurückkam. Wie es früh 6 Uhr schlug, ritt er im Schritt nach seiner Wohnung zu, als habe er im kühlen Morgen einen Spazierritt gemacht. — Diese Liebe dauerte mehrere Monate und er sah auf diese Weise seine Schöne fast jede Nacht. Nach einigen Wochen bemerkte man aber, daß die Pferde in der Richtung von Basse Terre nach Point à Pietre zu sichtbar abmagerten. Was auch die Herren derselben thaten, es half nichts; die Neger schrieben die Schuld dem bösen Geist Zobi zu. Erst als der Officier sich mit seiner Geliebten verheirathet hatte, nahmen jene Pferde auf ebenso unbegreifliche Weise wieder zu.

Viel Geschrei und wenig Wolle.

Das ungeheuerste und riesenhafteste Schild vielleicht in Europa ist das an der englischen Bierbrauerei in Paris. Es ist nämlich nicht weniger als siebenzig Fuß lang und sieben Fuß hoch; die Buchstaben darauf sind 3 Ellen hoch, so daß sie auch von den Kurzsichtigen eine Viertelstunde weit gesehen werden können. Wenn dieses riesenhafte Schild einmal herabfällt, kann es eine halbe Compagnie Soldaten erschlagen und begraben. Paris zählt der merkwürdigen Schilde überhaupt mehrere, das eines gewissen Doucerain zeigt von einer wahren Sprachverwirrung, denn man liest Aufschriften in allen möglichen Sprachen darauf, auch eine griechische, die zu deutsch heißt: „ich rasiere sehr schnell und schweige dabei.“ Auf vielen liest man english spoken here (hier wird englisch gesprochen) oder qui si parla italiano. Geht ein Engländer oder Italiener an einem solchen Verkaufslokale vorbei, so tritt er ein und spricht seine Muttersprache. Aber Niemand versteht ihn. Zeigt er auf die lügenhaften Worte draußen, so antwortet man ihm: „Wir bitten um Entschuldigung, der Commis, welcher englisch (italienisch) spricht, ist eben einmal ausgegangen,“ und der Fremde sieht, daß das Schild nur eine Anlockung für Käufer ist.

Ein gewandter Improvisator.

Einem französischen Improvisator wurde kürzlich in St. Omer eine schwere Aufgabe gestellt. Eine geistreiche Dame forderte ihn auf, ein vierzeiliges Gedicht zu machen, dessen drei erste Zeilen eine schwere Beleidigung enthielten, welche durch die vierte Zeile in ein Compliment verwandelt wird. Der Dichter bat um zwei Minuten Zeit und ehe diese verlaufen, war sein Gedicht fertig, das ungefähr so lautet:

Elise zählt kaum 20 Jahre
Und sie ist Mutter ohne Gatten
Auch ist es kein Geheimniß mehr
Den laut verkünden es — die Armen.

Bekanntlich traut nicht blos der Schmied in Gretna-Green die Paare, die in dieser Absicht bei ihm erschienen; es gibt noch mehrere andere Personen an der schottischen Gränze; die sich mit diesem einträglichen Geschäfte befassen. — So sagte vor Kurzem eine Frau in Lokermouth aus, daß sie in den letzten 6 Jahren 1300 Paare getraut habe.

Auflösung der Charade in No. 101.:
Lechhaufen.

Verlegt und redigirt unter Verantwortlichkeit der G. Geiger j.schen Buchdruckerei.